Bambocciaden.

Pictoribus atque poetis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Hor.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1797.

...LIOTHECA
...GIA

Vorrede.

So wie es nur wenige Doktoren giebt, die sich, wenn sie krank werden, selber zu kuriren getrauen, so giebt es auch nur wenige Schriftsteller, die zu ihren Werken selber eine gescheidte Vorrede zu schreiben wissen. Es dünkt mich daher sehr weise, daß man sich ehemals von irgend einem litterarischen Freunde eine Vorrede machen ließ, und ihm zur Vergeltung

mit einer andern Vorrede bei der nächsten Gelegenheit diente; denn die Hand zittert uns Auctoren, wenn wir vor unserm Werke sitzen und nun den Leser gern auf alle Schönheiten aufmerksam machen möchten, die Fehler verdecken und zu verstehen zu geben denken, was wir denn nun mit unsern Meinungen eigentlich gemeint haben. Daher wollt' ich auch anfangs die Vorrede früher schreiben, als das Buch: weil uns vor dem Anfange das Werk immer schöner vorkömmt, als nachher; aber es unterblieb, weil ich gar zu neugierig war, wie sich das Opus selbst ausnehmen würde, wenn es an's Tageslicht käme. Dann wollt' ich einen guten Freund um eine Vorrede ersuchen; der schreckte mich aber zu sehr ab, indem er mich versicherte, die ganze Arbeit sey keiner Vorrede werth.

Ich muß also selbst den Versuch machen, und mich dabei sehr in Acht nehmen, daß ich mich nicht zu sehr bloß gebe; denn unvermerkt findet sich in einer Vorrede ein Plätzchen, wo sich die Eitelkeit hineinschiebt, oder wo man dem Versuche nicht widerstehen kann, seinem zukünftigen unbekannten Rezensenten eine Unhöflichkeit zu sagen. Das letzte halte ich für ganz überflüssig; denn von gewöhnlichen Recensenten denke ich ganz wie Macbeth:

„Doch sieh nur — wer sind jene dort? So eingeschrumpft und schaurig in ihrer Tracht? Sie scheinen keine Bewohner der Erde und doch sind sie darauf. — Seyd Ihr Wesen, denen ein Sterblicher etwas abfragen kann, so antwortet; denn ich bin ein Mann, der weder um Eure Gunst buhlt, noch auch Euren Haß fürchtet!“

Wenn man mich zwingt, noch unverschämter zu seyn, so werde ich ausrufen, nachdem ich in kritischen Blättern zur Warnung anderer recensirt bin:

„Hinweg! laß die Erde dich verbergen. Deine Knochen sind hohl, deine Gebeine markloß, du hast keine Sehkraft in diesen Augen, mit denen du mich so anstarrst! Du magst als Russischer Bär, oder als Rhinoceros erscheinen, und ich will nicht vor dir erzittern.“

Nachdem ich diese berühmten Stellen so akkommodirt habe, will ich nur noch sagen, daß man nichts anders erwarten möge, als was der Titel meines kleinen Buchs verspricht. Man hat mancherlei Bambocciaden; manche Leser werden vielleicht einige kennen, vielleicht sogar auch der Recensent. Es sind kleine unförmliche Bilder, die doch launig sind; keine heiligen Fa-

millien, keine Schulen von Athen, sondern wenn man eine Bambocciade recht eigentlich beschreiben wollte, so würde es ohngefähr so herauskommen, daß sie durchaus nichts anders sey, als eine Bambocciade.

Man hat ein ganz altes italiänisches Marionettenspiel, eine Posse unter dem Titel: der niesende Herkules, die der Verfasser auch eine Bambocciade nennt; damit wird Niemand mein Buch verwechseln, weil sogar jetzt, noch ehe es gedruckt ist, mein Werk bekannter ist, als jener niesende Herkules. Ich will damit nicht groß thun und etwa zu verstehn geben, daß ich berühmt sey, oder daß ich mit litterarischen Seltenheiten genau bekannt wäre; denn ich kenne wieder tausend Sachen durchaus nicht, die gar nicht selten sind: sondern ich erwähnte jenes Marionettenstück nur, um mit

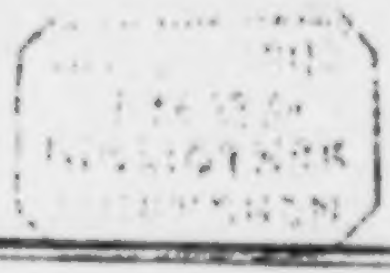
zum Schluſſe einen ſchicklichen Uebergang zu bahnen. Ich werde mich ſehr darüber freuen, wenn jener große gigantiſche, aus unzähligen Gliedern beſtehende Herkules, der Leſer, bei der Lektüre dieſes Buchs vor Freude oder übergroßer Theilnahme nieſt, und ich ſage ſchon im Voraus: Helf Gott!

I.

Geſchichte eines Mannes

welcher

mit ſeinem Verſtande auf das Reine gekommen.



Erſtes Kapitel.

Wer der Mann war, welcher mit ſeinem Verſtande auf das Reine gekommen.

Der Kriegesrath, Herr Peter Naſturtius, war das einzige geliebte Kind des Herrn Simon Naſturtius, Gewürzkrämers zu Braunſchweig. Sein Vater hatte durch ſeine Induſtrie ſich von einem armen Lehrburſchen zu einem Manne von 20000 Thalern aufzuſchwingen gewußt, und um den Glanz ſeiner Familie ſo hoch als möglich zu bringen, hatte er Herrn Peter den Muſen gewidmet, welche ihn aber, da er das Maas nicht hatte, der Themis überlieferten. Nach einigen Jahren wog ihn dieſe Dame, den Titel Kriegesrath, fünfhundert Thaler Einkünfte und die Freyheit zu, in M. ſeine Mitbürger zu chikaniren, wenn ſie ſich einfallen ließen, Prozeſſe zu führen.

Noch ehe Herr Peter die Universität bezog, hatte sich Herr Simon Nasturtius zur Ruhe gesetzt. Das heißt: er gähnte nun in seinem Zimmer, statt daß er sonst im Laden gegähnt hatte; denn da er alle Beschäftigung haßte, so hatte er neben seinen ansehnlichen Renten keine kleine Portion Langeweile zu verzehren, er genoß indeß beyde mit Dank gegen den Geber, dem er jeden Abend seines langweiligen Lebens um viele folgende anrief.

Um indeß der Langenweile auf irgend eine Art ein Bein unterzuschlagen, griff er zu dem verzweifelten Mittel, die Politik zu studiren, und zu dem Ende las er alle Zeitungen, deren er habhaft werden konnte; bei Tische erzählte er seiner Familie, was er gelernt, nach Tische gieng er spatzieren, etwas später in die Tabagie, und nach dem Abendessen erzog er seinen Sohn. Ueber Herrn Simons Hause stand: ora et labora, welchen Spruch der Gevatter Mauermeister dem Alten verdeutscht hatte; sein Erziehen nach Tische bestand in erbaulichen Gesprächen, welche sich um diese Sentenz drehten, und: Peter werde mir was rechts, war der Schluß jedes dieser Dialogen.

So gieng die Zeit hin bis auf das Jahr 1763. Der Friede machte dem siebenjährigen Kriege ein Ende, die Zeitungen wurden weniger interessant, der junge Peter artiger als vormals; kurz, mit den einrückenden Regimentern rückte ein Heer von Langerweile in das Haus des Herrn Nasturtius.

Da dieser Mann jetzt sich immerfort selbst zur Last fiel, so hielt er sich am Ende für krank, und glaubte, sein Stündlein sey nahe. Er betete daher um ein baldiges, sanftes und seeliges Ende. Sein Bitten fand zu seinem Verdrusse früher Gehör als er glaubte, er starb am Schlage, als er einst an einem sehr kalten Winterabend aus der Tabagie nach Hause gieng. Seinen Tod hatte er aus der sechsten Bouteille doppelter Rumme getrunken, und sein letztes Wort war: die Welt ist doch ein Jammerthal.

Herr Peter Nasturtius kam zwey Jahre nach diesem Todesfalle von Universitäten. Alle Professoren erschöpften sich im Lobe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit. Bescheidenes Betragen und Sittlichkeit sah man in seinem ganzen Aeußern; und seine Reden verriethen, daß er nicht nur die Brod-

collegia, sondern auch schöne Wissenschaften und Philosophie studirt habe.

Im Examine bestand er vortreflich, die Examinatoren versicherten, seine Antworten wären so gelehrt gewesen, und wären dabei so rasch aufeinander gefolgt, daß sie ihn nur mit einiger Mühe hätten verstehn können In seinen Geschäften war er äußerst akkurat, im Umgange höflich, in der Unterhaltung langweilig, im Essen und Trinken mäßig, im Disputiren rechthaberisch und zweifelte daran, daß jemand lieben könne; Launen kannte er gar nicht, daher war er Tag für Tag langweilig und noch dazu stets auf dieselbe Art; in Krankheiten betrug er sich geduldig, im Glücke nicht ausschweifend lustig: kurz, die ganze Stadt wußte nichts Böses von ihm, die ganze Stadt achtete ihn und bediente sich seines Rathes und Beistandes, und die ganze Stadt konnte ihn nicht wohl leiden.

Zweytes Kapitel.

Wie dieſer Mann über ſich ſelbſt gedacht und geſprochen hat.

Man ſieht ein, daß dieſes ein Mann von Grundſätzen war. Es war nur ſehr ſchlimm oder gut, daß bei allen ſeinen Grundſätzen des Vaters ora et labora zum Grunde lag, und die philoſophiſchen Collegia hatten im Grunde nichts weiter gethan, als dieſes Sprüchlein variirt und in die rechten Phraſes ausgeſponnen; wie denn die Gegner der Philoſophie ihr ſtets Schuld geben, daß ſie nichts thue, als das Plattdeutſch der geſunden Vernunft in das Hochdeutſch der Terminologie zu überſetzen, und daß ein Philoſoph im Grunde weiter nichts heiße, als Mitglied der und der Reſource ſeyn.

Wie dem auch ſeyn mag: unſer Naſiurtius ſetzte darein, daß er Grundſätze hatte, ſeinen Stolz; er führte nichts lieber im Munde als das Wort Conſequenz, und wer ihn zum Feinde haben wollte, durfte

nur an seinen Grundsätzen, oder an seiner Conse-quenz zweifeln. Dabei hatte er nun freilich einige Schwachheiten, die man ihm übersehn mußte, z. B. eine gewaltige Intoleranz gegen Leute, welche anders zu denken für gut fanden, welche er auch, wenn er konnte, lächerlich zu machen suchte; und eine eigentliche Erbitterung gegen die starken Geister in der Moral, welche alle Grundsätze verachteten. Man wird nicht eher ein solider Mensch, sagte er, als bis man Grundsätze hat, und der erste Grundsatz aller Grundsätze sollte billig der Grundsatz seyn: Grundsätze zu haben.

Der Verfasser kann sich hier nicht enthalten, einen Charakterzug des Herrn Nasturtius und eine Anmerkung anzubringen. Der Charakterzug ist der, daß Herr Peter ein sogenanntes animal disputax war, und mehrentheils in förmlichen Syllogismen disputirte, am liebsten aber seinem Gegner ein Dilemma wie eine Krebsscheere entgegenstreckte, um ihn festzuhalten. Die Anmerkung aber ist diese, daß Leute, welche sich mit ihrem Verstande auf das Reine, das heißt, zur Ruhe gesetzt haben, eigentlich weiter nichts thaten, als ihren Kopf in Fächer,

und die Welt nach ihrem Kopfe zu theilen. Daher wird ihnen manches so leicht, was uns armen Sterblichen, die wir die Welt nicht so en gros übersehen können, so schwer zu begreifen ist. Wo wir irgend eine auffallende Meinung behaupten hören und uns hinsetzen und fragen: was ist daran wahr, und wie kommt der Mensch dazu, dies, und es gerade so zu behaupten? sagen sie: diese Meinung ist entweder wahr oder falsch; da sie auffallend falsch ist, denn sie stimmt mit der meinen nicht überein, so ist der Mensch, welcher sie behauptet, ein Narr, und der, welcher sich über ihn den Kopf zerbricht, ein Thor.

Herr Nasturtius liebte, wie gesagt, das Dilemma, und konnte erstaunlich böse werden, wenn jemand seine Eintheilungen in a und b nicht wollte gelten lassen. Ein Menschenkenner will behaupten, er habe dann für sich folgendes Dilemma gemacht. Entweder ich habe Recht, oder mein Gegner. Mein Gegner kann nicht Recht haben, sonst hätte ich Unrecht, ergo etc.

Dieser Mann hatte einen entschiednen Anhang unter allen ältern Leuten der Stadt. Sie betrach-

tete ihn (er war 28 Jahr alt) als eine Pflanze, welche früh Früchte trägt, als eine rara avis, und einen weißen Raben. Die Väter stellten ihn ihren Söhnen zum Muster vor, und die Mütter ihren Töchtern als das Ideal eines Mannes, mit dem man eine glückliche Ehe führen könne. Besonders aber nahm der Burgemeister der Stadt täglich Maaß an dem Kriegesrath, und legte es dann an den Charakter und das Betragen seines Sohnes, und beschwor ihm, er möchte dahinein wachsen. Was Wunder, daß dieser junge 20jährige Mensch den Herrn Kriegesrath von Herzen haßte, und sich bei jeder Gelegenheit über ihn lustig machte.

Mein Grundsatz, debutirte er in allen Gesellschaften, wo der Kriegsrath sich von ihm treffen ließ, ist, gar keine Grundsätze zu haben, mein primum mobile ist meine Laune; Laune ist ein Handbuch, welches jeder bei sich trägt; was man sucht, findet man auf der Stelle und in kurzer Zeit, Grundsätze sind Folianten mit weitläuftigen Citationen, man schleppt sie mit großer Mühe herbei, schlägt einen Band nach dem andern nach, hat am Ende eine ganze Bibliothek um sich versammelt, und Zeit, Lust, Laune und Heiterkeit verloren.

Solche Spöttereien ärgerten den Herrn Kriegsrath gar sehr, allein da unter den Gaben, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, der Witz nicht befindlich war, (weswegen er ihn auch von Herzen haßte und verachtete) so schwieg er still, und begnügte sich, den jungen Menschen als einen Windbeutel zu verrufen.

Was in aller Welt hat denn ein Mensch, wenn er Witz hat? sprach er einst in einer Gesellschaft, in welcher man den jungen Werner erwartete. Wir fragen billig: was ist Witz? Antwort: die Fähigkeit, Aehnlichkeiten zu bemerken, ein Putz, den jedermann haben kann, wenn er die Kosten nicht scheut, ihn sich anzuschaffen und zu unterhalten. Ich behaupte, der Geschäftsmann hat nur darum keinen Witz, weil er diese gefährliche Spielerei verachtet, denn Witz ist eine Abart oder vielmehr Unart des Verstandes, und wenn man sich von Jugend auf darauf legt, Witz zu machen, so hat man ihn aufs Alter. Aber der Geschäftsmann verachtet den Witz, weil er Verstand kostet, den er zu nützlichern Sachen anwenden kann, seinen Nebenmenschen nützlich zu seyn, und — —

Der Kriegsrath stockte hier plötzlich, denn der Referendarius Werner war eben hineingetreten, und hatte die letzten Worte gehört. Sie haben Recht, sagte er, nützlich zu seyn, dazu hat der Mensch seine Kräfte erhalten. Die Gesellschaft ernährt uns, und wir ernähren die Gesellschaft, so wie der Hase bei uns ungestraft die Kohlfelder besuchen kann, bis man im Winter gegen ihn auf die Jagd zieht.

Was wollen Sie damit sagen? fragte der Kriegsrath.

Nichts, erwiederte der Referendarius, als daß nach dem Prinzip, daß man für die Gesellschaft alles thun müsse, die höchste menschliche Glückseeligkeit darin besteht, daß man sich von seinen Mitbürgern hetzen, schießen und verzehren läßt.

Ei, ei, Fritz! sagte der Burgemeister, wo bleibt der Respekt?

O, lieber Vater! erwiederte dieser, erlauben Sie immer, daß ich den Herrn Kriegsrath Gelegenheit gebe, mich zu widerlegen.

Aber die Art!

O, auf die Art sieht der Herr Kriegsrath nicht, Sie sind ein Mann von Grundsätzen, und unter die-

sen steht gewiß der oben an, daß es bei der Wahrheit weder auf die Form noch auf die Person ankömmt, von welcher sie vorgetragen wird, und daß jede Meinung Aufmerksamkeit und die Jugend Nachsicht verdienen.

Mein Herr Referendarius, erwiederte Nasturtius etwas verwirrt, Sie sind mir als ein Verächter der Grundsätze bekannt. Ich behaupte, man müsse schlechterdings Grundsätze haben, um ein solider Mensch zu seyn; Sie behaupten das Gegentheil, nun wissen Sie contra principia negantem, denn mein Prinzip ist: Grundsätze zu haben. Doch wenn Sie ernsthaft über die Sache sprechen wollen —

Ernsthaft, um Gotteswillen, das ist die langweiligste Art, langweilig zu seyn. Erlauben Sie lieber, daß ich Ihnen ganz kurz meine Meinung sage, vielleicht finden Sie sie im Zusammenhange weniger auffallend. Der Mensch ist ein recht vernünftig eingerichtetes Wesen, welches aber den Fehler hat, daß es Kleider, Essen und eine Menge anderer Dinge braucht, welche nicht auf den Bäumen wachsen. Um also einen Rock auf dem Leibe und

Speise im Magen zu erhalten, muß er als Jagdhund, Bullenbeißer oder Pudel in Dienste gehn; denn leider sind nur einige Menschen so glücklich, als Schooßhunde angestellt zu werden: wohl dem, wer Domherr, oder Canonikus oder Pfarrer werden kann. Jeder andere Mensch aber thut sehr wohl, wenn er sich früh auf seine künftigen Geschäfte vorbereitet, und sich zu seinen künftigen Arbeiten und Pflichten abrichten läßt. Will man die Art, wie man vernünftiger Weise sich dabei nehmen muß, Grundsätze nennen, je nun meinetwegen Aber von diesem Geschäftsleben unterscheide ich gänzlich das genießende Leben. Hier gilt jene eiserne Münzsorte nicht, wohl aber Sitten, Herkommen, und vor allen Dingen die Laune.

Aber, sagte der Kriegsrath, man kann im Unglücke sich nur nicht an Launen halten. Ich setze den Fall, Sie wären mit einem Ihrer Vorgesetzten in Gesellschaft, bemerkten eine Blöße an ihm, und deckten diese der ganzen Gesellschaft auf, dieser Mann, darüber beleidigt, versagte Ihnen einen Posten, um den Sie anhielten: würden Sie einen Trost darin finden, zu sagen: je nu, meine Laune

war gerade den Tag so, ich mußte ihn zum Besten haben, ich konnte mir nicht helfen?

Statt der Antwort, lieber Herr Kriegsrath, will ich Ihnen auch eine Frage vorlegen. Gesetzt, Sie bemerken an einem Ihrer Vorgesetzten eine Niedrigkeit, entdecken sie der Obrigkeit, und Ihr Vorgesetzter behandelte Sie so, als Sie annehmen, daß der meinige mich behandelt hätte: würde Ihr Mißvergnügen geringer seyn als das meinige?

Ja, ich würde denken: Kraft deiner Grundsätze hast Du recht gehandelt, folglich etc. — — — aber ärgern würde ich mich.

Was verursachte also das Mißvergnügen? Nicht daß ich aus Laune so handelte, nicht daß Sie aus Grundsätzen so handelten, sondern das Schicksal, und wenn ich Sie also versichre, daß meine Laune mir statt der Grundsätze dient. —

Hier fand endlich der Kriegsrath einen Weg, den er auch ohne Verweilen einschlug. Da es ihm nämlich schon oft vorgekommen war, zu disputiren, und eben so oft in Verlegenheit zu gerathen, so hatte er sich eine Formel ersonnen, durch welche er aus jeder Streitigkeit als Sieger davon

ging, ohne daß sein Verstand in den Augen der Welt verlor. Diese Formel, welcher er sich bediente, verdient allen animalibus disputacibus bekannt gemacht zu werden, sie heißt:

Es ist ein Wortstreit. Sie sind im Grunde meiner Meinung.

So wie also der Referendarius die Worte gesagt hatte, welche er im Grunde ganz anders meinte als sie klangen: Meine Launen dienen mir statt Grundsätze, so fiel der Kriegsrath gleich mit seinem Spruche hervor: ach so, ja lieber Herr Referendarius, das ist ein Wortstreit, im Grunde sind Sie meiner Meinung, was ich Grundsätze nenne, nennen Sie Launen, sehn Sie also wohl, daß Sie Unrecht haben, wenn Sie behaupten, man müsse keine Grundsätze haben. — —

Man setzte sich, der Streit war geendigt, aber die Uneinigkeit nicht; der Mann, welcher mit seinem Verstande aufs Reine gekommen war, hatte sich demüthigen und seine Zuflucht zu kleinen Schlichen nehmen müssen, um einem Ridicule zu entgehn: er nahm es sich also fest vor, diesen Schimpf zu rächen, so wie der Referendarius voll Verdruß nur

auf

auf eine Gelegenheit wartete, um seinen Mann fest zu fassen.

Drittes Kapitel.

Grundsätze des Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen.

Der römische Kaiser Antoninus Philosophus hat ein dickes Buch geschrieben, in welchem er mit sich selbst redet. Da nun dieses Buch gewiß nicht geschrieben ist, um von dem Verleger Honorar zu bekommen, ein Grund, warum eine Menge Schriftsteller Bücher verfertigen, ferner auch darum nicht, um einen Ruf in der gelehrten Welt zu erhalten, ein Grund, warum auch mehrere schreiben: so habe ich mir lange den Kopf zerbrochen, welchem Motive wir wohl dieses treffliche Buch zu danken haben. Ich muß es zu meiner Beschämung gestehn, daß alle mein Nachdenken mir nichts geholfen, bis ein

offenmüthiger Schriftsteller, durch sein edelherziges Bekenntniß in der Vorrede, mir die Augen geöfnet. Der Mann, welcher mir diesen befriedigenden Aufschluß gegeben, ist niemand anders als der Verfasser der Encyklopädie aller philologischen Wissenschaften, Berlin 1793, man sehe die Vorrede S. 17, wo Folgendes steht: „Endlich wiederhole ich das auch hier, was ich bei jeder meiner Schriften im Stillen gedacht, und vor einem Jahre in zweyen derselben öffentlich, und gewiß herzlich, gesagt habe: daß ich nämlich meine Sachen nie für die Welt, sondern bloß für mich, drucken lasse. Es sey Selbsttäuschung oder Spiel der Phantasie: genug, die bloße Ansicht meiner Schreibmaterien im Drucke führt mich oft auf andre Ideen, welche nur leider zu oft auch die bessern sind, welche ich hätte niederschreiben sollen, die ich aber gewiß auf keinem andern Wege so leicht und sicher erhalten haben würde. Daß ich nun diesen Vortheil bei meiner gnügsamen Geldarmuth nur dadurch, daß mein Werk vor der Welt auftrete, erhalten kann; und daß diese Welt eben deswegen, weil sie diese

Welt iſt, wähnt, ich habe für ſie gedacht, gewacht und geſchrieben, und ſich daher berufen fühlt, die kritiſche Geißel in der Rechten, und das kritiſche Weihrauchfaß in der Linken, gegen mich anrücken zu müſſen; dieſer ſcheinbare Hohn wird durch jenen überwiegenden Geiſtergenuß völlig entkräftet" — — —

Durch dieſe Stelle, welche mir ganz im Geiſte des römiſchen Kaiſers gedacht zu ſeyn ſchien, ward ich auch einmal über den Zweck ſeines Buchs belehret. Die Anſicht ſeiner Schreibmaterien in der zierlichen Abſchrift eines Librarii war es, warum der gute Antonin ſeine Reflexionen niederſchrieb; er ward beſſer, weiſer, wenn er ſie in einer andern Form, ſo wie unſer angeführter Verfaſſer gelehrter, wenn er ſeine Ideen gedruckt ſah. Und aus eben dem Grunde ſcheint Herr Peter Naſturtius ſeine Grundſätze niedergeſchrieben zu haben; und wahrlich es iſt zu bedauern, daß der gute Mann todt iſt, ſonſt könnte die Anſicht ſeines Geſchreibſels im Drucke ihn vielleicht ebenfalls auf die beſſern Ideen führen, welche er hätte niederſchreiben ſollen. Jedoch wir wollen ohne weitere Umſtände zur Sache ſchreiten.

Grundsätze des Herrn Peter Nasiurtius.

Es ist ein Gott, denn die Welt ist zufällig und endlich, eben so eine Unsterblichkeit, denn die Seele ist einfach. Anmerkung: die Beweise für diese wichtigen Wahrheiten habe ich vergessen, allein Liebhaber können sie in Baumgartens Metaphysik nachsehn. Als ich auf Universitäten war, hatte ich sie sehr genau im Kopfe, jedoch da sie sehr schwer zu fassen und zu behalten sind, so sind sie meinem Gedächtnisse wieder entschlüpft. Mein Grundsatz ist, daß derjenige, welcher mir nicht diese Wahrheiten glauben will, sich selbst um die Beweise bekümmern könne. Was die Einwürfe betrift, welche man jetzt so oft dagegen hört, so ist es nicht der Mühe werth, sich auf sie einzulassen, denn die allgemeine deutsche Bibliothek versichert, sie wären längst widerlegt. Man könnte auch unruhig werden, und das ist unangenehm. Ich habe den Grundsatz, man muß solche Leute mit gewissen Formeln beschwören, welche sie, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, nicht vertragen können, als z. B.

Das iſt jugendliche Schwärmerey, werden Sie nur erſt ſo alt wie ich. Oder: das iſt das Genieweſen. Was die Landesreligion betrift, ſo beſteht ja eine ihrer Hauptlehren darin, daß ſie nicht begriffen, ſondern geglaubt werden ſoll. Ich raiſonnire aber über ſie folgendermaßen. Sie iſt entweder wahr oder falſch; iſt ſie wahr, ſo iſt es vernünftig ja die höchſte Pflicht, ſie zu glauben und anzunehmen, iſt ſie falſch, ſo iſt es kein Unglück, ſich zu ihr zu bekennen. Keines von beiden iſt bewieſen, ein vernünftiger Mann muß alſo den ſicherſten Weg gehn, und an ſie glauben, beſonders da ſo viele verſtändige Leute ſich zu ihr bekennen.

Hier kann ich, der Verfaſſer, mich nicht länger zurückhalten, und muß auch ein paar Worte mitſprechen, weil eine Anmerkung von höchſter Wichtigkeit mir auf der Seele brennt, die deſto ſchöner iſt, da ſie hier gar nicht hergehört.

Wir leben einmal in der Welt und unter Menſchen, was iſt alſo billiger, als daß wir uns nach ihnen richten, und in dem Coſtum auftreten, in welchem ſie uns am liebſten ſehn. Ich hoffe, jeder wird mir ohne Schwierigkeit dieſen Satz zugeben,

und ſchließe alſo weiter, folglich iſt jeder Menſch verbunden, ſich nach der Mode zu bequemen.

Nun iſt ſelbſt dem blödeſten Auge ſichtbar, daß es nicht nur Moden in den Kleidern, ſondern auch in der Lebensart, und endlich auch Moden im Verſtande giebt, ja was das allerwichtigſte iſt, daß die Moden in der Kleidung mit denen, in welchen der Verſtand auftritt, Hand in Hand gehen. In meiner Jugend giengen die Leute in weiten dauerhaften Röcken, Weſten mit langen Schößen und Ehrfurcht einflößenden Perüken. In einem ähnlichen Coſtum trat auch der Verſtand auf. Der Verſtand der Gelehrten kleidete ſich in Folianten, ſtatt der langen weiten Taſchen hatte er ein ungeheures Gedächtniß, in welchem er ſeine und fremde Ideen verwahrte; und der Ruf, in welchen er bei den Gelehrten gekommen war, diente ihm ſtatt der Peruke, und hielt die literariſchen Gaſſenbuben ab, ihn mit Koth zu bewerfen. Jetzt gehn wir in kurzen Röcken, in Gilets, und abgeſchnittnen Haaren, daher tritt unſer Verſtand in Duodezbänden auf, in unſerm Gedächtniſſe führen wir gerade ſoviel Ideen, als in unſern Weſtentaſchen Geld; (das heißt, ſoviel als hinreicht,

um in Gesellschaft ein l'Hombre nicht ausschlagen zu müssen) und dies ist der Grund, warum in vernünftigen Gesellschaften sich unsre jungen Leute sobald ausgeben. Endlich weil unser Verstand keine Perüke mehr trägt, so ist er, wie unser Kopf, weit leichter den Verkältungen ausgesetzt, welche hartnäckige Verstopfungen in der Nase und Gehirn verursachen. Jezt weiter in Nasturtii Grundsätzen.

Im bürgerlichen Leben muß man seine Pflicht thun, denn man wird dafür bezahlt; man thut aber seine Pflicht, wenn unsre Vorgesetzten mit uns zufrieden sind, und wenn wir dabei so handeln, daß wir jeden, der uns Verletzung unsrer Pflicht vorwirft, injuriarum belangen können, ohne den Prozeß zu verlieren. Die Ehrfurcht, welche wir unserm Vorgesetzten schuldig sind, muß sich besonders durch Beifall und durch Bewundern zu erkennen geben. Die Sucht, für das Ganze zu arbeiten, der sogenannte Kosmopolitismus, welchen Leute erfunden haben, die sich einbilden, Bürger der ganzen Welt zu seyn, und die gemeiniglich nicht einmal in eine Zunft aufgenommen werden können, ist besonders verabscheuungswürdig, weil er mit der Neuerungs-

sucht zusammenhängt, welche einzusehn glaubt, daß manches Gute schlecht, und manches Vortrefliche besser seyn könne. In Gesellschaften muß man eine sich herablaß[illegible] Respektsperson seyn und bleiben, damit die etwa gegenwärtigen Subalternen, besonders aber die, welchen Gott aus besonderer Gnade etwas weniges Witz ertheilt, um sich ihre subordinirte Lage erträglich zu machen, nicht die schuldige Achtung aus den Augen verlieren. Ueberhaupt aber muß man merken, daß ein Kollegium billig eine Pyramide bilden müsse, wo der zu oberst stehn sollte, welcher den meisten Verstand hat. Da man aber dies nicht allemal haben kann, so muß der, welcher ganz oben steht, wenigstens den größten Verstand, wie die weiteste Aussicht, zu haben scheinen, und daher die Augen so groß als möglich machen, gesetzt auch, daß er völlig blind wäre.

Die Gesundheit ist ein großes Gut, weil man ohne sie nicht mit Ruhe essen, trinken und schlafen kann. Um sie sich zu erhalten, muß man mäßig arbeiten und früh zu Bette gehn. Das Geld ist die Sprache, womit man sich in polizierten Staaten am leichtesten verständlich macht. Da man nun mit

jedem neuen Worte im Grunde einen neuen Begriff erhält; so sind diejenigen gar nicht zu tadeln, welche sich auf eine gute Manier recht viele von diesen Begriffen zu verschaffen suchen, und dann wieder durch Mittheilung derselben sich um die Menschheit verdient machen. Die Ehe ist eine Verbindung zweier Personen verschiednen Geschlechts, um Kinder zu zeugen und eine gute Suppe zu essen. Eine solche Ehe gründet sich auf Uebereinstimmung der Gemüther, und wird, wenn das Gesinde es nicht merkt, daß man sich oft zankt, eine gute Ehe genannt. Kinder sind junge Menschen, welche für die bürgerliche Gesellschaft müssen präparirt werden. Um sie zu feurigen Köpfen zu bilden, dienen die Ohrfeigen, und das Genie wesen wird am besten durch den Stock pulverisirt. Ein Titel ist zu mancherlei gut, z. B. eine reiche Frau zu erhalten, sogleich den Platz zu wissen, welchen man bei Tische einnehmen muß, seinen Untergebenen zu imponiren; und besonders, daß die Briefe richtig abgegeben werden, wenn zwei Leute gleiches Namens in einer Stadt wohnen. Die schönen Künste sind nicht übel; die Dichtkunst kann man bei Hochzeiten und Be-

durchtragen, wie auch bei Sterbefällen, mit vielem Beifall anbringen; die Bildhauerei ist auf Kirchhöfen und bei Springbrunnen auch nicht zu verachten, und die Mahlerei dient, die hohe Landesherrschaft und andere dergleichen Historien zu verewigen. Nur muß man sich hüten, von allen diesen Dingen Metier zu machen, indem alle diese Professionen nicht zünftig sind. Die Liebe ist ein Rausch des Verstandes, und eine Person aus Liebe heirathen, wird nur dem einfallen, der nicht die richtigen Begriffe von der Ehe hat. Der Tod macht endlich aller irdischen Noth ein Ende, und führt uns in den Himmel, in welchem solche irdische Noth, als hier uns drückt, nicht wird gefunden werden.

Dies sind meine Grundsätze über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Lebens, ein kurzer Inbegriff aller Moral und Lebensweisheit, welcher nur auf einzelne Fälle angewandt zu werden braucht, um ein frohes und vergnügtes Leben zu führen, wie denn dies so viele vernünftige Menschen in der Welt beweisen. Der Himmel offenbare seine Billigung dieser Grundsätze auch an mir, schenke mir ein ge-

ſundes Alter und erhalte mir mein gutes Amt bis an den Tod in Ewigkeit Amen.

Peter Naſturtius
Kriegsrath zu M — m.

Viertes Kapitel.

Der Mann mit dem reinen Verſtande macht eine neue Bekanntſchaft.

Zehn Meilen von dem Wohnorte unſers Kriegsrathes lag eine Stadt, und in dieſer ſtarb ein Geheimer-Rath. Bei Lebzeiten war er ein vortreflicher gaſtfreier Mann, welcher ſich den beſten Ruf und die beſten Weine in der ganzen Stadt hielt; nach ſeinem Tode aber meinten ſeine Gläubiger, und ſeine Freunde fanden die Meinung ſehr gegründet: der ſelige Herr hätte wohl beſſer haushalten, und ſeine Gläubiger bezahlen können. Es ſey Unrecht, ſeine Wittwe in Dürftigkeit, unverantwortlich, ſeine

Kinder unversorgt, seine Schulden aber unbezahlt zu lassen, sey himmelschreiend. Die Frau Geheimeräthin erhielt eine Pension, und da sie von dieser in der theuren Residenz nicht brillant leben konnte, sie auch nach dem Tode ihres Mannes, ihrer Armuth wegen, hinreichend verachtet wurde: so beschloß sie, aus Verdruß hierüber, diese Stadt zu verlassen, und einen Wohnort aufzusuchen, in welchem das Brod größer und die Geheimenräthe seltner wären; sie wählte Nasturtii Stadt, und zog einige Straßen von ihm mit Sohn und Tochter ein.

Ein Delinquent und ein neues Gesicht machen in einer kleinen Stadt viel Aufsehn. Das alte Personale der Stadt fand in der Räthin eine vernünftige Frau, die jungen Herrn in der Mademoiselle Tochter ein charmantes Kind, und in dem Herrn Bruder einen Menschen, welcher die Universitätsstiefeln noch nicht ausgezogen hätte, die jungen Damen in diesem einen kleinen Unart, und in jener eine Coquette.

Nichts empfiehlt so sehr in einer kleinen Stadt, als aus der Residenz gekommen zu seyn. Da die Frau Räthin zu den brillantesten Cirkeln der Haupt-

stadt gehört hatte, so war sie für die Bewohner des Städtchens ein Muster von Lebensart; der ungezwungne Anstand, welchen sie und ihre Familie besaß, gefiel außerordentlich, und die ganze Stadt bemühte sich, unausstehlich zu werden, um ungezwungen zu seyn.

Auf diese Art hatte die Räthin hier weit mehr Ansehn erlangt, als sie in der Residenz gehabt hatte. Nachdem sie sich aber zur Tonangeberin aufgeschwungen, ward sie nicht wenig stolz, und behandelte die ganze Stadt mit auffallender Verachtung. Auch ihre Tochter ward spröder; nur der Herr Sohn gieng nach wie vor nach dem Rathskeller, und verlor sein Geld im Billardspiel. Nichtsdestoweniger ward die ganze Familie zu allen Gesellschaften gebeten, nichtsdestoweniger umflatterten junge Herrn die Schöne, und selbst der Bruder sammelte sich einen Cirkel von guten Freunden, zu denen auch des Burgemeisters Sohn, Referendarius Werner gehörte.

Das Schicksal wollte, daß in einer Gesellschaft bei dem Burgemeister unser Herr Kriegsrath seinen Platz neben Mademoiselle Bekmann bekam; auf

ihrer andern Seite saß ihr Herr Bruder, und rief seine Späße dem Referendarius Werner zu, welchen das Schicksal ganz an das andre Ende des Tisches geworfen hatte. Herr Nasturtius machte bei dieser Gelegenheit zuerst die Bemerkung, daß Mademoiselle eine äußerst feine Haut und sehr schöne blaue Augen hätte, und räusperte sich, um die Unterhaltung anzufangen; aber es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er einen Gegenstand fand, den er für interessant und der Unterhaltung mit einer Dame angemessen hielt.

Herr Nasturtius war ein großer Freund der Wahrheit und der kürzern Wege. Er konnte es daher gar nicht leiden, daß alle Philosophen und Juristen ein menschenfreundliches Mittel, die Wahrheit zu entdecken, ich meine die Folter, um ihr Ansehn bringen wollten. Bei Tische setzte er also der Mademoiselle Bekmann seine Gründe pro weitläuftig auseinander, und als diese nun, das Gähnen und die Langeweile zu verbergen, einige Fragen und Einwürfe dazwischen warf, erstaunte er eben so sehr über den Verstand, als anfangs über die Schönheit des Mädchens. Dieses Erstaunen ward Entzücken,

als sie, um ihn zu persiflieren, sich eine Beschreibung der spanischen Stiefeln und des gespikten Hasen ausbat. Er machte sie sogleich mit allen Arten von Folterinstrumenten bekannt, und that endlich noch ungebeten einige abgekommne Arten der Hinrichtung aus der Caroline hinzu. —

Die Zuneigung des Mädchens erwarb er sich freilich durch diese Unterhaltung nicht, aber dem Bruder, welcher aufmerksam zugehört und sich über die närrischen Namen der Instrumente halbtodt lachen wollte, gefiel der Kriegsrath nicht übel.

Die Gesellschaft brach auf, weil die Mitternacht stark hereinbrach. Herr Nasturtius, welcher lange an seiner Hausthür klingeln mußte, bemerkte, daß er schlecht bedient würde, und als er am andern Mittag seine Speisen schlecht zubereitet und seine Suppe wässerig fand, war es klar, daß ihm etwas fehle; er schlug seine Grundsätze nach, und das Fehlende war eine Frau.

Der Gegenstand, mit welchem er sich ehelich verbinden wollte, war bald gefunden: wer konnte es anders als Mademoiselle Belmann seyn? Doch ehe er sich ihr antrug, wollte er erst untersuchen,

ob er auch mit ihr eine glückliche Ehe führen werde. Uebereinstimmung des Charakters, sprach er bei sich, ist das Hauptingredienz einer guten Ehe, und — Frage: stimmt der Charakter der Bekmann mit dem meinigen überein? —

Herr Nasturtius hatte einige Wissenschaften, in welchen er in zweifelhaften Fällen nachsah; denn seine Grundsätze, welche wir eben gelesen, waren nur Resultate seiner Erfahrungen, ohne Zusammenhang hingestellt. Diese Wissenschaften hielt er sehr hoch und nannte sie seine geistliche Medizin; sie waren Psychologie oder philosophische Anatomie, Moral oder philosophische Physiologie, Pathologie und Diätetik, und endlich die Kunst, über welche noch nicht, wie über die Pädagogik, die wissenschaftliche Fahne geschwenkt worden, die Menschenkenntniß oder philosophische Semiotik.

Ich kann hier nicht umhin, meine Leser darauf aufmerksam zu machen, welch ein tiefer Sinn in der Vergleichung dieser Wissenschaften mit der Arzneikunst liegt. Seit dem Sündenfall, welcher uns das moralische und physische Verderben inokulirte, kommen die Menschen mit einer Wuth zu curiren

auf

auf die Welt, und zwar nicht bloß verdorbene Magen und verrenkte Glieder, sondern auch verrenkte Seelen, und gebrechliche Köpfe. Jener gute Mann behauptete in einer Gesellschaft, alle Menschen wollten Aerzte seyn, und bewieß seine Behauptung durch ein verstelltes Zahnweh, gegen welches ihm jeder in der Gesellschaft ein Mittel vorschlug; ich behaupte, alle Menschen wollen auch Philosophen seyn, und Schreiber dieser Zeilen stellte sich einmal verliebt, und fand seinen Satz eben so, wie jener den seinigen, gegründet. Seine Freunde wußten tausend Mittel, die, wie die Mittel gegen das Zahnweh, alle nichts halfen. Denn leider kömmt die philosophische Arzneikunst mit der physischen auch darin überein, daß beide keine Gewißheit haben, und erstere noch weniger als die letztere. Besonders aber ist die philosophische Semiotik, mit welcher sich doch die meisten beschäftigen, noch sehr zurück, und es erregt wahres Mitleiden, wenn ein Menschenkenner ein Recept nach dem andern verschreibt, und nie die materiam peccantem trift.

Herr Nasturtius schlug, wie gesagt, seine Wissenschaften nach, um die Charakterähnlichkeit zwi-

schen sich und Mademoiſell Bekmann zu erforschen, und fand, daß dieſe ſo außerordentlich groß ſey, als er ſie ſich nur wünſchen könne. Er ſchloß aber folgendermaßen: die Seele hat einen Trieb zur Thätigkeit, und die Gleichheit der Charaktere kündigt ſich dadurch an, daß dieſe Thätigkeit eine und dieſelbe Richtung annimmt. Nun fand Mademoiſell Bekmann an meinem für mich ſehr intereſſanten Geſprächen über die Folter Intereſſe: alſo kommen wir allerdings in Rückſicht unſrer Ideen von dem Intereſſanten überein. Ferner bemerkte ich, daß das Mädchen ſehr viel, und beinahe zu viel, von der Weinſuppe genoß, welche mir gleichfalls ſehr gut ſchmeckte, ich ſchließe daraus, daß auch ihr ſie geſchmeckt haben muß. Man kann aber keine Vollkommenheit bemerken, ohne den Wunſch zu fühlen, ſelbſt eine ſolche Vollkommenheit hervorzubringen; es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, entweder, daß Mademoiſell ſchon gute Suppen verfertigt oder wenigſtens den Wunſch hat, es zu lernen. Endlich iſt ſie geſund, eben ſo ich, folglich ſind auch Kinder zu erwarten, und da die Ehe eine Verbindung zweier Perſonen von verſchiednem Geſchlechte iſt, um Kin-

der zu zeugen und eine gute Suppe zu eſſen, ſo iſt Mademoiſell allerdings die Perſon, mit der man eine Ehe eingehen könnte, welche um ſo angenehmer ſeyn würde, da Mademoiſell neben dieſen guten Qualitäten auch noch das accessorium der Schönheit beſitzt. Es ſey alſo in Gottesnamen, ich will ſie näher kennen lernen, und entdecke ich nichts abſchreckendes, um ſie anzuhalten; wir werden, hoffe ich, eine chriſtliche, und da ich friedfertig geſinnt bin, eine gute Ehe führen.

Herr Naſturtius legte nach dieſen Worten ſeine Serviette zuſammen, und trat an das Fenſter. Freilich, ſagte er, fehlt ihr das accessorium des Geldes, aber ſtatt deſſen beſitzt ſie eine nicht zu verachtende Schönheit. — Ich wundre mich wirklich, ſagte er gähnend, daß ich in meinen Grundſätzen nichts über Schönheit angebracht habe.

Indem er überlegte, was ſich über dieſe Eigenſchaft Gründliches ſagen ließe, ſah er den jungen Bekmann die Straße herabkommen. Da er ein Mittel ſuchte, mit der Familie bekannt zu werden, ſo öfnete er das Fenſter, und erwartete, daß Bekmann ihn grüßen, vielleicht gar ihn anreden ſollte,

wo er ihn dann zu sich nöthigen, und so die Laufgräben öfnen wollte. Aber Bekmann konnte weder grüßen noch reden, sondern er lallte einen Gassenhauer durch die Zähne, und wankte von einer Seite zur andern, denn er kam von dem Rathskeller.

Ein Gedanke schoß dem Kriegsrath bei diesem Anblicke durch den Kopf; es war der, den jungen Menschen heraufzurufen, einen Wagen kommen zu lassen, und ihn in eigner Person nach Hause zu begleiten.

Guten Morgen, Herr Bekmann! Wollen Sie mir nicht die Ehre geben, mich zu besuchen? fragte Nasturtius ganz höflich.

Das bin ich wohl im Stande, rief Bekmann, und näherte sich dem Hause, indem aber gleitete er und deckte die schmutzige Straße.

Sie haben auch sehr schlechte Treppen, Herr Kriegsrath, sagte er trotzig, als er endlich ins Zimmer kam.

Der Kriegsrath war über diesen Vorfall nicht wenig erschrocken, er sah gar kein Mittel, die Reinlichkeit seines Zimmers und seiner Möbeln zu retten,

beſonders da der junge Menſch von umkleiden nichts wiſſen wollte, ſondern unaufhörlich nach einem Sopha fragte. Der Kriegsrath lief in der größten Verlegenheit im Zimmer hin und her, er hatte ſich Bekmanns Betrunkenheit nicht ſo arg vorgeſtellt, und erſann allerlei kleine Pfiffe, um ihn zu entfernen. Er lief z. B. an das Fenſter, und ſagte: Herr Bekmann, dort geht Ihre Frau Mutter. Geht ſie? rief der Trunkne. Ja, ja, laſſen Sie ſie nur gehn.

Endlich gelang ein Kniff; der Bediente des Naſturtius mußte in das Zimmer treten und erzählen: daß eben auf dem Rathskeller eine große Schlägerei wäre.

Schlägerei! ſagte Bekmann, Schlägerei! Element! da muß ich hin; und nun ſchleppte er ſich die Treppen hinab, zur großen Freude des Kriegsrathes.

Himmel, welch ein Menſch! — dachte der Kriegsrath bei ſich, — eine ſchöne Ausſicht, mit dem zu einer Familie zu gehören. — Indeß, man giebt ihm einen Poſten auswärts, was kümmert er mich dann.

Während ſeinen Ueberlegungen, welch ein Poſten

für einen Menſchen, wie dieſer, wohl der ſchicklichſte ſeyn würde, hörte er ſich einigemale beim Namen rufen, und endlich ward er durch einige Steine, welche klingend in ſein Zimmer flogen, an das Fenſter gelockt, und ſah Belmann auf der Mitte der Straße ſtehen, und ihm mit der Fauſt drohen:

Kann Er nicht gleich kommen, rief er dem Kriegsrath zu — Wart Er — hüte Er ſich — Mich zu veriren — Will er ehrliche Leute zum Narren haben? — Iſt Er etwa heute betrunken?

Einige Bürger, welche hinzutraten, machten endlich der Sache ein Ende; ſie führten den jungen Menſchen nicht ohne Widerſtreben nach Hauſe, wo ſie ihn der Sorgfalt ſeiner Mutter und Schweſter übergaben, zugleich aber den Lärm und den Schaden, welchen er angerichtet hätte, mit ſo übertriebnen Farben ſchilderten, daß die geheime Räthin ſich ſehr ängſtlich nach dem Betragen deſſelben erkundigen und tauſendmal um Verzeihung bitten ließ.

Etwas Erwünſchteres konnte dem Kriegsrathe nicht begegnen. Er ließ zurückſagen: er wünſche ſich noch heute Abend zu überzeugen, ob der Herr Sohn ſich von ſeiner Unpäßlichkeit erholt, und der

Schreck auf Frau Geheimeräthin und Mademoiselle Tochter keine nachtheiligen Wirkungen gehabt habe.

Und nun durchsuchte er seine Garderobe, wählte sein bestes Kleid, durchlas seine Grundsätze, nahm sich vor, heute vorzüglich unterhaltend zu seyn, und dabei auf Alles acht zu geben, was vorfiele. Bei alle dem beschloß er, gegen die ganze Familie doch etwas zurückhaltender zu seyn, als er sich anfangs vorgesetzt, und besonders die Geheimeräthin genau zu beobachten.

Die Stunden schlichen, die Ungeduld stieg, seine Einbildungskraft mahlte ihm das Mädchen unendlich schöner vor, als es war, er wurde wirklich verliebt. Endlich schlug die erwünschte Stunde; er eilte hin und ward ausnehmend gefällig aufgenommen, denn nie sind die Damen liebenswürdiger, als wenn sie die Wirthinnen machen.

Er brachte zwei seelige Stunden zu, denn er gähnte nicht ein einzigesmal. Sein Besuch endigte sich damit, daß Bekmann ihm einen Besuch auf morgen Mittag versprechen mußte, welches dieser mit einem hohen Fluche nicht zu vergessen versicherte. Masturtius aber eilte nach Hause, und wollte alle

die Vorfälle, welche ihm an diesem Tage begegnet waren, bei Nacht sich noch einmal überlegen, vor das Forum seines Verstandes ziehen, und sich zu dem, was er morgen thun wollte, entschliessen. Ein süßer Schlummer umfieng ihn, er träumte von Mademoiselle Bekmann, und erwachte verdrüßlich, als der Bediente pflichtschuldigst gegen sieben Uhr mit dem Kaffee hineintrat.

Fünftes Kapitel.

Herr Bekmann.

Die Glocke hatte eilf geschlagen; der Kriegsrath hatte neben seinen Akten die gehörige Portion Kaffee und Langeweile genossen, und wollte eben vor Tische noch eine kleine Promenade machen, als etwas anklopfte, und ohne ein freundliches Herein abzuwarten, eintrat. Wer konnte es anders seyn als Bruder Bekmann, welcher zwar erst zu Tische gebeten

war, aber für nöthig gefunden hatte, zwey Stunden früher zu kommen.

Der Kriegsrath ſtand, ehe Bekmann eintrat, mit Huth und Stock bewaffnet, am Fenſter; ſo wie er aber Bekmann erblickte, legte er beides aus der Hand, und ſeine Geſichtszüge erheiterten ſich merklich: nicht etwa, weil er von dieſem eine beſonders angenehme Unterhaltung erwartete, oder weil er als Bruder ſeiner Geliebten ihm vorzüglich willkommen geweſen wäre, ſondern weil er jetzt eine vernünftige Urſache hatte, zu Hauſe zu bleiben.

Naſturtius hatte nämlich irgendwo geleſen, daß die Geſundheit des Körpers vorzüglich durch Spazierengehn erhalten werde, und daß der Genuß der friſchen Luft Gebrauch einer beſtändigen Arznei für den Körper ſey. Kaum hatte er dies erfahren, als er ſogleich täglich eine Stunde zum Spazierengehn feſtſetzte, und zwar, die Seſſionstage ausgenommen, die Stunde von 11 bis 12. Mit dieſer Promenade hatte er ſich ſchon ſeit mehreren Jahren ennuyirt, weil er ſie ſelten, und nur aus vernünftigen Urſachen, unterließ.

Der Ausdruck, vernünftige Urſach, welchen

Kantianer, Geschäftsleute und Menschen von Grundsätzen eben so oft über die Zähne springen lassen, als sie Tabak nehmen, ist ein zu wichtiger Ausdruck, als daß wir ihn hier ohne Erklärung lassen sollten. — Ueberhaupt aber wird sich der Verfasser bemühen, nichts, was Leute von Grundsätzen charakterisirt, aus der Acht zu lassen, sondern alles mit einer deutlichen und verständlichen Erklärung zu versehn. Er hofft dadurch es dahin zu bringen, daß wir nicht nur Leute finden werden, welche, ohne zu wissen wie, und ganz wider Wissen und Willen, mit ihrem Verstande auf das Reine gekommen sind, sondern auch solche, welche durch Studium und Anstrengung zu dieser Größe sich aufschwingen.

Die Vernunft besteht, nach dem Urtheil dieser Leute, in der Fähigkeit, so zu handeln wie die meisten Menschen; weil man dann überzeugt seyn kann, daß andre unsre Handlungen vernünftig finden werden. Ferner darin, daß man der Nothwendigkeit nachgiebt und gehorcht. So ist es z. B. sehr vernünftig, aus einer Gesellschaft zu gehn, wenn vorauszusehn ist, daß man, im Falle man bleibt, die Treppe werde hinuntergeworfen werden. Endlich

iſt alles vernünftig, was bequem iſt, ſo iſt es z. B. äußerſt vernünftig, keinem Bettler etwas zu geben, weil — die Arbeitſamkeit und unſer Geld dadurch erhalten wird.

Die vernünftige Urſach, zu Hauſe zu bleiben, war für den Kriegsrath, Bekmanns Beſuch. Zwar regnete es ſtark, zwar war es unangenehm und verdrüßlich, bei Regenwetter ſpazieren zu gehn; aber noch hatte man keinen Grund, der bei den Grundſätzen wichtig genug, das heißt, vernünftig genug, wäre erfunden worden. Indem aber Bekmann eintrat, ſo ſagte der Kriegsrath im Stillen zu ſeinen Grundſätzen: ja, was will ich machen, ich gienge gern aus, auf das Naßwerden ſollte es mir nicht ankommen; aber ich kann doch dem Bruder meiner Geliebten nicht die Thüre weiſen, ſo ſehr es mich genirt. Ich werde alſo zu Hauſe und — dachte er mit heimlicher Freude — trocken bleiben.

Der Kriegsrath legte alſo ſeine Waffen, Huth und Stock, aus der Hand, und fragte ſehr freundlich: wie er ſo früh zu der Ehre komme?

Ergebenſter, ſagte Bekmann, ja, ſehen Sie, ich wollte mich eigentlich nach dem Rathskeller tra-

gen, um dort zu frühstücken; und da ich nun hier vorbeigieng, mich vorläufig erkundigen, wie der Herr Kriegsrath sich befänden. Dabei fiel Bekmann beiläufig ein, daß der Kriegsrath in voriger Woche den verschriebenen Mallaga, welches ein herrlicher Frühstückswein sey, erhalten habe.

Der Kriegsrath verstand zwar den Wink, allein er hatte vernünftige diätetische Ursachen, warum er niemals frühstückte, und suchte daher auszubeugen, indem er so unbefangen als möglich sagte: versteht sich, lieber Bekmann, daß wir ihn bei Tische probiren; Sie sollen ihn kosten.

Kosten? — sagte Bekmann — Probiren? bei Tisch! Das würde schön gehn! da ist die Zunge ja gar nicht vorurtheilsfrei.

Nun, sagte Nasturtius höflich, befehlen Sie etwa jetzt eine Probe? —

Nichts zu befehlen, mein lieber Herr Kriegsrath, erwiederte Bekmann, setzte sich auf den Sopha, und zog einen Tisch davor, nichts zu befehlen, sondern nur gehorsamst zu bitten.

Der Kriegsrath klingelte, der Wein kam und Bekmanns Zunge löste sich, nachdem er den er-

ſten Gläſern gebührende Lobſprüche ertheilt, folgendermaßen.

Lieber Herr Naſturtius, meine Mutter und meine Schweſter laſſen auch gehorſamſt um Verzeihung bitten, daß ſie Sie geſtern ſo incommodirt haben, und ich bitte gleichfalls um Verzeihung! aber ich war auch ſelten, ja kaum an meinem Geburtstage, ſo betrunken, als ich geſtern am 20ten dieſes um die zwölfte Stunde war. Es war aber auch kein Wunder, daß ich ſo geladen hatte: der Referendarius Werner, mein guter Freund, der Sie nicht recht leiden kann, iſt eigentlich daran Schuld; er hielt mich geſtern frei, und trank ſo oft auf meiner Schweſter Geſundheit, daß ich am Ende nicht wußte, ob zweimal zwei vier ſey oder nicht. Ich weiß nur einmal, daß ich betrunkner geweſen bin als geſtern; das war auf Univerſitäten, als ein Landsmann von mir abgieng, und wir auf einem Dorfe zuſammen getrunken hatten. Ich weiß es noch, als wenn es heute wäre. Meine Kameraden konnten mich nicht fortbringen, und legten mich am Ende auf einen Raſen nieder. Element! was machte ich vor Augen, als ich aufwachte, und mich auf

freiem Felde befand. Das Schlimmſte war nur, daß ich meinen Pfeifenkopf verloren hatte, wofür mir ſchon 6 Ducaten geboten waren. Apropos von Pfeifenkopf, ſehn Sie mal dieſen an; ich will nicht hier ſitzen, wenn der beſte Huſarenoberſt ihn ſo ſchön hat. Der muß mir in einem Vierteljahr ſo braun ſeyn, als mein Rock, denn ich rauche täglich funfzehn Pfeifen daraus; ich hatte ihn zu mir geſteckt, um auf dem Rathskeller ein Pfeifchen beim Frühſtück zu rauchen, denn das iſt was delikates. —

O, geniren Sie ſich nicht, unterbrach ihn der Kriegsrath mit einer verdrüßlichen Höflichkeit.

Nun, wenn Sie alſo erlauben, ſo will ich laden. Aber da Sie nicht rauchen, wird es Sie vielleicht zu ſehr incommodiren, ſo wie Wernern. Apropos, von Werner; der kann Sie, wie geſagt, gar nicht leiden, das hat er mir hundertmal geſagt, aber unter uns, ich glaube, Sie ſind Schuld daran. Erſt konnte ich ihn auch nicht leiden. Er ſchien mir gar nicht männlich, weil er immer angezogen geht, als wenn er tanzen wollte, und keinen Tabak raucht; aber einmal war ich mit ihm in Geſellſchaft bei dem alten Oberſten, der, wie Sie wiſſen, auf Recht-

ſchaffenheit und ein gut Glas Wein, wie der Teufel, hält, und da ſah ich ihn trinken. Element! da bekam ich Reſpekt. Und geſtern, ich verſichre Sie, an dreißigmal, ſchlecht gerechnet, trank er meiner Schweſter Geſundheit; ich war betrunken, aber er konnte noch in einem Striche das Einmaleins herbeten. —

Da er Ihrer Mademoiſell Schweſter zu Ehren ſo viel Becher geleert, fiel der Kriegsrath mit einer ſehr pfiffigen Miene ein, ſo ſcheint es mir faſt, als ob Ihre Mademoiſell Schweſter ſeine Augen auf ſich gezogen.

Das wollen wir nicht hoffen, — ſagte Bekmann, — wenn ich ſo etwas merke, ſo ſage ich: Baſta. Das Mädchen muß einen vernünftigen Mann haben, der ihr den Daumen auf das Auge drückt — denn wild iſt ſie wie der Henker, — vor allen Dingen aber einen reichen Mann, der nicht nöthig hat, ſich Geld zu borgen, wenn er ein Paar neue Handſchuh kaufen will, und wahrlich! ſie verdient einen braven Mann. Ich habe Sie gut gezogen; ſage ich: halts Maul! kein Wort ſagt ſie mehr. Dabei kocht ſie gut, wäſcht, ſtrickt und parlirt Ihnen; auch hat ſie einmal Cla-

vier zu ſpielen angefangen, und die Menuet à la Reine kann ſie noch auswendig.

Aber, ſagte der Kriegsrath, wenn nun Mademoiſell Schweſter den Herrn Referendarius leiden könnte, der Burgemeiſter ſeinem Sohn eine Stelle ſchaffte und —

Je nun, dann wäre es was anders. Aber mir geht nur das durch den Kopf, daß der Referendarius ſich vielleicht an mich gehangen hat, um meiner Schweſter willen. Das heiße ich geforpt, aber wart, das will ich wohl herausbringen. —

Nun wandte ſich das Geſpräch auf andre Dinge, und die Herren unterhielten ſich von der Jagd, dem Deſerteur, welcher morgen Gaſſen laufen ſollte, der franzöſiſchen Revolution, dem wahren Staatsintereſſe und von andern wichtigen Dingen.

Unter dieſen Geſprächen war die Tiſchzeit herangerückt. Man aß, trank, Naſturtius erzählte, wie fleißig er auf Univerſitäten geweſen ſey, und Bekmann, wie oft und warum er im Carcer geſeſſen habe. Bekmann lachte über Naſturtius, und dieſer bildete ſich ein, er bewundre ſeinen Witz. Naſturtius verachtete den rohen Bekmann, welchen er

weit

weit zu überſehen glaubte, und beſchloß, ihn auf irgend eine Weiſe in ſein Intereſſe zu ziehn.

Endlich war die Stunde des Aufbruchs da. Naſturtius freute ſich, daß er morgen mit Mademoiſell Bekmann zu einer Landparthie mit dem Oberſten gebeten ſey, und wünſchte Herrn Bekmann ein Lebewohl; dieſer taumelte nach Hauſe, während Naſturtius, höchſt unruhig über das, was er durch Bekmann von der Liebe des jungen Werners gehört hatte, ſich auf einen Seſſel warf, und bei ſich alles hin und her überlegte.

Es ſey, rief er endlich grübelnd aus, ich will mich ihr zu erkennen geben, ich will ihr ſagen, wie ſehr ich ſie liebe, zwar mit Beſcheidenheit und Vorſicht, aber doch mit Nachdruck und Ernſt. Morgen auf dem Dorfe habe ich die beſte Gelegenheit. Unter dem Vorwande, ihr die ſchöne Gegend zu zeigen, führe ich ſie beiſeite, und ſage ihr dann, daß die Schönheit einer Gegend unendlich dadurch gewönne, wenn man ſie an der Seite einer Perſon betrachtet, welche man ſehr liebt. Fräat ſie dann, wie kommen Sie darauf? ſo ſage ich, daß ich ſelbſt in dem Fall wäre. Und dann — ſetzte er mit Selbſt-

zufriedenheit hinzu — wird sich das übrige wohl finden.

Er wiegte sich noch lange mit dem entzückenden Gedanken, wie wohl ihm an der Seite einer Gattin seyn werde, welche er durch ein: Schweig! stille machen konnte, und welche dabei nähete, wusch und gut kochte. Unter diesen Betrachtungen rückte der Abend und die Nacht herbei, und Nasturtius gieng fröhlich zu Bette.

Aber der Schriftsteller kann noch nicht zu Bette gehn; auf ihm ruht noch die schwere Pflicht, den Lesern die Familie Bekmanns bekannt zu machen, und da diese aus Mutter, Tochter und Bruder besteht, so wird er von jedem allein sprechen, wenn er erst im Allgemeinen wird bemerkt haben, daß keinem von allen Dreien die Liebe des Kriegsrathes zur Mademoisell Tochter unbemerkt geblieben sey, und daß alle drei beschlossen hatte, jedes auf seine Art von dieser Alliance Vortheil zu ziehn: denn dies hat die Ehe mit allen Alliancen gemein, daß alle dabei interessirte und contrahirende Mächte, weit eher alle Theilnehmer der Alliance, als sich selbst, aus den Augen verlieren.

Zwar die Plane der weiblichen Parthie ſchlummerten noch tief in den Buſen, ſie reichten weit in die Zukunft hinaus; deſtomehr für den gegenwärtigen Augenblick berechnet, waren die Plane des jungen Bekmann. Die Räthin wollte nicht bloß Sonntags einen Braten auf ihrem Tiſche ſehn, ſondern auch in der Woche; ſie wollte ferner, wenn es ſchmutzig war, nach der Kirche fahren, mit einem Worte: ſie wollte den Wohlſtand ihrer Familie, oder, wie ſie es nannte, den Glanz derſelben wieder herſtellen, und hatte zu dem Ende das Geld des Kriegsraths Naſturtius auserſehn.

Mademoiſell Bekmann fand weit mehr Behagen an dem muntern Werner, als an dem altklugen Kriegsrathe. Da ſie aber neulich, als ihr Geburtstag gefeiert wurde, mit Schrecken bemerkt hatte, daß ſie vier und zwanzig Jahr erlebt, oder, wie ſie ſich ausdrückte, Sommer geſehn habe, ſo hatte ſie freilich einen herzlichen Wunſch, unter Dach und Fach zu kommen, ehe der Winter einbräche. Sie beſchloß daher: den Kriegsrath Naſturtius, vor ihren Triumphwagen zu ſpannen, und ihn ſo lange daran ziehn zu laſſen, bis Werner ein Amt hätte;

ſollte dies aber zu lange währen, oder Werner untreu werden, ſich dem Kriegsrathe, obgleich mit ſcheinbarem Widerſtreben, in die Arme zu liefern.

Der junge Bekmann endlich gieng mit ſeinem Plane gar nicht ſo ſehr ins Feine. So wie er nüchtern geworden, hatte er es weg, daß der Kriegsrath ein Auge auf ſeine Schweſter habe, und dieſes Umſtandes wollte er ſich mit allem Fleiße zu nutze machen. Er trank gern, und der Kriegsrath hatte guten Wein, er hatte Schulden, und der Kriegsrath viel Geld; daß der Mann, welcher ſeine Schweſter heirathete, ſeine Schulden bezahlen und ſeine Kehle feucht erhalten müſſe, war für ihn ausgemacht. Die Grundſätze, wodurch er dies rechtfertigte, finden wir im folgenden Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Memorabilia Bekmanni.

Die Grundsätze des jungen Bekmann habe ich ungefähr auf eben dem Wege erhalten, wie Lykurg die Gesänge des göttlichen Homer erhielt. Er fand sie in dem Munde der Rhapsoden, und indem er diese Menschen, welche nicht wußten, was sie sangen, nach europäisch Griechenland brachte, erhielt er der Welt diese Gedichte, indem er sie mit ihnen bekannt machte. Ich fand folgende tiefe Betrachtungen über den Menschen, angestellt von dem göttlichen Bekmann, in dem Munde der Marqueurs, welchen er sie mitgetheilt hat, und aus deren Munde ich sie niederschrieb, um sie der Welt vorzulegen.

Zwar hörte ich diese Wahrheiten nicht in dem Zusammenhange, in welchem man sie hier liest, sondern fragmentarisch, wie die Sprüche der Weisen; allein da sie mir des Aufbehaltens werth schienen,

so habe ich mir die Mühe nicht verdrüßen lassen, sie als ein zweiter Pisistratus in Ordnung und unter gewisse Rubriken zu bringen, so daß sie so ziemlich die Lebensweisheit Bekmanns darstellen werden.

Vor allen Dingen aber bemühte ich mich immer, die Veranlassung zu erforschen, bei welcher Bekmann diese oder jene Meinung geäußert habe, und auf diese Art habe ich mich zum Xenophon dieses Helden aufzuschwingen versucht. Wie mir dies gelungen, mag der Leser selbst beurtheilen.

I.

Was Bekmann vom Schuldenmachen geurtheilt habe.

Als einst Bekmann von einem Marqueur gefragt wurde: ob er nicht seinem Herren die rückständige Zeche bald bezahlen werde, und ob er nicht wegen der vielen Schulden, welche er überall gemacht, besorgt sey? erwiederte er: Lieber Marqueur! was das betrift, ob ich Seinen Herrn bald bezahlen werde oder nicht, so geht Ihn das nichts an, und

Er thut gut, wenn Er ſich darum unbekümmert läßt. Was aber das Schuldenmachen betrift, ſo wird mir hoffentlich niemand dies zum Vorwurfe machen, der da weiß: erſtlich, daß ich wenig habe, und zweitens, daß ich viel brauche. Dazu kommt drittens, daß die Leute, welche mir Geld borgen, recht gut wiſſen, daß ich ſelbſt wenig habe, und es nur der hohen Prozente wegen thun. Wenn ich nun nicht bezahlen kann, denken ſie, ſo werden ſie mir mit Gefängniß drohen, und meine Mutter auf dieſe Art zur Bezahlung meiner Schulden zwingen. Aber ſie werden ſich irren, ich werde entweder ins Gefängniß ſpazieren, oder was mir wahrſcheinlicher iſt, davon gehn, um dieſe Leute ihres ſchändlichen Wuchers wegen zu beſtrafen. Uebrigens ſehe ich kein anderes Mittel, aus meinen Schulden zu kommen, als daß irgend eine gute Seele, z. B. Gott, ſich meiner erbarmt und mich in der Lotterie gewinnen läßt, oder daß meine Schweſter einen reichen Mann heirathet, oder daß der König durch die Stadt fährt und ſagt: Bekmann, hier hat er eine Penſion — Dies war Bekmanns Meinung über das Schulden machen.

2.

Daß Bekmann kein Schmarotzer gewesen.

Ein andermal gerieth Bekmann beim Billardspiele mit jemanden in Streit, und dieser warf ihm in der Hitze vor: er sey ein Schmarotzer, und verschaffe sich darum eine Menge guter Freunde, um einen nach dem andern zu besuchen, und bei ihm zu essen. Alle, welche gegenwärtig waren, erwarteten, daß Bekmann diese Vorwürfe auf dem Rücken des Beleidigers abwaschen werde; aber er blieb zu Aller Verwundrung ganz kalt und sagte: wäre ich ein Schmarotzer, so hätten die Leute mir längst die Thüre gewiesen, da das aber nicht geschehn ist, so sehe ich, daß die Leute mich gern haben. Der andre, welcher in voller Hitze war, erwiederte darauf: daß dies keine Folge sey, und daß die Leute nur aus einer Art von Höflichkeit oder Blödigkeit sich nicht merken ließen, wie unangenehm sein öfterer Besuch ihnen sey. Bekmann erwiederte darauf: Bester! Blödigkeit ist eine Schwachheit, und sich aus Höflichkeit genuren ist närrisch. Wenn Leute so sind, so

iſt es billig, daß man ihnen zur Laſt falle, damit ſie ſich dieſen Fehler abgewöhnen, oder wenn ſie das nicht thun, wohl, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie für Leute, wie ich, geſchaffen ſind. Ich für mein Theil bin, wenn mir jemand zur Laſt fällt, oder wenn ich jemand nicht leiden kann, ganz aufrichtig, und ſage, wie jetzt Ihnen: Sie ſind mir fatal.

Ueber dieſe unerwartete Antwort gerieth der andere in eine ſolche Verwunderung, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und auf dieſe Art endigte ſich der Streit.

3.

Auf welche Art man Menſchenkenntniß erlangen kann.

Wie aber Bekmann über die Menſchen gedacht hat, wird folgende Geſchichte lehren. Er hatte einſt einen ſehr ſeltnen und ſchönen Hund, einen Pudel. Dieſen, welcher für den ſchönſten in der Stadt gehalten wurde, zeigte er einſt einem ſeiner Freunde, welcher ein großer Liebhaber von Hunden war, und

dieſer lobte ihn über die Maßen. Zwei Tage darauf vermißte Bekmann das Thier, und ſuchte, und fand es bei ſeinem guten Freunde, welcher, durch die Schönheit des Hundes gereizt, ihn entwandt hatte. Als nun Bekmann dieſe Geſchichte dem Kaffee-Wirthe erzählt hatte, fragte dieſer lächelnd: ſagen Sie mir, Herr Bekmann, woher kennen Sie die Menſchen ſo gut? — Weil ich mich ſelbſt kenne, erwiederte dieſer. — Und da der Wirth über dieſe Antwort verwundert ſchien, fuhr er fort: wenn ich meinen Pudel anſehe und mir einbilde, daß er nicht mein, ſondern das Eigenthum eines andern ſey, ſo fühle ich deutlich, daß ich wohl in die Verſuchung, ihn zu entwenden, gerathen könnte. Da ihn alſo mein Freund ſo geliebt hatte, ſo dachte ich bei mir, daß wahrſcheinlich die Verſuchung bei ihm ſo groß geweſen, daß er unfähig geworden ſey, ihr zu widerſtehen.

Bei dieſer Gelegenheit ließ er ſich auch noch weiter über den Menſchen aus, und erwieß: daß im Grunde alle Menſchen einerlei Neigungen und Charakter hätten, und alſo auf dieſelbe Art könnten gelenkt und regiert werden. Denn, ſagte er, haben

nicht alle Menſchen Ohren, Naſen, Zungen und Augen? Hören nicht alle lieber den Deſſauer Marſch als Katzengeſchrey? Riechen nicht alle lieber Roſen als Teufelsdreck, und eſſen nicht alle lieber Kalbsbraten als trocknes Brod? Wollen Sie nicht lieber reich als arm, lieber geſund als krank, lieber ſchön als häſslich ſeyn? Will ich alſo wiſſen, ob jemand dies oder jenes thun oder unterlaſſen werde, ſo darf ich mir nur aufrichtig ſagen, was ich in dieſem Falle thun oder unterlaſſen würde, und ſo kann ich verſichert ſeyn, daß der andere es beinahe eben ſo machen werde.

Dagegen wandte der Wirth ein: daß zwar im Ganzen die Menſchen einerlei Neigungen und Charakter hätten, aber daß doch jeder viel Eignes habe, und daß man Niemand genau berechnen könne. Es gäbe es wunderliche Leute, ſagte er, welche eigne Grillen hätten, z. B. einen honnetten Puff für unerlaubt hielten, und ſich es zur Ehre rechneten, anders als andre Leute zu handeln. Hierauf fragte Bekmann: ſagen Sie mir, lieber Herr Wirth, ſetzen Sie wohl des Mittags Ihren Gäſten bisweilen Schweinebraten vor? —

Allerdings, lieber Herr Bekmann, erwiederte dieſer. — Iſt es nicht ein gutes Eſſen? fragte Bekmann weiter. — Gar ſehr, erwiederte der Wirth. — Giebt es aber nicht dennoch Leute, welche vor dieſer Speiſe einen Abſcheu haben? — Leider! lieber Herr Bekmann, ich kenne ſelbſt ſolch einen Menſchen. — Ja ſogar, fuhr Bekmann fort, eſſen alle Juden kein Schweinefleiſch. — Dieſe närriſche Gewohnheit, ſagte der Wirth, haben die Juden von Jugend auf an ſich. — Wenn nun, ſagte Bekmann, dreißig Gäſte bei Ihnen eintreten, die Sie alle nicht kennen, werden Sie ſich wohl bedenken, ihnen einen Schweinebraten aufzutragen, und beſorgen, daß er ungegeſſen bleiben wird, weil ſie alle Juden ſeyn könnten? — Iſt es nicht weit wahrſcheinlicher, daß acht und zwanzig dieſe Speiſe genießen, und nur etwa zwei: der eine, weil er ein Jude iſt, und der andere, weil er einen natürlichen Widerwillen dagegen hat, dieſelbe verſchmähen? Nun ſehen Sie, lieber Wirth, was bei den Juden das Geſetz, bei einigen andern Menſchen ein natürlicher Widerwille iſt, das ſind bei einzelnen Menſchen dieſe angeführten Grillen. Dieſe Menſchen

machen Ausnahmen von der Regel, aber zum Glücke ſind ihrer nur wenige. Sie weichen ab, um etwas Apartes zu haben, haben aber, das kann ich Ihnen verſichern, ſo großen Appetit zur gewöhnlichen Handlungsweiſe, als die Juden nach Schinken, nur denken ſie eben ſo wie dieſe: Mein, was werden unſre Leute dazu ſagen? Gebt einem Hebräer unter vier Augen ein Stück Schweinebraten, er ſchiebt es in die Taſche, geht in einen Winkel, und verzehrt es mit Dankſagung gegen euch; zeigt einem ſogenannten edlen Manne nur Gelegenheit, im Verborgenen durch eine kleine Ungerechtigkeit ein Profitchen zu machen, er ſagt: Halbpart, nur silentium. — Und die, welche einen natürlichen Ekel gegen Pfiffe haben, ſind noch ſeltner als die ihn gegen Schweinebraten haben, und ich für mein Theil kenne keinen einzigen dieſer Art.

4.

Wie vielerlei Arten von Menſchen Bekmann angenommen habe.

Ein andermal behauptete Bekmann, es gäbe nur zweierlei Arten von Menſchen: Leute, mit wel-

chen man umgehn könnte, und solche, mit denen man dies nicht könnte. Die letztern pflegte er Philister zu nennen. Diesen, behauptete er, müsse man, wo möglich, recht viele Possen spielen. Denn, sagte er, jeder von diesen Menschen hat gewiß irgend eine oder die andere Capitalnarrheit, und an diese muß man sich halten. Dabei kann man versichert seyn, daß, wenn man diese trift, der Getroffene eben so laut aufschreit, und sich eben so toll gebehrdet, als hätte man auf sein Hühnerauge getreten. Auf diese Art habe ich mir schon tausend Spaß gemacht. War z. B. ein solcher Patron ganz vorzüglich reinlich, so trat ich mir die Stiefeln vor der Thür nicht ab; war er geitzig, so besuchte ich ihn alle Tage unausgesetzt um Essenszeit, und blieb, wenn er mir nur das kleinste Ehrenwort sagte. War einer feige und konnte nicht gut reiten, so empfahl ich ihm das wildeste Pferd in der Stadt, und behauptete, ein Kind könne es regieren, oder ich machte solche Herrn betrunken, oder rauchte schlechten Tabak in ihrem Zimmer, oder brachte meinen Hund mit. Das alles aber that ich nicht eigentlich, um sie zu kränken, sondern einzig und allein um meinen Spaß zu haben. —

5.

Noch einige merkwürdige Ausſprüche von Bekmann.

Auch folgende Ausſprüche von Bekmann verdienen theils wegen ihrer Wahrheit, theils wegen des Eigenthümlichen, welches ſie an ſich tragen, aufbewahrt und behalten zu werden.

Er merkte recht gut, daß Naſturtius durch viele Ränke und Pfiffe die Menſchen auszuholen und kennen zu lernen ſuche, behauptete aber immer, dies ſey eine ganz unrechte Manier. Ueberhaupt kommt es mir immer vor, ſagte er, wenn Naſturtius mit mir ſpricht, als ob dieſer mit Barbiermeſſern Brod ſchneiden wollte.

Mit Wein und Braten, ſagte er ein andermal, kann man mich von Braunſchweig nach Hamburg locken, und ſo hat jeder Menſch etwas an ſich, woran er regiert werden kann.

6.

Schluß des Verfaſſers.

Ohngeachtet dies nicht alle merkwürdige Aus-ſprüche Bekmanns ſind, ſo ſind ſie doch, wie es mir ſcheint, völlig hinreichend, um zu zeigen, wie ſehr unrecht die M—r hatten, wenn ſie Bek-mann verdammten, und von ihrem Umgange völlig ausſchloſſen. Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, wie ſich die M—r haben können überreden laſſen, daß Bekmann ein unausſtehlicher und boshafter Menſch ſey. Denn was das erſte betrift, ſo hatte er offenbar eine Menge Freunde, welche ſeinen Um-gang ſehr unterhaltend fanden; was aber das andere betrift, ſo ſieht man, daß er weder dumm noch ausgezeichnet boshaft geweſen; denn alles, was er den Leuten zum Poſſen gethan, hat er nicht aus Liebe, andern zu ſchaden, ſondern um ſeinen Scherz zu treiben, ausgeübt. So ließ er dem podagriſchen Wirth in der goldnen Traube nicht ſelten ſeinen Knotenſtock auf den Fuß fallen, um die ſonderbaren

Mienen

Mienen zu sehn, welche dieser alsdann auf seinem Gesichte anbrachte. Aber nicht um ihm Schmerz zu verursachen; denn er pflegte oft den darüber sich Beschwerenden zu versichern: daß, wenn er die oben angeführten Mienen, ohne daß er ihm Schmerzen erregte, nur halb so natürlich machen könne, er sogleich den Spaß mit dem Stocke unterlassen werde.

Dies sind kürzlich die Gesinnungen und Meinungen Bekmanns gewesen.

Siebentes Kapitel.

Der Kriegsrath Nasturtius lobt das Landleben und meldet seine Liebe.

Der Kriegsrath Nasturtius war gewohnt, alle Morgen seinem Friseur zwei Fragen vorzulegen, erstlich: was ist die Glocke? Und zweitens: was ist für Wetter? Auf die letzte Frage erhielt er die Antwort: es regnet.

Verdammt! sagte der Kriegsrath laut, — wir werden keinen Fuß aus dem Jägerhause setzen können; und verdammt! sagte er in Gedanken, meine schöne, von der schönen Gegend hergenommene Liebeserklärung wird nun unbrauchbar.

Indem er auf und abgieng, und überlegte, in welchem Kleide er sich als Liebhaber, und in welchen Worten er seine Liebe präsentiren solle, rollte der Wagen und der alte Oberst vor, Nasturtius stieg ein, und beide holten die Geheimeräthin und ihre Tochter ab.

Fährt der junge Herr Bekmann nicht mit? fragte Nasturtius. Wir werden ihn vor dem Thore finden, sagte die Tochter.

Bekmann stand unter einem Baume und erwartete den Wagen. Er placirte sich sogleich auf den Bock, nahm die Zügel, und bestand darauf, selbst zu fahren. Durch das große Geschrey, welches Mutter und Tochter erhoben, als er Anstalt machte sich der Zügel zu bemächtigen, merkte Nasturtius, daß er sehr wild fahren müsse, und bat ihn sehr, er möchte doch seine Mutter und Mademoisell Schwester nicht in Angst setzen. Ich will Sie, sagte Na-

ſturtius, wenn Sie, ohne ſelbſt zu fahren, auf dem Bocke nicht ſitzen können, lieber zu mir auf den Schooß nehmen.

Aber das Anerbieten kam zu ſpät. Der Wagen, von Bekmanns Hand geleitet, ſprang über Stock und Stein; der Kriegsrath, in der größten Angſt, ſah zum Schlage heraus, und rief den Damen unaufhörlich zu, ſich nicht zu fürchten. Die Damen waren ſtill; der Oberſt lachte.

Nach einer halben Stunde ſtand der Wagen vor dem Jägerhauſe, und Bekmann ſprang ſogleich ab und verrichtete Bedientendienſte. Kaum waren die vier Perſonen zu der übrigen Geſellſchaft, unter welcher ſich auch der Burgemeiſter und ſein Sohn befanden, ins Zimmer getreten, als Naſturtius, welcher ſeinen Verdruß über Bekmanns Betragen nicht verbergen konnte, ausbrach: Aber das muß ich Ihnen ſagen, lieber Herr Bekmann, daß es ſich für Sie gar nicht ziemt, Kutſcher ſeyn zu wollen, und mich in Gefahr zu bringen, den Hals zu brechen.

Haben Sie ihn denn gebrochen? ſagte Bekmann; nun ſo warten Sie, bis Sie ihn gebrochen haben, dann haben Sie Recht zu reden.

Ich bitte inständigst, lieber Herr Bekmann, daß Sie sich menagiren! Sie sagten diese Worte mit einem Tone, welchen ich nicht gern höre, und den ich mir, wenig gesagt, verbitte. Ein Mann, wie ich, braucht sich dergleichen nicht von Ihnen gefallen zu lassen.

Wie Sie — rief die Räthin. Wie Sie — rief Mademoisell. Und warum denn nicht von Ihm? fuhr die Räthin fort, warum denn nicht? Sind Sie mehr als er?

Der Geburt nach, nein, — erwiederte der Kriegsrath, — denn mein Vater war Gewürzkrämer, und der seine, Geheimerrath; aber qua Mann im Amte — und dann, indem er lächelte, und seine Ungezogenheit durch einen witzigen Einfall wieder gut machen wollte — qua Kutscher.

Kutscher? Herr Kriegsrath, Kutscher? rief die Geheimeräthin.

Lassen Sie nur, Mutter, sagte Bekmann, ich will wohl allein mit ihm fertig werden.

Und ich mit dem Mallaga, wenn Sie nicht bald kommen, sagte der Oberst.

Gleich, sagte Bekmann. Ich habe Ihnen also

nicht zu Dank gefahren, Kriegsrath, nicht wahr? Nun, ich möchte gern fahren lernen: wenn wir nach Hauſe fahren, ſollen Sie kutſchiren.

Wir haben ja einen Kutſcher, ſagte der Kriegsrath, ich kann nicht fahren.

Sie müſſen, rief Bekmann, oder mir abbitten, weil Sie von einer Sache geurtheilt haben, welche Sie nicht verſtehen.

Gern, lieber Bekmann: ich bitte tauſendmal um Verzeihung! Die Geſellſchaft lachte, und alle wurden nach und nach vergnügt, wozu beſonders dies nicht wenig beitrug, daß das Wetter ſich völlig aufklärte und man im Freien eſſen konnte.

Niemand verlangte nach dieſem Augenblicke ſo ſehr als Bekmann, welcher immer behauptete: wenn man auf dem Lande wäre, ſo müſſe man auch wie auf dem Lande leben, ſoviel er aber wiſſe, eſſe der Bauer um 11 Uhr.

Endlich erſchien der ſo längſt erſehnte Augenblick. Die Suppe war verzehrt, und Bekmann fieng an, das Rindfleiſch zu zerlegen, während Naſturtius ein noch ganz friſches Brod aufſchnitt. Wie glücklich iſt doch der Landmann! — ſagte Naſturtius, und

roch dabei an eine abgeſchnittene Brodſcheibe — wo finden wir wohl ſolch Brod in der Stadt, ſo ausgebacken, ſo groß für das Geld? Wahrlich! wenn ich mir die Sache genau überlege, ſo wünſchte ich wohl, immer auf dem Lande leben zu können.

Man kann mit wenigem Gelde weit reichen, ſagte die Geheimeräthin.

Die Jagd iſt auch nicht zu verachten, ſprach der alte Oberſt.

Nur ſchade, ſagte Bekmann, daß man Fleiſch, als Rindfleiſch, Kalbfleiſch, ſo ſelten auf dem Lande friſch bekommen kann.

Und die göttliche Natur, ſagte Mademoiſell Bekmann.

Und die Autorität, welche der Amtmann über die Bauern hat, ſagte der Burgemeiſter.

Schon recht, ſagte Naſturtius, Sie nennen doch reelle Güter, wegen welcher Sie das Landleben dem Stadtleben vorziehen. Mich kann nichts ſo ſehr ärgern, als wenn man den Romanen und andern ſolchen ekkentriſchen Büchern die Glückſeeligkeit aufs Wort glaubt, welche auf dem Lande zu Hauſe ſeyn ſoll. Mademoiſelle werden verzeihen, wenn

ich besonders gegen die göttliche Natur, welche Sie anzuführen beliebten, viel spreche. Was heißt das, Natur? Scheint nicht die Sonne eben so gut in der Stadt als auf dem Lande? Und wenn ich sie aus meinem Fenster kann untergehen sehn, soll ich erst mich echauffiren und einen Hügel auf dem Felde erklettern. Will ich blühende Bäume sehn, so gehe ich in der Stadt in meinen Garten; will ich an Kornfeldern mich laben, vor das Thor, und ich finde dort dasselbe, was ich zwei Meilen davon auf dem sogenannten Lande finde. Ja ich finde sogar eine Menge Unbequemlichkeiten mehr, als in der Stadt. Man bekommt z. B. die Zeitungen weit später; bei einer zustoßenden Unpäßlichkeit ist niemand als der ungeschickte Dorfbarbier in der Nähe. Herr Bekmann führte sehr richtig an, daß frisches Fleisch auf dem Lande eine Seltenheit sey. Kurz, auf die eigentlichen Vorzüge des Landes vor der Stadt ist man noch gar nicht aufmerksam geworden.

Und diese sind? sagte Werner.

Außer den schon genannten, z. B. der Wohlfeilheit der Jagd, der Folgsamkeit gegen die Obrigkeit, besonders die gesunde Luft; es scheint mir kein

Zweifel übrig zu ſeyn, daß, da der Menſch dann in ſeinem natürlichen Zuſtande iſt, wenn er geſund iſt, und die Landluft die Geſundheit befördert, in dieſer Rückſicht das Landleben der Natur des Menſchen angemeſſner ſey.

Lieber Herr Kriegsrath, ſagte Werner, rechnen Sie denn das Vertrauen, die Annäherung dieſer ſchuldloſen unverdorbenen Menſchenklaſſe, wenn man unter ihnen lebt, für nichts?

Lieber Himmel! ſagte Naſturtius, wie freue ich mich, daß Sie darauf kommen; eben wollt' ich davon ſprechen. O wie lieb iſt es mir, daß hier unſre Meinungen übereinſtimmen. Wie geht es in der Stadt her? Kaum grüßt man noch; das Vertrauen fehlt ganz. Leute, denen ich einen Prozeß geführt habe, gehen zu einem andern, wenn ihre ungerechte Sache einen ſchiefen Ausgang bekommen hat; um und neben mir ſind Leute, die ebenfalls ſtudirt haben, und die, wenn ſie nicht eben ſo klug ſind, wie ich, es dennoch zu ſeyn glauben. Kurz, in der Stadt iſt man auf alle Fälle in einer ſehr bedrängten Lage. Wie ganz anders auf dem Lande! — Unſer Herr Paſtor — Unſer Herr Amtmann,

ſagen dort die Leute, und das Wort Unſer'in ihrem Munde, heißt: dieſer gelehrte, brave, verehrungswürdige Mann. — Ich hoffe, daß dieſe meine letzte Aeuſerung über das Landleben keiner aus der Geſellſchaft übel deuten wird, wie man freilich leicht könnte. Die Eitelkeit, welche darin zu liegen ſcheint, iſt würklich nur ſcheinbar. Denn jedermann will ja an dem Platze, an welchem er ſteht, gern geſehn und geliebt ſeyn.

Mit ſolchen ſchönen Geſprächen langweilte ſich die Geſellſchaft bis gegen drei Uhr, als um welche Stunde ſie ſich von Tiſche erhob, und einer den andern verſicherte, er habe ſich prächtig amüſirt.

Man ſchlug einen Spaziergang vor, und alle, Bekmann ausgenommen, willigten ein. Dieſer legte ſich unter einen Baum zu ſchlafen. Naſtur-tius nahm den Arm der Mademoiſell Bekmann und führte ſie mit der Geſellſchaft nach einem kleinen nahgelegenen Wäldchen, wo er ſich mit ſeiner Dame unvermerkt von den übrigen trennte.

Mademoiſell Bekmann war ſo einfältig nicht, daß ſie nicht gemerkt hätte, was Herr Naſturtius beabſichtige; ſie beſchloß, ihm nicht einen Schritt

entgegen zu kommen. Beide giengen also schweigend nebeneinander.

Um Verzeihung, fing endlich Nasturtius an, wie finden Sie die Gegend?

Den Boden feucht und dumpf, die Aussicht beschränkt, kurz nicht sonderlich.

So — sagte der Kriegsrath, was mich betrift, so kommt sie mir schön vor.

Der Geschmack ist verschieden.

Ja, sagte er, wenn ich mit Ihnen gehe, kommt jede Gegend mir schön vor.

Sie denken sehr gütig von mir.

Nun war guter Rath theuer; Nasturtius suchte nach einer Antwort in seiner Tabaksdose, indem er den Tabak unaufhörlich mit den Fingern zerrieb. Endlich fiel ihm eine Wendung ein, welche seitdem oft gebraucht worden. Er erinnerte sich, daß er ein Deutscher sey, und sagte: warum mache ich soviel Umstände; bin ich nicht ein deutscher Biedermann? warum soll ich einem deutschen Mädchen nicht sagen, daß ich sie liebe und heirathen will?

Mademoisell Bekmann ward roth, und sagte endlich: mein Herr, ich schätze Ihren Antrag, wie

ich soll, so unerwartet er mir auch kommt, aber bei der Verschiedenheit unserer Gesinnungen, welche sich noch bei Tische so merklich äußerte, und bei dem wenigen Anspruch, welchen ich auf eine solche Ehre zu machen habe, sehn Sie wohl, daß ich mich für jetzt nicht so erklären kann, als Sie es wünschen.

Und warum nicht? erwiederte der Kriegsrath. Wenn wir verheirathet sind, so werden Sie meine Grundsätze annehmen, und so hat der Streit ein Ende. , Und was die Ansprüche betrift, welche nicht zu haben Sie vorgeben, so fühle ich sehr deutlich, daß Sie wohl Ansprüche auf einen bessern Mann machen können als ich bin.

Und dann kenne ich Sie nicht genug, um mich ganz nach Ihren Wünschen zu erklären. Ich habe Sie erst zehn oder zwölfmal gesehn und gesprochen; also sehen Sie leicht, daß ich eine bestimmte Erklärung vermeiden muß.

Aber lieben Sie mich denn nicht ein wenig? — Sagen Sie ein deutlich Ja oder Nein.

Die Liebe ist Würkung eines öftern Umganges, eine Würkung der Zeit.

Ja oder Nein, liebe Mademoiſell. Er hatte ihre Hand gefaßt, und drückte ſie gegen ſein Herz.

Ich bin überzeugt, daß wenn meine Mutter gegenwärtig wäre, ſie finden würde, daß ich ſchon zu viel geſagt habe.

Sie iſt gegenwärtig, rief die Geheimeräthin, und ſprang hinter dem Geſträuch hervor. Biſt Du nicht eine Närrin, Lottchen, daß Du Dich mit einem Menſchen einläßt, der ſo weit unter Deinem Stande iſt; mit eines Gewürzkrämers Sohn, einem Kriegsrath, der noch dazu Deine Familie verachtet, Deinen Bruder einen Kutſcher nennt, und Dir gröblich ins Geſicht hinein widerſpricht. Fort zur Geſellſchaft. Ich glaube, die Närrin weint — Herr Kriegsrath! Sie werden mit dem Burgemeiſter fahren; ich werde dafür ſorgen, daß mein Sohn Sie nicht mehr in Angſt ſetzen ſoll. Merken Sie ſich bei der Gelegenheit, daß ſeine Sitten und Lebensart bei Frauenzimmern weit ſicherer empfehlen als ein — deutſches Betragen. Adieu.

Der Kriegsrath nahm nach einer langen Pauſe eine Priſe Tabak und ſagte: die Frau hat viel Grillen und keine Grundſätze.

Achtes Kapitel.

Entschluß.

Es giebt Menschen, welche ihre Seele nur für das Salz halten, wodurch der Körper vor Fäulniß bewahrt wird. Menschen, deren Lebensweisheit und Lebensglück darin besteht, sich im Genusse des ebenen, trivialen bürgerlichen Lebens recht fest zu setzen, um von allen Verirrungen poetischer Menschen bewahrt zu bleiben. Diese zweifüßigen Thiere ohne Federn haben einen ganz andern Maasstab für Unglück, als bessere, höhere Menschen; wie der Gebirgsbewohner einen andern Maasstab für Größe hat, als der Bewohner einer sandigen Ebene.

Wenn ein edler alter Mann, der sich, wie ein kräftiges deutsches Sprüchwort sagt, manchen rauhen Wind hat müssen um die Nase wehen lassen, unter bürgerliches Dach und Fach unterkriecht, weil er des Ungewitters müde ist: so ist das vernünftig, rührend und erbaulich. Vernünftig, weil der Mann

Zeit seines Lebens genug gelitten hat, und sein geschwächter Körper sich nach Ruhe sehnt; rührend, wegen der dankbaren Genügsamkeit, mit welcher ein solcher Mann die bei weitem nicht köstlichsten Gaben der Natur empfängt und genießt; erbaulich endlich, wegen des schönen Wohlwollens gegen die Natur, wegen dieser Aussöhnung für Beleidigungen der Jugend, welche sich nur in diesem Alter und in dieser Lage denken läßt.

Wenn aber ein junger Mensch in den Zwanzigern, der von der Welt nichts gesehn hat, als den Zipfel, welcher in die Zimmer seiner Familie hineinhängt; wenn ein solcher, der bloß alt seyn mögte, um ohne Vorwurf träge und eigensinnig zu seyn, sein ganzes Wohl und Weh von dem bürgerlichen Amte und dem bürgerlichen Zirkel, welcher ihn umgiebt, abhängen läßt: so bleiben die köstlichen Gaben der Natur zwar auch aus, aber mit ihnen auch das Wohlwollen gegen die Welt, die Menschen und das Schicksal, welches den strengen Ernst des Alters einzig und allein genießbar macht. Es entsteht in der Seele ein Mißverhältniß, welches bald lächerlich, bald widrig wird. Ein solcher Mensch verfolgt zu-

gendliche Plane mit närriſchem Ernſte des Alters, und ſpricht ohne Erfahrung über das, was nur Erfahrung lehren kann — über menſchliche Empfindungen. Die Seele eines ſolchen Menſchen gleicht einem Zwerge, welchen man, dem Geſichte nach, für alt halten ſollte, der aber, trotz dem, die Kinderſchuhe noch nicht ausgetreten hat, und nur Kinderſchritte machen kann. Solche junge Greiſe oder alte Jünglinge haben immer viel Unglück zu erdulden, denn ſie verbinden mit dieſem Worte ungefähr eben den Begriff, welchen eine ärmliche ängſtliche Hausmutter, deren Mund und Seele den Herrn lobt, wenn es um die Waſchzeit nicht regnet, das Eſſen nicht anbrennt, der Kaffee wohlfeil und im Winter die Stube warm iſt.

Wenn ſolchen Menſchen etwas **Unerwartetes** zuſtößt, ſo glauben ſie, dies ſey etwas **Ungewöhnliches**, und ihre eingeſchränkte Seele braucht dieſelbe Zeit, das Unerwartete zu überſehn, welche der beſſre Menſch vonnöthen hat, das Ungewöhnliche zu faſſen, zu prüfen und zu ertragen.

Unſer Kriegsrath Naſturtius war in allen dieſen Fällen. Wenn man ihn reden hörte, ſo hätte man

geschworen, er habe alles Unglück der Menschen allein auf sich genommen; wenn man aber genauer zusah, so kannte er von allen Krankheiten nur den Schnupfen, von allen Affekten den Miniaturzorn gegen das Gesinde. Treulosigkeiten, welche er erfahren hatte, bestanden darin, daß seine Freunde einigemal das für sie bereitete Abendbrod versäumt hatten, und sein tiefster Gram, daß der Dieb, welcher ihm seine goldne Taschenuhr gestohlen, noch unentdeckt sey.

Kein Wunder daher, daß, als die Räthin Beckmann und ihre Tochter aus seinen Augen verschwunden waren, er vor Erstaunen ausser sich nach einer Prise und seinen Grundsätzen griff, um sich so lange im Gleichgewichte zu erhalten, bis er überlegen konnte: was er gethan, ertragen, gelitten, um Mademoiselle Beckmann zu heirathen, und wie ihm alles dieses von der Räthin schnöde vergolten werde.

Es kam unserm Kriegsrath sehr zu statten, daß er in seiner Jugend einige Romane gelesen, und manches von den Qualen der Liebe behalten hatte. Er konnte nun seinem gepreßten Herzen durch Worte Luft machen, und das that er denn auch unverzüglich.

So

So fühle denn auch ich, ſprach er, was ich nie geglaubt, die Qualen der Liebe; denn in der ganzen Stadt bin ich durch dieſen Vorfall beſchimpft, die Räthin hat mich vor Lottchen zur Rede geſtellt, die Geſellſchaft wird mein Schickſal erfahren, ich bin unglücklich. Aber ſoll ich die Hände in den Schooß legen? Soll ich meine Ehre, ohne etwas dagegen zu thun, Preiß geben? Nur, wenn ich jetzt Lottchen heirathe, iſt dieſer Schandfleck aus meinem Leben getilgt. Die Eiche fällt nicht auf den erſten Hieb, und Rom ward nicht in einem Tage gebaut; ich will alles verſuchen.

Nach dieſen Worten und mit dieſem Entſchluſſe gieng er zur Geſellſchaft zurück, in welcher aller Augen auf ihn ſahn, um ſich zu unterrichten, was eigentlich vorgefallen ſey. Man fuhr nach Hauſe; der Kriegsrath mit dem Burgemeiſter, und Werner mit Lottchen. Der Kriegsrath konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen, und dachte am andern Morgen lange hin und her, wie er alles ins Geleis bringen wollte, als ihm dies auf eine eigne Art erleichtert ward.

Neuntes Kapitel.

Ein Familien-Gemählde oder die liebenswürdige Familie.

Es ist aber gar nicht recht, liebe Mutter! sagte Lottchen am Abend, daß Sie es so gemacht haben; nun ist mit dem Kriegsrath alles vorbei.

Das verstehst Du nicht, dummes Ding! sagte die Mutter, wenn man einen Liebhaber etwas hart und rauh begegnet, das frischt an.

Aber nur grob und schlecht muß man niemanden begegnen: das ist sehr unrecht. Ich armes Mädchen! — mein Vater hat alles verschwendet, ich werde nun wohl im Alter darben müssen! — Gestehn Sie es nur, daß Sie sich übereilt haben.

Nun, Lottchen, sagte die Mutter nachgiebig, Du bist ja noch nicht alt.

Was nicht ist, wird werden — sagte jene — aber es ist himmelschreiend, jemanden, und noch

dazu ſolch einen Narren, ſeine Abkunft vorzuwerfen, einem Dummkopfe ſeine Dummheit ſo hoch anzurechnen und ihn dadurch zu beleidigen. Wenn einmal unſer Glück von einem Narren abhängt, ſo ſollten wir ihn auch nicht vor den Kopf ſtoßen.

Nun ja, Kind! ſey nur ruhig.

Geſtehn Sie es nur, daß Sie ſich übereilt haben. Es war recht gut, daß Sie uns überraſchten, aber auf die Art. — Ein Glück, daß ich noch darauf kam, ein paar Thränen fallen zu laſſen, das bringt vielleicht die Sache wieder in Ordnung. Wenn er es geſehn hat, ſo bildet er ſich vielleicht ein, ich ſey in ihn verliebt. Aber ſich ſo zu vergeſſen, wie Sie, Mutter, iſt mir unbegreiflich.

Nun, ich geſtehe ja meine Uebereilung. — Das iſt nicht genug, ſagte Lottchen, und ſtampfte mit dem zierlichen Fuße, das iſt nicht genug! Sie ſollen auch die Sache wieder ins Gleis bringen.

Wie denn, Lottchen! wie denn?

Das geht nicht mich an — genug, Sie haben ſchlimm gemacht, machen Sie wieder gut.

Nun ſieh einmal, Karl — ſagte die Räthin, — iſt ſie nicht wie eine Furie?

Wird wohl zahm werden, wenn Sie nur stille schweigen wollen, sagte Beckmann.

Nun, das fehlte noch, sagte die Räthin, daß Du ihre Partheyen nimmst!

Und warum denn nicht, wenn ich Recht habe? sagte Lottchen.

Und warum denn nicht, da sie Recht hat? sagte Beckmann. Einen Mann muß doch das Mädchen haben, und einen reichen Mann; denn bei uns ist, bekanntermaßen, der Reichthum nicht zu Hause. Und wer in dem Neste hier kann sie heirathen als Werner, der aber nichts bis dato hat, womit er seine Liebe füttern könnte; und der Kriegsrath, der reich ist, und sie heirathen will. Ich dächte Mutter, Sie machten soviel Umstände nicht, zuzugreifen, ehe der Vogel wegfliegt. Lottchen fängt nach gerade an zu verfallen. Um die Augen bekommt sie schon kleine Falten, und zwei Vorderzähne hat sie auch schon eingebüßt.

Das brauchst Du mir nicht zu sagen, fuhr Lottchen auf. Ueberhaupt gehst Du immer darauf aus, mich zu kränken; lieber solltest Du überlegen, wie die Sache wieder gut zu machen sey.

Was iſt denn eigentlich vorgefallen? ſagte Bekmann.

Ei! der Kriegsrath ſagte mir, er wolle mich heirathen, und Mutter beborcht ihn, ſpringt hervor, ſchilt ihn eines Gewürzkrämers Sohn, und einen plumpen Menſchen, weil er Dich Kutſcher geſchimpft; giebt ihm in meinem Namen einen Korb, empfiehlt ihm ſeine Sitten, und läßt ihn ſo ſtehn. Ich frage jeden Menſchen — — —

Nun, ſagte Bekmann, gieb Dich nur zufrieden; den Kriegsrath kenne ich als mich ſelbſt, den will ich noch wohl herumbringen. Der Kriegsrath iſt ein Narr, bildet ſich etwas darauf ein, ein unbeſcholtner Narr zu ſeyn — und grämt ſich gewiß, weil er meint, ſeine Unbeſcholtenheit litte unter der Geſchichte. Morgen will ich zu ihm gehn, und, nenne mich wie Du willſt, wenn ich nicht alles in den vorigen Zuſtand bringe. Nur das bitte ich mir aus, Frau Mutter und Jungfer Schweſter: daß mir erſtlich frei ſteht, ihm zu ſagen, was ich will, und zweitens, daß, ſo dumm ſich künftig der Kriegsrath nehmen mag, man ihn nie merken laſſe, daß er ſich dumm nimmt.

Lieber Sohn! sagte die Räthin, wenn Du das ausführst, und Lottchen wieder stille machst. —

Nun, ich verspreche es, sagte Bekmann gähnend, und jetzt Ruhe! Laßt uns zu Bette gehn.

Der Verfasser dieses Werks versetzt sich im Geiste in des Recensenten Stube, welcher eben diese Scene gelesen, und schreibt nach, was er dort hört. Diese Scene, sagt der eine mit an die Nase gelegtem Finger, scheint mir nicht zur Handlung zu gehören. Zur Handlung! sagt ein zweiter, der schon zwei Jahre länger von Universitäten ist, zur Handlung gehört nun diese Scene allerdings, indem man daraus die Gemüthsstimmung ersieht, mit welcher die Worte am Ende des siebenten Kapitels von der Räthin gesagt worden; aber warum haben Sie uns den ganzen Dialog erzählt? Alles, was hier zu sagen nöthig war, konnte in zwei Perioden zusammengepreßt werden.

Unnatürlich, sagte der dritte, wenn ich auch den Dialog entschuldige: unnatürlich bleibt immer diese Scene; denn wer erwartet von einem sanften, unschuldigen Mädchen, wie sie uns der Verfasser selbst capite 4. seq. geschildert, ein solches Betragen

gegen ihre Mutter? Wie hängt dies mit ihren sonstigen Aeußerungen zusammen?

Ich will zum Scherze diese Scene in das gehörige Licht stellen, und mich gegen Recensenten No. 3 durch das folgende sichern.

Die Mädchen haben drei Charakter, wie sie drei Arten von Kleidern haben. Der erste ist der Putzcharakter; das ist derjenige, mit welchem sie in Gesellschaft auftreten. Wenn sie in diesem spielen, so tragen sie auch immer die Putzkleidung dazu, welche aus seidnen und modischen Kleidern, Blumen, Federn u. s. w. besteht; in diesem Charakter ist die Geistesphysiognomie aller Mädchen ziemlich gleich. Sie medisiren, coquettiren, schnattern Französisch u. s. w. woraus klärlich erhellt: daß ein Mann, der in vollem Ernste seiner Freiheit überdrüßig ist, diese in unsern Gesellschaften nur an ein schönes Gesicht, nicht an eine schöne Seele verlieren kann.

Der zweite Charakter ist der der Liebenswürdigkeit, und das Kleid, welches dazu paßt, ist das Negligee. In diesem Charakter wird gespielt, wenn ein junger Mann schon Zutritt in einem Hause hat, und plötzlich, aber nicht unvermuthet, des Morgens

die Schöne überrascht. Da sitzt sie denn in einem knappen, weißen, reinlichen Jäckchen und plaudert, und alle Liebenswürdigkeiten dieses sanften Geschlechts werden dem entzückten jungen Mann unter die Augen gerückt, bis das Herzchen und die Freiheit fort ist, und er darauf schwört, daß die schöne Seele des Mädchens ihn gefesselt habe.

Den dritten Charakter und das dritte Kleid bekommen nur die zu sehn, welche auf irgend eine Art das Vergnügen haben, mit diesen Geschöpfen in näherer Verbindung zu stehn. Als z. B. Kammermädchen, Gesinde, der Ehemann. (denn als Braut spielt das Mädchen noch im zweiten Charakter). Es besteht aber dieser dritte Charakter in einer gewissen Zanksucht, Rechthaberei, und besonders in einem bei jeder Gelegenheit ohne Absatz strömenden Wortfluße. Alle vernünftige Vorstellungen, diesem Strome entgegengestellt, sind Steine, welche sein Brausen mehren und seinen Lauf nicht hemmen. Das Kleid, welches zu diesem Charakter paßt, heißt auch Negligee, aber so wie der Teufel ein Engel heißt. Es ist eben so schwarz, als jenes weiß, eben so widrig als jenes reizend ist. Der Verfasser, wel-

cher sehr neugierig ist, hat sich bisweilen in dieses Heiligthum eingeschlichen, und ist über den sonderbaren Anblick erstaunt, welchen eine Dame, die er Tages vorher im ersten Charakter bewundert, und zwei Stunden darauf im zweiten geliebt hatte, im dritten Morgens zwischen 8 und 9 Uhr darbot.

Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, ich glaube Diderot, daß ein Vater, welcher an seinem Sohne eine zu heftige Neigung für das Theater bemerkt, ihn während des Spieles hinter die Coulissen führen solle, um den Zauber zu vernichten, der nur in der Entfernung und aus einem Punkte gesehn, reizt. Ehestandslustige, welche ihre Schönen nur immer im Charakter No. 1 und 2. erblicken, sollten, wie Clodius das Fest der Bona Dea belauschte, ihre Schönen bei Waschfesten, besonders wenn schlecht Wetter ist, überfallen, um einen kleinen Vorschmack von dem Glücke des Ehestandes zu genießen.

Aber damit man nicht behauptet, ein Frauenzimmer habe dieses Kapitel geschrieben, zurück zu meiner Vertheidigung. Der Leser sieht klärlich und also auch der Recensent, wenn er bis hieher liest, daß ich Mademoiseli Bekmann in diesem Kapitel in

einem ganz andern Charakter geſchildert habe, als bisher. Kapitel 4. trat ſie im Putzcharakter auf, Kapitel 7. fieng ſie an, in den Negligeecharakter überzugehn, und erſt Kapitel 9. zeigte ſie ſich in dem dritten Charakter.

Aber, lieber Herr Auctor! ſagt mein Recenſent, dem, wie allen dieſen Herren, mit dem Diplom zu recenſiren, die Unfehlbarkeit inoculirt iſt, lieber Herr Auctor! bedenken Sie doch, daß ja die Möglichkeit eines ſolchen Charakters, wie ſie ihn eben geſchildert, nicht geläugnet wird; aber daß ſie ihn in ihrer Erzählung getroffen, wird geläugnet. Wo ſind hier die Mittelglieder? Wo iſt das Band, z. B. welches Charakter No. zwei an den No. drei bindet?

Ich nehme bei dieſer Gelegenheit eine neue Feder, denn hier wird viel Tinte fließen, und antworte: Lieber Herr Recenſent! merken Sie denn nicht, daß Sie beſſer thun, wenn Sie ſchweigen? In meinem Buche, das heißt, auf dieſem meinem Territorio bekommen Sie Unrecht, ſelbſt wenn Sie Recht haben. Sie fragen noch warum? Sie ſchelten mich partheiiſch? Hören Sie nur, ich will eben ſo unpartheiiſch ſeyn, als ein gewiſſes kritiſches

Blatt. Sie finden mein Buch in diesem meinem Buche, höchst schlecht und elend. Ich vertheidige mich dagegen; Sie glauben nicht und wollen antworten. Sehr gerne, ich nehme Ihre Rechtfertigung an, aber NB. Sie bezahlen Zeile für Zeile, welche Ihre Rechtfertigung einnimmt, zwei Groschen, ich aber bezahle, da es mein Buch ist, nicht nur nichts, sondern bekomme auch noch von meinem Verleger Ihre Rechtfertigung und meine Antwort bezahlt. Kann man, frage ich, wie jenes critische Blatt einst fragte, kann man die Unpartheilichkeit höher treiben? Wenn Sie ein ächter Vertheidiger desselben sind, so werden Sie diesen ganz in Ihrem Geiste geschriebenen Zeilen ihr Brava nicht versagen können.

Das allerschlimmste aber, lieber Recensent! ist nur, daß Sie gänzlich Unrecht haben; denn wenn Sie das Ende des 5ten Kapitels recht genau überlesen, und bedenken, daß die Coquetterie bei Mädchen, wie der Geiz bei Männern, eine Wurzel alles Uebels ist, so werden Sie einsehn: daß ein so geartetes Mädchen gar wohl gegen ihre Mutter sich so betragen kann, als sie sich betragen hat.

Und nun, meine Herren Leſer, wollen wir uns, um dieſem Kapitel einen guten Schluß zu verſchaffen, von dem ſpeciellen Kriegsrath Naſturtius zu dem Schickſale der Männer im Allgemeinen erheben. Was ſind wir, und wozu machen uns die Weiber? Erſt zu ihrer Puppe, dann zu ihrem Manne, und dann zu ihrem Kinde. — Armer Naſturtius! Du wirſt nicht mehr lange in Ungewißheit ſeyn, ob Lottchen dich liebe oder nicht, heirathen wolle oder nicht; aber es wird eine Zeit kommen, die ich, Gottlob! nicht zu beſchreiben brauche, wo Du ungewiß ſeyn wirſt, ob ſie Dich je geliebt hat, und wo Du gewiß gemerkt haben wirſt, daß Du ſie geheirathet haſt. Bis dahin Friede mit Deiner Seele!

Zehntes Kapitel.

Der Kriegsrath Naſturtius wird herumgebracht.

Der Kriegsrath ſaß noch nachdenkend in ſeinem Sopha, und quälte ſich, wie er anderer Leute dumme Streiche gegen ſich gut machen wolle, als Bekmann hineintrat. Eine freudige Bewunderung legte ſich über das Geſicht des Kriegsraths; denn er glaubte nun die beſte Gelegenheit zu haben, ſich der Familie, welche, wie er glaubte, im höchſten Grade beleidigt und auf ihn erzürnt ſey, wieder zu nähern.

Nur mit der Einleitung wollte es nicht fort. Eine Einleitung zu einer Sache zu machen, ſcheint überhaupt ſehr ſchwierig zu ſeyn, daher Demoſthenes ſoviele Exordien, als den künſtlichſten Theil der Rede, ſchriftlich hinterließ, und der Kriegsrath Naſturtius beim Vortrage in den Seſſionen in Exordien ſo viel hußete. Man denke ſich aber die Freude

des Naſturius, als Bekmann folgendermaßen ſprach.

Lieber Herr Kriegsrath! ich ſehe es Ihnen recht gut an, daß Sie ſich in Verlegenheit befinden, indem Sie mit einem ſo groben Menſchen, als ich bin, ſprechen ſollen; ich würde Sie auch nicht incommodirt haben, wenn ich es nicht für meine Schuldigkeit gehalten hätte, Sie wegen des Schreckens, welchen ich Ihnen geſtern durch mein ſchnelles Fahren verurſacht habe, um Verzeihung zu bitten.

Lieber Bekmann! ſagte der Kriegsrath in voller Freude ſeines Herzens, das hat ja gar nichts zu ſagen, da ich Ihnen vergeben kann, ſo habe ich Ihnen längſt vergeben.

Bekmann verſtand den Witz nicht, welcher in der letzten Periode liegen ſollte, und ſah daher den Kriegsrath mit einem etwas dummen Geſichte an.

Unter allen Verlegenheiten, worein ein braver Menſch gerathen kann, giebt es keine, welche ſo drückend wäre, als Schulden gemacht zu haben, welche zu bezahlen man nicht im Stande iſt, und Witz, welchen man erklären muß. In der letzten Verlegenheit ſteckte jetzt der Kriegsrath, und da er

den Kunſtgriff noch nicht kannte, ſeinen eignen Witz mit eigenem Lachen zu accompagniren, — eine Methode, welche beſonders die witzigen Köpfe an ſich haben, welche ſich ſelbſt dazu ſtempeln, — ſo mußte er nolens volens mit einem Commentar zu ſeinem Einfalle herausrücken.

Sehn Sie, ſagte er, lieber Herr Bekmann, da ich Ihnen vergeben kann, nämlich, da es mir, indem ich hier mit geſundem Halſe ſitze, möglich iſt, Ihnen zu vergeben — —

Ach! ſagte Bekmann, verſtehe ſchon und danke. Ich verſpreche Ihnen, es ſoll nicht wieder geſchehn. Aber ſagen Sie mir doch noch eins: meine Schweſter, ſie ſchläft im Zimmer neben an, was fehlt der? Die ganze Nacht hat ſie geweint, und — ich weiß nicht, was Sie ihr gethan haben müſſen, — Ihren Namen genannt, und meine Mutter iſt geſtern Abend um uns herumgeſtrichen, als gleichſam wie ein wildes Thier — böſe im höchſten Grade; ſie nahm eine Priſe nach der andern, und wenn ich mich nicht irre, ſo nannte auch ſie Ihren Namen.

Lieber Bekmann! ſagte der Kriegsrath, alſo geweint hat Lottchen? Sehn Sie, mit Ihrer Mutter

iſt das eine üble Sache. Ich erklärte Lottchen meine Liebe, und nun möcht' ich faſt darauf ſchwören, daß ſie mich liebt. Ihre Mutter kam dazu, warf mir vor, daß ich Sie einen Kutſcher genannt —

Darein hat meine Mutter nicht zu reden; das verzeih' ich Ihnen.

Schalt mich eines Gewürzkrämers Sohn, welches mich, unter uns geſagt, ſehr verdroſſen hat.

Das thut mir leid. Nun hören Sie. Wenn Sie das wieder ſagen ſollte, ſo ſagen Sie ihr weiter nichts, als: Sie wüßten, was es mit dem Vetter, welchen ſie immer ſo ſehr lobt, und von welchem ſie ſagt, er ſey an einer Vollblütigkeit geſtorben, für eine Bewandniß habe.

Und, wenn ich fragen darf: was für eine hat es?

Sehn Sie, ich will es Ihnen ſagen, Sie werden es nicht mißbrauchen. Mein Vetter war Caſſenbedienter in P. und ein ganz hübſcher Menſch, nur ein wenig zu vollblütig, daher hatte er immer einen gewiſſen Schimmer vor den Augen, welcher ihn hinderte, die Fürſtliche und ſeine Caſſe gehörig zu unterſcheiden. Nach einigen Jahren fand ſich

die

die Verwechselung. Darüber ward der Fürſt ſo böſe, und mein Vetter bekam einen ſolchen Schreck, daß einige Zeit nachher das Blut ihm zu heftig nach dem Kopfe ſtieg, und ihn auf freiem Felde, vor den Augen mehrerer hundert Zuſchauer, der Schlag rührte. — Verſtehn Sie mich?

O ja, ſagte der Kriegsrath, und dachte bei ſich — eine hübſche Familie!

Ich wette, fuhr Bekmann fort, wenn Sie ihr das ſagen, ſie iſt ſtill wie ein Mäuschen.

Und dann iſt ihr mein Stand, als Kriegsrath, zu gering.

Ich gebe Ihnen mein Wort, ſie ſieht darüber weg.

Und endlich empfahl ſie mir ſeine Sitten und Weltton, denken Sie — —

Das iſt nun ein ſchlimmer Punkt! Meine Mutter will, alle Männer ſollen ſo ſeyn, wie die Affen in der Reſidenz, aus denen man nie klug wird, und welche ich in meinem Leben nicht habe leiden können. Aber es wird doch gehn, lieber Kriegsrath! Sehn Sie, für das Mädchen cavire ich Ihnen. Seitdem wir hier wohnen, hat ſie von nichts, als von

Ihnen geſprochen. Aber das iſt das Unglück, daß meine Mutter auf Sie böſe, und meine Schweſter eine gar zu zärtliche Tochter iſt. Das verſichre ich Ihnen, ſie würde eher vor Liebe ſterben, als meiner Mutter ungehorſam ſeyn; alſo die Tochter, ohne die Mutter, auf Ihre Seite zu bringen, iſt nichts. Aber meine Mutter liebt dagegen ihre Tochter ſo außerordentlich, daß alles, was ihrer Tochter geſchieht, ſie als ihr ſelbſt erwieſen anſieht. Sie ſagt oft, ſie könne ſich keine beſſere Tochter wünſchen; und noch geſtern Abend hat ſie vor Freuden über ihr Kind beinahe geweint.

Was ſoll ich alſo thun?

So wie Werner, Verſe auf meine Schweſter machen, ihr ein Ständchen bringen, meine Mutter um Verzeihung bitten, Briefchen an meine Schweſter ſchreiben — ich will ſie beſtellen — ſich um die Familie irgend ein Verdienſt zu erwerben ſuchen.

Aber wie? lieber Bekmann!

Halt — ſagte Bekmann — mir fällt etwas ein; doch nein! meine Mutter würde mir für immer gram werden, freilich Ihnen für immer gut. —

O, laſſen Sie hören! ſagte der Kriegsrath.

Haben Sie etwa zwei oder dreihundert Thaler liegen?

O ja, sagte Nastartius, einen Nothpfennig.

Nun gut, sagte Bekmann, ich will es für Sie wagen; ich gehe jetzt gleich nach Hause, und sage meiner Mutter, ich hätte Schulden, und wüßte weder aus noch ein. Sie wird böse werden und fürchterlich auf mich schelten; dann komme ich zu Ihnen zurück: Sie geben mir zweihundert Thaler, ich Ihnen eine Verschreibung. Kaum bin ich fort, so schreiben Sie an meine Mutter, und schicken ihr die Verschreibung; sagen, bei einer Familie, wie die ihrige, gelte ein Wort soviel, als ein Wechsel. Ich wette, sie schickt Ihnen statt der Verschreibung das Geld zurück, und findet sich wegen des bewiesenen Zutrauens unendlich geschmeichelt.

Aber, sagte der Kriegsrath, könnte das ganze Geschäft nicht, ohne daß ich Ihnen das Geld auszahle, abgemacht werden?

Fürs erste, sagte Bekmann, wissen Sie, wie das mit Geldsachen ist. Sie würden meine Verschreibung nicht mißbrauchen, das weiß ich; aber man kann doch nicht alle sonderbaren Zufälle berech-

nen — und zudem habe ich wirklich Schulden; sehn Sie nur, der Pfiff ist dieser, daß meine Mutter auf diese Art zum bezahlen gezwungen wird, und sich noch obenein bei Ihnen bedanken muß.

Ja, sagte der Kriegsrath — wir wollen uns das überlegen.

Gut, sagte Bekmann, und gieng, kehrte aber an der Thüre noch einmal um. Noch eins: Werner ist wirklich in meine Schwester verliebt, aber das allerschlimmste ist, was er mir sub rosa vertraut hat: sein Vater will ihm in L. einen Geheimenrathsposten verschaffen; machen Sie also geschwind, wenn Sie etwas thun wollen, denn der Geheimeraths-Titel könnte meine Mutter leicht blenden, und ohne Einwilligung der Mutter thut meine Schwester nichts.

Eilftes Kapitel.

In welchem der reine Verſtand des Kriegsraths Naſiurtius ins Unreine übergeht.

Als Bekmann den Kriegsrath verlaſſen hatte, ſo war der erſte Gedanke, welcher ihm einfiel, ob auch Bekmann ihn nicht vielleicht foppe. Er ſetzte ſich hin und ſummirte alles. Erſtlich, ſagte er, ſoll das Mädchen mich lieben, wie Bekmann ſagt. — Nun, das glaub' ich; denn als die Mutter dort im Walde ſie ſchalt, ſo weinte ſie bitterlich: das habe ich geſehn; und dann wäre es ja ſo etwas außerordentliches nicht, wenn ſich einmal ein Mädchen in mich verliebte. Zweitens ſoll Werner eine Stelle in L. bekommen und Geheimerrath werden; der Burgemeiſter hat mir ſchon oft merken laſſen, daß er in L. Connexionen habe: darin iſt alſo auch nichts widerſprechendes. Ferner, die Mutter, welche freilich Urſach zu haben glaubt, auf mich böſe zu ſeyn, wird dem Geheimenrathe Werner das Mädchen eher geben als mir, dem Kriegsrath; ihre Titel-

ſucht verrieth ſich ja deutlich genug bei der Scene im Walde Summa, ich werde geliebt, habe einen Nebenbuhler, welcher furchtbar iſt, und muß alſo eilen, wie Bekmann richtig bemerkt. Aber die Mittel, welche er vorſchlägt: ihm Geld zu leihen, — das iſt bedenklich, und noch dazu zweihundert Thaler, von denen das Brautkleid beſtellt und die Hochzeit bequem könnte ausgerichtet werden.

Ein Ständchen bringen, gienge eher an; aber werden ſich nicht Leute auf der Gaſſe verſammeln? Wird man ſich nicht über den Kriegsrath wundern, welcher, wie ein Jüngling, die Straßen mit Muſik durchzieht? O, daß hier Spanien wäre! aber, eben weil es hier nicht iſt, wird mein Betragen den Leuten ſpaniſch vorkommen.

Die Mutter um Verzeihung bitten! Was hat ſie mir im Grunde zu verzeihn? Am beſten, ich mache Verſe Dieſe ſetzen mich nicht in Unkoſten, und wirken vielleicht, wie ich es wünſche.

Der Kriegsrath räuſperte ſich, nahm Papier und Feder, goß friſche Tinte in das Tintefaß, ſetzte ſich, ſchrieb, ſtrich aus, und auf dem Papiere ſtand nach Verlauf von anderthalb Stunden, noch immer

nichts, was einem Gedanken, viel weniger einem Reime ähnlich gesehn hätte.

Er sprang auf, gieng in der Stube herum, nahm den Quistorp über das peinliche Recht aus seiner Bibliothek, las eine Stelle, ob er etwa durch ein Wort auf einen Gedanken zu einem Gedichte käme, vergeblich! — Voller Verzweiflung trat er an das Fenster, und eben gieng Werner vorbei und grüßte ihn freundlich. Dem Kriegsrathe schoß ein Gedanke durch die Seele, der seinen Beifall so sehr hatte, daß er ihn sogleich ausführte. Mein Nebenbuhler, dachte er, soll mir selbst die Waffen in die Hand geben, mit welchen ich ihn besiegen will; diese Rache ist zu lustig und zu menschlich, um nicht erlaubt zu seyn. Werner soll mir die Verse machen, die das Herz des spröden Lottchens auf meine Seite bringen sollen. — Er rief den Referendarius.

Lieber Herr! sagte Nasturtius, ich bin in keiner kleinen Verlegenheit: ein guter Freund von mir ist verliebt, und hat mich gebeten, Verse auf sein Mädchen zu machen. Verse machen, war von jeher meine Sache nicht, da es nicht zum praktischen Leben gehört; und also würden sie mir sehr sauer, und

doch dabei ſchlecht werden. Ich weiß, Sie treiben ſolche galante Allotria: wollten Sie mir wohl den Gefallen thun und einige verfertigen?

Es iſt wohl ein Geheimniß, wer der ſchmachtende Schäfer iſt? — Ja, ſagte der Kriegsrath. — Sie ſind es gewiß nicht, ſagte Werner lachend. — Bewahre mich Gott! ſagte der Kriegsrath, und wurde im Geſichte roth. Werner fixirte ihn, ſetzte ſich, und fragte lachend: Lieben Sie die längere oder kürzere Gattung?

Die kürzere, ſagte der Kriegsrath. — Wenn Sie etwas von den ſchönen Augen anbringen können —

Gut, ſagte Werner. Kennen Sie denn die Dame? Hat ſie wohl ſo ſchöne Augen, als Mademoiſell Bekmann.

O ja, ſagte der Kriegsrath beſtürzt. — Eine kleine Geduld, erwiederte Werner, welcher nach und nach die ganze Sache errieth, und ſetzte ſich zum Schreiben. Nach zwei Minuten, in welchen er ſich es recht ſauer werden zu laſſen ſchien — ſagte er: ich bin in die epigrammatiſche Gattung hineingerathen — Hören Sie

Deiner Augen funkelnd Feuer
Schmelzet Rußlands tiefſten Schnee,
Und das Eis wird ſelbſten theuer
An dem runden Caſper-See.
Ihre holde Gluth entbrennet,
Mein Dich zärtlich liebend Herz;
Lindre, Theuerſte, den Schmerz,
Des der ewig Dein ſich nennet.

Peter Naſturtius
Kriegesrath.

Wie gefällt Ihnen das?

Gut, ſagte der Kriegsrath. Sie haben dabei die Hyperbel anzubringen geſucht; ſehr gut.

Kaum war Werner fort, als Naſturtius dieſes Gedichtlein zierlich abſchrieb und an Mademoiſell Bekmann addreſſirte.

Der Bediente war noch nicht zurück, als Bekmann ſchon bei dem Kriegsrathe war. In der Freude ſeines Herzens erzählte er ganz offenherzig, wie Werner, wenn er am Ende erfahren würde, daß er das Werkzeug zur Beförderung der Abſichten des Kriegsraths geweſen, gewiß ſich ärgern werde; aber Bekmann ſchüttelte den Kopf, und eine leiſe Ahndung der Zukunft flog durch ſeine Seele.

Der Bediente kam von der Räthin Bekmann mit einem Billet versehen, zurück, welches von Wort zu Wort so lautete.

„War es noch nicht genug, daß Sie meiner Tochter mit einer ihr unangenehmen Liebe zur Last fielen? Mußten Sie sie auch noch verspotten? Oder meinen Sie, daß wir im Ernste glauben sollen, Sie hätten das an uns geschickte platte Gedicht als ein gutes poetisches Produkt, und nicht aus Spott und Neckerei uns gesandt? Wir verbitten uns dergleichen für einen Mann in Ihren Jahren sehr unanständige Späße.“

Bekmann ärgerte sich innerlich, daß seine Mutter und Schwester seine Warnung, den Kriegsrath nicht für gar zu klug anzusehn, so wenig befolgten; noch mehr aber ärgerte er sich über Werner, welcher hier wider Vermuthen zwischen alle seine Plane trat und sie zu zerstören drohte. Er verbarg weislich seinen Verdruß, und sagte zum Kriegsrathe: es thue ihm leid, er müsse auf etwas anderes denken, um sich seiner Schwester zu empfehlen.

Der Kriegsrath war in Verzweiflung; wie ein

Pfeil schoß es durch seine Seele, daß Werner ihn bloß zum Besten gehabt: das Gedicht mit Willen in solch einem eigenen Tone abgefaßt habe, um ihn einer Prostitution auszusetzen. Er erinnerte sich, wie oft ihn Werner geneckt, daß er während des Schreibens dieses Gedichtes oft gelächelt; und daß in der Verwirrung er es vielleicht zu deutlich habe merken lassen, daß das Gedicht für ihn, oder vielmehr für Mademoi'ell Bekmann seyn solle. Er dachte sich, wie die Räthin und Lottchen dies Gedicht, als seine Arbeit und als eine Probe seines Talentes für die Musen, in allen Gesellschaften vorzeigen, wie Werner über ihn triumphiren, und eben dadurch Lottchens Liebe in hohem Grade gewinnen werde. Sein Kopf ward ihm wirre, er wandte sich mit einem betrübten Blicke an Bekmann, und sagte: helfen Sie mir, ich bitte Sie um Gotteswillen! sonst werde ich zum Stadtmährchen.

Bekmann hatte die ganze Zeit über in Gedanken gestanden. Beruhigen Sie sich. Bringen Sie meiner Schwester auf meine Verantwortung heute Abend ein Ständchen, ich stehe Ihnen dafür, daß sie es gut aufnimmt, dem jungen Werner soll aber

dieſer Streich nicht für genoſſen hingehen. — — Noch eins: haben Sie ſich das mit dem Gelde überlegt?

Wenn es nur nicht gar zu viel wäre — ſagte der Kriegsrath.

Sie haben Recht, ſagte Bekmann, und überrechnete, daß er nur hundert und dreißig Thaler Schulden habe. Wiſſen Sie was: geben Sie mir hundert Thaler, und wenn alles nichts helfen ſollte, ſo ſchicken Sie die Verſchreibung meiner Mutter. Da ich gänzlich ohne Sicherheit bin, ſo wird ſie aus dieſer Handlung Ihre uneigennützige Großmuth und Ihre Zuneigung gegen unſere Familie hinreichend erſehen.

Es ſey! ſagte der Kriegsrath in der Betäubung, und nahm das Geld aus dem Schranke, zählte es auf, und indem er den Arm darüber hingebreitet hielt, ſagte er freundlich zu Bekmann: hier, nehmen Sie, bringen Sie es dahin, daß ich Lottchen heirathe, ohne mir von meinem Anſehn etwas zu vergeben, ohne das Mährchen der Stadt zu werden, gern, gern, will ich noch einmal ſoviel verlieren.

Bekmann ſchob die Summe ſogleich in die Taſche und gieng nach Hauſe. Hier ſchalt er ſowohl die

Schweſter als die Mutter, weil, wie er ſagte, ſie ſich den Kriegsrath nicht dumm genug vorgeſtellt hatten, entdeckte ihnen den Zuſammenhang mit dem Gedichte, ſagte ihnen, daß der Kriegsrath auf den Abend gegen neun Uhr ſeiner Schweſter ein Ständchen bringen werde, und bat beide, ſich gut zu nehmen; dann gieng er nach einigen Tabagien, zu mehreren Pferdeverleihern, und endlich auf den Rathskeller, weil er an allen dieſen Orten ſchuldig war.

Zwölftes Kapitel.

Ein Vorfall, welcher von dem reinen Verſtande des Naſturtius nichts übrig läßt.

Naſturtius gieng etwas beruhigt im Zimmer umher; er ſchickte nach den Muſikanten, überlegte, welche Lieder er vor Bekmanns Thüre wollte ſpielen laſſen, und wünſchte der Zeit Flügel und die Nacht

herbei, welche diesmal heiter und schön durch den Mondschein erhellt zu werden schien.

Ein Lärmen auf der Gasse machte ihn aufmerksam; Bekmann und Werner, welchen ein Trupp Leute folgte, kamen zankend die Straße herab und gerade auf Nasturtius Haus zu.

Als Bekmann nämlich auf den Rathskeller gekommen war, hatte er dort Wernern getroffen, und weil er diesem die Bosheit mit dem Gedichte nicht vergeben konnte, welche neue Sorgen und neuen Aufenthalt verursacht hatte: so suchte er Gelegenheit zu Händeln, welche bei beiden jungen Leuten bald in Thätigkeiten übergiengen. Bekmann demonstrirte mit geballter Faust Wernern sein Unrecht, bis dieser auf die Straße floh und Bekmann zum Kriegsrathe citirte, dem die Schlichtung solcher kleinen Polizeihändel nach einer alten Gewohnheit aufgetragen war. Bekmann ließ sich dieses nicht zweimal sagen, sondern folgte ihm kecklich.

Ich komme, sagte Werner, indem er vor den Kriegsrath trat, diesen ungezogenen Menschen, welcher mich schimpft und ohne alle Ursach schlägt, bei Ihnen zu verklagen.

Der Kriegsrath ward blaß wie die Wand, beſonders da Bekmann einfiel: ja, allerdings! ich habe dieſem Patron hier, dieſem Philiſter, welcher Sie und mich und meine Schweſter zum Beſten gehabt hat, eben ein wenig den Rücken gewärmt.

Bemerken Sie, Herr Kriegsrath! daß er ſein Vergehen eingeſteht? ſagte Werner. Oder haben Sie nicht ausgeſchlagen?

Allerdings! ſagte Bekmann; aber warum macht er Ihnen ſolche Gedichte vom runden Casper-See!

Der Kriegsrath ſtand in der größten Angſt da. Liebe Herren! ſagte er endlich ſchwitzend — alles genau erwogen, haben Sie beide Recht — verſöhnen Sie ſich!

Ich mich verſöhnen? ſagte Bekmann: er blutet ja nicht einmal; nein! dem muß ich noch einmal zu Buckel ſteigen.

Er Recht? ſagte Werner; Er, der zuerſt a verbis ad verbera übergieng? Ich verlange ſtrenge Gerechtigkeit, Herr Kriegsrath! und bitte darum, daß Sie mich und ihn, den Geſetzen gemäß, richten.

Lieber, lieber Werner! ſagte der Kriegsrath in

der größten Angst, Sie sind offenbar Schuld an allen Händeln, Sie haben diese Verse insidiose et dolose geschrieben.

Gesetzt, sagte Werner, ich gestände das ein: haben Sie sie nicht approbirt? Haben Sie sie nicht gelobt? Und alles mögliche zugegeben: was folgt anders daraus, als daß Sie Ursach haben, auf mich böse zu seyn; aber nicht dieser Herr hier.

Während der Zeit hatten einige Einwohner des Städtchens den Burgemeister von dem Unglücke, welches seinen Sohn betroffen (wie sich die Leute ausdrückten) benachrichtigt, und er kam in Person zum Kriegsrath. Dieser ließ beide abtreten, und wandte sich dann an den Burgemeister und erzählte ihm die Sache, ohne ihm jedoch seine Liebe und Absichten gegen Lottchen zu entdecken. Ich weiß nicht, sprach er, was ich thun soll: Ihr Herr Sohn dringt so hitzig in mich, und hat offenbar das Recht auf seiner Seite, und doch möchte ich so gern den jungen Bekmann schonen.

Schonen? sagte der Burgemeister; das sollen Sie wohl bleiben lassen! ja, wenn mein Sohn Unrecht hätte, da wäre das Schonen am rechten Orte.

Aber

Aber der Bekmann, das ist der rechte Mensch, der chikanirt ja hier jeden, und ist doch nicht einmal in dieser Stadt gebohren. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht einfallen, diesen hochmüthigen Habenichts gegen ein Stadtkind und den Sohn Ihres Vorgesetzten in Schutz zu nehmen.

Der Kriegsrath antwortete in der höchsten Angst: aber, lieber Herr Burgemeister! bedenken Sie doch nur das Eine, daß Herr Bekmann ebenfalls von Familie, und eines Geheimenraths Sohn ist.

Aber nicht aus der Stadt, wo ich Burgemeister bin, sagte jener; er ist ein Mensch, dem man den Daumen aufs Auge drücken muß, und dazu findet sich gerade hier die Gelegenheit. Ich hoffe, Sie werden ihn, so strenge als möglich, strafen, und, da keine Zeugen vorhanden sind, die Sache so drehen, daß mein Sohn, und nicht Bekmann, zum Eide gelassen wird.

Aber, schrie der Kriegsrath, welcher plötzlich in Verzweiflung fiel, aber, lieber Herr Burgemeister! es sind ja mitigantia genug für Bekmann da. Werner hat offenbar gewußt, daß die Verse an Mademoiselle Bekmann gelangen sollten. — — —

Gut, sagte der Burgemeister, meinethalben! Wollen Sie Fremde gegen Einheimische in Schutz nehmen: meinetwegen! Ich weiß, was sich mit der Gerechtigkeit machen läßt, und sehe voraus, mein Sohn wird Unrecht erhalten. Aber das schwöre ich Ihnen! daß dato der Publikation des Urtheils an, wenn mein Sohn nicht Satisfaction erhält, ich Ihr Feind werde, Ihr bittrer, persönlicher Feind! Sie wissen, was das sagen will, wenn ein Vorgesetzter uns nicht wohl will.

Lieber Herr Burgemeister! sagte Nasturtius bittend —

Thun Sie, was Sie wollen, fuhr jener fort. — Meinen Sohn werden Sie wohl entlassen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich für ihn verbürge. — Komm, Fritz! sagte er, und rief seinen Sohn aus dem Nebenzimmer — dann näherte er sich dem Kriegsrathe noch einmal und sagte leise: meine Feindschaft oder Freundschaft; wählen Sie.

Kaum war der Burgemeister fort, als Nasturtius Bekmann rief und zu ihm sagte: lieber Bekmann! ich bitte Sie um alles in der Welt, gehn Sie zum Burgemeister, zu Wernern, und bitten

Sie ab; ich kann Sie nicht retten, ich muß Sie condemniren.

Wie? sagte Bekmann, ich abbitten? Sie mich condemniren? Machen Sie nur, daß ich zum Eide komme. Zeugen waren ja nicht bei der ganzen Geschichte. Der Marqueur war ja im andern Zimmer, und der Wirth in der Küche.

Ich kann mir doch den Burgemeister nicht zum Feinde machen, sagte Nasturtius.

So! aber mich, mich kann der Herr sich zum Feinde machen. Gut, Sie sollen mich condemniren, immerhin! — aber meine Schwester heirathen: das sollen Sie nicht; und das Gedicht, was Sie, dumm genug, für ein schönes Produkt ansahen, das wollen wir in der Stadt so bekannt machen, daß die Buben auf der Straße mit Fingern auf Sie zeigen sollen.

Verdammtes Schicksal! schrie Nasturtius, und stampfte mit den Füßen.

Adieu! sagte Bekmann kaltblütig, ich gehe nach Hause, und erzähle meiner Schwester, wie zärtlich Sie sie lieben.

Haben Sie denn nicht selbst eingestanden, daß Sie ausgeschlagen? sagte Nasturtius.

Allerdings! erwiederte Bekmann, aber wem habe ich es gestanden? Ihnen. Niemand hat der Geschichte zugesehn, und Sie werden doch nicht gegen mich zeugen? — Er sah ihm fest ins Gesicht, und sagte endlich, mit einer bedeutenden Bewegung an seinem Stocke — Hören Sie?

Was soll ich anfangen? sagte der Kriegsrath, entweder ich werde von Ihrer, oder von der Familie des Burgemeisters beschimpft: ich werde zum Stadtmährchen. O, daß das Schicksal sich meiner erbarmte! — Nun gut, lieber Bekmann! ich verspreche alles mögliche für Sie zu thun, lassen Sie mir nur Zeit bis Morgen Heute Abend bringe ich übrigens Ihrer Schwester ein Ständchen.

Meinetwegen, sagte Bekmann, und gieng. Aber ich sage es Ihnen vorher, es hilft Ihnen nichts, wenn Sie sich nicht vernünftig nehmen.

Der Kriegsrath erwartete nun in der größten Unruhe den Abend.

Dreizehntes Kapitel.

Welches ohne Ueberschrift bleibt.

Der so lange gewünschte Abend kam. Alles war, wie es der Kriegsrath sich gedacht hatte: eine schöne mondhelle, etwas kühle Nacht, welches den Mantel rechtfertigte, den der Kriegesrath, um der Sache einen mehr romantischen Anstrich zu geben, umnahm, wenig Leute auf der Straße, nur hie und da vertrat sich ein Unteroffizier mit zwei Mann Soldaten, unter der Rubrik: Patrouille, die Füße. Unter diesen günstigen Aspekten, mit Liebe im Herzen, verließ der Kriegsrath mit seiner musikalischen Suite das Haus, und zog vor das Bekmannische.

Kaum hatten die Musikanten auf ihren Fagots, Geigen und Clarinets, die ersten zehn Takte von dem bekannten Liede: Dein gedenk ich ꝛc. hergestöhnt, als sich die umliegenden Fenster und nicht wenig nahgelegene Thüren öfneten, und eine Menge

zuschauender Zuhörer den Kriegsrath zwangen, sich in seinen blauen Mantel tief einzuhüllen, damit er nicht erkannt werde. Endlich flirrte ein Fenster des geliebten Hauses. Lottchen, im Kleide des zweiten Charakters, zeigte sich, und bewies dadurch, daß sie diese Bemühung des Kriegsraths um sie nicht mißbillige. Unser Nasturtius fühlte hier einmal wieder eine schwache Ahndung jener schönen Leidenschaft, welche unser Herz so hoch schwellt, und würde ganz glücklich gewesen seyn, wenn er nicht in der Entfernung ebenfalls eines blauen Mantels gewahr geworden wäre, welcher sich ihm immer mehr und mehr näherte und um ihn herumschlich.

Der Kriegsrath fühlte eine Art von Furcht, da die lange Gestalt dicht vor ihm vorbeistrich, und war eben deswegen mehr aufgelegt zum Beleidigen als sonst. Plötzlich eilte der Unbekannte weg, und erschien bald darauf wieder, als eben die Musikanten das Lied: Schön wie Florens Grazien, aus ihren Instrumenten hervorzerrten. Der Unbekannte war jetzt masquirt, und stellte sich hinter die Musikanten, zog eine kleine Trommel unter dem Mantel hervor, und fieng an zu trommeln.

Niemand der Umſtehenden unterſtand ſich, Einſpruch zu thun, manche, weil ſie glaubten, der Unbekannte gehöre mit zu den Muſikanten, und die Trommel zur türkiſchen Muſik, andre, weil ſie die ganze Sache nichts angieng, und ſie ſich nicht in unnütze Händel verwickeln wollten.

Der Kriegsrath dagegen war außer ſich vor Zorn und Verdruß, beſonders da ſich der Unbekannte mit den Muſikanten in Reih und Glied ſtellte, und ohne Aufhören den Zapfenſtreich ſchlug. Gern hätte er ſeinen Verdruß in ſich ſelbſt erſtickt, wenn er nicht deutlich aus Lottchens zärtlichem Munde gehört hätte: wenn nur der fatale Menſch mit der Trommel ſtille wäre. Ehe er daher das Lied, welches er noch vor ein paar Tagen von Lottchen loben und ſingen hörte: Wenn die Nacht mit ſüßer Ruh, anfangen ließ, ſo näherte er ſich, zitternd vor Furcht, dem Unbekannten, und ſagte ihm höflich: lieber Herr! Sie haben natürlich die Freiheit, auf Ihrer Trommel zu ſpielen ſoviel als Sie wollen; allein ich bitte inſtändigſt, nur ſo lange ſie ruhn zu laſſen, bis ich mein Ständchen vollendet.

Ich will nicht! ſagte dieſer ganz kaltblütig,

und fieng an den Fahnenmarsch zu schlagen. Sie haben mir nichts zu befehlen.

Die Stimme kam dem Kriegsrath, trotz dem, daß die Maske sie dämpfte und der Mensch sie geflissentlich verstellte, dennoch bekannt vor.

Wissen Sie wohl, sagte der Kriegsrath, daß Sie ein Tumultuarius sind?

Der Unbekannte antwortete nur durch Trommelschlag.

Ei! sagte der Kriegsrath in vollem Aerger, schön getrommelt! in Wahrheit, schön getrommelt! Wollen Sie, setzte er pfiffig hinzu, nicht auch Feuerlärm schlagen?

Wenn Ihnen damit gedient ist, sagte der Unbekannte, und fieng an; aber kaum hatte er die ersten Schläge aethan, als der Kriegsrath seinen Mantel von sich warf, und den herumstehenden Leuten mit lauter Stimme zurief:

Ich bin der Kriegsrath Nasturtius, im Namen der Polizey befehle ich Euch, greift mir diesen Tumultuanten, welcher die Stadt in Allarm bringen will.

Die Leute standen ungewiß, ob sie zuerst an ihre Mützen oder den Trommelschläger greifen sollten.

Greift ihn! rief Naſturtius, im Namen der Polizey.

Boshafter! rief Werner, riß ſich die Maske ab, und warf dem Kriegsrathe die Trommel an den Kopf, daß ſich keiner unterſteht, ſagte er zu den Leuten, welche, indem ſie den Sohn des Burgemeiſters erkannten, ſcheu zurückwichen.

Greift ihn! ſagte der Kriegsrath.

Hier vergaß Werner ſich ſelbſt. Es erbittert nichts mehr, als kleine Niederträchtigkeiten, und Werner, welcher wirklich die Verächtlichkeit des Kriegsraths tief fühlte, konnte ſich nicht enthalten, mit allen fünf Fingern dem Kriegsrathe ſeine Empfindung auf die Backen zu ſchreiben.

Aber nun verlor auch der Kriegsrath die Beſinnung. Vor den Augen ſeiner Geliebten von ſeinem Nebenbuhler auf dieſe Art geliebkoſet zu werden, das war zu viel. Er ſtürzte wüthend auf Wernern los, und fiel ihm geradezu in die Haare, die Zuſchauer, welche noch nie zwei honoratiores ſich hatten prügeln ſehn, ſtanden in ſtarren Gruppen umher, und die Muſikanten wußten nicht, ob ſie gehn oder bleiben ſollten. Plötzlich aber kam Hülfe, frei-

lich nicht vom Himmel, aber doch von oben. Aus dem zweiten Stocke des Bekmannischen Hauses war Herr Carl Bekmann, die Hände bewaffnet mit einem Knotenstock, in dem Nachtkamisol, Pantoffeln und Schlafmütze, herabgeeilt, und drohte der Patrouille den Ausschlag auf Nasturtius Seite zu geben.

Schon machte sich Werner fertig, mit Verlust seiner Trommel und seines Mantels, das Feld zu räumen, weil Bekmann seine Batterie — den Knotenstock — unaufhörlich auf seinen Rücken spielen ließ; schon hatte der Kriegsrath einige Wunden an der Nase und dem Munde erhalten, als plötzlich die militärischen Spaziergänger, jene oben gedachte Patrouille, die Straße herabkam, und froh, endlich etwas anders in die Hände zu bekommen, als die Muskete und Commisbrod, mit schnellen Schritten nach dem Orte des Streites hineilte.

Halt! rief der Unteroffizier, und streckte seinen Stab über die Kämpfer aus, wie Moses einst über das rothe Meer Aber die Kämpfer trennten sich nicht; denn eben war Werner zwar zu Boden gerissen, aber zugleich mit ihm der Kriegsrath, und des-

sen Rücken fieng, wie ein Schild, die Streiche auf, welche Bekmann Wernern zugedacht hatte.

Burſche! greift zu! ſagte der Unteroffizier, und in einem Momente waren alle Partheien entwaffnet, von den Soldaten in die Mitte genommen, und nun gieng der Zug, begleitet von einer Menge Zuſchauer, nach der Hauptwache.

Wenn Herkules zu unſern Zeiten gelebt hätte, und von Soldaten arretirt wäre, ſo hätte er keine beſſere Figur machen können, als Bekmann, welcher in einer Jacke und langen Hoſen aus Nankin, mit aufgelöſtem Haare, ſeinen Knotenſtock, gleich einer Keule, auf der Schulter, zwiſchen den Soldaten, mit zur Erde geſenktem aber nicht betrübtem Blicke, einhergieng. Ganz anders betrug ſich Werner: er ſprang luſtig und lachend zwiſchen den Soldaten herum, erkundigte ſich, wer die Wache habe? und freute ſich, daß er den Offizier kenne. Aber ein wahres Jammerbild war der Kriegsrath. Beſchmuzt, blutig mit geblautem Rücken, mit geſenktem Auge, gieng er einher, und erwartete, daß in jedem Augenblicke die Welt vergehen ſollte, damit er von der Schande befreit werde.

Endlich kam man an die Hauptwache. Der Unteroffizier präsentirte seine Arrestanten dem Offizier, welcher seit einem halben Jahre das Recht erhalten, sich auf den Rücken seiner Untergebenen eine Motion zu machen, und dieser examinirte die Gefangenen auf der Stelle. Da Werner sein guter Freund war, das heißt, da er sich mit Wernern mehrmals betrunken und mit ihm öfters gespielt, dieser ihn in Punsch frei gehalten und sein Geld an ihn verloren hatte: so behielt er den Referendarius bei sich, Bekmann aber und den Kriegsrath schickte er in die Wachtstube, und ließ sie unter die Pritsche kriechen. Zwar betheuerte Nasturtius, er sey ein Mann vom Stande, zwar drohte Bekmann, er würde den Offizier schon zu fassen wissen; allein da Werner schlechterdings darauf bestand: beide nicht zu kennen; so that der Offizier seine Pflicht, und chikanirte beide soviel als möglich.

Der arme Nasturtius mußte also eine ganze Nacht hindurch die Musquetierspäße in der Wachstube anhören, welche Bekmannen übrigens sehr belustigten. Nasturtius schrieb am frühsten Morgen ein Billet an den alten Obersten, worin er um seine Frei-

heit hat, wobei sein zerknirschtes Herz Wernern mit einschloß. In einer Viertelstunde war Befehl an den Offizier und ein Verweis wegen der Behandlungsart da, und nach sechs Uhr Morgens giengen alle drei nach ihrer Wohnung zurück.

Vierzehntes Kapitel.

In welchem Nasturtius seinen verrenkten Verstand einzurichten versucht.

Kaum war Nasturtius in Freiheit, als er sich in ein anderes Kleid warf und zum Burgemeister eilte.

Was wollen Sie? fuhr ihn dieser an.

Ach! sagte Nasturtius, nichts als eine Sache ins Geleis bringen, welche verdammte Zufälle aus demselben gebracht haben: mich mit Ihnen versöhnen. Hören Sie nur, so wie die Sache jetzt liegt, kommt es nur auf mich an, Ihren Sohn einer Pro-

ſtitution auszuſetzen. Das, was Bekmann gegen ihn gethan hat, das Ausſchlagen, hat er gegen mich gethan; und da er ſich gegen Bekmann und ich mich gegen ihn gewehrt habe, ſo ſteht von dieſer Seite die Sache ganz gleich; und es iſt das beſte, daß wir gleich und gleich mit einander aufgehn laſſen, für meine Partheilichkeit gegen Bekmann bin ich durch die Nacht, welche ich auf der Wache zugebracht habe, geſtraft genug. Aber nun könnte ich allerdings Ihren Sohn belangen, daß er gegen den Offizier geläugnet, daß er mich kenne, und mir dadurch jene herabwürdigende Behandlung zugezogen hat. Aber ich biete die Hand der Verſöhnung, und will alles gern vergeſſen, wenn Sie mir Ihre Freundſchaft nicht entziehn, und Ihren Sohn dahin vermögen wollen, daß er Bekmann nicht verklage. Denn ich will Ihnen entdecken, was noch niemand in der Stadt weiß — ich werde wahrſcheinlich Mademoiſell Bekmann heirathen.

Heirathen — ſagte der Burgemeiſter, wollen Sie die Bekmann? Hätten Sie mir das geſtern geſagt, ſo hätten wir uns ſogleich vertragen können; denn ich will es Ihnen nur geſtehn: mehrere Leute

haben mir gesagt, daß mein Fritz sich um das Mädchen Mühe gäbe, welches mir, da sie keinen Heller Vermögen hat, sehr unlieb war; nun, dachte ich, hätten Sie auch eine Liebesgeschichte mit ihr, und mein Fritz, der Sie gar nicht leiden kann, würde aus Eigensinn, Eifersucht und Caprice, auf die Idee kommen, das Mädchen zu heirathen, welches mir im höchsten Grade unlieb gewesen seyn würde. Nun, wie gesagt, also alles ist vergessen und vergeben.

Nun rief der Burgemeister seinen Sohn, welcher zu gutmüthig war, lange zu zürnen, sondern den Kriegsrath umarmte und ihm Glück wünschte.

Der Kriegsrath flog nach Hause, und schrieb folgendes Billet an Lottchen, dem er die Verschreibung Bekmanns hinzufügte.

Mademoiselle!

„Ich wage es noch einmal, Ihnen meine Liebe zu erklären, welche, wie Gold durch das Feuer, so durch Unfälle und Trübsale geläutert ist. Aus groser Liebe zu Ihrer Person habe ich Verse machen wollen, und mich durch den Referendarius Werner lächer-

lich machen laſſen. Aus bloßer Liebe habe ich Sie beleidigt und mich von Ihrer Frau Mutter beleidigen laſſen; aus bloßer Liebe habe ich ein ungerechtes Urtheil ſprechen und mir den Burgemeiſter zum Feinde machen wollen; aus bloßer Liebe habe ich Ihnen ein Ständchen gebracht, mich ſchlagen und arretiren laſſen — und beiliegender Beweis des Zutrauens und der Achtung gegen Ihre Familie, welchen ich Ihren Bruder einzuhändigen bitte, wird Sie von meiner reinen Leidenſchaft noch deutlicher überführen. O, wenn Sie die Meine werden wollten! Endesunterſchriebener würde Zeitlebens ſeyn

Ihr

Sklave

Peter Naſturtius.

Nach einer Viertelſtunde erhielt der Kriegsrath folgendes Billet.

Mein Herr!

„Ihre Ausdauer, Ihre Liebe hat das Herz meiner Tochter gerührt; ſie hat ſich (ſo ſtark iſt Ihre Liebe für Sie) nach einem kurzen

kurzen Kampfe entſchloſſen, die Ihrige zu werden. Wenn Sie es wünſchen, ſo kann die Verlobung in unſerm Hauſe noch heute vor ſich gehn; und wenn dieſes Arrangement Ihren Beifall hat, ſo bitte ich in meinem Namen den alten Herrn Burgemeiſter und Gemahlin als Zeugen und Freunde einzuladen. Ich bin die Ihrige

Räthin Bekmann.

Wer war froher als Naſturtius über den glücklichen Ausgang dieſer ſo betrübten Geſchichte. Denſelben Abend war Verlobung; alle waren verſöhnt und fröhlich, und Naſturtius eilte mit der Hofnung einer heitern Zukunft nach Hauſe.

Funfzehntes Kapitel.

In welchem der Kriegsrath Naſturtius ſeinen Verſtand wieder aufs Reine bringt; oder neue Critik der reinen Vernunft.

Am andern Morgen war ein Theil der Entzückung des Kriegsraths verflogen; er richtete ſeinen Blick auf die drei vergangenen Tage, und, welche Figur machte er in dem bunten Gemählde! Von Lottchen, von der Räthin, von Bekmann, von dem Burgemeiſter, von Wernern, von dem Offizier, zum Beſten gehabt; hintergangen, gefoppt, geſcholten, gepröügelt und chikanirt — wirklich, der Kriegsrath hätte ſich geſchämt und ſchämen müſſen, wenn er nicht dieſe Schaam ſich dadurch erſpart hätte, daß er für ſeine Perſon an allem unſchuldig zu ſeyn behauptet hätte.

Es war das Schickſal, ſagte er, und eine kleine Schwachheit von nur, welche mich in alle dieſe Vorfälle verwickelte. Meine Schwachheit war, daß ich

meine Grundsätze vergaß, und Schicksal war es, daß eine solche Reihe von Verlegenheiten aus diesem kleinen Fehltritte entsprang. — So wie, dachte er jetzt, man einem wackern Manne wohl ein kleines Räuschchen verzeiht: eben so wird man mir eine Reihe von Narrheiten, welche ich aus Liebe (einer Leidenschaft, welche die Seele ebenfalls benebelt) begangen habe, verzeihen. Dabei nahm er sich fest vor, seine Grundsätze künftig nicht zu vergessen, sondern sie fest und in Ehren zu halten. Er dachte lange nach, ob es wohl noch eine Lage im menschlichen Leben geben könnte, in welcher die Seele, wie bei dem Verliebtseyn, gleichsam nicht zu Hause wäre: um sich in diesem Falle ebenfalls Principien zu fixiren, nach welchen er alsdann handeln könnte. Da er aber keine auffinden konnte, so beschloß er, wenigstens seine alten Grundsätze, welche, wie er bemerkte, gleich alten Schuhen, ihm zu weit und unpassend geworden waren, zu revidiren, und da er ein großer Liebhaber des Completen war, wo sich Löcher oder Lucken fänden, sie zu stopfen oder auszufüllen. Dieses Blatt wollen wir dem Leser ebenfalls mittheilen.

Erweiterung und Verbesserung meiner Grundsätze nach den neuesten Erfahrungen *).

Im bürgerlichen Leben muß man seine Pflicht thun; denn man wird dafür bezahlt. Man thut aber seine Pflicht, wenn unsre Vorgesetzten mit uns zufrieden sind, und wir dabei so handeln, daß wir jedem, welcher uns Verletzung unserer Pflicht vorwirft, ohne den Prozeß zu verlieren, injuriarum belangen können. „Wenn aber zwischen unserer „Pflicht und zwischen unserm Privatnutzen „eine Collision entsteht und das *honestum* „und *utile* sich einander entgegen stehen? „Dann ist es nicht nur erlaubt, sondern auch „Pflicht, einen Mittelweg, welcher zwischen „der Pflicht und dem Nutzen liegt, einzuschlagen; doch muß man dabei die gehörige Vorsicht gebrauchen, damit solche honnette Pfiffe, „so nennt die Welt diese höchst nützlichen Mit-

*) Die neu hinzugekommenen Maximen sind mit größerer Schrift gedruckt.

„telwege, nicht Veranlassung zu Verspottun-
„gen oder gar zu unangenehmen Vorfällen
„werden.“ Die Ehrfurcht, welche wir unsern Vorgesetzten schuldig sind, muß sich besonders durch Beifall und Bewundern zu erkennen geben. „Sind wir aber aus Ursachen, welche ver-
„nünftig sind, z. B. aus Liebe zu einer Per-
„son, gezwungen, unsern Vorgesetzten zu
„widerstreben: so sey man nicht nur, wenn
„man Unrecht, sondern ganz vorzüglich, wenn
„man Recht zu diesen Betragen hat, bemüht,
„ihre Gunst durch sogenannte Demüthigun-
„gen, das heißt, durch schickliche Respekts-
„Bezeugungen wieder zu erhalten.“

Die schönen Künste sind nicht übel. Die Dichtkunst kann man bei Hochzeiten und Geburtstagen, wie auch bei Sterbefällen, mit vielem Beifalle anbringen; „auch ist es gut, wenn man
„Kindern schon früh einen Geschmack an der
„sogenannten Poesie beibringt, damit sie,
„wenn Zeit und Jahre es mit sich bringen,
„daß sie sich verlieben und heirathen, diese
„Gedichte nicht zu bezahlen nöthig haben,

„oder damit ſie nicht von einem guten Freunde
„zum Narren gehalten werden — — —

„Die Liebe iſt ein Rauſch des Verſtandes,
„welchem Männer von Grundſätzen mehr als
„andere unterworfen ſind, ſo wie mäßige
„Menſchen von einer kleinern Portion Wein
„eher betrunken werden als Trunkenbolde.
„Wer verliebt iſt, pflegt oft dümmere Strei-
„che zu machen, als derjenige, welcher es nicht
„iſt; daher muß man dieſen Rauſch des Ver-
„ſtandes ſobald als möglich ausſchlafen, wel-
„ches am beſten im Stande der heiligen Ehe
„geſchieht, als in welchem Stande jede Liebe,
„die gegen die Frau ausgenommen, Sünde
„und gegen die Gebote der Moral, das heißt
„der Vernunft, iſt.“

„So wenig diejenigen zu tadeln ſind, wel-
„che ſich viel Geld zu erwerben ſuchen, ſo giebt
„es doch Fälle, in welchen man das Geld auf-
„opfern muß, um ſeinen guten Ruf nicht zu
„verlieren. Der gute Ruf iſt gleichſam die
„Hand, vermöge welcher man das Geld an

„sich bringt, welche Vergleichung besonders „bei Personen paßt, welche in öffentlichen „Aemtern stehn; wenn nun die Hand, das ist „der gute Name, abgeschnitten ist: womit soll „man das Geld an sich bringen? Man muß „also zwischen zwei Uebeln das kleinste wäh„len und das Geld verlieren. — Wenn man „einmal durch das Schicksal genöthigt wird, „sogenannte dumme Streiche zu machen, so „muß man sich sehr wohl hüten, daß dies „öffentlich geschehe, und der Staat, z. B. „der wachthabende Lieutnant, keine Notiz da„von nehme, denn die executive Macht unse„res Staats, die Soldaten nämlich, pflegen „vor keinem Stande Ehrfurcht zu haben, als „vor dem Beckerstande und ihrem Offizier.“

Diese Erweiterungen meiner Grundsätze habe ich meinen neusten Erfahrungen, vor welchen Gott jedermann bewahren möge, zu danken. Sollten sie, woran ich gegenwärtig stark zweifle, noch einiger Erweiterung fähig seyn, so werde ich, wenn ich noch in meinem Leben Erfahrungen machen sollte,

die Resultate derselben niederzuschreiben nicht unterlassen.

Peter Nasturtius.

Und nun überließ sich unser Kriegsrath seiner Liebe zu Lottchen; sie machte, daß er bald vergaß, was vorgefallen war, und da diese Vorfälle, so sehr sie anfangs seine Grundsätze erschüttert hatten, dennoch Ursach gewesen waren, daß er neue, unveränderlichere gefunden und niedergeschrieben hatte, so war sein Glück bald wieder hergestellt, und sechs Wochen darauf hieß Lottchen Bekmann, Madame Nasturtius.

II.

Sechs Stunden

aus

Finks Leben.

Sechs Stunden aus Finks Leben.

Erſte Stunde.

von fünf Uhr Abends bis ſechs Uhr.

Fink ſaß auf ſeinem Sopha am Ofen, mit friſirtem Kopfe, in tiefem Negligee, und las Göthens Iphigenie. Es ſchlug fünf Uhr, jemand ſtürmte die Treppe herauf: es war Finks Herzensfreund, der junge Hartmann, welcher heftig, den Hut auf dem Kopfe, eintrat, um Fink zur Geſellſchaft bei dem Rathe Bunian abzuholen.

Fink hatte ein kleines Vermögen und viele Bedürfniſſe; ſeine Kapitale verloren ſich unter ſeinen Händen, und die Alphabete, mit denen er die Welt

beſchenkte, waren nicht hinreichend, die Lücken auszufullen, welche Spiel, Wein, Mädchen u. ſ. w. in ſein Vermögen geriſſen hatten. Er ſah ſich deswegen nach einem Amte um; und da er von Jugend auf Lektüre gehabt, auf Univerſitäten Aeſthetik gehört, und wirklich über dieſe Gegenſtände viel nachgedacht hatte, ſo hielt er ſich zu einem Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften für fähig und berufen, und hatte durch die Beckerſche Familie, welche viel Einfluß und drei mannbare Töchter hatte, ſich dem Miniſter, welcher die Profeſſur vergab, empfehlen laſſen. Bei dem Rathe Bunian ſollte er dem Miniſter präſentirt werden, und aus ſeinem Munde die Entſcheidung hören.

Aber Fink! ſagte Hartmann, indem er noch die Thüre in der Hand hielt, noch nicht einmal angezogen? Heute, wo das Gluck Ihres Lebens, die Ruhe Ihres Alters auf dem Spiele ſteht — —

Ach! ich hatte mich ſo vertieft, ſagte Fink, und die Zeit gieng hin unter dieſer Lektüre, ich weiß nicht wie — — Sehn Sie, wenn man über Iphigenie die Zeit vergißt, ſo iſt man wahrlich zu entſchuldigen. Welch ein Meiſterwerk iſt dieſes Stück!

Der reinſte Abdruck des griechiſchen Menſchengeiſtes — ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehn?

Ein andermal davon, ſagte Hartmann — jetzt ziehn Sie ſich nur an.

Nein! nicht ein andermal, jetzt — mein Herz iſt voll und warm, und dann ſpricht man am beſten über Dichter — Sehn Sie, ich meine — jedes Produkt der ſchönen griechiſchen Kunſt, fordert, um verſtanden zu werden, Griechen — In jeder Zeile, in jeder Anſpielung, liegt für uns Stoff zu einer antiquariſchen Anmerkung; aber in Göthens Iphigenie iſt nur die allgemeine Schönheit alles das, was uns unter jeder Bedingung rührt und entzückt, weil es nicht griechiſch, ſondern menſchlich iſt, zuſammengetragen und mit jener äußern griechiſchen Form verbunden, als da ſind: Simplicität der Fabel, des Dialogs; häufige, prätenſionsloſe, tiefe Sentenzen und Reflexionen und —

Ja doch! o ja doch! ſagte Hartmann, und ſah nach der Uhr.

Ferner der Plan — giebt es ein größeres Meiſterſtück als dieſes? er iſt mir immer wie ein anmuthiger Hügel vorgekommen, welchen man auf der

einen Seite beſteigt und auf der andern verläßt — bis zur Scene, wo Oreſtes wahnſinnig wird, ſteigt das Intereſſe der Leidenſchaft immer höher, und von da führen die Sitten der Perſonen und die Handlung es fort und einem ſanften Schluſſe zu —

Sie haben ſehr recht, aber — — es wird wirklich ſpät.

Nur noch darauf mögt' ich Sie aufmerkſam machen: welch ein tiefer Sinn in der Idee liegt, daß Iphigenie durch einen unwillkührlichen Zug ihres Herzens getrieben, den Anſchlag entdeckt, welchen Pylades gegen Thoas hegt, und daß auf dieſe Folgſamkeit gegen das innere Gefühl das Glück der Iphigenie, des Oreſtes und des Pylades gegründet wird. — Sie glauben nicht, wie klein mir Dichter vorkommen, welche eine Reihe von Maſchinen erfinden, um eine ſogenannte gute Lehre den Menſchen einzuimpfen, da es hier mit ſo wenigem Aufwande, ſo faſt unvermerkt, und doch ſo innig geſchieht — Wahrlich! ich würde den Menſchen, welcher, wenn er die Iphigenie geleſen, hingehn und ſchmeicheln oder die Wahrheit verläugnen könnte, ich würde ihn

auf das äußerſte verachten; ich würde zweifeln, ob Plato recht habe, wenn er ſagt, daß die Menſchen nur die Göttlichkeit der Tugend zu ſehen brauchten, um ſie anzubeten.

Wollen Sie ſich nicht anziehn? Es iſt halb ſechs Uhr, ſagte Hartmann in vollem Aerger.

Was das für Menſchen ſind! ſagte Fink, und ſtampfte mit dem Fuße. In dieſer Stimmung denke ich nicht an die Zeit und an andere Menſchen; die Profeſſur, welche ich bekommen ſoll, kömmt mir wie eine Narrenkappe vor, welche ich aufſetzen muß, damit die anderen Narren mich nicht auslachen.

Ich habe ſchon oft bemerkt, ſagte Hartmann, wie intolerant Sie ſind, wenn Sie in Enthuſiasmus gerathen. Ich tadle es nicht, daß uns Produkte der ſchönen Künſte entzücken; nur muß unſre Liebe zu den Künſten nie das praktiſche Leben durchſchneiden, ſondern wie Parallellinien daneben herlaufen, ohne es in einem Punkte zu berühren.

Etwas Schlechteres haben Sie lange nicht geſagt, unterbrach ihn Fink. Was ſind denn die ſchönen Künſte werth? Und was gelten die durch ſie erregten ſchönen Empfindungen, wenn ſie nicht eine

Stimmung in der Seele hervorbringen, welche einen wohlthätigen Einfluß hat, nicht nur in den Momenten, wo ich als selbstständiges Wesen egoistisch mich selbst und meine Stimmung genieße, sondern auch wenn ich mit andern Wesen zusammentreffe. Das ist eben das Hohe in den schönen Künsten, daß sie die Seele anfassen, man weiß nicht wie, und daß ihr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft nie schädlich, aber, ohne daß man es berechnen kann wie sehr, immer wohlthätig ist. Wenn ich aber einen Prozeß schlichte — —

Sie verfallen in Paradoxen — Lassen Sie uns statt des Allgemeinen ins Besondere gehn. Setzen Sie, bei Ihrer ungemeinen Neigung keine Zeit zu respektiren, hätten Sie ein Amt, wie würden Sie dessen warten? Wie oft würden Sie den poetischen Enthusiasmus der bürgerlichen Pflicht vortreten lassen — und wäre das recht gehandelt?

Nein! sagte Fink; aber ist denn das recht, immer in dem bürgerlichen Kreise zu leben, und so, wie sie, keinen Begriff mehr respectiren, als den der Zeit? Sie thun wahrlich gerade, als wenn die Natur und nicht die Menschen die Stunden erfun-

den

den hätten, als wenn das ganze Leben eine Muſik wäre, und die Stunden die einzelnen Takte, in welchen eine beſtimmte Anzahl Noten müſſen abgeſpielt werden —

Und wenn dem ſo wäre, wie es nicht iſt, wenn ich mich ſo an Minuten bände: wäre es denn nicht Ihre Pflicht, meiner Schwachheit nachzuſehn?

Und wäre es nicht Ihre Pflicht, ſagte Fink, von Ihrer Schwachheit etwas abzuweichen, um meine zu unterſtützen?

Das iſt egoiſtiſch gedacht!

So! Wenn ich mich recht erinnere, ſo tadeln Sie ſelten etwas anders an mir, als eben dieſe Ungefälligkeit in dieſem Punkte.

Sehr wahr! ſagte Hartmann.

Nun, lieber Herr! ich tadle noch viel mehr Schwachheiten an Ihnen; aber ich fordere nicht, daß Sie ſie ablegen ſollen. Nun ſtänden wir alſo in dieſem einen Punkte völlig gleich, und nun frage ich Sie: Sie, der Sie Ablegung dieſer meiner Schwäche als Gefälligkeit von mir fordern, warum leiſten Sie mir dieſe Gefälligkeit nicht, da es ebenfalls nur das Einzige iſt, was ich von Ihnen be-

gehre? Ich möchte nun wohl fragen: wer von uns beiden iſt mehr Egoiſt? Und ich denke, man wird wohl antworten müſſen: beide gleich ſtark.

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Hartmann riß mit Heftigkeit die Uhr aus der Taſche. Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! in zehn Minuten iſt's ſechs Uhr; nun ſollen wir noch zu Beckers fahren, vor ſieben Uhr können wir nicht bei Bunians ſeyn.

Aber, mein Gott! ſagte Fink, wer hat denn nun aufgehalten? Ich hätte mich lange angezogen, wenn Sie ſich mit mir nicht gezankt hätten.

Gezankt? erwiederte Hartmann, das nennen Sie wahrſcheinlich nur darum zanken, um mich bei Gelegenheit zänkiſch zu nennen.

So! Das iſt wohl nicht gezankt, wenn man jemanden einen Egoiſten nennt? Man zankt wohl nur dann, wenn man ſich ſchimpft?

Und Sie hätten ſich wohl, ſagte Hartmann, nicht während unſeres Geſprächs anziehen können? — Nun, ſo ziehn Sie ſich wenigſtens jetzt an.

Gleich! ſagte Fink, und ſprang an die Klingel. Friedrich! reine Wäſche, mein braunes Kleid, die

ſtreifigte Weſte und die ſchwarzen ſeidnen Strümpfe — aber nun die Beinkleider?

Um Gotteswillen! eilen Sie.

Nun, mehr kann ich nicht thun, ſagte Fink, als daß ich eile; der Schade iſt ja doch einmal geſchehn.

Hartmann kehrte ſich mürriſch gegen das Fenſter, und ſah durch die Scheiben.

Fink ſteckte ſich nun nach und nach in die Kleider, alles zog er ſchief, alles verkehrt an, er ſtampfte öfters mit den Füßen, und leitete auf dieſe Art ſeinen Zorn in die Erde ab. Endlich ſtand er ſchmuck angezogen da. Er wandte ſich an Hartmann.

Nun! ſagte er zu dieſem, noch mürriſch?

Ach, laſſen Sie mich! ſagte Hartmann, Sie verderben einem jedes Vergnügen durch dieſe verdammte Nachläſſigkeit.

Wer verdirbt denn, ſagte Fink kalt — ich verlange ja nur, was ich gebe, Toleranz.

Schon gut! Aber Sie werden ſehn, wie unglücklich Sie ſich durch ſolche Nachläſſigkeiten noch machen werden. Es fehlt Ihnen ganz an Weltkenntniß, und da wäre es wohl billig, daß Sie auf mich

hörten, der ich zwei Jahre älter als Sie bin, und von Jugend auf in der Welt gelebt habe.

Wollen wir jetzt gehn? sagte Fink.

Kommen Sie, erwiederte Hartmann; aber Sie haben mich ganz verdrüslich gemacht; ich kann nicht dafür, so unrecht es ist: ich bin ganz verstimmt.

Sie fuhren nach dem Beckerschen Hause.

Zweite Stunde.

Von sechs bis sieben Uhr.

Der Wagen hielt vor Beckers Thüre. Fink und Hartmann stiegen aus, und fanden in einem Zimmer Mademoiselle Caroline Becker, welche die Fremden empfieng, weil Vater, Mutter und Schwestern noch mit dem Putze zu diesem Feste beschäftigt waren.

Mademoiselle Becker hatte eine Physiognomie, welche einer Schwärmerin nicht übel stehn würde; allein sie hatte nichts von dieser als die Physiogno-

mie, welches sie auch recht gut wußte. Sie suchte daher durch einen Putz, welchen ich idealisch nennen möchte, — wenigstens war immer ein oder das andere Stück von dieser Beschaffenheit, — den Eindruck ihrer leichten Schönheit dauernder zu machen. So gieng sie ein halbes Jahr, aller Mode zum Trotz, mit einer Rose in den Haaren und großen blauen Glascorallen um den Hals, welcher Putz ihr eben des Abweichenden wegen, das Ansehn einer Fremden und etwas Piquantes gab, welches ihre Nebenbuhlerinnen, und dazu gehörten dermalen alle unverheirathete Mädchen, vergeblich zu erlangen suchten und daher verlästerten.

Seyn Sie uns willkommen, meine Herren! sagte sie. Wie befinden Sie sich, Herr Fink?

Recht wohl, Mademoisell! erwiederte dieser, und Sie — doch Sie müssen sich wohl befinden oder — es geschieht das himmelschreiendste Unrecht.

Ich habe Zahnweh, sagte sie; sehn Sie? die Backe ist mir ein wenig angeschwollen.

Man merkt es nicht, Mademoisell! — Treten Sie so, wahrlich man merkt es nicht — aber freilich kein Wunder ist es, Zahnweh zu haben, das Wetter —

Ich gestehe Ihnen, sagte Mademoisell Becker, ich würde mich gar nicht um das Wetter bekümmern, wenn es mir nicht Zahnweh verursachte — Sie wissen, wie ich darin denke: ein Hausfreund zaubert mitten im häßlichsten Winter mir den schönsten Frühling in das Zimmer — Aber warum besuchen Sie uns so selten?

Ich glaube, ich habe Sie oft genug incommodirt, erwiederte Fink, und besonders Ihren Herrn Vater, dem ich meinen Dank nicht genug sagen kann, wenn es anders so ist, wie er mir schrieb, daß nur der Minister mich noch sehn wolle, um mir die Stelle zu conferiren.

So ist es! Und ich gratulire im Voraus nicht bloß zur Stelle, sondern auch zu dem, was Ihr Herren gemeiniglich mit der Stelle zu verbinden sucht, zur Frau — Nicht wahr, Herr Hartmann! es fällt Ihnen auf, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein unverheirathetes, so sprechen zu hören? aber fragen Sie nur Herrn Fink, ob er mich nicht oft eine Philosophin genannt hat, und daher mag er mich entschuldigen; sonst müßte ich freilich bitten, mich nicht nach meinen Einfällen zu beurtheilen.

O, Mademoiſell! erwiederte Hartmann, Sie ſind gefährlich, Sie haben tiefer in ſein Herz geſehn als ich — er hat ſeit einiger Zeit viel Gedichte geſchrieben: ich glaube wirklich, daß er verliebt iſt.

Mademoiſell Becker ward roth, denn dieſe Gedichte waren an ſie.

Wir wollen, ſagte ſie, Ihrem Freunde, wenn er ein ſolches Geheimniß hat, es weder durch Zureden noch durch Spöttereien entreißen. Er wird es uns ſchon ſagen, wenn er es für nöthig findet — Nicht wahr, Herr Fink — ich kann auf Ihr Vertrauen rechnen?

Mademoiſell! ſagte Fink in einiger Verwirrung, Sie beſchämen mich — er beugte ſich bei dieſen Worten auf ihre Hand und küßte ſie mit einer kleinen Heftigkeit.

Der Vater trat ein. Ein gerader Mann, der immer die gebahnteſten Wege, das heißt, die Wege ging, auf welchen die meiſten gehn.

Sieh da, mein lieber Freund! ſagte er zu Fink, und umarmte ihn; ſind Sie es? nun ich gratulire — Ihr Diener, lieber Herr Hartmann! ich hoffe, Ihr Freund iſt recht heiter.

O ja, lieber Herr Becker! sagte Hartmann.

Und das danke ich Ihnen allein, fiel Fink ihm in die Rede; Sie haben mich mit Ihrem Rathe, mit Ihrem Einfluſſe, wie ein Vater, unterſtützt, was wäre ich ohne Sie —

Und Sie, mein lieber Fink! haben ſich immer gegen mich als Sohn betragen, ich habe Sie ſehr lieb gewonnen, Sie ſind ein ſolider junger Mann, welcher alle Unterſtützung und Achtung verdient. Ich habe mich recht gefreut, Ihnen dienen zu können, und wenn noch irgend etwas zu Ihrem Glücke fehlt, ſo ſagen Sie es mir, und wenn es in meinen Kräften ſteht, ſo werde ich ſie anſtrengen, um Ihnen es zu gewähren.

Ich danke Ihnen — wenn ich vielleicht alſo Ihre Vorſprache — er ſah ſeitwärts auf Mademoiſell Becker — und wer weiß, wie bald das kommt — wenn ich Sie ſollte nöthig haben — ſo werden Sie mich gewiß unterſtützen.

Gewiß, ſagte der Vater mit freundlichem Lächeln, — ganz gewiß, mein lieber Herr Fink! Dabei drückte er ihm die Hand und küßte ihn. Wir ſehn uns doch heute Abend? — Sie verzeihn! Ich habe

noch einige Geschäfte — wollen Sie noch hier verweilen, so schlage ich Ihnen meine Tochter zur Gesellschaft vor.

Der Vater ging — Erst halb sieben Uhr; Sie haben ja noch Zeit, sagte Caroline.

Verzeihen Sie, sagte Hartmann, es ist schon fünf Minuten über halb.

Und wenn auch, sagte sie — Apropos, Herr Hartmann! Wissen Sie wohl, daß ich neue Musikalien bekommen habe? — Hier, sehn Sie diese Sonate — sie ist vortreflich! Wollen Sie sie einmal probiren?

Sie öfnete bei diesen Worten das Fortepiano, und Hartmann fingerte mit dem größten Verdruß darauf herum. Caroline wandte sich sogleich zu Fink.

Sie haben, sagte sie, in Ihrer letzten Schrift das häusliche Glück so lebhaft und innig geschildert, daß ich die Stelle S. 36 im zweiten Theile — sehn Sie, so habe ich Ihre Schriften inne — mehr als dreimal gelesen habe.

Ich habe, erwiederte Fink, als ich die Schilderung entwarf, an Ihren Familienzirkel und an Ihre

Gesellschaft gedacht. So wie Gertrud in meinem Buche, so ist Ihre Frau Mutter, und so wie Röschen, müßten Sie als Gattin seyn — Bei den letzten küßte er ihre Hand.

Caroline erröthete. — Sie schmeicheln mir, sagte sie — und das thut mir leid. Ich bin ein unbefangenes Mädchen, welches leicht auf Schmeicheleien hört, und Sie haben es zu verantworten, wenn ich auf mich stolz werde, da ich bis jetzt nur eitel war.

O! sagte Fink, welch eine liebenswürdige Schalkheit und Offenheit.

Zeit? Allerdings ist es die endlich, sagte Hartmann, und sprang von dem Fortepiano auf.

Sie sehn, fuhr Fink fort, was mich eigentlich von Ihnen trennet: die Zeit und mein Freund Hartmann. Ich habe noch das Vergnügen, Sie heute Abend zu sehn.

Das Vergnügen wird auf meiner Seite seyn, sagte Caroline, und sah bei dem accompagnirenden Knikse Fink allein an.

Kaum waren beide Freunde in den Wagen gekommen, welcher nun nach Bunians Hause fuhr,

ſo brach Hartmann los. Aber, Fink! ſagen Sie mir, wie können Sie dies Betragen mit feiner Empfindung, mit Freundſchaft, mit Rechtſchaffenheit reimen, welches Sie in dieſer Familie und gegen mich jetzt eben beobachtet haben.

Es wird ſich doch noch immer eben ſo gut reimen, als die neuſten Verſe — aber was habe ich denn ſchon wieder gethan?

Was Sie gethan haben? ſagte Hartmann; Sie lieben doch die reiche Mademoiſell Müller, und wollen ſie heirathen?

Allerdings! Nun, was weiter?

Und Sie unterfangen ſich, in den Herzen eines alltäglichen, eitlen, trivialen Geſchöpfs Hofnungen zu erregen, welche Sie nicht zu erfüllen im Stande noch Willens ſind.

Hofnungen, ſagte Fink, wie die Leute ſich ausdrücken. — Glauben Sie mir, ich bin weder ſo niedrig noch ſo vorzüglich, als Sie glauben; ich bin ein ganz gewöhnlicher Menſch, der eben ſo wenig Ihrem Ideale als dem Bilde entſpricht, welches Sie in Stunden übler Laune ſich von ihm entwerfen.

Was ſoll das hier? ſagte Hartmann; die ganze

Frage ist die: ist es recht, einem Mädchen zu verstehn zu geben, man wolle sie heirathen, blos um ein paar angenehme Viertelstunden zu haben.

Es ist Ihr ewiger Fehler, sagte Fink, jedes Ding nur von einer Seite anzusehn. Ich werde in Beckers Haus introduzirt, drei mannbare Töchter werden mir vorgezeigt und mir zu verstehn gegeben, ich könnte mir eine davon zur Frau aussuchen; ich kann des alten Beckers Einfluß benutzen, um die Professur zu erlangen: soll ich nun dieser Familie, welche übrigens eine der gemeinsten ist, welche ich kenne, soll ich dieser mein Geheimniß anvertrauen, daß ich schon versprochen sey? Ich lasse also die Sache auf sich beruhen; man nimmt meine Galanterien für Aeußerungen der Leidenschaft — was kann ich dazu — man verwendet seinen Einfluß, um mir ein Amt und eine Tochter an den Hals zu werfen: soll ich nein sagen, da nicht ich, sondern Beckers das primum mobile waren? Zudem habe ich mich wirklich in dem Hause oft amüsirt, und war eine Zeitlang in der That verliebt.

Wofür soll ich Sie halten? Sie ein Bräutigam — Sie bekennen, daß Sie ein anderes Mädchen lieben.

Und warum nicht? So geht es tausend Menschen; nur ist beinahe keiner so aufrichtig, so dreist herauszusagen, was er fühlt, als ich. Meine Braut ist abwesend: was ist natürlicher, als daß ich eine Person suche, welcher ich das lebhafte Bild von meiner Geliebten, welches ich in meiner Einbildungskraft mit mir trage, anpasse. Nun kommt mir gerade Mademoiselle Becker entgegen, welche wirklich eine entfernte Aehnlichkeit von meiner Braut hat. Was kann ich dafür, daß sie es gerade ist, an welche sich meine Liebe hängt? Was kann ich dafür, daß sie diese Liebe für ernstlicher hält, als sie ist; daß Vater, Mutter und Tochter einen Plan entwerfen, mich zu fangen, daß sie mir darum ein Amt schaffen — Kurz und gut, als die Sache einmal so weit gekommen war, daß sich Beckers für mich verwandten: so wäre es unpolitisch gewesen, ihre Bemühungen aufzuhalten, und unverantwortlich gegen meine Braut, welcher ich doch statt ihres Geldes nach ihrer Grille einen Titel zubringen soll. — Daß ihr Menschen niemals einsehn wollt, daß, sobald ich aus meinen vier Pfählen herausgehe, ich von andern Leuten, so wie sie wieder zum Theil von

mir dependiren, daß ich alſo mich nach ihnen richten, mit einem Worte, daß ich eine gewiſſe Klugheit beobachten muß, ohne welche man wenigſtens wie ein Narr, wo nicht als ein Raſender, in der Welt erſcheint. — Wahrlich! ſo wie Semler ſchlechterdings einen Unterſchied zwiſchen Privat- und öffentlicher Religion machen wollte, ſo möchte ich einen zwiſchen dem Menſchen in ſeinem Hauſe und dem in Geſellſchaft feſtſetzen; jener iſt für Freunde origineller, rauher, beſſer und in einzelnen Stunden unerträglich, dieſer iſt für die Welt trivialer, glatter, ſchlechter, und bleibt ſich immer gleich — —

Ich weiß es, unterbrach ihn Hartmann, daß Sie ein Sophiſt ſind, und mit Worten lieber als mit Beariffen ſtreiten, aber ſoviel iſt richtig, ich würde nicht ſo handeln.

Das können Sie ſagen, im Handeln hat jeder ſeine eigne Schule; ob ſie aber, trotz dieſer anſcheinenden Simplicität, dennoch nicht manierirter ſind als ich — —

Der Wagen hielt vor Bunians Thür ſtill.

Dritte Stunde.

Von sieben bis acht Uhr.

Fink und Hartmann traten in den erleuchteten Saal, in welchem eine zahlreiche vermischte Gesellschaft, welche Caffee und Thee trank, und sich die gelehrte Gesellschaft nannte, versammelt war. Die Sache war mit zwei Worten diese.

Der Rath Bunian war ein Mann, welcher gerade soviel in der Welt gewesen war, daß er vollkommen einsah, er habe nichts gelernt, und man schätze in der Welt die Leute, welche sich Kenntnisse erworben. Er hatte daher lange gedacht, nicht etwa wie er seine Unwissenheit ablegen, sondern vorzüglich, wie er sie verbergen und den Schein der Gelehrsamkeit erwerben könne. Die schönen Künste schienen ihm darin vor allen Theilen der Gelehrsamkeit etwas vorauszuhaben, daß sie anmuthig zu erlernen, und daß man, ohne viel in diesem Fache geleistet zu haben, dennoch viel gelernt zu haben

ſcheinen könne. Er enrollirte ſich alſo mit eigner Hand unter die ſchönen Geiſter; und da er wohl wuſte, daß man gemeiniglich denen Belletriſten einen Mangel an ſolider Gelehrſamkeit vorwirft, und daß ein Titel nichts hilft, wenn unſere Mitbürger uns denſelben nicht geben, ſo brachte er zur Abwendung des erſten Vorwurfs in einem der prächtigſten Zimmer ſeines Hauſes eine Bibliothek, und zur Erlangung des letzten im Kellergeſchoß einen Weinkeller an, welcher dem Rathskeller und der Rathsbibliothek die Wage hielt, und ihn zum geiſtlichen und leiblichen Mäcenas der Gelehrten auf einmal erhob.

Aber damit begnügte ſich der Mann nicht; er blickte noch einmal auf ſeine harten Thaler, und dachte auf eine Hausacademie. Dieſe war bald angelegt, denn die Gelehrten der ganzen Stadt drängten ſich hinzu, um an dieſem Zirkel Antheil zu nehmen. Die Geſetze waren: man kam um fünf Uhr zuſammen, unterhielt ſich bis ſechs Uhr über die Merkwürdigkeiten der Litteratur, las von ſechs bis ſieben Uhr kleine Aufſätze, welche eines oder das andere von den Mitgliedern der Geſellſchaft verfertigt hatte,

von

von sieben bis neun Uhr spielte ein Theil Karten, der andere unterhielt sich, und von neun bis zehn Uhr verzehrte man ein kaltes Abendbrod, worauf bis gegen eilf Uhr die Gesellschaft auseinander gieng

Den meisten Glanz aber erhielt die ganze Gesellschaft dadurch, daß der Minister, welcher, ohne ein Wort davon zu verstehn, die schönen Wissenschaften protegiren sollte, nicht selten die Gesellschaft, welche er ein höchst nützliches und zweckmäßiges Institut nannte, zu besuchen pfleate: daher alle Gelehrte, besonders die, welche in ihrer Art das waren, was die Insekten unter den Thieren sind, klein und beschwerlich, diesem Hause zuflatterten, um das Vergnügen zu haben, von dem Minister bemerkt zu werden.

Am angesehensten bei dem Rathe Bunian war der Rath Becker, und da der Minister den Rath Bunian, und der Rath Bunian den Rath Becker für ein großes Genie hielt, so traute einer auf den andern, und Fink war der gründlichste und feinste Kopf für den Minister, weil der Rath Becker eine Tochter zu verheirathen hatte.

Homer ruft bei allen Gelegenheiten, wo er etwas außerordentliches beschreibt, die Musen an, um gleichsam durch ihre Eingebung bei schweren Stellen einige Erleichterung zu erhalten. Auch ich sehe mich hier genöthigt, neue Kräfte zu sammeln, um die eben so außerordentliche als amüsante Gesellschaft ein wenig abzuzeichnen. Ich werde aber meistens nur die sprechende und nicht die spielende Gesellschaft skizziren, weil die erstere die interessantere ist.

In einem Winkel, in welchen sich Fink und Hartmann stellten, sprach oder doktrte vielmehr ein Mitglied der Akademie der bildenden Künste über etwas, was er nicht verstand, wofür er aber bezahlt ward — nämlich über die bildenden Künste. Mit einer höflichen Wichtigkeit belehrte er den Kantianer Baldrian über die Kunstgeschichte folgendermaßen.

Michael Angelo Caravaggio zeichnete sich, wie gesagt, sehr durch die starken schwarzen Schatten in seinen Gemälden aus, durch welche er die Figuren bewundernswürdig hervortreten läßt. Beispiele davon giebt nicht nur das jüngste Gericht in der Sixtuskapelle, sondern auch die berühmte Nacht zu Dresden. Sein Sohn, den man abgekürzt Caracci

nannte, und ſeine Enkel Annibale und Agoſtino Caracci brachten den Ruhm der römiſchen Schule auf das höchſte.

Ich für mein Theil, unterbrach ihn Valdrian, halte auf Mahlerei weit mehr als auf Bildhauerkunſt; die Form iſt am Ende doch nur ein Stück des Körpers, und da mir Mahlerei, Umriß und Farben zugleich giebt, ſo iſt ſie für einen, der nur weiß, daß zwei mehr iſt als eins, ausgemacht die vorzüglichſte Kunſt.

Sie haben Recht, Herr Valdrian! ſagte das akademiſche Mitglied, (Habermann war ſein Name) Sie haben ſchon darum recht, weil die Mahlerkunſt weit ſchwerer zu erlernen iſt, als die Bildhauerkunſt. Man kann z. B. ſein ganzes Leben zubringen, um Coloriren zu lernen, wovon Raphael das lebendige Beiſpiel iſt.

Können Sie mir nicht erklären, wie Contraſt und Contrapoſt ſich unterſcheiden? fragte Valdrian.

O ja! erwiederte dieſer, nichts iſt leichter. Sehn Sie, Contrapoſt iſt der ins Große getriebene Contraſt, und Contraſt iſt der ins Kleine gehende Contrapoſt. Was im Styl ein Gegenſatz heißt,

nennen wir in der Mahlerei Contraſt, eine Antitheſe aber Contrapoſt. Z. B. wenn Daphne vor dem Apollo flieht, ſo giebt dies auf dem Gemählde einen Contraſt; aber wenn auf der einen Seite einer Landſchaft ein Gewitter tobt, während der helſte Sonnenſchein auf der andern iſt, ſo nennt man das Contrapoſt.

Ich für mein Theil, ſagte Baldrian, beſcheide mich gern, daß ich als Philoſoph in die Tiefen der Kunſt, in welche Sie, Herr Habermann, ſo glücklich eingegangen ſind, nicht eindringen kann, ich bleibe bei allgemeinen Philoſophumenis ſtehn.

Hier trat zu beiden ein privatiſirender Gelehrter, welcher wegen ſeiner weiten Reiſen berühmt war, und viel Kenntniſſe auf denſelben eingeſammelt hatte, hinzu. Er hatte in Italien ächte Makaroni gegeſſen, vor Raphaels Schule von Athen eine Priſe Tabak genommen, und wäre in Frankreich beinahe von der Marechauſſee aufgeknüpft worden, weil er einem berühmten franzöſiſchen Spitzbuben, welcher gerade zu der Zeit vermißt wurde, ungemein ähnlich ſah. Herr Günther ſtellte ſich alſo zu dieſen beiden Sprechern und hörte ihnen eine Weile zu.

Und darin, fuhr Baldrian fort, thut es keine Wiſſenſchaft der Philoſophie, ich meine der Kantiſchen, gleich, daß ſie, vermöge einiger Principien, uns in den Stand ſetzt, über alles mitzuſprechen, weswegen man ſie die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften nennen könnte, denn die Philoſophie, welche ſich bloß mit allgemeinen Ideen beſchäftigt, giebt uns eben durch dieſe die ſpeziellen; und deswegen bin ich ſo dreiſt, über jede Wiſſenſchaft, aber wohlgemerkt, nur im Allgemeinen, abzuſprechen, welches man mir oft für Arroganz angerechnet hat, beſonders da ich mich nie auf das ſpecielle einlaſſen wollte.

Sie haben ſehr recht, ſagte Günther, daß die Philoſophie eine der edelſten Wiſſenſchaften iſt, und daß ſie, nächſt dem Reiſen, am entſcheidendſten auf unſern Geiſt wirkt. Aber nur Erfahrung kann ſie zur Wiſſenſchaft erheben, da ſie nichts als Abſtraktionen enthält, welche man einmal vorher als wirklich angeſchaut haben muß.

Um Verzeihung! ſagte Baldrian, Sie haben wohl auf Ihren Reiſen viel erfahren.

O ja! erwiederte Günther, manches wird mir ewig merkwürdig bleiben, z. B. das herrliche Clima

Italiens. Ich versichere, daß ich Jahr aus Jahr ein meinen Caffee im Freien trinken konnte.

Was meinen Sie dazu, sagte Habermann, lieber Herr Fink! und schlug ihn auf die Schulter, so daß Fink, welcher bisher in tiefen Gedanken gestanden, plötzlich auffuhr.

O, es muß herrlich seyn! sagte er.

Ein lautes Gelächter am andern Ende des Saales machte die Sprecher aufmerksam, sie eilten fort, um zu hören, was es gäbe.

Ein junger Herr von Bissing, welcher bis jetzt von ferne gestanden, drängte sich sehr schnell und hitzig an Fink. Sie sind zum erstenmale in dieser Gesellschaft?

Ja, sagte Fink.

Sie ist sehr interessant, erwiederte Bissing.

Es scheint es mir, sagte Fink.

Sehn Sie um sich, lauter Originale — freilich eigentlich Copien, aber so schlecht copirt, daß man sie für Originale hält.

Meinen Sie? Zum Beispiel?

Der Mann im blauen Rocke ist Dichter, fuhr Bissing fort — Müller ist sein Name — man kann

ihm den Verſtand nicht abſprechen, allein er braucht ihn wie der Elephant den Rüſſel, um das Futter zum Munde zu bringen, er trägt, wie der Krebs, den Magen im Kopfe — ſeine Seele iſt wirklich cultivirt und ein ſchönes Beet geworden, auf dem er Küchenkräuter zieht — und ſo wie die Natur den Stieren Hörner, und dem Roſſe Hufe gegeben, ſo hat er auch für ſein Theil Witz bekommen, mit dem und mit einer Menge Anekdoten er ſeine Mahlzeiten bezahlt.

Ich denke er iſt Dichter.

Allerdings! — Er hat die Sylbenmaaße recht gut im Kopfe — allein ſonſt ſind ihm eben die Muſen nicht hold geweſen — doch was kümmert er ſich um die Töchter — Muemoſyne, die Mutter, iſt ſeine Geliebte — bleiben ihm die Gedanken aus, ſo ſchreibt er ab.

Und Forſtner?

Gut, daß Sie mich auf den bringen — dieſer Mann fühlt ſich, wie Shakeſpears Richard der dritte, ſehr groß darin, daß er ſelbſt — er ſelbſt ſei. Er fühlt ſich ſehr gebildet, und bedauert von Herzen alle die, welche unter ihm ſtehn, wozu dermalen

alle Menſchen gehören — und ſucht ſie zu ſich hinauf zu heben. Als er hier in die Stadt kam, ſah er ſich die Menſchen an — Gute Leute! dachte er — aber nicht cultivirt, indeſſen da ſie Dich gehörig ſchätzen, ſo iſt noch Hofnung — Er ſtiftete alſo einen Leſe-Club, um dieſe dürren Geiſter durch ſeine Ideen und Geſpräche ein wenig zu düngen, und hat ſich nach Verlauf von ein paar Jahren wirklich das Verdienſt um die Menſchheit erworben: daß die Mitglieder ſeines Clubs erträglich leſen, und er für einen groſſen Mann gilt.

Dieſe Geſellſchaft iſt wirklich intereſſant, ſagte Fink mit einem halb höflichen Lächeln.

Dies ſind aber auch die originellſten — die andern Nebenfiguren, welche Sie hier ſehn, ſind nicht an und für ſich wichtig, ſondern nur darum, weil durch ſie die Hauptfiguren mehr hervortreten. — Jener Herr wird gebeten, weil er gut Clavier ſpielt — dieſer, weil er eine ſtarke franzöſiſche und engliſche Bibliothek hat, und Bücher leiht — der Mann daneben wird ſehr gern geſehn, weil er aus freier Hand ſehr treffende Silhouetten ſchneiden kann — jener Mann, weil er Baron iſt — dieſer

weil er die Gabe hat, manchem Menſchen täuſchend nachzuſprechen und nachzugeſtikuliren — jener, weil ſeine Eltern ganz gemeine Leute waren, und er durch eigne Kraft ſich empor hob. — Endlich — gut, daß Du mir vor die Augen kömmſt — der junge Menſch dort, im blauen Rocke, ledernen Beinkleidern, Stiefeln und Sporen, der ſich immer mit der Reitpeitſche an die Stiefeln ſchlägt, wenn er mit jemand ſpricht, iſt noch eine intereſſante Figur — Er iſt Jude, und concentrirt alle Liebenswürdigkeiten junger, aufgeklärter Juden in ſeiner Perſon. — Er ſpielt excellent Billard — und ſchätzt Mozart ganz vorzüglich — Da er Sonntags reitet, geht er Montags noch in Stiefeln und Sporen, er hat Liebesintriguen mit Chriſtinnen, und zum Beweiſe, wie tolerant er ſey, zeichnet er lauter Chriſtus-Köpfe. Die Muſik zum neuen Sonntagskinde kann er auswendig; und wenn er auf dem Billarde gerade nicht ſtößt, ſo ſingt er eine oder die andere Arie daraus zum Zeitvertreibe — kurz, er verſpricht in ſeiner Perſon, was wir von der aufblühenden Generation cultivirter Juden bei vermehrter politiſcher Freiheit zu erwarten haben.

Ich danke Ihnen — aber da lacht man ja ganz unmäßig

Ach! ich weiß schon, Sie sollten mitkommen, sagte Bissing, ich will hingehn — er hüpfte fort — Hartmann trat zu Fink.

Es fehlt Ihnen doch gänzlich an der nöthigen Weltkenntniß, sagte er; ist dies eine Methode, sich in Gesellschaften zu introduziren, in welchen man zum erstenmale sich befindet? Still auf einem Flecke zu stehen und kein Wort zu sprechen? Was fehlt Ihnen denn?

O, diese Menschen mit ihrem Geschwätze, sagte Fink, könnten mich rasend machen, ich bin schon ganz schwindlich und melankolisch! Wenn man sieht, auf welche Armseeligkeiten die Menschen Werth legen, wie ängstlich sie bei alledem die Mühe scheuen, sich diese Armseligkeiten zu erwerben, sondern nur nach dem Scheine davon streben, und auf welche elende Art sie sich den Schein davon geben: so müßte man ganz fühllos seyn, wenn der Anblick eines solchen Geschöpfs uns nicht betrübt machen wollte. Hier stand ein unwissendes Mitglied der Kunstakademie, und sah arrogant auf einen unwissenden

Philoſophen, ſo wie der angemaßte Weltmann auf beide herab; dann kam ein Menſch, welcher ſeine paar Dutzend witzige Einfälle mir mittheilte, und in ſeiner Unſchuld glaubt, ich würde dies, ſein Alles für ein Stuck ſeines Ganzen halten — und ſo wie mir dieſe armſeeligen Geſchöpfe, ſo komme ich und andere verſtändige Leute vielleicht höhern Geiſtern vor, welche uns umſchweben.

Ei! ſagte Hartmann.

Ja! ſagte Fink, man kann wahrhaftig nicht wiſſen, ob nicht der höchſte Verſtand aus einer Miſchung von dem, was wir Verſtand und Narrheit nennen, entſtehn würde.

So würde am Ende wohl der Titel eines Narren eine Art Ehrentitel ſeyn.

Wenigſtens, ſagte Fink, kann man nicht wiſſen, ob Sie mich nicht mehr loben, wenn Sie mich närriſch, als wenn Sie mich verſtändig nennen.

Ein großer Tumult erhob ſich, die Spieler ſtanden auf, die Sprecher ſchwiegen, denn der Miniſter trat in den Saal. —

Vierte Stunde.

Von acht bis neun Uhr.

Lassen Sie sich nicht stören, bleiben Sie, meine Herren! sagte der Minister freundlich grüßend.

Der Minister sprach mit diesem und jenem. Man setzte sich nieder, und Bunian stand, die Anrede des Ministers erwartend, zur Seite. Mein lieber Bunian! fieng dieser endlich an, wenn mir recht ist, so sollte ich ja wohl heute den jungen Menschen kennen lernen, welchem ich die Professur auf Ihre Empfehlung conferirt habe.

Zu Ihrer Excellenz Befehl! erwiederte dieser, dort ist er — Herr Fink! Wollen Sie nicht näher treten, um Ew. Excellenz Befehle zu vernehmen?

Fink näherte sich und beugte sich stumm.

Wer ist der andere junge Mensch? sagte der Minister.

Ich heiße Hartmann, zu Ew. Excellenz Befehl, und privatisire.

Ei! ei! privatiſiren! ſagte der Miniſter, Sie haben gewiß gute Kenntniſſe, die Sie nicht ſo egoiſtiſch ſelbſt verzehren ſollten. Was heißt privatiſiren? Bloß ſich ſelbſt leben, und dazu ſind wir nicht da, keine Kenntniß hat Werth, wenn ſie nicht mitgetheilt wird — non nobis soli nati sumus partemque nostri patria vindicat partem amici. — Sie ſind alſo Herr Fink — Nun mit der Profeſſur wird es eben ſo wenig Schwierigkeiten haben, als mit Ihrer Fähigkeit und dem Fleiße und der Anſtrengung dazu — Sie ſind mir von gar zu guter Hand empfohlen worden, als daß ich mir nicht mit Grunde das Beſte verſprechen könnte. — Wo haben Sie denn ſtudirt? —

Zu Königsberg, Ew. Excellenz!

Da haben Sie wahrſcheinlich den berühmten Kant gehört. — Sagen Sie mir doch, iſt er in den Kupferſtichen, welche man von ihm hat, getroffen?

So ziemlich, Ew. Excellenz! Freilich nicht ſo wie Göthe z. B., denn der ſieht ſeinem Kupferſtiche frappant ähnlich.

Sie kennen alſo Herrn von Göthe?

Ich habe ihn ein einzigesmal in der Nähe gesehn — am meisten kenne ich ihn aus seinen Schriften.

Ich habe sie auch gelesen, es sind viel gute Stellen darin. Aber sagen Sie mir, was halten Sie von dem Werther — ich für mein Theil halte es für das schlechteste, was Herr von Göthe je geschrieben, welches sich schon daraus beweisen läßt, daß es sein erstes Produkt, wie ich glaube, war. Sehn Sie, ich bin sehr tolerant, und liebe die Preßfreiheit, aber dieses Buch würde ich verbieten, weil es ganz dem Zwecke der schönen Wissenschaften entgegen ist, welcher darin besteht, die Menschen fur die bürgerliche Gesellschaft und für die Erfüllung ihrer Pflicht zu präpariren. Etwas Immoralischeres aber giebt es wohl schwerlich, als das dargestellte Faktum, nämlich daß ein junger Mensch ohne Lust und Liebe zur Arbeit, welche ihm doch gleichsam allenthalben angeboten wird, so lange herumgeht, bis er aus Liebe genöthigt ist, sich todt zu schießen — Wo giebt es erstlich einen Menschen, welcher sich wirklich aus Liebe todtschießt? die meisten Selbstmörder entstehn aus Melancholie oder weil sie Schulden gemacht haben. Der Dichter hat also schon

darin gefehlt, daß er, ich will nicht sagen einen unmöglichen, dennoch seltnen Fall genommen hat, und es ist ein Vorurtheil, daß das Gewöhnliche in der Dichtkunst uninteressant sey; denn das Genie des Dichters kann in die trivialsten Gegenstände viel Kunst legen. Indeß, wir wollen dem Dichter diesen Fehler einmal übersehn, so ist zweitens die ganze That immoralisch, denn der Selbstmord kann unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden, und drittens ist der größte Fehler der, daß dieser Mensch als liebenswürdig dargestellt wird, indem nicht nur die Sachen also gestellt sind, daß der Mensch nicht wohl anders konnte, sondern auch, indem aus philosophischen Gründen diese That entschuldigt wird — So denke ich darüber, und ich frage Sie aufrichtig, Herr Fink! finden Sie diese Meinung nicht richtig?

Ich suche es mir, sagte Fink, immer gegenwärtig zu erhalten, daß Göthe dieses Werk in seiner Jugend schrieb.

Recht! sagte der Minister, und so wie ein junger Mensch sich eine Welt träumt, wie sie nicht ist, so hat der jugendliche Dichter die Klippe nicht ver-

mieden, eine ideale Welt darzustellen. — Ins einzelne mag ich gar nicht gehn, und dort die Unnatürlichkeiten rügen, weil wir sonst nicht fertig werden würden; nur das Eine muß ich am Werther und an allen tadeln, daß zu wenig Handlung darin ist, meinen Sie nicht, Herr Fink?

Allerdings! sagte dieser, sind die Empfindungen bei Göthe immer die Hauptsache.

Eben darum, fuhr der Minister fort, sollte man Hrn. v. Göthe nicht als Muster empfehlen, um unsere Genies vor Einseitigkeit zu bewahren, aber freilich einzelne Stellen kann man nicht oft genug lesen und wiederholen, ich habe mir diese daher auch in meinem Exemplar angestrichen. — Indeß muß man freilich sagen, sein Fürst hat ihn auch nicht unbelohnt gelassen, und ihn sogar in den Adel erhoben, und seit der Zeit finde ich die Klagen der deutschen Schriftsteller sehr ungegründet, welche behaupten, daß das Verdienst in Deutschland nicht so wie in andern Ländern belohnt werde — Ich frage Sie, Herr Fink! finden Sie das nicht richtig?

Allerdings! Ew. Excellenz, sehr!

Nun ja! von der Professur, welche Sie erhal-

ten

ten ſollen. — Hier iſt die Vokation, ich freue mich, ſie Ihnen überreichen zu können. — Ich hoffe, Sie werden Ihrem Amte mit Nutzen vorſtehen und uns nicht ſolche Leute, wie ſie zu tauſenden in Deutſchland ſind, ziehen, ſondern ſolche, welche einen tüchtigen Styl ſchreiben, ohne die Empfindſamkeit, welche jetzt Mode iſt. — Ja, was ich ſagen wollte — ich gratulire Ihnen zu dem erhaltenen Amte; leben Sie recht wohl —

Ich warte nur auf eine Gelegenheit, wo ich Ew. Excellenz meine Dankbarkeit bezeigen kann.

Schon gut, junger Mann, ſchon gut! es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden, wenn Sie einmal ein Buch ſchreiben oder ſo etwas. Wem Sie danken müſſen, das iſt der Rath Bunian, der mir Sie empfohlen hat, und große Stücke auf Sie hält. — Gute Nacht, meine Herren! ſagte er freundlich.

Es entſtand derſelbe Tumult, wie oben; alles rannte durcheinander, und der Rath Bunian kam bald darauf von der Begleitung des Miniſters zurück.

Ich kann nicht genug ſagen, ſprach er, wie ſehr Sie die Gunſt des Miniſters gewonnen haben; er iſt ganz entzückt von Ihnen, und ſagt, ſo ein be-

ſcheidener, weltkluger und ſolider junger Menſch ſey ihm ſeit langer Zeit nicht vorgekommen.

Würden Sie mich empfohlen haben, ſagte Fink, wenn ich nicht, wenigſtens etwas, ähnliches von dem beſäße, was Ihre und des Miniſters Güte mir beilegt: die Selbſtkenntniß? Sie ſind ſonſt ſo ſtrenge in Ihren Empfehlungen: möchte ich doch die Ausnahme verdienen, welche Sie für mich gemacht haben!

O, mein lieber Freund, ſagte Bunian, und umarmte Fink, ich werde es nie bereuen, durch ein Amt Sie in unſerer Stadt feſtgehalten zu haben — Auch Sie, Herr Hartmann! fuhr er fort, und wandte ſich an ihn, ſind auf dem Wege zu Ihrem Glücke; der Miniſter hat Sie bemerkt, hat ſich mit Ihnen eingelaſſen, und Ihnen gute Lehren gegeben, und gegen wen er das thut, der darf nur ſein Glück pouſſiren.

Ich habe, ſagte Hartmann, Gott ſey Dank! ſo gut gewirthſchaftet, daß ich nicht nöthig habe, aus Mangel an Vermögen mir ein Amt anzuſchaffen; auch bin ich gar nicht im Rücken geſchmeidig, kann gar nicht ſchmeicheln, noch weniger nachgeben, wenn

ich offenbar recht habe: und ſo würde ich mich ſchlecht zu einem Geſchäftsmanne ſchicken.

Ei, ei, mein Lieber! ſagte Bunian, Sie übertreiben ja heute, und mit einer Bitterkeit, als wenn Se. Excellenz ungnädig gegen Sie geweſen wäre — Ich verſtehe Sie nicht.

Es iſt ein Verdruß, welchen er heute gehabt hat, und der ihn ſo verſtimmt, ſagte Fink.

Ei, ei, mein Lieber! ſagte Bunian, wer wollte den Leidenſchaften ſo viele Gewalt über ſich einräumen, wer wollte ſich nicht verſtellen können, ei, ei, mein Lieber! Sie würden einen ſchlechten Hofmann abgeben — Vielleicht werden unſre Damen Sie aufheitern, ich ſehe, es iſt ſchon gedeckt, und die Bête ſind abgeſpielt; ich gehe ſie zu holen.

Schön! ſagte Hartmann zu Fink, als Bunian ſich entfernt hatte, das hat man davon, wenn man ſich in anderer Leute Seele ſchämt.

Laſſen Sie es alſo, ſagte Fink, künftig meiner Seele über, ſich zu ſchämen — aber was macht Sie denn ſo böſe?

O, Sie ſind kaum werth, daß ich es Ihnen ſage — ich will auch nur ſchweigen; aber von einem

Menſchen, wie Bunian, mir Verweiſe geben zu laſſen, o, es iſt zu arg! Es iſt um des Henkers zu werden!

In dieſem Augenblicke ſprangen die Flügelthüren auf; eine zahlreiche Menge Damen rauſchte herein, und den Schluß machte die Räthin. Bunian ſtellte Fink ſeiner Frau vor.

Sie ſind mir durch die Beckerſche Familie ſchon vortheilhaft bekannt, ſagte dieſe.

Sie ſind doch gar zu gütig, ſagte Fink, und wandte ſich an den Rath Becker, welcher bis jetzt geſpielt hatte.

Nun laßt mir alle Gelehrſamkeit weg, ſagte Bunian, nun iſt Eſſenszeit, kommt und ſeyd fröhlich! — — Fink und Becker wurden von ihm nach dem Tiſche gezogen; Bunian zeigte der Geſellſchaft den neuen Profeſſor vor, und alle gratulirten.

Fünfte Stunde.

Von neun bis zehn Uhr.

Nachdem die Zähne der ganzen gelehrten Geſellſchaft eine halbe Stunde lang in Bewegung geweſen

waren, wandte sich der Rath Bunian an einen Mann, welcher mit schnellen Schritten im Saale auf- und abtrabte, und mit jedem aus der Gesellschaft, unter lebhaften Gestikulationen sprach. Ein Merkmal, welches, nach Rabner, erstlich den Dichter, und zweitens den Satyren- oder Epigrammendichter bezeichnet. Auch war der Mann wirklich ein Satyrendichter, und nannte sich Necker; er hatte in Finks dritter Stunde das grose Gelächter an dem andern Ende des Saales erregt. An diesen wandte sich der Rath Bunian, und bat ihn, die Satyre, welche der männlichen Gesellschaft so sehr gefallen, doch den Damen auch vorzulesen.

Herzlich gern, mein lieber Herr Bunian, sagte Necker, und zog ein Paquet Papier aus der Tasche, auf welchem Horaz seine zwei Bücher Satyren hätte hinschreiben können. Hier ist sie. Alles setzte sich, und nun las er, was wir nicht nachzuschreiben nöthig haben, indem es Leselustige im Archiv der Zeit finden werden.

Schön! riefen alle von allen Seiten, allerliebst! so derb ist noch nie eine Satyre geschrieben.

Besonders, sagte eine Dame, gefällt es mir, daß die Juden mitgenommen werden.

Was mich betrift, — sagte Habermann, und hatte völlig die Miene, als wenn er untrüglich wäre, — so ist diese Satyre mir darum so lieb, weil sie nicht nur mit horazischem Geiste gedacht und geschrieben, sondern auch weil sie mit Wielandischem commentirt ist. Wenn ich mir es recht überlege, so könnten Sie diese Satyre drucken lassen.

Das müssen Sie! sagte Günther, der Witz liegt ja handhoch darin.

Nur die Sarkasmen gegen die kantische Philosophie, sagte Baldrian, sind unnütz; denn theils sind sie falsch, theils platt.

Nicht doch! sagte Bunian, diese Satyre muß an das Tageslicht, und alles muß stehn bleiben, wie es ist. — Ei, ei, meine Herren! wenn Sie eine solche Satyre geschrieben hätten, würden Sie sich etwas wegstreichen lassen? Ich bin überzeugt, eher würfen Sie die ganze Satyre weg. — Nein, mein lieber Herr Necker! Ihre Satyre hat mich sehr divertirt, so was haben wir seit langer Zeit nicht gesehn. Nun komme einmal einer, und sage,

wir blieben in unſerer Litteratur ſtehn, ja, wer hätte vor dreißig Jahren ſo was geſchrieben? Cacagoriſcher Ambradif! herrlich geſagt! Nau, nau — lebendig wie ein Jude — Wenn Sie ſie Nahuern vorläſen, der kehrte ſich wahrhaftig im Grabe um.

Fink war indeſſen im Saale auf und abgegangen, und traf auf Biſſing.

Sind Sie, redete ihn dieſer an, nicht begierig, die Damen kennen zu lernen?

Es muß ſehr intereſſant ſeyn — Wollen Sie mich au fait ſetzen?

Das iſt mit zwei Worten geſchehn — Jene — Madam Moſes iſt eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl ſchon bemerkt haben, daß ſie ſich mit Mühe ſoviel Grazie erworben hat, daß ſie dadurch ungemein misfällt — Sie iſt in dieſer Geſellſchaft die eigentliche ſchöne Seele, ſie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden äſthetiſchen Ideen hinterließen, die ſie jetzt jedem neuen Bekannten Groſchenweiſe zuzählt — Sie iſt immer in irgend einen Göthiſchen Charakter masquirt — am liebſten zeigt ſie ſich als Prinzeſſin im

Taſſo, deswegen lernt ſie auch jetzt Latein. Hat ihr Göthe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, ſo ſchneidet ſie ihn ſich ſelbſt nach der Mode — Ihre begünſtigten Liebhaber indeſſen behaupten, unter vier Augen wäre ſie — — Madam Moſes.

Sie ſcherzen! ſagte Fink.

Ich ſtehe für jedes Wort. — Dabei iſt ſie fein; Leute von einigem Verſtande ſucht ſie durch coquettiren, ſchmeicheln und ſolche kleine Künſte auf ihre Seite zu bringen: dieſe breiten dann ihren Ruhm aus. Solch ein Menſch iſt Wagner.

Wagner?

Er würde nicht uneben ſeyn, wenn ihm die Moſes nicht in den Kopf geſetzt hätte, daß er ungemeinen Verſtand habe; — er glaubt auch deswegen feſt an den ihrigen, und geht aus in alle Welt, wie ein Apoſtel, zu lehren alle Heiden.

Er ſcheint doch manches zu wiſſen.

O ja — Perſonalien von Schauſpielern. Wer dieſen oder jenen Aufſatz in den Horen geſchrieben hat, oder dieſes oder jenes anonyme Buch, — kurz, er iſt eine Art von litterariſchem Colporteur.

Wer iſt denn die Dame, mit der er ſpricht?

Sie heißt Ring und ist eigentlich Mademoisell — Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie aufs beste, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unschuld — Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig seyn kann. Die daneben heißt Albrecht, sie ist eine gute Frau und auf dem herrlichsten Wege der Besserung — sie studirte sonst die neusten philosophischen Romane, und hatte daraus gelernt: daß Sittsamkeit Tand, und Tugend ein leeres Wort sey Von dieser Meinung aber hat sie nun Herr Forstner, welcher ihr Lehrer und begünstigter Liebhaber zugleich ist, beinahe zurückgebracht. Daneben sitzt Madam Berger. Diese ist originell, und bedauert innigst, daß sie mit andern Menschen noch in diesem und jenem Punkte zusammentrift — Sie hält jedermann Widerpart — Gehn Sie langsam, so heißt es: Sie schleichen ja wie eine

Schnecke; gehn Sie geſchwinder: der Gang wird mir theuer zu ſtehen kommen — Sie verurſachen mir die Schwindſucht. Sind Sie ein Demokrat — ſo iſt ſie eine ſtrenge Monarchiſtin — dagegen die deklarirteſte citoyenne, ſo wie Sie mit einem Cammerherrn ſpricht. Sie hätte Verſtand genug, es allen vernünftigen Leuten recht zu machen, allein um dieſe kümmert ſie ſich nicht — und denen Narren, von denen ſie aufs engſte abhängt, kann ſie es nicht recht machen, wie ſchon ein bekanntes Sprichwort lehrt. Sie würde ſehr decent und artig ſeyn, wenn man ihr beweiſen könnte, daß ſie ſo abgeſchmackt erſcheinen würde — mit einem Worte, ſie hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden, und iſt nun ein närriſcher weiblicher Mann geworden.

In der That, Sie wiſſen dieſer Geſellſchaft ſehr bittere Wahrheit zu ſagen.

O, ich bitte Sie, erwiederte Biſſing freundlich. — Nun, da kommt Mademoiſell Becker. Ich will nicht ſtören, ſetzte er liſtig hinzu, und gieng.

Was ſagen Sie denn zu dieſer Satyre? fragte Mademoiſell Becker.

Sie fragen schwerlich im Ernste, Mademoisell! denn Ihnen kann es unmöglich gleich den übrigen Blöden im Saale ergangen seyn, welche den Spaß nicht bemerken, welchen sich Herr Necker mit der Gesellschaft macht.

Den Spaß! sagte Caroline erstaunt.

Allerdings, Mademoisell! fuhr Fink fort; denn lassen Sie uns nur einen einzigen Augenblick annehmen, es sey mit der Satyre ihm Ernst: was würde daraus folgen? Wäre es nicht eine Arroganz erster Größe, anzunehmen, das Publikum oder die Zuhörer würden den feinen Zusammenhang zwischen den Ideen nicht wahrnehmen, und in dieser Rücksicht eine Einleitung zu seinem eigenen Gedichte zu verfertigen? Wäre es nicht, ich will nicht sagen lächerlich, sondern sogar verächtlich, seine eigenen poetischen Schönheiten in Noten zu erklären und nützliche Anmerkungen moralischen Inhalts in die Erklärung des Textes einzuweben? Können Sie glauben, daß Herr Necker solche Verse machen wird, welche sich in dem Grade weigern, über die Zähne zu springen? Können Sie glauben, daß er die geistlosen Possen, wovon die Satyre wimmelt, können Sie glauben,

daß er dieſe für ſchön, für geiſtreich hält? Nein! ich glaube das nicht, und fühle im gegenwärtigen Moment das tiefſte, innigſte Mitleid mit ihm.

Mitleid? ſagte Caroline, wie ſo?

Er hat ſich mit dieſen nicht ſehr geiſtreichen Herrn einen Spaß machen wollen, den ich nicht gemacht hätte; er hat etwas ſehr ſchlechtes für etwas gutes ausgegeben: theils, um zu ſehn, ob mehrere ſo ihre Vernunft gefangen nehmen würden, daß ſie es gut fänden; theils, ob wohl einer ſo aufrichtig ſeyn und ihm ſagen würde: Lieber Freund! Sie haben ja etwas erbärmliches geſchrieben. — Und nun denken Sie ſich die Empfindung eines Mannes, welcher in dieſer Narrheit bewundert wird, der angeſtaunt, und dem nicht geglaubt werden würde, wenn er ſagen wollte: ich habe Euch zum Beſten gehabt *), giebt es etwas niederſchlagenderes, als die Anſchauung der Verſtandesſchwäche einer ganzen Geſellſchaft, und wie muß dem Dichter die bewun-

*) Eben weil Hr. Necker vorausſah, daß man ihm nicht glauben werde, ſo hat er die Erklärung, mit der Satire ſey es ihm Ernſt, bisher noch nicht von ſich gegeben.

bende Gesellschaft, ja, wie muß er sich selbst vorkommen, wenn man dieses elende Produkt schön finden kann?

Ich weiß nicht, sagte Caroline, ob ich sagen soll, Ihre Phantasie oder Ihre Menschenfreundlichkeit leihe Herrn Necker diese Gründe. — Ich versichere Sie aber, er wird Sie durch den Druck der Satyre widerlegen.

Widerlegen? sagte Fink, bestätigen wollen Sie sagen. Denn läßt er sie drucken, so will er sehn, was die bloße Vernunft gegen diese Satyre sagen kann und sagen wird; die Vernunft nicht von persönlicher Bekanntschaft mit dem Verfasser, nicht durch schnelles, vielleicht autes Vorlesen überlistet. Er will diesen dummen bewundernden Haufen, welcher ihn jetzt umgiebt, und den er verachten muß, dadurch wieder lieben lernen, daß er diese Bewunderung, indem Fremde sein Werk auf den wahren Werth herabsetzen, das heißt, indem sie ihm allen Werth nehmen, auf Rechnung der Freundschaft setzt.

Ich glaube, sagte Caroline, daß das, was Sie eben jetzt gesagt, weder Ihr Ernst ist, noch daß ein

Gedanke von dem Ihrigen je in Herrn Neckers Seele gekommen iſt. Ich ſage, ich weiß dies recht gut, aber Ihre Gründe ſind zu ſehr aus dem Herzen und der moraliſchen Natur des Menſchen hergenommen, als daß ſie mir nicht gefallen ſollten. — Wahrlich, Herr Fink! Sie haben ſich durch dieſe Vertheidigung meine Freundſchaft im hohen Grade erworben.

Wie ſoll ich, — ſagte Fink mit der Miene der Beſchämung, — wie ſoll ich dieſe Freundſchaft und das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, erwiedern? — Ach, Mademoiſell! — fuhr er nach einer Pauſe fort, — ich kann Ihre Güte nicht anders als durch Freundſchaft, durch Zutrauen vergelten!

Sie berühren eine Eigenſchaft, welche Ihnen fehlt, ſagte Caroline; ſchon lange habe ich mit einem großen Mißvergnügen einen Mangel an Zutrauen an Ihnen bemerkt.

Sie ſollen, ſagte Fink, nie mehr Urſach haben, in dieſem Punkte Klagen über mich zu führen. Zum Beweiſe meines uneingeſchränkten Zutrauens will ich Ihnen etwas entdecken, was bis jetzt noch jedermann ein Geheimniß iſt.

Caroline ward roth — Bedenken Sie ſich wohl, ſagte ſie, was Sie thun, Sie legen ihr Geheimniß in den Buſen eines Frauenzimmers nieder.

Dies Frauenzimmer, verſetzte Fink, wäre meine Freundin nicht, wenn ſie nicht die Geheimniſſe ihres Freundes verwahren könnte, und zudem wird es jetzt, da ich die Profeſſur erhalten habe, nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben — ja, mein Glück wird darin beſtehen, daß die verhüllende Decke bald weggezogen wird.

Caroline ward röther, ſchwieg und fieng an zu zittern.

Wir ſprachen heute früh von dem Glücke des häuslichen Lebens: ſchon ſeit lange trage ich mich mit dem Gedanken, mich zu verheirathen, aber immer lag es an einem anſtändigen Auskommen. Ich mußte leider zwei Rückſichten bei meiner Wahl haben, ich mußte mir nicht nur eine gute, ſondern auch reiche Frau wählen, und beides fand ich an Mademoiſell Müller — —

Um Gotteswillen! ſchrie Caroline auf, ward blaß und ſank zuſammen — die ganze Geſellſchaft ſtürzte herbei.

Sie bekömmt ihre Krämpfe, sagte der Vater, wir müssen sie nach Hause bringen — dies geschah augenblicklich.

Der Tumult hatte auch Hartmann erweckt, welcher gleich nach Tische eingeschlafen war.

Wollen wir nicht gehn? sagte er zu Fink; es ist gleich zehn Uhr, und ich weiß nicht woher es kömmt, aber ich bin ungewöhnlich müde.

Die ganze Gesellschaft ist ja noch beisammen, sagte Fink.

Beckers sind ja schon nach Hause, erwiederte Hartmann, kommen Sie! überdies habe ich noch mit Ihnen zu sprechen.

Nun meinethalben! sagte Fink, und beide empfahlen sich der Gesellschaft.

Als sie herunter kamen, war der Wagen, welcher sie abholen sollte, noch nicht da. Sie hielten es für auffallend, zu einer Gesellschaft zurückzukehren, von der sie sich beurlaubt hatten, und giengen daher zu Fuß, welches desto leichter geschehen konnte, da der Himmel sich aufgeklärt hatte, und es stark gefroren war.

Sechste Stunde.

Von zehn bis elf Uhr.

Beide Freunde giengen eine Zeitlang stillschweigend nebeneinander, endlich fieng Hartmann an:

Es ist mir in gewissen Stimmungen ganz unmöglich, sie nicht zu äußern, besonders wenn die Sache die Freundschaft betrift, und ein Freund mir Aufschluß geben kann. Aber ehe ich spreche, bitte ich Sie inständigst, mich nicht zu unterbrechen und mir ohne Scherz zu antworten. Diese Achtung gegen mein Gefuhl bedinge ich mir im Voraus.

Fragen Sie, ich will antworten, sagte Fink.

Sagen Sie mir: wer sind Sie, und was sind Sie? Ich bin irrig an Ihnen geworden. Ich komme um fünf Uhr zu Ihnen, finde Sie durchglüht von Enthusiasmus, entzuckt von Göthens Meisterstücke, und in einer halben Stunde darauf suchen Sie ein Mädchen zu hintergehen, zu täuschen. Sie, der Offenheit und Aufrichtigkeit so sehr zu heben vorgab, schmeicheln dem Mimiker auf eine kriechende Art, und von weiten habe ich nur gehört, daß Sie

die elende Satyre von Necker vertheidigten — ſagen Sie mir, Fink! wie ſoll ich alles dies mit Ihrem Geſchmacke, Ihrem Verſtande, Ihrer Rechtſchaffenheit reimen? Ich weiß es nicht, und beſorge die traurige Zeit iſt nahe, wo wir uns ſeltner und immer ſeltner ſehn, uns fremder und immer fremder werden, bis unſre Freundſchaft zu kalter Bekanntſchaft herabſinken wird — Löſen Sie mir dieſe Widerſprüche, und es ſoll mich freuen; denn ſo, wie Sie jetzt handeln, ſo, ich geſtehe es Ihnen, kann ich Sie nicht lieben.

Und brauche ich denn, antwortete Fink, brauche ich denn wirklich gegen dieſe Anſchuldigungen mich zu vertheidigen? Giebt es hier wirklich Widerſprüche zu löſen? — Doch es ſey! Ich will es einmal annehmen. Habe ich Ihnen nicht ſchon, als wir nach Bunians fuhren, alles geſagt, was ich für vernünftig über dieſen Punkt halte? Beobachte etwa ich allein, und Sie nicht auch, eine gewiſſe Weltklugheit? und wollen Sie mich deshalb verfolgen, weil wir zwei Syſteme haben? Ich erklärte Ihnen, warum ich ſo gegen Demoiſ Becker handeln mußte, und Sie waren damit zufrieden. Was würden Sie von mir, was müßte ich von mir denken,

wenn ich dem Miniſter ins Angeſicht widerſprochen, wenn ich ihm geradezu geſagt hätte: Sie verſtehen und fühlen von Göthe kein Wort.

Aber haben Sie ſelbſt nicht geſagt, Sie würden den verachten, welcher, nachdem er Göthens Iphigenie geleſen, hingehn und ſchmeicheln könne?

Ganz recht! Aber war der, welcher das ſagte, eine und dieſelbe Perſon, mit dem, welcher dem Miniſter ſchmeichelte? War ich nicht durch den Zank mit Ihnen, durch den Beſuch bei Beckers, Ihre Vorwürfe über mein Betragen, durch die Kunſtkenner, Philoſophen und Witzlinge bei Bunians ſo anders geſtimmt, oder vielmehr ſo verſtimmt, daß ich ganz recht that, mit dem Miniſter ſo und nicht anders zu ſprechen? abgerechnet, daß mein Betragen, wäre ich in einer andern Stimmung geweſen, und hätte alſo anders gehandelt, keine Weltklugheit verrathen hätte.

Alſo handeln Sie nach Stimmungen?

Und Sie wohl nicht? ſagte Fink. Handlungen ſind wohl nur, was ich mit den Händen oder fünf Sinnen verrichte, wohl nur das Sichtbare? Wenn Sie in Ihrem Zimmer bleiben und gewinnen heute eine Terne, morgen ſtirbt Ihre Mutter, übermor-

gen baut Ihnen der König ein Haus, und am folgenden Tage brechen Sie ein Bein; so handeln Sie wohl nicht, wenn Sie die Freude, den Schmerz nur innerlich fühlen, nicht äußerlich zeigen? Und wenn Sie äußerlich handeln, so hat wohl die Freude, der Schmerz, und das heißt doch wohl die Stimmung, keinen Einfluß, ich will nur sagen, auf den Ton Ihrer Worte? Nun denken Sie sich einen Menschen, bei dem in der Seele nicht alles niet- und nagelfest ist, wie ich z. B. bin: ist es bei dem nicht ganz natürlich, daß die Stimmung ihn härter ergreift und ihn stärker mit sich fortreißt? Entschuldigen Sie mich daher mit sich, und das können Sie, wenn Sie sich in mich versetzen. Doch sollte Ihnen das nicht Genüge thun, so wollen wir eine andere Seite der Sache ins Auge fassen. Wie, wenn der Minister in seiner Person eben so recht hätte, als ich in der meinigen? Er, der nur Akten, Courfahren, Soupees, Assambleen, Suppliken, kurz alle die Armseeligkeiten kennt, welche die große Welt und das geschäftige Leben für Realitäten ausgeben, er kann sich so wenig in die zarte von großen, schönen, menschlichen Empfindungen angefaßte Seele Werthers versetzen, als ich mich in die seinige. Ferner

muß man doch eingeſtehen, daß Werther wirklich ein Kunſtwerk iſt, in welches ſich zu verſetzen eine friſchere, jugendlichere Stimmung gehört als zum Genuß der Iphigenie; und daher würde ich, wenn er gegen dieſe geſprochen hätte, ſicher nicht ſo zweideutig geantwortet haben als ich that, indem ich gewiſſer geweſen wäre, einen Punkt in Göthens Iphigenie auszumitteln, von dem aus ich und er die Sache gemeinſchaftlich hätten betrachten können. Endlich war das, was er über den Werther ſagte, ſo, ich will es gerade herausſagen, dumm, daß es mir eigentlich Spaß machte, ihn darin zu beſtärken. Durch einen Zufall ſah nun dieſes Beſtärken einer Schmeichelei ähnlich, aber wahrhaftig keiner niedrigen, denn ich drückte mich immer zweideutig aus, und keiner, als Sie, konnte meine damalige Stimmung gegen die vorhergehende halten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß jeder der Anweſenden bei Vanians mir es verdacht hat, daß ich nicht ſtärker geſchmeichelt habe.

Das entſchuldigt Sie wahrſcheinlich, ſagte Hartmann.

Gar nicht! erwiederte Fink. Nur möchte ich Ihnen bei der Gelegenheit zeigen, daß gerade meine ſimple, unverhüllte Art zu handeln es iſt, welche

Ihnen einen Vortheil über mir giebt. Hätte ich Ihnen meine ersten Empfindungen bei der Lesung der Iphigenie nicht gestanden, so hätten Sie mich wahrlich jetzt nicht anklagen können. — — Daß ich Neckers Satyre vertheidigte, war eine Laune, in welcher aber für mich ein Trost, eine Stärkung liegt. Ist es nicht äußerst human, immer das Beste, das Menschlichste anzunehmen? Unser ganzes Leben ist so schaal, so prosaisch, daß wir ohne poetische Fiktionen gar nicht leben können; die Wirklichkeit wird uns bald, zu bald zur Last, und wir müssen sie mit Bildern unserer Phantasie überkleben, um sie lieben zu können — Sie sind so still?

Ich habe mich, sagte Hartmann, während Ihrer ganzen Deklamation, damit beschäftigt, daß ich mich gefragt habe: wohin führt diese Philosophie?

Wer wird darnach fragen, sagte Fink, man kann mit jeder Philosophie an den Galgen kommen — — Ueberhaupt, Hartmann — fuhr er fort, und nahm ihn bei der Hand, wer wird den Tand des Lebens für so viel werth halten, daß er auf einige Worte ein Gewicht legt, welche, in einer unwillkührlichen Stimmung ausgesprochen, vielleicht ganz anders wirken, als der sprechende es wollte. — Was ist

die Erde gegen die Welt, das Menſchengeſchlecht gegen die Erde, und wir beide gegen das Menſchengeſchlecht? Und was ein einzelnes Wort, eine einzelne Handlung, eine einzelne Stunde gegen ein Menſchenleben? — Sehn Sie, lieber Hartmann! nun will ich es Ihnen geſtehen, daß ich vorher innerlich lächelte, als Sie ſagten, Sie befürchteten, ich würde meine Freundſchaft gegen Sie zurücknehmen. Bei der hohen Toleranz, welche ich gegen fremdartige Handlungen und Empfindungen habe; bei der Geringſchätzung, mit welcher ich mich, Sie und die Menſchen betrachte, haben Sie das von mir wahrlich nicht zu erwarten. — Und wollen Sie die Ihrige zurücknehmen, ſo kann ich nichts, als Sie bitten, es nicht zu thun. — Wollen Sie es dennoch, nun ſo kann ich Sie verſichern, daß ich es nicht thun werde.

Sie ſtanden bei den letzten Worten vor Finks Thüre; Fink klingelte.

Adieu! ſagte Hartmann kalt.

Gute Nacht! erwiederte Fink.

Der Bediente kam mit Licht, um Fink die Thüre zu öfnen. Hartmann gieng vorwärts. Kann ich morgen Mittag bei Ihnen eſſen? fragte Fink.

Ich werde es Ihnen morgen früh sagen lassen, erwiederte Hartmann.

Gute Nacht, lieber Hartmann! sagte Fink.

Am andern Morgen erhielt letzterer folgendes Billet.

„Sie haben mich gestern Abend überredet, aber nicht überzeugt. Sie können nicht verlangen, daß ich Ihr Freund seyn soll, da Ihre Seele Stimmungen hat, in denen Ihnen Treue und Freundschaft lächerlich erscheinen können. — Ich bin zu stolz, mein Betragen Ihrer wandelbaren launischen Critik zu unterwerfen, und ziehe mich daher zurück — Trösten Sie sich damit, wenn mein Verlust Sie vielleicht nur einige Minuten nachdenkend machen sollte, daß Sie ein Amt und eine reiche Braut gewonnen haben. Eine Närrin, welche sich von Ihrer glatten Zunge bethören läßt, und ein treuer Freund finden sich ja wohl wieder. — Ich bin heute Mittag gebeten.

Hartmann.

Bambocciaden.

Pictoribus atque poetis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.
Hor.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer. 1799.

Vorrede.

Man hat den erſten Theil der Bambocciaden nicht ungünſtig aufgenommen, und darum gebe ich der Leſewelt dieſen zweiten. Die verkehrte Welt habe ich mit meinem Freunde Tiek in fröhlichen Stunden entworfen, doch hat er den größten Theil davon ausgearbeitet; wenn alſo die unverlehrte Leſewelt einen Anſtoß an dieſem hiſtoriſchen Schauſpiele nehmen ſollte, ſo mag ſie ihn darüber zur Verantwortung ziehen. Sie iſt eigentlich

nur eine Nachahmung eines alten Stücks im Zittauischen Schultheater, und der Verfasser (der Rektor Weiße) gesteht, wie ihn einige alte zum Verkauf herumgetragene Bilderchen auf diese Idee geführt hätten; uns führte das Zittauische Theater auf diese Idee, und so können wir wiederum nicht wissen, welche Produkte in Zukunft unser historisches Schauspiel veranlassen mag.

Denen, die an dem ersten und zweiten Theile der Bambocciaden Gefallen finden, kann ich mit der nächsten Messe einen dritten versprechen.

A. F. Bernhardi.

I.

Die Wißlinge.

Ein Miniaturgemählde.

Personen.

Herr von Lichtenstein, Gutsbesitzer.

Fräulein Sophie von Lichtenstein, seine Tochter.

Fräulein Charlotte von Berger, ihre Freundinn.

Herr von Felsenberg, Vetter des Herrn von Lichtenstein.

Herr von Birkheim, Sophiens bestimmter Bräutigam.

Scene: Ein Zimmer auf dem Gute des Herrn von Lichtenstein.

Charlotte. Sophie.

Sophie.

Nein, liebſte Freundinn — ich bitte Dich, wenn mir Dein Beſuch lieb bleiben ſoll, kein Wort mehr von meinem Bräutigam — Du quälſt mich zu Tode.

Charlotte. Beantworte mir nur meine Fragen, und deine Qual hat ein Ende. — Iſt er ſchön?

Sophie. Sehr ſchön.

Charlotte. Reich?

Sophie. Sehr reich.

Charlotte. Verſtändig?

Sophie. Sehr verſtändig.

Charlotte. Iſt er flatterhaft?

Sophie. Ganz und gar nicht.

Charlotte. Hat er Sitten?

Sophie. Er beleidigt Niemand.

Charlotte. Warum ſchläfſt du ihn alſo aus?

Sophie. Weil ich den Henker nach ſeiner

Schönheit, Reichthum, Verstand, Treue und Sitten frage.

Charlotte. Aber warum das?

Sophie. Weil ich einen andern liebe; und um es kurz zu machen, meinen Vetter, den Baron Felsenberg.

Charlotte. Hast Du Deinem Vater nie von dieser Neigung etwas merken lassen?

Sophie. Was würde es mir geholfen haben? Du weißt wie er ist, er hätte mir einen langen Sermon gehalten, dessen Textesworte gewesen wären: Richte dich nach mir, denn ich bin klüger wie du. Ich fürchte indeß sehr, ich habe mich verrathen.

Charlotte. Was thut das, wenn Du entschlossen bist, Dich aufzuopfern.

Sophie. Der Himmel behüte mich.

Charlotte. Dann werden wir also, dem Anscheine nach, einen sehr unruhigen Tag haben; denn Dein bestimmter Bräutigam, Herr von Birkheim, kommt noch heute an. — Kennt aber Felsenberg Deine Neigung zu ihm.

Sophie. Ich fürchte es.

Charlotte. Und liebst Du ihn denn so sehr, daß

Du nur ihn, und durchaus keinen andern heirathen willst und kannst. — Bedenke nur, Birkheim ist reich, schön, treu, verständig, gesittet, das sind doch gute Gewichte in die eine Schale.

Sophie. Felsenberg ist das alles, nur nicht mehr reich — auch hat er noch weit edlere und höhere Eigenschaften, und darum sinkt seine Schale.

Charlotte. Lege noch die kindliche Pflicht in die erste.

Sophie. Die Paar Loth werden sie nicht hinunterziehen.

Charlotte. Vortrefflich. — Aber wenn man so dreist seyn darf, welche Vorzüge hat denn Felsenberg vor Birkheim?

Sophie. Er ist nicht unausstehlich.

Charlotte. Meine Gnädige hat sich heute darauf gesetzt paradox zu seyn. Belehre mich doch gütigst, wenn es Dir gefällig ist, wie man es anfängt bei den genannten Vorzügen unausstehlich zu werden?

Sophie. O liebste Freundinn, da stehen wir am Eingange eines weitläuftigen Kapitels. — Glaube mir, das was uns Mädchen reizt, fesselt, unwider-

lich fesselt, ist nichts Reelles — ein unbekanntes Etwas, ein Nichts —

Charlotte. Sehr wohl. — Nur ist diese Bemerkung eben so alt als wahr.

Sophie. Richtig — aber die Wahrheit altert nie, und die älteste wird neu, durch die Beziehung in welcher man sie denkt. Die Trivialität besteht nicht darin, daß man sagt, was alle sagen, sondern daß man dasselbe dabei denkt.

Charlotte. Das mag seyn. — Aber sage mir lieber, was ist das Unaussprechliche an Birkheim, da Du das Liebenswürdige an Felsenberg nicht detailliren kannst.

Sophie. Gut denn. — Sieh, liebe Charlotte, ich weiß nicht, ob Dir nicht bisweilen die Menschen wie allegorische Personen vorgekommen sind?

Charlotte. Das nicht. Eher möchte ich sagen, ich hätte bei vielen die Empfindung gehabt, wie bei einer recht charakteristischen Musik.

Sophie. Wie meinst Du das?

Charlotte. Du kennst die Symphonie zu Macbeth. Nie habe ich sie hören können, ohne daß sich mir die Geisterwelt gleichsam aufschloß; ich sahe

Nebel, wüste Haiden, Plätze mit Ruinen, in der Ferne fechtende Heere. —

Sophie. Nun?

Charlotte. So habe ich einen Onkel, bei dem ich etwas ähnliches erfahre. Wenn ich nur zehn Worte mit ihm spreche, so tritt mir das Bild eines Caffeehauses lebhaft vor die Seele; ich höre mit den Tassen klappern, mit den Gläsern klingeln, den Marqueur rufen, fluchen, schimpfen — ja ich rieche den Tabaksdampf, der diese Oerter anfüllt.

Sophie. So ungefähr meine ich es auch; mir sind immer manche Menschen als Bilder vorgekommen, als Commentare zu einzelnen Worten. — Ich könnte dir die Menschen nennen, wo ich meinen Begriff von Windbeutel, Wildfang u. s. w. gelernt, oder bestätigt gefunden habe. Leider ist mein bestimmter Bräutigam ein solcher Commentar.

Charlotte. Und wie heißt das Wort, welches er erläutert?

Sophie. Hoffnungsvoller junger Mann. — Du weißt vielleicht nicht, wie wir mit dieser Hülfe bekannt geworden sind?

Charlotte. Im Bade, glaub' ich.

Sophie. Recht. Mein Vater sagte ihn auf. Du weißt, der spricht wenig; und Birkheim, welcher viel schwatzt, war ihm desto lieber.

Charlotte. Schwatzt er viel? das ist freilich sehr unausstehlich.

Sophie. Er spricht unaufhörlich, und hat dabei eine so langweilige Imagination, daß man sterben möchte. Ich habe ihn oft beim Wetter anfangen, und mit den feinsten Spekulationen der neuesten Philosophie endigen hören, ohne daß einer nöthig hatte, ihm auf dem dunkeln Wege dahin, durch ein Paar Worte zu leuchten.

Charlotte. Aber wie fängt er das an?

Sophie. Das ist das Unglück. Wenn er nach einer langen Rede am Ende die ganze Idee erschöpft und er gleichsam an der äußersten Spitze einer Idee stand, so schöpfte ich oft neuen Athem, weil ich dachte, daß keine Brücke über den Abgrund zu einer andern führen könnte —

Charlotte. Und er?

Sophie. O er hat Pontons bei sich, allgemeine Sätze, Analogien u. s. w. So kam er einst von dem Apoll von Belvedere auf den Parmesan-

käse, weil, wie er sich ausdrückte, beide zu den größten Merkwürdigkeiten Italiens gehören; dann, merkte er an, daß dies schöne Produkt Italiens, er meinte den Käse, durch die französische Revolution sehr vertheuert und verschlechtert sey. Bei dieser Gelegenheit erzählte er kürzlich die Geschichte dieser Krisis, fügte ein Urtheil über dieselbe mit ein Paar Worten hinzu, bemerkte daß sie der Industrie sehr geschadet, daß namentlich der Seidenbau in Frankreich ganz zerrüttet sey, und stand eben mitten in der Naturgeschichte der Seidenwürmer, als ein unbarmherziger Nachtwächter, durch ein dreimaliges Blasen, meinem Vater rieth, auf eine andere Art als in seiner Gesellschaft zu schlafen.

Charlotte. Und ist denn kein Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen?

Sophie. Ich schoß bisweilen mit Witz und legte mehrere seiner besten Ideen zu Boden; allein sie rückten wie gut exercirte Mannschaft immer wieder zusammen, und gelang es mir, eine Brücke zu ruiniren, so legte er mit beispielloser Geduld eine andre an. Uebrigens verachtet er die Weiber. —

Charlotte. Da heirathet er Dich, um rechter

Hand etwas neben ſich zu haben; und Kinder wird er ſich wünſchen, um die Linke auch beſetzen zu können.

Sophie. Du haſt recht. — Aber ſind die Weiber nicht zu beklagen? Ihre ſchönſten und größten Vorzüge werden wie die größten und ſchönſten Edelſteine behandelt, man merkt wohl, daß es keine Kieſel ſind, aber taxiren können ſie nur wenige.

Charlotte. Warum iſt aber Dein Vater ſo für ihn eingenommen?

Sophie. Weil Birkheim für meinen Vater ein murmelnder Bach oder Waſſerfall iſt: — er ſchläft bei ſeinen Geſprächen gewöhnlich.

Charlotte. Wie ſeltſam paart oft das Schickſal die Menſchen zuſammen. — Dich mit deinem Vater und Birkheim. —

Sophie. Wahrlich, oft ſcheint es mir als wenn der Kreis, in dem man leben muß, uns durch Würfel angewieſen würde.

Charlotte. Oder als wenn die Welt eine Bibliothek wäre, in welcher der unwiſſende Bibliothekar die Bücher ohne Rückſicht auf ihren Inhalt nach der Größe geſtellt habe.

Sophie. Laß uns aufhören — nur einige Schritte auf diesem Wege weiter, und wir haben uns in die wirksste Melancholie hineingeschwatzt. Zudem kommt da Felsenberg und mein Vater, und ich bin nicht gelaunt, diesem zu begegnen. (Sie gehen.)

Lichtenstein und Felsenberg (treten auf.)

Lichtenstein. Und so wären Sie ohne alle Ursache hieher gekommen?

Felsenberg. Ich sagte Ihnen, daß ich gewünscht hätte, Sie zu besuchen, und daß ich darum hergekommen sey; halten Sie dies für keine wichtige Ursache?

Lichtenstein. O ja, wie man es nimmt.

Felsenberg. Wie so?

Lichtenstein. Je nun, ich meinte nur so. — Haben Sie meine Tochter schon gesprochen?

Felsenberg. Nein, ich habe die Ehre noch nicht gehabt. — Wie kommen Sie darauf?

Lichtenstein. Warum soll ich nicht darauf kommen? Es fiel mir so ein. Sie leben wohl viel in der großen Welt?

Felsenberg. O ja. — Aber warum?

Lichtenstein. Erzählen Sie mir einmal etwas von der großen Welt.

Felsenberg. Das ist so kurz nicht abgemacht.

Lichtenstein. Kennen Sie meine Tochter genau?

Felsenberg. Wie so?

Lichtenstein. O über das verdammte Fragen! Ich meine, ob Sie sie verehren?

Felsenberg. Wer könnte umhin.

Lichtenstein. Wie verehren Sie sie?

Felsenberg. Das ist schwer zu sagen. Wie meinen Sie das?

Lichtenstein. Zum Henker, was ist dabei Schweres! — Verehren Sie sie mit Neigung, mit Passion?

Felsenberg. Allerdings.

Lichtenstein. Mit welcher Passion?

Felsenberg. Mit Bewunderung.

Lichtenstein. Wie bewundern Sie sie?

Felsenberg. Mein Gott! Wie einen glänzenden Stern — ich denke an die ungeheure Entfernung.

Lichtenstein. Sehr schön geantwortet. Sein Sie mir von Herzen willkommen. Arropos, auch meine Condolenz wegen des Verlustes beim Wagner-

schen Bankerott. — Sie wollen reden, nein, nein! ich will nichts hören, ich weiß, Sie haben's ertragen wie ein Mann. — Aber verzeihen Sie, ich muß Sie allein lassen, denn die Zeit ist da, an meine Geschäfte zu gehen. Hier in meinem Cabinett — Stöße von Rechnungen so hoch. Ein Vater, ein Hausvater, funfzig Augen und Hände hätte er nöthig, um alles selbst zu thun. — Ich zerarbeite mich den ganzen Tag. — Nun ich muß fort, ich sehe Sie vielleicht noch wieder — lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. (Er geht.)

Felsenberg. Dem wäre ich also ausgewichen. Aber nun! Ob es wahr seyn mag, daß sie sich verheirathen will? Ist es, so sind die erhaltenen Nachrichten mir völlig gleichgültig, und wieder, ist es nicht, was gewinne ich dabei? Da kommt sie.

Sophie (kommt.)

Sophie. Das ist schön, daß Sie kommen. Was hat Sie zu uns gebracht?

Felsenberg. Der Wunsch Sie zu sehen, und mein schnelles Pferd.

Sophie. Ich danke beiden — Aber Sie reißen sich wirklich seit einiger Zeit sehr oft aus den glänzenden Zirkeln der Stadt los.

Felsenberg. Ihr artiger Ton überzeugt mich, daß dies kein Vorwurf seyn soll — aber drücken Sie sich lieber so aus: Ich reiße mich von hier selten los; und wenn Sie mir schmeicheln wollen, so sagen Sie oft.

Sophie. Es sey so — wir wollen über Worte nicht streiten. Aber in der That, lieber Vetter, ich habe viele Leute in der Stadt über Ihren Hang zur Einsamkeit klagen hören.

Felsenberg. Und doch suche ich mich nur zu oft in den Zirkeln der Stadt zu zerstreuen. Meine Gedanken sind freilich wo anders.

Sophie. Ich habe nur die Lebensart in der Stadt immer sehr angenehm gedacht.

Felsenberg. Das ist sie auch wohl für einige Zeit; nur muß man Laune und Sinn dafür mitbringen. Man muß es aufgeben im Gemählde zu stehen, man muß nur Beschauer desselben seyn.

Sophie. Haben Sie gute Gallerien?

Felsenberg. Sehr seltne Stücke. Es verlohnt

sich wahrlich der Mühe, einige Wochen daran zu setzen, um die vorzüglichsten kennen zu lernen.

Sophie. Sie sollen mir Anweisung dazu geben.

Felsenberg. Man muß nur gewisse Sätze, Ursätze möchte ich sie nennen, festhalten, wenn man diese Menschen betrachtet

Sophie. Zum Beispiel?

Felsenberg. Je nun, Sie gehen davon aus: zum Exempel die ganze Welt sey vortrefflich eingerichtet, nur der Mensch in einem Puncte nicht.

Sophie. Der wäre?

Felsenberg. Daß er noch in der Zeit leben muß. Ferner alle Erscheinungen in der Zeit bringen sie unter die Categorie der Spielkarten. Liebe, Kunst, Musik, Gold, Witz u. s. w., sind nur, ach ein schwacher Ersatz für obige Unvollkommenheit der menschlichen Natur.

Sophie. Nun dann, vielleicht benutze ich nächstens die Gelegenheit, die Stadt und diese Porträts zu sehen. Sie können dann meinen Gemahl damit bekannt machen.

Felsenberg. So ist es denn wahr, mein Fräulein, daß Sie, oder vielmehr Ihr Herr Vater —

Sophie. Nicht anders, und einen Gemahl hat er mir ausgesucht, welcher der länderreichsten Encyklopädie Trotz bietet. — Sie kennen ihn vielleicht, er heißt Birkheim.

Felsenberg. Wie, dieser Mensch Ihr Gemahl?

Sophie. Hat mein Vater nicht herrlich gewählt? Ich werde von der ganzen Stadt beneidet werden

Felsenberg. Das heißt, Bedauerung verdienen.

Sophie. Wahrlich, mein — Bräutigam hat viel Talent zu einem lyrischen Dichter, wenigstens die Dehors dazu. Er hat viel Phantasie, und mittelst derselben geht er, wie ein Hund mit seiner Nase, den Ideen nach, erräth, er weiß nicht wohin, kommt, er weiß nicht woher.

Felsenberg. Wollen Sie sich denn aufopfern? Sich in ein gewisses Elend stürzen? Denn ich bitte Sie, bedenken Sie nur das Eine, so ist Ihr künftiger Gemahl ein Staatskleid.

Sophie. Ich habe meine ganze Einbildungskraft angestrengt, um mir ein Bild davon zu entwerfen.

Felsenberg. Und doch ist nichts leichter. Er wird Sie als den Stoff ansehen, an welchem er sich äußern kann. Er wird über irgend etwas, das Sie gethan, so lange sprechen, bis Sie irgend etwas anders thun, und ihm dadurch neuen Stoff geben. Er wird Sie als sein Evangelienbuch betrachten, aus dem er die Texte seiner Predigt wählt.

Sophie. Erklären Sie mir nur das Eine, warum ist dieser unerträgliche Mensch überall als Mensch von Verstande bekannt?

Felsenberg. Das hat zweierlei Ursachen. Die erste ist die unbegränzte Gutmüthigkeit der Menschen, welche einen rauschenden Fluß immer für tief halten, obgleich ein sehr triviales Sprichwort sie vom Gegentheil belehren könnte.

Sophie Und die zweite?

Felsenberg. Weil er wirklich Verstand hat.

Sophie. Das ist in der That sehr paradox.

Felsenberg. Gar nicht. Nur hat er ihn wie der Kasten das Gold, sich selbst unbewußt und nutzlos. Er ist, wie Gold und Silber in den Tressen, nicht gediegen, ehe die fremdartigen Theile durch Feuer geschieden sind.

Sophie. Das ist wohl bei den meisten Menschen der Fall. Ueberhaupt besteht vielleicht der Verstand nur aus einer Menge Läppchen, welche der Mensch mit unermüdeter Sorgfalt zusammenstickt. — man muß froh seyn, wenn daraus eine bunte Harlequinstacke wird.

Felsenberg. Auch ist noch etwas Schlimmes bei Birkheim.

Sophie. Und was?

Felsenberg. Alles, was er von Verstand hat, ist wie die auf dem Wasser schwimmenden Pflanzen, es hat keine Wurzeln im innern Menschen geschlagen.

Sophie. Und um im Bilde zu bleiben, seine Seele ist ein stehender See mit Entengrün bedeckt, man nimmt ihm nur etwas fremdartiges, wenn man seine Ideen abschöpft, und das Eigenthümliche, Bleibende, ist — ein ungenießbares Wasser.

Felsenberg. Hat er einige fremdartige Ideen erhascht, so kombinirt er die Zeichen derselben, anders und anders im Kopfe, und gebiert so Ideen, denen man innere Wahrheit nicht absprechen kann,

welche aber keine Wirklichkeit haben, und so ist er in gewisser Rücksicht ein Blatt mit bedeutungslosen Charakteren beschrieben.

Sophie. Richtig, und er würde sich sehr wundern, wenn er plötzlich die Ideen und Gefühle zu den Zeichen bekäme, welche er im Kopfe hat; denn er hat bis jetzt die Welt betrachtet, wie ein Professor der Moral Tugenden und Laster; nicht um sie zu erwerben oder zu verabscheuen, sondern um sie im Compendio anzustellen.

Felsenberg. Aber Fräulein, machen wir es nicht alle so? Sind Kummer, Gram, Schmerzen, Liebe, Haß, Armuth, Eifersucht, sind sie für die meisten Menschen wohl etwas anders als Rechenpfennige — unausgefüllte Rubriken — leere Titel? Nur die harte Zeit schreibt mit eisernem Finger die Bedeutung oft nur eines einzigen dieser Worte in unser Herz, und heilt dann oft nie die Wunde wieder. — O mein Fräulein, wenn diese Verbindung, welche Sie zu schließen gesonnen sind, wenn sie Sie mit der Bedeutung des Wortes: Mißvergnügte Ehe bekannt machte?

Sophie. Sie haben Recht; und obgleich noch heute mein Bräutigam ankommt, so will ich doch mehrere Mittel versuchen, mich dieses Menschen zu entledigen. Ich denke, es soll nicht fehl schlagen; allein Sie müssen mich unterstützen.

Felsenberg. Mit Vergnügen.

Charlotte (kommt.)

Charlotte. Dein Bräutigam. — Wo ist Dein Vater? — Ihre Dienerinn.

Felsenberg. Dort in seinem Zimmer — Er hat wichtige Geschäfte.

(Sophie öffnet das Zimmer, Lichtenstein auf einem Lehnstuhl schlafend.)

Sophie. Sehen Sie sein wichtigstes.

Charlotte. Herr von Lichtenstein! Ihr Schwiegersohn — hören Sie nicht?

Lichtenstein. Nun ja doch — ah gehorsamer Diener — ich komme, ich komme. (ab)

Sophie. Gehen Sie, und Du mit mir, um alles zu verabreden. (Sie gehen.)

Lichtenſtein und Birkheim (treten auf.)

Lichtenſtein. Alſo wie geſagt, an zwei Kleinigkeiten ſtößt ſich die ganze Sache, erſtlich, daß das Mädchen Ihnen gefällt, und daran zweifle ich nicht — und zweitens, daß Sie dem Mädchen gefallen, und daran zweifle ich auch nicht. —

Birkheim. Wenn aber, gegen alles Vermuthen —

Lichtenſtein. Iſt nicht möglich — alſo Herr Sohn — Apropos, haben Sie den ſchriftlichen Contrakt bei ſich, wodurch Sie mir verſprechen, zeitlebens hier auf dieſem Gute bei mir zu bleiben, mir die Wirthſchaft führen zu helfen, und mich in meinen weitläuftigen Geſchäften zu unterſtützen?

Birkheim. Hier iſt er. Wenn es gefällig wäre zu unterſchreiben.

Lichtenſtein. Ei, ei, Herr Sohn — wir ſind ehrliche Leute — eine Ehe iſt ja kein Kauf. Ei, ei! Nun hernach davon. — Der Stempelbogen wird doch auch nicht zu theuer und nicht zu geringe ſeyn? — Auch davon nachher. — Haben Sie gut Reiſewetter gehabt?

Birkheim. Sehr schönes, Herr Vater. Ich fuhr vorgestern gegen Abend von meinem Gute aus; der Mond schien hell; und der reine Himmel versprach eine prächtige Sommernacht. Zwar standen im Morgen einige kleine Wolken, welche ich an ihrer rundlichen Form für elektrische erkannte; allein ich glaubte doch nicht, daß irgend ein Gewitter oder Regen mich treffen könne. Allein ich sah mich betrogen, es näherte sich ein starkes Gewitter. Ich fürchte mich ein wenig vor dem Gewitter, nicht als wäre' ich wegen meines Lebens besorgt, oder von Natur furchtsam; nein, es ist bei mir Instinkt, ich kann keine Gewitter, wie mancher keine Katzen oder Käse leiden. Sehr natürlich wars daher, daß ich an die große Wohlthat dachte, welche Franklin dem menschlichen Geschlecht durch seine Erfindung erwiesen hat. —

Lichtenstein. Und was ist dies für eine, Herr Sohn?

Birkheim. Die Gewitterableiter, Herr Vater. Franklin entdeckte nämlich, daß die elektrische Materie und die Gewittermaterie einerlei wären; und da jene durch Metalldrath konnte abgeleitet

werken, ſo ſchloß er a minori ad majus, daß es die elektriſche Materie auch könne. Allein es entſtand eine zweite Frage: Ob man nämlich die Gewitterableiter mit einem Knopfe oder einer Spitze verſehen müſſe. Der bekannte Wilſon, ſtellte darüber manche nicht unbedeutende Verſuche an. Mit dieſer Elektrizität aber muß man die ſogenannte thieriſche nicht verwechſeln, durch welche Galvani ſich einen Namen in der gelehrten Republik gemacht hat, und welche große Aufſchlüſſe in der Naturgeſchichte verſpricht. — Ueberhaupt iſt unſer Jahrhundert das der Revolutionen, überall regt es ſich und hämmert in den Köpfen, und wir werden Wunder erblicken, wenn es durchbricht. Welch ein Licht hat z. B. nur der einzige Kant angezündet, — er iſt Profeſſor der Philoſophie in Königsberg in Preußen. Dieſer Mann beſtättigt übrigens die Wahrheit, welche Herr Huſeland in ſeinem vortrefflichen Buche: die Kunſt lange zu leben aufgeſtellt hat: daß Dichter und Philoſophen eine ſehr hohe Stufe des menſchlichen Lebens erreichen können. — Aber iſt Ihnen nicht wohl? Sie laſſen den Kopf ſo ſinken. —

Lichtenstein. Sehr wohl, Herr Sohn, sehr wohl. Aber sehen Sie, die Geschäfte — Vormittags Arbeit, Nachmittags Arbeit, bei Nacht keinen Schlaf — man wird müde. — Ich war eben in einem sehr verwickelten Geschäfte begriffen als Sie kamen. Aber fahren Sie nur fort. Wenn Sie in einer offenen Chaise gefahren sind, so müssen Sie bis auf die Haut durchnäßt seyn.

Birkheim. So ist es, Herr Vater, und ich besorgte einen Rheumatismus. Denn Sie wissen vielleicht, daß auf unsrer Haut eine Menge kleiner Löcher, Schweißlöcher, oder Poren genannt befindlich sind. Durch diese dünstet nun der Mensch immerfort, oft ganz unmerklich aus. Wenn diese nun verstopft werden, und dies geschieht durch die Kälte, so wird die Ausdünstung gehemmt, und diese Materie kann nach Befinden der Umstände allerlei Krankheiten veranlassen; Husten, z. B. wenn sich die Materie auf die Brust wirft; Schnupfen, wenn die wässrichten Feuchtigkeiten in den Drüsen der Schneiderschen Haut stocken; Rheumatismus, wenn dies in den fleischigten und sehnigten Theilen überhaupt geschieht. Indessen da ich einen

warmen Mantel hatte, und einer geliebten Braut entgegenreiſte, nahm ich es ſo genau nicht. Im Gegentheil fielen mir manche merkwürdige Ideen über das Heirathen und die Ceremonien dabei ein. Ich dachte an Römer, deren ſämmtliche Hochzeitsgebräuche eine entfernte Beziehung auf den Sabinerraub haben; an Griechen, an die Athenienſer und Lacedämonier, welche letzteren, wie bekannt, ihre meiſten Gebräuche aus Creta erhalten haben, z. B. die Phiditien, oder Syſſitien, das heißt die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten, wobei die ſchwarze Suppe ſehr merkwürdig iſt. Für das beſte Gewürz derſelben aber hielten ſie nicht Zimmet, oder ſo etwas, ſondern Wettlaufen, Schwimmen durch den Eurotas, den bekannten Fluß bei Sparta. — — Aber was iſt das? Wahrhaftig, mein Vater ſchläft — das iſt doch, wenig geſagt, etwas ſehr unhöflich. — Indeſſen was thue ich jetzt? — Ja, ich könnte meine Braut beſuchen, welche ich noch nicht geſehen habe. — Wenn ich nur wüßte, wo ich ſie finden ſollte. — Mir wird die Zeit lang. — Ach da kommt Jemand, bei dem kann ich mich erkundigen.

Felſenberg (kommt.)

Felſenberg. Ei ſieh da! Herr von Birkheim! wie treffen wir uns hier?

Birkheim. Ich will die Tochter vom Hauſe heirathen, deswegen bin ich hierher gekommen.

Felſenberg. Ich habe die Ehre durch dieſe Verbindung in Ihre Verwandſchaft zu gerathen, ich bin Vetter Ihrer Braut.

Birkheim. Ich bin ſehr erfreut darüber, denn —

Felſenberg. Kennen Sie Ihre Braut?

Birkheim. O ja. Ein gutes, ſtilles, liebes Geſchöpf und —

Felſenberg. Nun, gut und lieb mag ſie ſeyn — aber ſtill wahrhaftig nicht.

Birkheim. Wie ſo? Ich habe dieſe Eigenſchaft immer an ihr bemerkt und geſchätzt.

Felſenberg. Sie haben ſich getäuſcht. — Denn mein Herr, um Sie mit der allerfurchtbarſten Tugend Ihrer Braut und einer Frau bekannt zu machen — ſie hat Witz.

Birkheim. Ei das iſt ja artig: denn da der Witz die Fähigkeit iſt —

Felsenberg. Artig? O lieber Freund, wissen Sie denn nicht, daß es kein furchtbareres Laster einer Frau giebt, als diese Tugend, dieser Vorzug ist?

Birkheim. Wie so? Ich habe mir immer gedacht, da der Witz die Fähigkeit ist —

Felsenberg. Bedenken Sie nur, daß wahrscheinlich Xantippe, das Urbild aller bösen Frauen —

Birkheim. Halten Sie die Xantippe für eine böse Frau, das ist ein Irrthum, mein Freund, denn —

Felsenberg. Erlauben Sie mir, Ihnen in ein Paar Worten zu zeigen, was es heiße, eine witzige Frau zu heirathen. — Erlauben Sie. — Keine Ehe kann glücklich seyn, in welcher die Frau den Mann nicht verehrt; und sich deswegen ihm unterwirft.

Birkheim. Das gebe ich zu.

Felsenberg. Wir wollen es voraussetzen. — Nun bedenken Sie, daß Witz der geschworne Feind aller Solidität, der geborne Freund aller Weltleute ist; daß der Witz auf dem Felde der Solidität,

wie Husaren auf einem feindlichen Acker, raubt und plündert; und nun sagen Sie, mein Herr, Sie, der Sie so Solidität lieben und verehren, wie würden Sie sich bei einer solchen Frau befinden?

Birkheim. Freilich! wohl nicht sehr gut.

Seltenberg. Glauben Sie, daß Sie nur ein Wort würden aufkommen können, ohne daß ein neuer Einfall Ihren ernsthaftesten Satz in die allerlächerlichste Behauptung verkehrte. Doch ich bin ein Thor, ich spreche gegen meine eigne Familie, bin unbescheiden, und überdies kommt hier das Fräulein selbst.

Birkheim. Wer ist bei ihr?

Seltenberg. Fräulein von Bergen, eine Freundinn von ihr, der sie, wie mir, von ihrem Witze mitgetheilt hat. Wir drei, kommen wir einmal ins witzeln, können uns nicht halten — wir beleidigen Freund und Feind.

Sophie und Charlotte (kommen.)

Birkheim. Meine beste Braut, ich werfe mich zu Ihren Füßen.

Sophie. Mein lieber Bräutigam, es iſt ſchön, daß Sie gekommen ſind.

Charlotte. Wir haben Sie recht mit Sehnſucht erwartet.

Birkheim. Erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Hand küſſe, Ihnen meine Ehrfurcht bezeigen darf.

Sophie. Das letzte haben Sie nicht nöthig; ich haſſe nichts ſo ſehr, als die Ehrfurcht.

Felſenberg. Hören Sie wohl. — Mein Fräulein Sie ſagen da einen paradoxen Satz.

Sophie. Warum, lieber Vetter. Wie könnte ich Ehrfurcht verlangen, da nichts in der Welt iſt, vor dem ich Ehrfurcht habe.

Birkheim. Wenn ich ein Wort mitſprechen dürfte, mein gnädiges Fräulein, ſo wollte ich Ihnen wohl Dinge nennen, vor denen Sie Ehrfurcht haben müſſen, weil Sie ein vernünftiges Weſen ſind.

Charlotte. Auf das letzte wollen wir alle gleich reſigniren, um nur der fatalen Ehrfurcht los zu werden.

Birkheim. Erlauben Sie, Sie können nicht

auf dieſen Vorzug reſigniren, auf dieſes Weſen der Menſchheit, weil Sie ſonſt aufhören —

Sophie. Schon gut. Ich will es mir alſo gefallen laſſen, vernünftig zu ſeyn. Nun aber auch geſchwind das Ding, vor dem ich Ehrfurcht haben ſoll.

Birkheim. Sie wollen es ſich nur gefallen laſſen? Erlauben Sie, Sie müſſen es ſich gefallen laſſen — — —

Sophie. Schon gut; ich will, weil ich muß, und muß, weil ich will. Aber das Ding, vor dem ich Ehrfurcht haben ſoll?

Birkheim. Was ſagen Sie von der Philoſophie? — Wie, Sie lachen alle? wiſſen Sie nicht, daß dies die erſte höchſte Wiſſenſchaft iſt?

Sophie. Ich achte ſie nicht.

Charlotte. Ich mag ſie nicht leiden.

Felſenberg. Sie ekelt mich an.

Birkheim. Schon gut. Aber das iſt keine Widerlegung meines Satzes. Warum mißfällt Sie Ihnen.

Sophie. Weil ſie mich ennüyirt.

Charlotte. Weil ſie ſo dunkel iſt.

Felſenberg. Weil ſie mich bernirt.

Birkheim. Ich gebe dies von der alten zu. Aber die neue, die Kantiſche Philoſophie, welche eben ſeit zehn Jahren erfunden iſt. —

Felſenberg. Da iſt ſie viel zu alt.

Charlotte. Da iſt ſie ein abgebrauchtes bon Mot.

Sophie. Dann hat ſie ihren Wittwenſitz ſchon auf den Cathedern genommen.

Charlotte. Und lebt dort mit den Profeſſorſfrauen in Geſellſchaft.

Sophie. Sie altert von Tag zu Tage.

Charlotte. In feine Geſellſchaft kommt ſie gar nicht mehr.

Felſenberg. Höchſtens macht ſie von Univerſitäten aus eine Reiſe über Land, und kehrt bei den Dorfpredigern ein.

Sophie. Welche ihre Hefte bei der Gelegenheit ſtudieren, daß ſie Kidibus daraus machen.

Birkheim. Ich erſtaune. — Aber mein Fräulein, erlauben Sie mir nur ein Wörtchen.

Charlotte. Ich will lieber drei Tage lang Pre-

dieten lesen, als eine Stunde von der Philosophie hören.

Sophie. Ich eben so lange die Natur bewundern.

Felsenberg. Ich eben so lange Ihre Gesellschaft entbehren.

Birkheim. Mein Fräulein, Sie sind zu lebhaft.

Sophie. Das bin ich aus Trägheit, weil ich mich bei einer geschwinden Unterhaltung nicht lange zu besinnen brauche.

Charlotte. Sie ist es aus Eitelkeit, weil eine Gegend, durch welche man schnell fährt, schöner zu seyn scheint.

Felsenberg. Sie thut es jetzt aus Bosheit, weil sie Sie aus dem Concept bringen will. — Haben Sie noch etwas, vor dem wir Ehrfurcht haben sollen?

Charlotte. Wissen Sie noch etwas höheres, als Philosophie?

Sophie. Die so niedrig ist, daß der Witz mit zusammengehaltenen Füßen darüber springt.

Birkheim. Nun, ich will annehmen, ich

sey

ſey widerlegt. Was urtheilen Sie von dem Verſtande?

Charlotte. Den Verſtand — den verachte ich.

Birkheim. Und warum?

Felſenberg. Er bettelt ſtets von den Sinnen; und zahlen ihm dieſe nicht täglich, ſo wird er bankerott.

Sophie. Er giebt nur negative Eigenſchaften.

Charlotte Und widerſpricht zu oft.

Felſenberg. Selbſt nach Kant geht er nur auf zwölf Beinen.

Sophie. Und doch ſind die Beine das Beſte an ihm; ſein Verſtand taugt gar nichts.

Birkheim. Welch ein Unſinn.

Charlotte. Oft weiß er vor langer Weile nicht, was er anfangen ſoll.

Sophie. Dann baut er Häuſer aus elenden Backſteinen.

Felſenberg. Und überſchreibt ſie Syſteme.

Charlotte. Und Dummköpfe bemächtigen ſich einiger Ziegel, und ſtolziren damit in den beſten Geſellſchaften.

Sophie. Und glauben, man werde närrisch genug seyn, aus dieser Probe das ganze Haus zu beurtheilen.

Birkheim. Mich fängt nach gerade an zu schwindeln. — Aber noch eins, was dünkt Ihnen von der Tugend?

Charlotte. Sie ist ein falscher Paß, um durch die Welt zu kommen.

Sophie. Sie ist die Trommel eines Marktschreiers, um den Pöbel zu versammeln.

[illegible] der Tu[illegible] quemlichkeit.

Charlotte. Sie ist ein Sprungbrett, um damit in ein einträgliches Amt hineinzusetzen.

Seidenberg. Sie ist ein Gewehr, durch welches man schmackhafte Braten schießen kann.

Sophie. Sie schmückt die Galgen aus; so daß man unter ihnen wie durch eine Ehrenpforte marschieren kann.

Birkheim. Hören Sie mich Fräulein, ich bitte, hören Sie mich — haben Sie denn in der That vor nichts in der Welt Ehrfurcht, als vor dem Geld?

Charlotte. Der Witz ist nichts als ein Schmetterling, bei dem der bunte Flügelstaub das Beste ist.

Felsenberg. Ein Regenbogen, welcher ohne Sonne nicht existiren kann.

Sophie. Ein Thautropfen in der Sonne, welchen nur die Einfalt für Perlen hält.

Charlotte. Ein klüglicher Behelf der Eitelkeit, wenn sie Unrecht hat.

Felsenberg. Ein Instinkt, der zwar bewundernswürdig ist, so fern er existirt, aber doch so [illegible] nicht ist.

Charlotte. Witz ist für die Bosheit ein Hund, um unschuldiges Wild zu hetzen.

Felsenberg. Für die Unbesonnenheit Spielkarten, um Glück und Vermögen zu verlieren.

Sophie. Für die Eitelkeit papierne Manschetten, welche feiner als Spitzen aussehen, welche man aber nur einmal tragen kann.

Birkheim. O Himmel, sagen Sie mir nur, was in aller Welt schätzen Sie denn?

Sophie. Nur mich selbst, weil ich alles andre verachte.

Felsenberg. Das thue auch ich.

Charlotte. Auch ich. — Und darum iſt ein vierter überflüſſig.

Sophie. Oder er müßte uns ähnlich werden.

Birkheim. Wehe mir, in welch ein Haus bin ich gekommen. — Ein Haus, in dem man Verſtand, Philoſophie, Tugend verachtet, ja ſelbſt das, was der einzige Vorzug deſſelben iſt — Witz. — Was mögen Sie erſt von mir denken!

Charlotte. Ich halte Sie für verſtändig.

Sophie. Für tugendhaft.

Felsenberg. Für einen Philoſophen.

Birkheim. Schon gut — ſchon gut. Ich verſtehe. — Ich habe ſchon lange verſtanden; und werde Ihren Wünſche gemäß gehen. — Ich mit Ihnen leben! immerfort in Ihrer und Ihrer Freundinn und Ihres Vetters Geſellſchaft — nimmermehr. — Und dann Ihr Herr Vater, der ſo höflich iſt, bei dem erſten Beſuche, welchen ich ihm mache, zu ſchlafen; albern genug, nicht auf das zu hören, was ich ſage.

Felsenberg. Mein Herr, läſtern Sie meinen Onkel, in deſſen Hauſe Sie ſind?

Sophie. Sie vergeſſen, daß es mein Vater iſt.

Charlotte. Ein ehrwürdiger Mann, dem nach ſeinen vielen Geſchäften die Ruhe zu gönnen iſt.

Birkheim. Geſchäfte! Ja ich weiß, daß er ewig davon ſchwatzt; und nie etwas thut.

Felſenberg. Herr Onkel, Herr Onkel, erwachen Sie, und hören was Ihr Herr Sohn von Ihnen ſagt.

Sophie. Sie hätten keine Geſchäfte.

Charlotte. Sie ſchliefen beſtändig.

Felſenberg. Sie hätten keine Sitten.

Lichtenſtein. Wie! ich hätte keine Geſchäfte?

Felſenberg. Die dringendſten.

Lichtenſtein. Ich ſchliefe beſtändig!

Charlotte. Faſt niemals.

Lichtenſtein. Ich hätte keine Sitten?

Sophie. Sie beleidigen Niemand.

Felſenberg. Wie gefällt Ihnen Ihr künftiger Sohn?

Lichtenſtein. Zum Henker mit ihm. — Glau-

ben Sie, Herr von Birkheim, ich ſey ein verſchlafener Müßiggänger? Habe ich Ihnen nicht ausdrücklich geſagt, daß eben meiner vielen Geſchäfte wegen, ich mir Sie zum Schwiegerſohne wünſchte? Sie ſollten mir aſſiſtiren. — Aber auf dieſe Weiſe muß ich meine Meinung ändern.

Birkheim. Die meinige habe ich ſchon geändert. Ich gehe. Hier iſt der Contrakt, noch nicht unterſchrieben Gott ſey gedankt. Aber Sie werden mich vermiſſen, ich habe es gut gemeint. (ab)

Sophie. Vermiſſen? ja wie der Feuerſtein den Stahl.

Charlotte. Wenn wir uns nicht bei Gelegenheit zanken, ſo wird uns der Witz ganz ausgehen.

Felſenberg. Ich werde recht oft hierher kommen, um mich dazu zu begeiſtern.

Lichtenſtein. Da liegt nun der liebe Contrakt. Es war doch zuübereilt von mir.! — Wer wird mich nun in meinen Geſchäften unterſtützen.

Felſenberg. Das will ich thun. O lieber Onkel, ich bitte Sie, geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter, da ich ihr Herz ſchon beſitze. Ich ent-

deckte ihr vorher meine Liebe; und sie nahm sie gütig auf. Zudem bin ich reich — ich wollte es Ihnen schon vorher sagen, aber Sie unterbrachen mich; ein weitläuftiger Anverwandter ist gestorben, ich bin sein einziger Erbe, dies Vermögen ersetzt mir doppelt, was ich im Wagnerschen Bankerott verloren.

Charlotte. Thun Sie es immer. Denn auf diese Art rechtfertigen Sie sich auch in den Augen der Welt. Birkheim wird die schändlichsten Verläumdungen von Ihnen ausstreuen, und wird behaupten, daß er diese Parthie aufgegeben habe. Sie werden nicht widersprechen können, keinen Stellvertreter haben. Ist aber Felsenberg Ihr Schwiegersohn, so sagt man: Sie hätten ihm den Abschied gegeben, ein Vorgeben, dem Jedermann glauben wird.

Lichtenstein. Sie haben ganz Recht, Fräulein. — Nun Tochter, was sagst Du zu Felsenberg?

Sophie. Je nun, mein Herz redet ihm das Wort.

Charlotte. Nun laß denn deine Hand das Wort Deines Herzens bestätigen.

Sophie. Hier Felsenberg. — Aber wir sind beide sehr witzig; wir waren amüsante Freunde, werden wir auch verträgliche Eheleute werden?

Charlotte. Vielleicht macht euch der Ehestand kälter, solider, prosaischer, und eure Kinder spielen dann vielleicht mit euch Comödie, wie ihr heute mit Birkheim spieltet.

II.

Die vernünftigen Leute.

Zimmer.

Herr von Alfeld, Baron Biederſee.

Alfeld.

Ja ſehen Sie, um wieder auf meine Rede zu kommen, das iſt es, was mich ängſtigt, ja ſo zu ſagen, melankoliſch macht. Man lebt, — was man ſo leben nennt, wobei ein geſcheiter Mann, heißt das, einen Begriff verbindet, vom Pöbel kann hier gar nicht die Rede ſeyn. — Man lebt alſo, wollte ich ſagen, und kein Menſch weiß warum, oder ob es überhaupt wahr iſt.

Baron. Wie? ich verſtehe Sie nicht.

Alfeld. Freund, ich habe Sie für einen philoſophiſchen Kopf gehalten, ich hoffe, es iſt nicht Ihr Ernſt, Sie verſtehn mich gewiß.

Baron. Bei meiner Ehre —

Alfeld. O ſtille, ſtille, nicht ſo laut, ſchämen Sie ſich, wenn das wahr iſt. Wie? ein Philoſoph,

und noch niemals auf den Gedanken gekommen? Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, die hohe Meinung, die ich von Ihnen gehabt habe, ist gewaltig herabgesunken (verdrießlich auf und abgehend.) An seiner Existenz nicht zu zweifeln! hm, hm!

Baron. Aber was wollen Sie damit sagen?

Alfeld. (hitzig.) Sind Sie ein Philosoph oder nicht?

Baron. (mit einer sehr höflichen Verbeugung, freundlich.) Wenn ich mir selber nicht zu viel schmeichle. —

Alfeld. Nu, Nu, das könnte nach den Proben, die Sie mir gegeben haben, doch wohl der Fall seyn. Mich nicht zu verstehen! das ist mir noch mit keinem Menschen begegnet. Freilich äußere ich auch nicht bei jedermann so tiefe Ideen, aber ich frage so: kann ich mich in gemeinen Dingen gemeinen Leuten verständlich machen, warum nicht in tiefen, tiefen Leuten? Dieser Schluß, hoffe ich, ist richtig, und wenn das ist, so scheinen Sie, mein werther Freund, nicht zu den tiefen zu gehören. Nehmen Sie mir das nicht übel, ich will Ihnen Ihre übrigen Talente keinesweges absprechen; aber in der Philosophie, — hm! — Da wollen Sie nicht viel bedeuten.

Baron. Aber erlauben Sie doch —

Alfeld. Nein, mein lieber Freund, es iſt meine Pflicht als Menſch und als guter Bürger Sie von der Eitelkeit zu heilen. Vergeben Sie mir, daß ich als ein alter Mann das Ding beim rechten Namen nenne, und Ihnen ohne Umſtände meine Meinung ſage. Ich behaupte, es iſt in der Welt nichts ſo ſchädlich, als wenn man ſich ein Talent zutraut, ohne es zu beſitzen. Gewöhnlich kommt das daher, weil man nicht Gelegenheit hat, ſich zu prüfen. Sie ſind nun in dieſer Rückſicht ſehr glücklich, daß Ihnen die Augen über ſich, noch bei guter Zeit geöffnet ſind, und ich danke dem Freunde von ganzen Herzen, der mich an Sie empfohlen hat, ob der gute Mann wohl freilich nicht glaubte, daß Sie eigentlich ſeiner Empfehlung bei mir mehr bedurft hätten. Nun das thut nichts — Wie geſagt, ich weiß es ihm von Herzen Dank, daß er mir eine ſo angenehme Bekanntſchaft verſchafft, und ich werde gewiß alles möaliche anwenden, Ihre Freundſchaft zu verdienen.

Baron. (empfindlich höflich.) Ich werde eine Gelegenheit, die ſich mir iezt ſo ungeſucht darbietet,

meinen Geist auszubilden, gewiß nicht unbenutzt lassen.

Alfeld. Recht, recht, lieber Mann, ich hoffe wir werden noch sehr gute Freunde. Ihr Wort, das Sie mir schon gegeben, werden Sie mir doch halten? Sie werden mich doch noch diesen Vormittag in meiner neuen Wohnung besuchen? Ich wette, es vergeht kein Monat, so verstehen Sie mich vollkommen, und zweifeln, so wie ich, an allem. Nun wie gesagt, Sie besuchen mich, meine Tochter hat das ganze Haus recht gut eingerichtet; ich habe sie schon eine ganze Woche früher hierher in die Stadt geschickt; denn ich mag die Unruhe nicht leiden.

Baron. Aber nach Ihren eigenen Grundsätzen müssen Sie erlauben, daß ich daran zweifle, ob Sie auch eine Tochter oder ein Haus haben, und das macht mir bei dem Besuche einiges Bedenken.

Alfeld. Ha, ha! recht, recht, Sie machen schon gute Fortschritte. — Aber es macht mich doch nachdenklich, ich will doch geschwind hingehen und sehen wie es ist: ich bin wahrhaftig ganz verwirrt. Ich empfehle mich Ihnen. (geht.)

Baron. Das ist doch seltsam, der Mann nimmt jeden Scherz sehr ernsthaft. Mein Freund rühmt ihn mir als einen der größten Philosophen unsrer Zeit. Gedacht scheint er mir viel zu haben, vielleicht mehr als ich, und das heißt von einem Cavalier nicht wenig gesagt. Wie, wenn ich seine Meinung doch zu leicht genommen hätte? Er brachte mich ganz in Verwirrung, ich hielt ihn sogar für ein wenig toll. An sich selbst zu zweifeln! nein, so weit werde ich es nimmermehr bringen, ich stehe gar zu handfest vor mir. Aber vielleicht habe ich mich darin geirrt, vielleicht habe ich die Bücher berühmter Männer zu wenig gelesen; ich hatte sie mir alle angeschafft, aber so oft ich anfing zu blättern, schienen sie mir immer zu verwirrt, und ich schloß so: wozu soll ich mir die Mühe geben, mich erst in diesen Irrgärten zurecht zu finden; erfunden ist jede Meinung und jedes System, warum sollte ich mir nicht mit dem Fleiß, den ich anwenden müßte, andere zu verstehen, eine eigene Philosophie erbauen können? das wäre ja vortheilhafter für mich und für die Welt. Darin kann ich geirrt haben, das will ich wieder gut zu machen suchen.

(er nimmt ein Buch und lieſt)

Herr v. Waller und Baron Biederſee.

Waller. Verzeihen Sie, wenn ich Sie ſtöre.

Baron. O nein, werther Freund, es hat nichts zu ſagen, Sie finden mich hier mit meiner Lieblingswiſſenſchaft, mit der Philoſophie beſchäftigt.

Waller. Wahrhaftig, lieber Baron, Sie werden jetzt zu gelehrt; doch eigentlich komme ich zu Ihnen, um —

Baron. (lächelnd.) Zu gelehrt, ſagen Sie? erlauben Sie, lieber Freund, das iſt gar nicht möglich. Wüſten Sie, welchen Genuß es uns verſchafft, Sie würden nicht ſo ſprechen. Nur den geringſten anzuführen: Glauben Sie denn daß es eine Kleinigkeit iſt, wenn man ſich ſo vortheilhaft bekannt gemacht hat, daß man von allen großen Männern beſucht wird? Nur ſo eben war der Herr von Alfeld bei mir: der Mann iſt ganz von mir eingenommen.

Waller. Ganz recht, den ſehe ich von Ihnen gehen, und ſeinetwegen komm ich zu Ihnen.

Baron. Kennen Sie den Mann auch ſchon?

Waller.

Waller. Ja, und da ich gehört habe, daß er ein großer Narr seyn soll, und ich —

Baron. Wie, lieber Freund was sagen Sie da? einen Narren nennen Sie ihn? Mir ist er als ein großer Philosoph empfohlen.

Waller. Das kann er doch wohl seyn, aber ich — —

Baron. Wie kann er das seyn? O lieber Waller ich sehe, Sie haben wenig gedacht, sonst wurden Sie so nicht sprechen! Ein Philosoph und ein Narr! Meinen Sie, daß man das wie zwei Aemter vereinigen kann?

Waller. Nun ich will ja gern glauben, daß er ein Philosoph ist, aber ein Narr bleibt er ganz gewiß, ich habe authentische Nachrichten.

Baron. Wissen Sie das ganz gewiß?

Waller. O zuverlässig.

Baron. Nun ich habe es mir im Grunde auch gleich gedacht, mein Freund hatte nur zu viel Autorität bei mir. Denken Sie sich, lieber Waller, er zweifelt an allem! sogar an seiner eignen Existenz!

Waller. Nun so muß er es ganz vernünftig finden, wenn wir an seinen Verstande zweifeln.

Baron. Wahrhaftig, das iſt wahr, mich dunkt ich hatte ſchon vorhin eine ähnliche Idee; — ſie würde Ihnen gewiß gefallen, — warten Sie einen Augenblick, ich werde mich gleich beſinnen.

Waller. O laſſen Sie doch das, lieber Freund, und hören Sie mich an.

Baron. Sie wiſſen nicht was Sie ſagen, Sie haben wahrſcheinlich nie überlegt, wie viel eine Idee zu ſagen hat, daß Sie ſie ſo leichtſinnig verwerfen wollen. Probiren Sie es nur, und leſen Sie manche dicke Bücher, ich wette, Sie werden oft nicht mehr als eine darin finden, und was man eine geſunde nennt, gar nicht.

Waller. O mir vergeht die Geduld, ſagen Sie nur, ob Sie mich anhören wollen oder nicht?

Baron. Das iſt ſeltſam, ich höre Sie nicht nur mit der größten Aufmerkſamkeit an, ſondern ich ſuche Sie ſogar zu widerlegen, wo es mir ſcheint, daß Sie irren. Was ſteht denn zu Ihrem Befehl?

Waller. O liebſter Freund, ich wollte Sie nur um eine Gefälligkeit bitten, die mir niemand ſonſt erweiſen kann — —

Baron. Befehlen Sie ganz und gar über mich.

Waller. Sie werden wissen, daß das Fräulein von Alfeld sich schon einige Zeit in der Stadt aufhält, ich lernte Sie kennen, und was braucht es denn der vielen Worte? ich liebe Sie.

Baron. Und was kann ich denn dabei thun?

Waller. Hören Sie mich nur, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß der Vater ein großer Narr ist, der — —

Baron. Erlauben Sie lieber Freund, mir fällt noch ein Umstand ein, warum das nicht seyn kann.

Waller. Welchen kann es geben?

Baron. Mein Freund, der Herr von Rehberg schreibt mir, daß er den Herrn von Alfeld nur deswegen so lieb gewonnen hat, weil er eine völlige Uebereinstimmung der Gemüther zwischen uns beiden bemerkt hat. Sehen Sie, wie er schreibt: „Wäre Alfeld nur so viele Jahre jünger, oder Du nur so viele älter so könnte man euch für Zwillingsbruder halten. Dieselbe Neigung zu den Wissenschaften, dieselbe Art der Unterhaltung, so daß ich mich bei euch beiden immer ungemein wohl befunden habe. Manche Leute klagen zwar, Ihr ließt

ne nie zu Worte" — (Nun das gehört nicht hier-her.) Aber ich bin dessen immer gern zufrieden gewesen, da ich es mehr liebe, mich, als andre zu bilden. Wie kann er nun, frag ich, ein Narr seyn?

Waller. O, deswegen —

Baron. Wie Herr von Waller? Ich hoffe Sie werden die Unhöflichkeit nicht so weit treiben, mir ins Angesicht zu behaupten, ich wäre auch ein Narr. Sie wissen, daß ich das als Edelmann rächen müßte, und zweifeln Sie nur nicht daran, daß ich es auch thun würde.

Waller. Sie zwingen mich zum geben. Es scheint mir, als wollen Sie heute meine Bitte nicht anhören.

Baron. Nun, was wünschen Sie denn eigent-lich von mir?

Waller. Ich wollte Sie bitten, mich mit dem Herrn von Alfeld bekannt zu machen. Sehen Sie, mit so wenigen Worten ist diese Kleinigkeit gesagt, und Sie haben mich solange nicht dazu kommen lassen.

Baron. Deño besser, lieber Freund, denn nur geistreichen Menschen ist es möglich, eine geringe

Sache zum Gegenstand einer langen, gedankenreichen Unterhaltung zu machen.

Waller. Nun, wollen Sie denn die Güte für mich haben?

Baron. Sie zum Gegenstand einer langen Unterhaltung zwischen mir und Alfeld zu machen? ha ha ha! Sehen S.e, lieber Freund, daß ich Ihnen Ihre Satiren witzig zurückgeben kann? ha ha ha!

Waller. Ach, ich habe nicht an Satiren gedacht. Ich bitte Sie nur, mich auf eine gute Art mit Alfeld bekannt zu machen.

Baron. Das soll gern geschehen, und noch in dieser Stunde. Ich habe versprochen ihn zu besuchen, und da will ich Sie sogleich als meinen Freund nennen.

Waller. Sie verbinden mich.

Baron. Wollen Sie mich sogleich zu ihm begleiten?

Waller. Nein, bitten Sie sich nur die Erlaubniß aus, mich vorstellen zu dürfen. Ich werde Sie in einigen Stunden wieder sehen und seine Antwort hören. Leben Sie wohl bis dahin. (Er geht.)

Baron. Ich werde es ein wenig fein einrichten müssen, daß Herr von Alfeld meinen Freund Waller gut aufnimmt, er scheint mir sehr eigen in der Wahl seiner Bekannten. Daß der gute Waller ihn für einen Narren hält, davon darf ich nichts merken lassen, ich glaube er würde es gewaltig übelnehmen, und es wäre auch nicht besonders fein von mir. Er soll mir in seinem Wesen ähnlich seyn. Gut, ich will ihm sagen, mein Freund habe von seinen gründlichen Wissenschaften gehört, und wünsche deshalb seine Bekanntschaft, ich denke das wird das beste seyn. Gewiß, das kleinste Geschäft erfordert Ueberlegung, wenn man es mit Verstand treiben will. (er geht)

Zimmer bei Alfeld.

Alfeld und Julie.

Alfeld. Aus dem was mir heute begegnet ist, mache ich den Schluß: Man muß die Philosophie nicht in das praktische Leben hineinbringen, sie ist zwar sehr gut als Unterhaltung mit einem Freunde oder zur Uebung des Verstandes nach Tische, aber wenn es so ernstlich wird, daß man sich außer Athem

laufen muß, um nur die Ueberzeugung wieder zu erhaſchen, daß man ein Haus und eine Tochter hat, das geht mir denn doch weit. Ich hätte die Bemerkung des Barons anhören, und ordentlich darüber ſprechen ſollen, ja ich hätte ihm ſogar vernünftig auseinander ſetzen können, wie er Recht haben könnte, aber daß ich ſo wie ein Narr davon laufe, das war dumm, ſehr, ſehr dumm.

Julie. (Was mag er haben? Er iſt ganz böſe) Sie haben mich zu ſprechen verlangt lieber Vater, ich warte ſchon lange.

Alfeld. Ja ſo, ich wollte Dir ſagen, unſer Freund, der Herr von Rehberg wird in einigen Stunden hier ſeyn, laß ihm ein Zimmer zurichten! Haſt du mich verſtanden?

Julie. Ja lieber Vater.

Alfeld. Noch eins. Ich und er wir haben mit einander ausgemacht, daß morgen Eure Verlobung ſeyn ſoll.

Julie. O Himmel, mein Vater, nein, unmöglich —

Alfeld. Haſt du mich verſtanden?

Julie. Ja aber — —

Alfeld. Nun weiter, hoffe ich, brauchts nichts. Schon so oft habe ich Dir gesagt, daß Du Dir das überflüssige Sprechen abgewöhnen kannst. Ich wünschte, ich könnte im ganzen Staat das Gesetz des Pythagoras einführen, daß alle Weiber fünf Jahre schweigen müssen, so wurde doch einmal eine rechte Ruhe im Lande seyn.

Julie. Da ich aber nun schon zwanzig Jahre habe schweigen müssen, so hoffe ich, werden Sie mir endlich zu reden erlauben.

Alfeld. Ganz recht, und dazu ist eben der Herr von Rehberg der Mann. Er mag sich sehr gern etwas vorsprechen lassen, und liebt das Antworten nicht; Ihr werdet Euch gut zusammen schicken.

Julie. Erlauben Sie mir jetzt nur wenige Worte.

Alfeld. Nun so sage sie geschwind her.

Julie. Ich habe vor Ihrer Ankunft den Herrn von Waller kennen gelernt, einen sehr artigen jungen Mann, der sich um meine Hand bewirbt, wenn Sie mich nun doch verheirathen wollen, so dächte ich —

Alfeld. Wie eine Närrinn! das wußte ich wohl, ich will nicht, mag nicht, kann den artigen jungen

Herrn nicht leiden, und Nebbera iſt mein Freund, und Du ſollſt ihn heirathen.

Julie. Aber liebſter Vater. —

Alfeld. Bin ich Dein Vater oder nicht?

Julie. Welche Frage! Ich wollte nur — —

Alfeld. Nun alſo, wenn ich Dein Vater bin, ſo wirſt du keine Schwierigkeiten machen, meinen Freund zu heirathen, und den Narren zu vergeſſen, oder — —

Julie. Aber liebſter Vater, da Sie ihn gar nicht kennen, wie können Sie ihn einen Narren nennen?

Alfeld. Nun, nun, dieſe Ueberzeugung davon zu tragen, würde es keiner langen Bekanntſchaft bedürfen. Narren ſind wir alle, das iſt ein ſo alter Satz, daß Du ihn wohl wiſſen könnteſt, und daß ich Dich darüber nicht mehr zu belehren brauchte. Ich ſehe immer mehr ein, daß die Schriftſteller recht haben, die den Weibern einen geringern Grad von Verſtand zutrauen, als uns Männern; es beſtätigt ſich immer mehr. Auf einen ſo einfachen ſo allgemeinen Satz nicht zu kommen! Es kann mich ordentlich böſe machen.

Julie. Ich bin längst darauf gekommen, lieber Vater, aber mich dünkt, weil wir diesen Naturfehler alle an uns haben, so sollte eben deswegen keiner den andern darum verachten.

Alfeld. Das ist sehr wahr — höre Julie, ich möchte Dir fast rathen, Dich auf die Humanität zu legen, Du könntest etwas darin leisten.

Julie. O lieber Vater, Sie gewiß auch, wenn Sie den Anfang damit machten, den Herrn von Waller kennen zu lernen.

Alfeld. Halt, nein daraus wird nichts. Du mußt meinen Freund Rehberg heirathen, darauf mache Dich nur gefaßt. Ein Mann von festem Charakter wie ich bin, wird nicht Dir zu gefallen, sein Wort, das er gegeben hat, brechen! Und das habe ich mir schon vorhin ausgemacht, die Wissenschaften muß man nie ins praktische Leben einmischen.

Julie. So wollen Sie mich denn unglücklich machen?

Alfeld. Ja, das ist fest beschlossen.

(Bedienter. Der Baron Biedersee möchte die Ehre haben — —)

Alfeld. Führe ihn herein. (Bedienter ab.)

Biedersee (kömmt.)

Biedersee. Sie sehn, Herr von Alfeld, wie pünktlich ich mein Wort halte, Ihnen beschwerlich zu fallen.

Alfeld. O, hier ist von gar keiner Beschwerde die Rede, ich freue mich Sie zu sehen (an Julie) der Herr Baron von Biedersee (zu ihm) meine Tochter.

Baron. (mit Verbeugungen) Ich freue mich unendlich, gnädiges Fräulein — —

Julie. (verneigt sich)

Alfeld. Sie sehn lieber Baron, daß ich doch wirklich eine Tochter habe.

Baron. O gewiß, und es ist eine so schöne Wirklichkeit, daß man in Ihrer Gegenwart am ersten dahin kommen könnte, an seiner eigenen Wirklichkeit zu zweifeln, und sich selbst für den Schatten eines Wesens zu halten.

Alfeld. Wie Baron, diesmal verstehe ich Sie nicht, und daraus schließe ich, daß in dem was Sie sagen, wohl kein rechter Zusammenhang seyn mag, und darum bitte ich Sie, die Galanterie gegen

meine Tochter zu laſſen, denn das ſoll es denn doch wohl ſeyn, wenn ich mich nicht ganz irre.

Baron. Ich glaube nicht, daß Sie ſich jemals irren können, werthgeſchätzter Herr von Alfeld.

Alfeld. Ja, ſehn Sie lieber Freund, ich bin alt, und habe einige Erfahrung, und da wird es mir denn freilich etwas ſchwerer, als Euch jungen Leuten.

Baron. Davon bin ich feſt überzeugt. Aber glauben Sie nicht auch, daß die Galanterie gegen Damen einen jungen Menſchen, beſonders wenn er ein Edelmann iſt, ziert?

Alfeld. O freilich, und wenn Sie in dieſer Rückſicht Ihre Rede an meine Tochter hielten, ſo haben Sie vollkommen Recht. Sie haben übrigens ſehr wohl daran gethan, daß Sie noch dieſen Vormittag zu mir gekommen ſind, ich hatte vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß der Herr von Rehberg, unſer beiderſeitiger Freund, ſehr bald hier ſeyn wird, ich erwarte ihn in jeden Augenblick.

Julie. (geht)

Baron. O Sie machen mir eine ungemeine Freude, er hat mir in ſeinen Briefen nichts davon

geschrieben, das kann mich freilich nicht wundern, er sucht immer gern Zeit zu sparen, und da wird er es unnöthig gefunden haben, mir etwas zu schreiben, das Sie mir mündlich sagen können.

Alfeld. Ganz gewiß.

Baron. Mir ist schon oft einagefallen, da der Mann sich so wenig beschäftigt und so wenig spricht, so muß ihm sehr viel Zeit zum Denken übrig bleiben, und schon deshalb habe ich eine Art von Achtung vor allem, was er thut, denn man kann mit weit größerm Recht als von einem andern erwarten, daß alles was er thut wohlgethan sey, daß er gewiß erst viel überlegt, ehe er sich dazu entschließt.

Alfeld. In Ansehung des Herrn von Rehberg mögen Sie wohl Recht haben. Aber mein Lieber, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage, Sie bedürfen meiner Belehrung schon wieder. Sie haben wohl noch nie bedacht, was denken und handeln heißt, denn sonst würde es Ihnen klar seyn, daß beide fast nie zusammen treffen können.

Baron. Wie mein Herr?

Alfeld. Es ist einer meiner ersten Grundsätze, daß der Mensch eigentlich zwei Wesen ausmacht.

Baron. Sie machen mich ganz verwirrt. Sie zweifelten erst ganz und gar an sich, das heißt, daß Sie überhaupt vorhanden wären, und nun nehmen Sie sich doppelt an.

Alfeld. Ist es Ihnen gefällig mich ausreden zu lassen?

Baron. Ich höre mit Vergnügen.

Alfeld. Es giebt, behaupte ich, einen innerlichen und einen äußerlichen Menschen. Der äußerliche ist eigentlich für die Welt da, das heißt, für den Pöbel, den gemeinen Mann, dieser denkt nun gar nicht, und hat das auch nicht nöthig, denn er kömmt doch fort.

Baron. Ich erstaune!

Alfeld. Ganz gewiß, er kann alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens sogar weit besser verrichten, als wenn sich der innere, den einige den denkenden, andere den empfindenden nennen, hineinmischt.

Baron. Aber mein Herr — —

Alfeld. So lassen Sie mich doch ausreden! Ich behaupte, alles was dieser Mensch befiehlt, überdenkt und anordnet, ist viel zu fein, zu tief und gründlich, als daß es der ordinäre, pöbelhafte

Mensch ausführen könnte, und daher kömmt es, daß man eine jede solcher Handlungen sogleich erkennen kann, denn entweder macht es der äußerliche Tölpel so dumm, daß er ausgelacht wird, oder wie gesagt so ungeschickt, daß es ihm, oder andern zum großen Schaden gereicht. Und gewöhnlich werden Sie denn solche Leute sagen hören: mein Herz hat mich verführt, ich dachte es recht gut zu machen, und so weiter.

Baron. Lieber Herr von Alfeld —

Alfeld. Solche Leute, die immer beide Menschen durcheinander wollen spielen lassen, sind es denn auch, die einem gescheuten Mann manches zur Last legen, was ihn eigentlich gar nicht angeht. Wären nun alle Menschen dahin gekommen, daß sie diesen Satz verständen, so würde die größte Einigkeit herrschen. Man würde gar nicht mehr so dumm seyn, und von Widersprüchen im Menschen reden, wenn man immer davon überzeugt wäre, daß ihn zwei Wesen regieren.

Baron. Wirklich, Herr von Alfeld, ich erstaune über Ihren Tiefsinn! So verständig hätte ich Sie mir nicht gedacht; ich verstehe Sie zwar

noch nicht ganz, aber ich hoffe, das soll sich noch finden.

Alfeld. Gewiß, mein junger Freund, das findet sich leichter als man denkt. Mir macht es ein großes Vergnügen, junge Leute zu bilden, und ich hoffe, daß Sie mir noch Ehre machen.

Baron. Ich denke es auch, und Sie könnten sich ein doppeltes Verdienst erwerben, wenn Sie einen meiner jungen Freunde zugleich Theil an Ihrem Unterricht nehmen ließen, er wünscht sehnlich Ihre Bekanntschaft.

Alfeld. Wer ist der hoffnungsvolle junge Mann?

Baron. Der Herr von Waller.

Alfeld. Wie, mein Herr, ich habe nicht erwartet, daß Sie mir meine Freundschaft so schlecht vergelten würden. Sie lassen sich herab, Antheil an seinen Cabalen zu nehmen?

Baron. An welchen Cabalen?

Alfeld. Schämen Sie sich. Denken Sie nicht, mich damit zu hintergehen, wenn Sie sich unwissend stellen, er hat Sie gewiß zum Vertrauten gemacht.

Baron.

Baron. (Von wem mag er erfahren haben, daß ihn Waller für einen Narren hält?)

Alfeld. Nein, mein Herr, Sie bringen Sich ganz um die gute Meinung, die ich von Ihnen hatte, daß Sie meinen Feind, der mich so kränkt, unterstützen.

Baron. Verzeihen Sie —

Alfeld. Es ist unverantwortlich, sage ich. Während unsrer ganzen Unterredung habe ich mich gefreut, wie Sie durch meine Hülfe so herrliche Fortschritte machen werden, und Sie vergelten mir so! Es ist undankbar! es ist schändlich!

Baron. Aber hören Sie mich doch —

Alfeld. Nein, das will ich nicht, durchaus nicht. Sie können zu ihrer Rechtfertigung kein Wort aufbringen.

Baron. Sie lassen mich nicht dazu kommen.

Alfeld. Das ist auch meine Meinung gar nicht, Sie brauchen sich gar nicht zu rechtfertigen. Er ist Ihr Freund — das ist mir genug.

Baron. Nein, er ist nicht mehr mein Freund, wenn Sie es nicht wollen.

Alfeld. Freilich will ich es nicht, wie können Sie nun so einfältig fragen?

Baron. Hätte ich gewußt, daß Sie seine Beleidigungen so hoch aufnehmen könnten, so hätte ich ihn gar nicht genannt.

Alfeld. O mein Lieber, bei Ihnen scheint es beinah, als ob an gar keinen innern Menschen gedacht wäre, denn sonst könnten Sie so nicht sprechen. Ich frage, was kann einen vernünftigen Mann mehr beleidigen?

Baron. Sie haben sehr Recht, nur konnte ich nicht voraussehen, daß Sie seine Meinung wußten, da er sie, so viel ich weiß, gegen Niemand als gegen mich geäußert hat.

Alfeld. Meine eigene Tochter hat es mir gesagt, sie ist von ihm angesteckt.

Baron. Wie, und das Fräulein hatte die Dreistigkeit, es Ihnen selbst zu sagen?

Alfeld. Ja lieber Freund, die Frauenzimmer sind nicht mehr wie ehedem, die Zeiten sind vorbei.

(Bedienter. Herr von Rehberg ist so eben angekommen.)

Alfeld. O führe ihn herein, es iſt mir eine wahre Freude, ihn einmal wieder zu ſehen.

Baron. Mir auch.

Herr v. Rehberg kömmt, der Baron und Alfeld gehen ihm entgegen und umarmen ihn.

Rehberg. Schon gut. Ich freue mich, Euch beide zu ſehen. (er ſetzt ſich) Nun, ſchon einen gelehrten Diſput mit einander gehabt? Immer fortgefahren, laßt euch durch meine Gegenwart nicht ſtören, Ihr wißt ich liebe das.

Baron. Wir waren eben zu Ende.

Rehberg. Das iſt ſchade.

Baron. Ich bin Dir mein theurer Freund, ſehr viel Dank ſchuldig, daß Du mir eine ſo werthe Bekanntſchaft verſchafft haſt.

Rehberg. Das dachte ich wohl. Ihr paßt juſt für einander. Nun, worüber habt Ihr denn mit einander geſtritten? Machts noch mal, ſo vergeht uns allen die Zeit.

Baron. Das läßt ſich ſo nicht wiederholen.

Rehberg. Schade!

Alfeld. Denkst Du, lieber Freund, daß die Stadtluft mich so dumm gemacht hat, daß ich eine Sache repetiren muß, um Dich zu unterhalten?

Rehberg. Nein! das nicht. Aber mir kommt jeder Streit, den zwei Personen allein führen, ohne einen Zuhörer zu haben, der als Richter da sitzt und Acht hat, wer sich am besten hält, so vor, wie ein Schauspiel ohne Zuhörer.

Alfeld. Wie so, lieber Rehberg?

Rehberg. Ach es ist umständlich. — Nu ich meine es würde doch eine Thorheit seyn, vor den angezündeten Lampen zu spielen, also dünkt mich, wirft auch jeder seinen Witz weg, wenn er bei einem Streite keinen Zuhörer hat. Denn das sagt nur nicht, daß einer den Scharfsinn des andern bewundert, das geht gar nicht an, wenn nicht einer den andern für dumm hielte, so wäre gar kein Streit.

Baron. Du machst uns da ein schönes Compliment. — Doch es war auch eigentlich kein Streit.

Rehberg. Um so lieber möchte ich es wissen was es war.

Alfeld. Ein andermal, ich komme wohl bei Gelegenheit wieder darauf.

Rehberg. Aber lieber Alfeld, wenn ich mich nicht freute, den Baron zu sehen, so könnte ich fast sagen, wir wären beide einfältig gewesen.

Alfeld. Wie so, lieber Freund? das ist eine neue Bemerkung.

Rehberg. Hätten wir unsre Sache nicht eben so gut auf dem Lande abmachen können? Mußten wir uns deswegen so viele Mühe machen?

Alfeld. Das ist nur halb wahr, auf dem Lande hätte es wieder so viele Umstände gemacht, die Gäste aus der Stadt u. s. w.

Rehberg. Schon gut, Du hast immer Recht. Kann ich aber nicht Deine Tochter sehn?

Alfeld. O freilich (er klingelt, ein Bedienter) meine Tochter soll herbeikommen.

(Bedienter ab und kommt wieder zurück.)

(Bedienter. Das gnädige Fräulein bittet, sie zu entschuldigen, sie ist krank geworden, und kann unmöglich das Vergnügen haben.)

Alfeld. Krank? Was fehlt ihr denn?

(Bedienter. Ich weiß es nicht zu sagen. (Alfeld und Bedienter ab.)

Rehberg. Sie ist die Landluft gewohnt, es wird sich schon geben.

Baron. Ich sah sie vor wenigen Augenblicken, und sie war ganz wohl.

Rehberg. Nun, was kann ihr denn so schnell angestochten seyn? das bin ich doch neugierig zu wissen.

Alfeld. (zurück) Meine Tochter ist plötzlich gefährlich krank geworden, was soll ich anfangen, ich bin in der Stadt nicht bekannt, wo soll ich nun einen berühmten Arzt auftreiben!

Baron. Darin könnte ich Ihnen dienen. Aber ist denn das Fräulein wirklich krank?

Alfeld. O lieber Baron, ich könnte Sie noch einmal so lieb haben, wenn Sie sich die Eitelkeit abgewöhnen könnten.

Baron. Welche Eitelkeit?

Alfeld. Können Sie es denn nicht lassen, mit Kenntnissen zu brilliren, die Sie eben erst von mir erworben haben? Ihnen war es so etwas neues, daß man an allen Dingen in der Welt zweifeln könne, daß Sie es nun nicht lassen können, es

allenthalben anzubringen. Schon vorhin machten Sie, daß ich durch Ihre Zweifel beinahe die Schwindsucht bekam, indem ich so schnell nach Hause lief; und nun stehn Sie hier, und lassen meine Tochter sterben, damit Sie nur daran zweifeln können, ob sie auch wirklich krank sey.

Baron. Ich gehe sogleich und —

Alfeld. Das muß ich Ihnen noch sagen, Sie scheinen mir ein elendes Gedächtniß zu haben, daß Sie nur den einen Satz behalten haben, denn kurz zuvor, ehe mein Freund ankam, habe ich Ihnen auseinandergesetzt, daß das Denken, mit einem Worte die Wissenschaften, nicht ins praktische ordinäre Leben mitgebracht werden müssen. Das Krankseyn ist nun so ein ordinäres Wesen, so ein Alltagsleben, daß es jeder Hund führen könnte, und im Grunde auch führt, darum könnte das Denken bei meiner Tochter Krankheit erspart werden, und das geschieht auch, wenn sie nur kurirt wird, denn dadurch wird die Krankheit auch praktisch, nämlich für den Doktor. Mein Gott, Sie finden kein Ende, so gehn Sie doch. (Baron geht)

Rehberg. Was fehlt denn Deiner Tochter?

Alfeld. Ach ich weiß es nicht; ſo ein plötzlicher Zufall! Wollen wir hineingehen? (Sie gehen.)

Zimmer bei Biederſee.

von Waller.

Waller. Der Baron kömmt nicht zurück, ich warte ſchon ſo lange. Ich hätte nur gleich mitgehen ſollen, er hintergeht mich am Ende. Wenn er Julien ſieht, gefällt ſie ihm ſelber, das kann gar nicht fehlen, und der Vater iſt ein Narr, dem vielleicht der Baron eben deshalb gefällt. O ich möchte raſend werden, daß man oft aus lauter Klugheit ſo einfältig iſt. Ich hätte mich ihm ja ſelber vorſtellen können; was kann er an mir auszuſetzen haben? Aber ich wollte es gar zu gut machen, ich wollte mich durch einen Menſchen empfehlen laſſen, den der Vater für etwas hält. — Aber da iſt ja der Baron!

Baron von Biederſee (kömmt.)

Baron. Sie erwarten mich ſchon?

Waller. Ja, ſchon lange, lieber Freund, wie iſt es? Wann werden Sie mich vorſtellen?

Baron. Das könnte nun wohl sobald nicht geschehen.

Waller. Nicht? Weswegen denn?

Barón. Sie hätten ein wenig behutsamer mit Ihrer Zunge seyn sollen. Bedenken Sie doch, daß es mehr zu sagen hat, einen Mann, wie den Herrn von Alfeld, einen Narren zu heißen.

Waller. Wie gehört denn das hierher?

Baron. O, nur zu sehr, ich habe es Ihnen immer gesagt, Sie möchten Ihren innern Menschen etwas mehr ausbilden, und nicht Urtheile fällen, wie Jedermann, um nicht wie der Pöbel zu sagen.

Waller. Wenn Sie meine Geduld zu sehr mißbrauchen wollen, so muß ich Ihnen sagen —

Baron. Was mein Herr — Vergelten Sie mir meine Freundschaft so schlecht? Also dafür, daß ich mir um Ihretwillen habe eine Menge Bitterkeiten von dem Herrn von Alfeld sagen lassen, begegnen Sie mir so?

Waller. Aber was kann er denn von mir wollen?

Baron. Kurz, lieber Waller, ich habe geglaubt, Sie äußern manche dreiste Sachen nur gegen mich.

aber ich muß erfahren, daß Sie gar nicht so geheim damit gewesen sind, den Herrn von Alfeld für einen Narren auszugeben. Er weiß es, wie Sie über ihn denken, er kennt Ihre Cabalen, er will, ich soll Ihren Namen nicht mehr nennen, seine eigne Tochter hat ihm alles gestanden.

Waller. O die Undankbare —

Baron. Ja sie wird gestraft dafür, sie ist todt krank, ich soll ihr einen Arzt schicken, und das will ich auch sogleich besorgen.

Waller. Wie, sie ist krank? O sagen Sie, was fehlt ihr?

Baron. Ich bin kein Arzt, mein Freund, und wenn ich es auch wäre, so habe ich sie während ihrer Krankheit nicht gesehen.

Waller. Sahen Sie sie denn vorher?

Baron. O ja, sie war in einer Viertelstunde gesund und krank, und wenn die Besserung eben so schnell geht, so ist sie gesund, ehe der Arzt kömmt

(Bedienter. (kommt) Der Herr von Alfeld läßt den Herrn Baron um den Arzt ersuchen, das Fräulein ist sehr krank, sie will den Herrn von Rehberg durchaus nicht sprechen.)

Baron. Meine Empfehlung, ich ſchicke ihn ſogleich (Bedienter ab.)

Waller. Der Herr von Rehberg? wer iſt der?

Baron. Das iſt ja eben der Freund, durch den ich den Herrn von Alfeld kennen gelernt habe. Kurz vor ſeiner Ankunft ſprach ich das Fräulein, und wie ſie der Vater nachher rufen ließ, um ſeinen Freund zu bewillkommen, ließ ſie ſagen: ſie wäre ſehr krank. Aber jetzt mein Theuerſter, müſſen Sie mich entſchuldigen, ich muß den Doktor aufſuchen.

Waller. Ein Wort nur noch, lieber Baron!

Baron. Ich bin ſehr Ihr Freund, lieber Waller, aber ich muß Sie bitten, halten Sie mich nicht von meiner Pflicht ab, denn glauben Sie mir, ſo ſehr ich Sie liebe, und das Glück Ihrer Geſellſchaft zu ſchätzen weiß, ſo weiß ich auch ſehr gut, welche Forderungen die leidende Menſchheit zu machen berechtigt iſt, und darum laſſen Sie mich zu dem Doktor eilen, und beehren Sie mich ein andermal mit Ihrer werthen Geſellſchaft.

Waller. Ich will Ihnen nur wenige Worte ſagen, und indeß —

Baron. Lieber Freund, ich kann kein einziges hören, laſſen Sie mich fort und meine Pflicht erfüllen (er klingelt, ein Bedienter) meinen gewöhnlichen braunen Leibrock, ich bin bloß deswegen erſt wieder nach meiner Wohnung zurückgekommen, um mich umzukleiden, denn finden Sie nicht auch, lieber Waller, daß es ſich nicht ſchickt, einen Doktor in demſelben Staatskleide zu beſuchen, in dem man ſo eben bei einem Edelmann war?

(Bedienter bringt den Rock.)

Waller. Sie hätten mich nun ſchon längſt anhören können. Herr von Alfeld kennt mich nicht perſönlich, laſſen Sie mich als Arzt hingehen, ſo kann ich das Fraulein ſprechen.

Baron. Sie? verſtehn Sie denn etwas von der Arzneikunſt?

Waller. So viel, hoffe ich, als für dieſe Krankheit hinreichend ſeyn wird.

Baron. Es geht wahrhaftig nicht, der Doktor, den ich ſchicken wollte, iſt alt, Sie könnten ſein Sohn ſeyn.

Waller. Weiß denn der Herr von Alfeld das?

Baron. Nein, aber es iſt doch unnatürlich.

Walter. Unnatürlich? Wie meinen Sie?

Baron Hat jemals ein vernünftiger Menſch zu einem jungen Arzt Zutrauen gehabt, und meinen Sie, daß der Herr von Alfeld eine ſo ſchlechte Meinung von meinem Verſtande hat, daß er glauben wird, ich hätte nur das mindeſte zu Ihnen?

Walter. O halten Sie mich doch nicht mit ſolchen Poſſen auf, laſſen Sie mich nur hingehen und ſagen, daß Sie mich ſchicken; iſt das Fräulein im Ernſte krank, ſo werde ich gewiß am eifrigſten beſorgt ſeyn, ihr einen geſchickten Arzt zu verſchaffen.

Baron. Nu meinethalben, empfehlen Sie mich dem Herrn von Alfeld, und ſagen Sie, ich würde ſelbſt ſehr bald die Ehre haben, ihm aufzuwarten, und mich nach dem Befinden ſeiner Tochter zu erkundigen. (beide ab.)

Zimmer bei Alfeld.

Alfeld und Rehberg.

Rehberg. Wir machen heut eine ſchlechte Geſellſchaft aus, lieber Alfeld, ich muß das Geſpräch führen, und es wird mir herzlich ſauer. Ermuntre

Dich, reiß Dich los, von Deinen trüben Einbildungen, der Doktor muß ja bald kommen.

Alfeld. Ich muß Dir sagen, lieber Freund, die Bekanntschaft des Barons würde mir noch weit lieber seyn, wenn er nicht so weitläuftig und umständlich wäre, wie lange ist er nun schon fort! der Bediente ist schon wieder von ihm zurück, und der Doktor kommt immer nicht.

Rebberg. Ich bin am Ende ein größerer Philosoph als Du. Ich liebe das Fräulein, ich bin ihr Bräutigam, ich möchte sehr gern wissen, was einen Menschen so plötzlich krank machen kann, und doch gebe ich mich mit Geduld darin, und erwarte den Doktor.

v. Waller (tritt herein.)

Waller. Der Herr Baron von Biedersee hat mir gesagt, der Herr von Alfeld wünschte meinen Rath in Ansehung seiner Fräulein Tochter zu hören. — Habe ich die Ehre mit dem Herrn von Alfeld zu sprechen?

Alfeld. Ich bin es, mein Herr, meine Tochter ist so eilig krank geworden, mein Freund; der

Baron Biederſee war eben hier, und verſprach einen berühmten Arzt zu ſchicken. Habe ich die Ehre mein Herr, ihn vor mir zu ſehen?

Waller. Ich ſchmeichle mir, Herr von Alfeld. —

Alfeld. Wollen Sie meine Tochter nicht ſogleich beſuchen?

Waller. Mit Vergnügen

Alfeld. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihr führe.

Waller. Wollen Sie nicht gütigſt erlauben, daß ich ſie allein beſuchen darf? der Anblick einer verwandten Perſon iſt oft den Kranken nicht zuträglich. Da ich nun die Krankheit des Fräuleins noch nicht kenne, ſo könnte hier leicht der Fall ſeyn.

Alfeld. Gut, Herr Doktor, dieſe Thür führt zu ihrem Zimmer, wenn Sie ſich bemühen wollen.

(Waller ab)

Rehberg. Es wundert mich, daß dieſer der berühmte Arzt iſt, mit dem iſt es geſchwind gegangen. Er iſt noch ſehr jung.

Alfeld. Freilich, ich verlaſſe mich aber darum auf den Baron, und dann lieber Freund, man muß gerecht ſeyn, man muß nicht allein das

Alter, die gesetzten Jahre schätzen. Sind wir doch auch jung gewesen, und alle mögliche Menschen haben es seyn müssen, und es scheint, als ob es zu etwas gut und nöthig wäre, da die Natur, die alles weislich eingerichtet hat, darauf gekommen ist, daß nicht nur der Mensch, sondern alle Thiere und Pflanzen erst klein, dann jung und endlich verständig und alt werden müssen. Und dieser Mensch, dieser Doktor hat mir ein gutes Gesicht, er hat in seinen Mienen so etwas zuverlässiges, was so recht den Doktor charakterisirt, es ist sich gewiß sehr auf ihn zu verlassen.

Rehberg. Ja wohl.

Alfeld. Wieder bei diesem Doktor ist es mir eingefallen, daß, wenn man Zeit hätte, genau auf alle Menschen zu achten, daß man, sage ich, es wissen könnte, so wie sie ins Zimmer treten, welche Kunst und Wyssenschaft oder Handwerk sie treiben. Kurz mit einem Worte, von welchem Stande sie sind. Ich habe es darin schon ziemlich weit gebracht, und mich sollte niemand leicht betrügen. Ich sahe es dem jungen Manne gleich an, daß er der Arzt seyn mußte, sein ganzes Wesen, dieser

ſolide Anſtand. Nun ſage ſelbſt, was könnte er anders ſeyn?

Rehberg. Ja ich weiß es nicht, was er ſonſt ſeyn könnte.

Alfeld. Ich kann nicht am Fenſter ſtehen, ohne bei jedem Vorübergehenden zu denken, wer er wohl ſeyn mag.

Rehberg. So geht es mir gerade auch, und wenn einer eine recht auffallende Phyſiognomie hat, kann ich mir den ganzen Tag den Kopf zerbrechen, um es herauszubringen.

Alfeld. O, Du läßt mich nicht ausreden. Ich muß überhaupt bei dieſer Gelegenheit einmal ſagen, welcher Fehler mich am meiſten bei Dir beleidigt.

Rehberg. Nun welcher denn?

Alfeld. Dieſe erbärmliche Neugier, Du möchteſt gern alles in der Welt wiſſen, und nicht, um Dich mit Wiſſenſchaften zu bereichern, bewahre! das iſt ſehr fern von Dir. Du machſt Dir nur immer ſelber ſolche Complimente. Denn ſelbſt wenn Du mich anhörſt, iſt es nicht der Sachen wegen, die ich ſage, die an ſich gut und wahr ſind, nein, Du läßt mich immer weiter reden, bloß um

zu bemerken, auf welche seltsame Einfälle ich wohl noch kommen könnte. Nein, diese Schwäche verdrießt mich so sehr, und ich sehe es zu gut, daß Du alles, was ich sage, nicht verstehst und gehörig würdigst, und darum will ich jetzt kein Wort mehr verlieren.

Rehberg. Wie kannst Du aber so böse werden? Können denn alle Menschen so vollkommen seyn wie Du? Können alle die Welt so philosophisch betrachten?

Alfeld. Ach was! Welcher Mensch, der nur einigermaßen Verstand hätte, würde nicht bemerkt haben, daß ich etwas sehr interessantes über die Beobachtung der Menschen, die ich selber angestellt habe, sagen wollte, und nun kömmst Du und unterbrichst mich mit solchen Possen, wenn Du am Fenster stehst und dergleichen. Nein es ärgert mich zu sehr. (er geht ab)

Rehberg. Er hat Recht, es ist eine eigne Sache mit großen Männern umzugehen; man bedenkt nicht immer gleich, welches Gewicht ein jedes Wort hat, das sie sprechen, und plumpt oft in die feinsten Bemerkungen mit seiner Dummheit hinein.

Ach da kömmt ja der Doktor. (Walter Lämmt zurück) Nun, mein Herr, wie geht es mit der Kranken?

Waller. Ich hoffe, es soll bald alles gut werden, man muß ihr nur Ruhe lassen.

Rehberg. Also meinen Sie, daß sie bald wieder gesund seyn wird?

Waller. Ganz gewiß.

Rehberg. Was fehlt ihr aber eigentlich? Ich habe keinen Begriff davon, wie man so geschwinde krank werden kann.

Waller. Es ist eine von denen Krankheiten, die sehr bald vorübergehen, der man aber deswegen keinen Namen geben kann.

Rehberg. Lieber Herr Doktor, da Sie nun einmal hier sind, so hätte ich Ihnen auch wohl etwas zu klagen, vielleicht wissen Sie ein Mittel dagegen, oder wenn das nicht ist, so können Sie mir doch wohl sagen, woher es kommt.

Waller. Womit sind Sie denn gequält?

Rehberg. Sehn Sie mein Herr, Sie werden vielleicht schon bemerkt haben, daß mir jede Bewegung zuwider ist.

Waller. O ja mein Herr.

Rehberg. Was iſt das nun?

Waller. Das nennt man eine gewiſſe Trägheit, und wenn man ſich gemein ausdrückt, Faulheit, und dafür weiß ich kein Mittel, auch hat das noch Niemand für eine Krankheit gehalten.

Rehberg. Erlauben Sie, das iſt es auch nicht, was ich meine. Ich habe neben dieſer Faulheit, wie Sie es nennen, noch ein andres Uebel, und beide zuſammen, machen eigentlich meine Plage aus.

Waller. Ich bin begierig.

Rehberg. Sie können ſich denken, daß es einem Manne wie mir, ſehr beſchwerlich ſeyn muß, ſich um alles zu bekümmern.

Waller. O ja.

Rehberg. Nun möchte ich das gerne bleiben laſſen, aber eine verdammte Neugier, wie es mein Freund Lilfeld nennt, zwingt mich dazu.

Waller. Und das nennen Sie nun Ihre Krankheit?

Rehberg. Ja Herr Doktor.

Waller. Ich habe ſeit einiger Zeit das Unglück, daß alle Menſchen, mit denen ich zuſammen treffe, ſich für etwas beſonders halten. Zählen Sie mein Herr, ſich vielleicht zu den Humoriſten?

Rehberg. Wie so Herr Doktor? Nein, ich bin weit davon entfernt.

Waller. Ist denn das was Sie mir sagen, Ihr voller Ernst?

Rehberg. Ich liebe den Spaß gar nicht.

Waller. Wenn Sie Ihre Neugier für eine Krankheit halten, so weiß ich kein Mittel dagegen.

Rehberg. Ich weiß nicht Herr Doktor, was Sie beleidigt, mich dünkt es giebt keinen vernünftigern Schluß als diesen, das wollte ich sogar gegen Alfeld und den Baron behaupten. Wenn zwei widerstrebende Kräfte in einem menschlichen Körper zusammenstoßen so nennt man das Krankheit.

Waller. Allerdings.

Rehberg. Nun ist denn das bei mir nicht der Fall?

Waller. Nennen Sie Ihre Faulheit eine Kraft?

Rehberg. Nein das nicht. — Nun können Sie mir nicht sagen wie das zusammenhängt. Es ist doch ein widerstrebendes Wesen, eine — enfin — Nun Herr Doktor.

Waller. Ich glaube daß ein Philosoph, wie der Herr von Alfeld, Sie darüber weit eher aufklären kann.

Rebberg. Das glaube ich auch, ich habe mich ſelbſt ganz verwirrt gemacht, ich will zu ihm, um mich wieder in Ordnung zu bringen. Von ſeiner Tochter kann ich ihm alſo ſagen, daß ſie bald wieder hergeſtellt ſeyn wird.

Waller. Ja mein Herr.

Rebberg. Gehorſamer Diener Herr Doktor. (ab)

Waller. Jetzt will ich eilig zum Baron, ich weiß keinen andern Menſchen, der mir in meinem Plane beiſtehen könnte, als er. Da kömmt er eben.

Baron von Biederſee (kömmt.)

Baron. Nun mein lieber Waller, wie geht es mit Ihrer Kur? Werden Sie mir Ehre machen?

Waller. Ganz gewiß. Die Kranke wird bald wieder hergeſtellt ſeyn.

Baron. Was doch in einem Menſchen für Talente verborgen ſeyn können! Daß Sie Medicin verſtehen, hätte ich Ihnen nimmermehr zugetraut.

Waller. Hören Sie lieber Freund, ich will mich Ihnen ganz entdecken, das Fräulein war eigentlich gar nicht krank, ſondern —

Baron. Nun, da kann ich wohl begreifen, wie Ihnen die Kur leicht geworden iſt, da muß ich Ih-

nen aber auch ſagen, daß Sie nicht Urſach haben, ſich etwas darauf einzubilden, denn begreifen Sie, wenn ihr nichts fehlt, ſo kann ſie jeder kuriren.

Waller. Das verſteht ſich, ja die ganze Krankheit diente ja nur dazu, um —

Baron. Es freut mich, lieber Waller, ich habe bei Ihnen noch immer gefunden, daß Sie ſich von einem Irrthum, den Sie über ſich haben, leicht zurückbringen laſſen. Aber wo iſt der Herr von Alfeld, er muß ja in dem Irrthum bleiben, daß Sie der rechte Doktor ſind, er würde mir das nimmermehr verzeihen.

Waller. Lieber Baron, wollen Sie mich einen Augenblick anhören?

Baron. Manchmal muß ich mich über Sie wundern, wir reden ja ſchon lange miteinander.

Waller. Ja, aber Sie hören mich nicht.

Baron. Nun, ich will ganz ſtill ſchweigen, wenn Sie meinen, daß das was Sie mir zu ſagen haben, eine ſo große Aufmerkſamkeit erfordert.

Waller. Wollen Sie mir einen Dienſt leiſten, der das Glück meines Lebens macht, und wofür ich Ihnen ewig dankbar ſeyn werde?

Baron. Mit tausend Freuden, Sie wissen daß ich nichts lieber thue, als den Dank meiner Freunde einärnten.

Waller. Nun wohl, ich habe Ihnen schon gesagt, wie sehr ich Julien liebe, sie hat Ihre Krankheit nur erdichtet, um einer andern Verbindung zu entgehen, ich habe sie gesprochen, sie ist mit allem zufrieden, was ich zu unserer Rettung erfinden kann.

Baron. Und was haben Sie denn nun erfunden?

Waller. Ich habe als Arzt befohlen, daß man ihr einige Stunden Ruhe lassen soll, und will sie nun in dieser Zeit durch eine Hinterthür aus ihrem Hause führen.

Baron. Und worin kann ich Ihnen denn nun dienen?

Waller. Liebster Freund, ich kenne einen Prediger, der wenige Schwierigkeiten machen wird, uns sogleich mit einander zu verbinden. Sie sollen nur erlauben, daß es in Ihrem Hause geschieht, und uns selbst als Zeuge dabei dienen.

Baron. Was wird aber mein Freund Alfeld dazu sagen?

Waller. Er iſt ein Philoſoph, er wird ſich leicht über einen fehlgeſchlagenen Plan tröſten.

Baron. Da irren Sie nun wieder, mein Lieber, meinen Sie, daß man die Philoſophie in das praktiſche Leben hineinbringen muß?

Waller. Wir wollen darüber nicht ſtreiten, ich will ihn gewiß verſöhnen. Verſprechen Sie mir nur Ihre Hülfe, bedenken Sie, daß ich länger Ihr Freund bin als er; Sie kennen ihn erſt ſeit heute.

Baron. Nun gut, ich will es thun.

Waller. Und Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie Niemand etwas von meinem Plane entdecken wollen?

Baron. Was denken Sie von mir? freilich!

Waller. So gehe ich jetzt, um alles einzurichten. Noch eins, wenn Sie einen Freund haben, auf deſſen Verſchwiegenheit Sie ſich verlaſſen können, ſo bitten Sie ihn als Zeugen, ich werde ſchwerlich Zeit haben, mich darum zu bekümmen.

Baron. Sie ſollen ſehen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, ich werde dafür ſorgen. (Waller ab.)

Baron. Bis jetzt habe ich mich nur dem Studiren gewidmet, und nun werde ich plötzlich in ein

thätiges Leben versetzt! Es macht mir ein ordentliches Vergnügen, daß ich doch jetzt eine Art von Geschichte fortschieben helfe. Aber was mache ich denn noch hier? Allein kann ich nun nicht sprechen, es würde mich nur unnöthig aufhalten, ich muß mich um einen Zeugen bewerben.

von Rehberg (tritt ein.)

Rehberg. Wohin so eilig, lieber Baron?

Baron. Ah siehe da Rehberg. Lieber Freund, Du könntest mir und noch zwei andern Personen einen großen Gefallen erzeigen.

Rehberg. Worin soll er bestehen, er muß mir nicht viel Umstände machen, sonst kanns nicht geschehen, ich bin heute erst von der Reise gekommen, da haben mich verschiedene Affekten angegriffen, kurz; ich bin ganz aus meiner gewöhnlichen Lebensart herausgerissen.

Baron. Und um diesen Tag recht auszeichnend wunderbar zu machen, will ich Dich nur noch bitten, Zeuge bei einer heimlichen Verheirathung zu seyn.

Rehberg. Wer will sich denn so verheirathen?

Baron. Einer meiner beſten Freunde.

Rehberg. Wer iſt es denn?

Baron. Ich habe mein Ehrenwort gegeben, es nicht zu ſagen, das würde mich nun zwar bei Dir nicht abhalten, denn Du biſt verſchwiegen, aber ich kenne Dich zu gut, wäre Deine Neugier befriedigt, ſo würdeſt Du nicht kommen, und uns würde der Zeuge fehlen. Willſt Du alſo in einer Stunde in meinem Hauſe ſeyn, ſo kannſt Du das Brautpaar ſehen.

Rehberg. Du kennſt mich erſtaunlich gut, ich will kommen.

Baron. O mein Freund, wenn man ſich darauf legt, die Menſchen zu beobachten, ſo ſtehen ſie uns ganz zu Gebot, ja ſelbſt alle ihre Fehler haben ſie nur dazu, um uns damit zu dienen, wenn man ſie nur recht zu brauchen weiß.

Rehberg. Du und Alfeld, Ihr ſeyd ein paar erſtaunlich groſſe Männer, ich habe eine rechte Verehrung vor Euch.

Baron. In einer Stunde ſehe ich Dich alſo in meinem Hauſe?

Rehberg. Gewiß. (Baron ab.)

Rehberg. (setzt sich) In dieser Stunde will ich mich nun ein wenig von den Mühseligkeiten dieses Tages erholen, und doch will es nicht gehen, es will mit dem Erholen gar nicht gehen, das Denken quält mich unaufhörlich. — Es ist gewiß, ich bin zu reizbar, ich habe nun gar keine Ruhe davor, wer das wohl seyn mag, der sich so heimlich verheirathen will! — Einer seiner besten Freunde, sagte der Baron, wen hat er mir denn sonst wohl als seinen Freund genannt, laß doch sehen — (er verliert sich in Gedanken)

von Alfeld (kömmt.)

Alfeld. Rehberg, worüber bist Du so nachdenklich?

Rehberg. Es sind mir wunderbare Sachen anvertraut, denen ich gern auf den Grund kommen möchte.

Alfeld. Was denn?

Rehberg. Nun es thut nichts, in einer Stunde werde ich es ja wissen.

Alfeld. Wovon sprachst Du denn?

Rehberg. Ist Du bist ja auch neugierig.

Alfeld. O mein Lieber, ich bitte Dich, verwechsele nicht das freundschaftliche Interesse, was ich an dem Zustand Deiner Seele nehme, mit Deiner elenden Neugier, die Du hast.

Rehberg. Es ist auch wahr, Du hast immer Recht, was geht es mich am Ende an, wer sich verheirathen will, ich werde ganz ruhig zu Hause bleiben.

Alfeld. Wer will sich denn verheirathen?

Rehberg. Ja das ist eben meine Plage, daß ich das nicht weiß.

Alfeld. Endlich vergeht mir die Geduld.

Rehberg. Du quälst mich recht mit umständlichen Erklärungen. Der Baron war hier, und bat mich, in einer Stunde als Zeuge bei einer heimlichen Verheirathung in seinem Hause zu seyn, er wollte den Bräutigam nennen, er sagte aber, es sey einer seiner besten Freunde. Ich habe zwar versprochen, niemand etwas davon zu sagen, bei Dir hat es aber nichts zu bedeuten, ich kenne Deine Verschwiegenheit.

Alfeld. Der Baron ist ein Narr, er läßt sich von seinen Freunden zu allem gebrauchen, und hat

einen besondern Gefallen daran, sich in Heirathsgeschichten zu mischen. Noch erst diesen Morgen wollte er mir durchaus die Bekanntschaft eines Herrn von Walter aufdringen, von dem ich weiß, daß er in meine Tochter verliebt ist, und nun unterstützt er schon wieder zwei andre Liebende. — Es ist zwar nicht zu läugnen, daß etwas Gutes zum Grunde dabei liegt, es ist eine Gefälligkeit, ein Aufopfern für seine Freunde, und ich weiß, was er also für mich zu thun im Stande ist. Aber darum ist es meine Pflicht, als sein älterer Freund, ihn zu leiten, und ihn vor manchen Thorheiten der Jugend zu bewahren. — Komm, wir wollen beide als Zeugen hingehen, ich will ihm bei der Gelegenheit vorstellen, wie gefährlich und wie thöricht er handelt. — Er ist ein edelmüthiger junger Mann, das ist nicht zu leugnen. — Wer mag denn wohl der Bräutigam und die Braut seyn! (beide ab)

Zimmer beim Baron.

Baron von Biedersee.

Baron. Jetzt glaube ich, habe ich alles recht vortrefflich eingerichtet, neben dem Dienst, den ich

meinem Freunde Waller leiſte, verſchaffe ich dem Herrn von Rehberg eine angenehme Ueberraſchung, wenn er in der Braut die Tochter unſers gemeinſchaftlichen Freundes ſieht. — Und ich denke auch er wird es mir und Waller nicht abſchlagen, der Vermittler bei dem erzürnten Vater zu ſeyn. — Waller hat ungemein Recht gehabt, daß er ſich in ſeiner Angelegenheit an Niemand anders als an mich gewendet hat, wer hätte wohl alles mit ſo großer Feinheit ausgeführt! Da iſt ja Rehberg. Was der Teufel, Alfeld mit ihm, wie hängt denn das zuſammen?

Rehberg. Alfeld. Baron von Biederſee.

Rehberg. Nun, da bin ich lieber Baron, und bringe gleich noch einen tüchtigen Zeugen mit.

Baron. Plagt Dich der Teufel, daß Du —

Alfeld. Ja lieber Freund, ſo weit führt mich meine Liebe zu Ihnen, daß ich mich entſchloſſen habe, diesmal ſelbſt an einer unerlaubten Sache Theil zu nehmen, bloß um Ihnen zeigen zu können, wie Unrecht Sie handeln. Schämen Sie ſich, junger Mann, daß Sie ſich aus Liebe zu einem Freunde

zu einer geſetzwidrigen Handlung verſtehen, und wer weiß ob dieſer Freund einmal etwas taugt, und ob Sie es jemals mit dem Beiſtand aller Ihrer Freunde dahin bringen können, den Vater oder die Verwandten des Mädchens wieder zu verſöhnen. Dadurch bringen Sie nun die jungen Leute um ihr Vermögen, wenn ſie welches haben. Sehen Sie, alle dieſe Folgen entſtehen aus einer einzigen unmoraliſchen Handlung. Und wenn ich Sie rühren wollte, ſo könnte ich Ihnen auch den Schmerz der Aeltern, die Betrübniß der Freunde, kurz tauſend andre Uebel, die daraus entſpringen, vorſtellen.

Baron. (für ſich) Das wird eine ſchöne Geſchichte werden. (er geht hinaus.)

Alfeld. Siehſt Du, lieber Freund, der Baron iſt ein weicher Menſch, durch meine Redekunſt habe ich ihn ſo ſehr gerührt, daß er aus Scham ſein Angeſicht nicht zeigen konnte, und fort ging. (Baron kömmt zurück.) Da iſt er wieder, und zu weit muß man nichts treiben. — Nun mein Lieber, beruhigen Sie ſich, einmal kann der Klügſte fehlen, aber bemerken Sie bei der Gelegenheit die Wahrheit meiner Lehre: der innere Menſch hatte

Sie

Sie verleitet, Ihr äußerer wäre nie darauf gekommen. Wo iſt denn aber das Brautpaar?

Baron. (für ſich) Wäre ich doch aus dem verfluchten Handel!

Alfeld. Zum Henker ſo antworten Sie doch, ſind Sie ein Philoſoph, mein Schüler, und laſſen ſich einige Vorwürfe ſo zu Herzen gehen?

Baron. Eben darum.

von Waller (draußen.)

Waller. Kerl, Ihr ſeyd ein Narr, wie wird er mir den Eingang verbieten.

(Er tritt mit Julien, die verſchleiert iſt, ein.)

Baron. O der Teufel, was ſoll ich nun anfangen?

Alfeld. Ah ſieh da, der Doktor. Sie wollen alſo in den Stand der heiligen Ehe treten, wer iſt denn die Braut?

Waller. Wie, Juliens Vater? — (zum Baron) Halten Sie mir ſo Wort? warte Nichtswürdiger, das ſollſt Du mir entgelten!

Baron. (zu Rebberg) Sind Sie mein Freund, und können Sie mich so schändlich verrathen?

Alfeld. Wissen Sie nicht, wer ich bin, daß keiner von ihnen antwortet?

Rebberg. Ist das mein Dank, daß ich nicht nur selber komme, sondern auch noch meinen Freund Alfeld mitbringe?

Baron. Das danke Ihnen der Teufel!

Rebberg. Mache nicht, daß mir die Geduld veracht.

Waller. (zu Julien) Ihr Vater scheint uns nicht zu kennen, wir wollen uns wegbegeben, meine Rache trifft aber den Baron für diese Niederträchtigkeit gewiß. (wollen gehen.)

Alfeld. Halt Herr Doktor, wo wollen Sie hin?

Rebberg. Schöne Braut, lassen Sie uns Ihr Gesicht sehen.

Julie. Es ist nicht anders möglich. Vergeben Sie mir mein Vater.

Alfeld. (steht erstaunt.)

Rebberg. Was ist das? Sie sind Fräulein Alfeld?

Julie. Ja mein Herr, mein Vater wollte mich zu einer Verbindung mit Ihnen zwingen, da dieser junge Mann ſchon meine Liebe hatte.

Rehberg. Da hätten Sie ſich nur an mich wenden dürfen, glauben Sie, ich traue mir nicht Thätigkeit genug zu, Ihre Liebe einem Andern abzugewinnen.

Julie. Vergeben Sie mir mein Vater.

Alfeld. Wie? Schändliche! Du wollteſt mit einem Doktor entlaufen?

Baron. Mein werther Herr von Alfeld, es iſt ja kein —

Alfeld. O ſchweigen Sie, Sie haben nicht das Recht ein einziges Wort zu ſagen, Sie wollen mein Freund ſeyn und ſich unter meiner Aufſicht bilden? Und Sie bieten die Hände dazu, meinem Hauſe einen ſolchen Schimpf anzuthun?

Baron. Hören Sie mich doch —

Waller. Mir, mein Herr, ſind Sie Rechenſchaft von Ihrem Betragen ſchuldig. Ich habe Sie zwar immer für einen Narren gehalten, Sie haben ſich aber als ein ſchlechter Menſch gezeigt.

Baron. Das sollen Sie mir mit dem Degen beweisen.

Rehberg. Jetzt komme ich auch dahin, Dich zu verachten, Du willst Dich mit einem Doktor schlagen!

Baron. Er ist ja kein Doktor.

Alfeld. Wie? Auch darin sind Sie falsch gewesen, Sie haben den ersten besten zu meiner kranken Tochter geschickt?

Baron. Sie war gar nicht krank —

Alfeld. Ich komme von Sinnen, wer löst mir das alles auf? hat einer von Euch jemals einen Menschen so voller Cabalen gesehen? Sie müssen also meine Tochter durchaus verheirathen, heut Morgen wollten Sie sie ja schlechterdings mit dem Herrn von Waller verbinden, und nun bringen Sie sie mit einem Menschen zusammen, der weder Waller, noch Doktor, noch irgend etwas ist.

Baron. So hören Sie mich doch! es ist ja Waller!

Alfeld. Welche neue Cabalen?

Waller. Mein Herr von Alfeld, ich bin wirklich Waller, die Liebe zu Ihrer Tochter hat mich

verleitet, alle diese Schritte zu thun, und mich diesen treulosen Menschen anzuvertrauen, der mir allen Beistand versprach, und nun verrätherischer Weise Sie hierher brachte, mit dem Herrn von Rehberg, um so das Glück meines Lebens zu vernichten.

Alfeld. Daß ich gekommen bin, daran ist er ganz unschuldig, das wußte er selber nicht. Rehberg, willst Du meine Tochter noch zur Frau?

Rehberg. Das Fräulein würde damit sehr übel zufrieden seyn, wenn ich sie ihrem zärtlichen Bräutigam aus den Armen risse! ich entsage ihrer!

Julie. O mein Herr, wie danke ich Ihnen.

Rehberg. Gar nicht Ursach.

Alfeld. Nun denn so gebt Euch die Hände, und Sie mein Freund, legen Sie sich auf die soliden Wissenschaften.

Waller. Unter Ihrer Anführung von Herzen gern.

Alfeld. Das freut mich, daß Sie einen so guten Willen haben. (zum Baron) Wie konnten Sie es aber wagen, meine Freundschaft so zu hintergehen? dafür müssen Sie sich mit mir schlagen.

Rebberg. Und mit mir auch, daß Du mich so verspottest, und mich zum Zeugen bei meiner eigenen Braut bittest.

Waller. O und mit mir, daß Sie es wagen so alle Ehre und Treue zu verletzen.

Baron. Hören Sie mich nur erst alle an, wenn Sie kälter sind, und wenn ich mich denn nicht bei allen entschuldigen kann, so will ich mich mit einem nach dem andern schlagen. — —

III.

Die verkehrte Welt.

Ein

historisches Schauspiel in fünf Aufzügen.

Symphonie.

Andante aus Ddur.

Wenn man ſich einmal amüſiren will, ſo kömmt es nicht ſo ſehr darauf an, auf welche Art es geſchieht, als vielmehr darauf, daß man ſich wirklich amüſirt. Man kann nicht beſtändig ernſthaft, man kann nicht beſtändig luſtig ſeyn. Nimmt man es in beiden Fällen mit ſich ſelber zu genau, ſo iſt es gar leicht um den wahren Ernſt, ſo wie um die wahre Luſtigkeit geſchehen.

Piano.

Gehören aber wohl moraliſche Betrachtungen in eine Symphonie? Warum ſoll alles ſo geſetzt anfangen, und warum laſſe ich nicht lieber alle Inſtrumente gleich durcheinander klingen?

Voltı Satire.

Crescendo.

Weil jedes Ding seine Zeit hat, und weil man den Zuhörer nicht gleich in ein leeres Erstaunen setzen muß. Es ist schwer vom Blatte zu spielen, aber fast noch schwerer vom Blatte weg aus dem Stegereife zu hören. Es gehört mehr dazu, um jemand in den Taumel der poetischen Begeisterung hineinzubringen, als nur große Pauken anschlagen zu lassen, daß man den Trompeten erlaubt, hineinzuschreien,

Fortissime.

und so ein Getümmel und Schlachtgewühl von Tönen erregt, aus denen kein menschliches Ohr sich zu vernehmen im Stande ist; daß es wie Orkane in Eichenwäldern, wie Donner in Gebirgen, wie unverständliche Wasserfälle brauft, ist leicht zu machen, wenn dem Componisten ein ganzes großes Orchester zu Gebote steht.

Adagio.

Und wahrlich! indem ich tadle, habe ich im tadeln denselben Fehler begangen; so geht es dem armen menschlichen Geiste, vollends in der Musik,

wo man nie weiß, wer Koch oder Kellner iſt. O weh! ich bin beſchämt! o weh! daß mir ſo etwas hat begegnen müſſen!

Tempo Primo.

Doch nun iſt es nicht mehr zu ändern, und vielleicht hat es den wertheſten Zuhörern Vergnügen gemacht, und das iſt ja doch der Zweck alles unſers Colophoniums. Wer anders denkt, der iſt kein Muſiker, und ſo bin ich nun ſehr ſchön zu dem Satze, von dem ich ausging, zurückgekehrt.

Violino Primo Solo.

Es iſt nur Narrheit, daß man Symphonien in nichts als Noten ſchreiben will, man kann ſie auch in Worte bringen, wenn man ſich die Mühe giebt. Sind unſre meiſten Bücher etwas anders? Sind viele unſrer Symphonien etwas mehr als ein einziger armer Satz, der immer in Gedanken wieder kömmt, und ſich nicht von andern Gedanken will verdrängen laſſen? Ach, lieben Leute, (ich meine meine Zuhörer) das meiſte in der Welt grenzt weit mehr an einander, als Ihr es meint, darum ſeyd billig, ſeyd nachſichtig, und ſeyd nicht gleich vor dem

Kopf geschlagen, wenn Ihr einmal einen paradoxen Satz antrefft.

Pizzicato mit Accompagnement der Violinen.

Die paradoxen Sätze sind übrigens für verständige Leute weit seltner als man denken sollte. Die verständigen Leute sind aber noch viel seltner. —

Alle Instrumente.

Es ist gar kein Zweifel, daß nicht unter den Zuschauern und Zuhörern hier viele davon seyn sollten, und darum freut sich so Theater als Orchester, vor einem so erlauchten oder erleuchteten Publikum zu spielen. Wir hoffen, daß alles gut ablaufen soll, und daß keiner die Geduld verliert; in diesem Falle wäre uns allen übel gerathen.

Forte.

Nun wird wohl alles in gehörigem Zustande seyn. Mehr Zuschauer kommen auch nicht. — Gebt Acht! denn das müßt Ihr, um alles zu verstehn. — Gebt Acht! gebt Acht! hört zu! hört zu! zu! zu!!! —

Der Vorhang geht auf; das Theater stellt ein Theater vor.

Der Epilogus (tritt auf.)

Epilogus. Nun meine Herrn, wie hat Euch unser Schauspiel gefallen? Es war freilich nicht viel, indessen da Ihr alles zu nehmen gewohnt seyd, so war es doch immer des Annehmens werth. Man kann nicht alle Tage neu seyn, und wenn man es seyn könnte, würde man doch nicht alle Tage vortrefflich seyn, ja sollten wir es selbst dahin bringen, alle Tage vortrefflich zu seyn, so würden wir dann gewiß die Alltäglichkeit nicht mehr vortrefflich nennen, sondern das Erbarmliche käme dann wahrscheinlich zu der Ehre, vortrefflich zu seyn. —

Ihr müßt Euch übrigens darüber nicht verwundern, daß Ihr das Stück noch gar nicht gesehen habt, denn hoffentlich seyd Ihr doch in so weit gebildet, daß das bei Euch nichts zur Sache thut. Wer wollte alles lesen was einem gefällt! Wer wollte nur das beurtheilen was man kennt! Wahrlich, der meisten Urtheil würde dann noch enger werden, als ein Lazedämonier Kiel. Ihr seyd

hoffentlich schon geübt und habt im Urtheilen etwas gethan, daß Ihr also unsre Comödie gar nicht zu sehen braucht, um zu wissen, was an ihr ist. Der Name des Verfassers, wenn er berühmt ist, das Urtheil eines guten Freundes, dem Ihr Verstand zutraut, sind ja gewöhnlich die Wegweiser, die Euch leiten.

Es wird aber Zeit seyn, daß ich abtrete. Hinter den Koulissen herrscht große Verwirrung, und es ist am besten, ich gehe, damit ich nicht von dem Strome fortgerissen werde. Adieu. —

Erster Akt.

Scaramuz. Der Poet.

Scaramuz Nein, Herr Poet, sagt was Ihr wollt, redet was Ihr mögt, denkt und wendet ein, so viel es Euch nur möglich ist, so bin ich doch fest entschlossen, auf nichts zu hören, nichts zu überlegen, sondern auf meinen Willen zu bestehn, und damit Punktum!

Poet. Lieber Scaramuz. —

Scaramuz. Ich höre nichts. Da, mein Herr Poet, seht, wie ich mir die Ohren zuhalte.

Poet.. Aber das Stück. —

Scaramuz. Was Stück! Ich bin auch ein Stück, und ich habe auch das Recht, mit zu reden. Oder denkt Ihr, daß ich keinen Willen habe? Meint Ihr Poeten, die Herren Schauspieler wären immer gezwungen das zu thun, was Ihr ihnen befehlt? O mein Herr, die Zeiten ändern sich manchmal plötzlich.

Poet. Aber die Zuschauer —

Scaramuz. Also, weil es Zuschauer in der Welt giebt, soll ich unglücklich seyn? Ei, welcher schöne Schluß!

Poet. Seht nur, alle Menschen sehn auf uns.

Scaramuz. Desto besser.

Poet. Aber sie können aus uns nicht klug werden.

Scaramuz. Damit begegnet ihnen nichts Neues.

Poet. Freund, Ihr müßt mich nothwendig anhören.

Scaramuz. Wenn ich muß, gut. Hier sitze

ich, nun redet einmal wie ein verständiger Mensch, wenn Euch das möglich ist. (er setzt sich auf die Erde.)

Poet. Werthgeschätzter Herr Scaramuz, Dieselben sind beim hiesigen Theater zu einem gewissen bestimmten Rollenfach engagirt, Sie sind mit einem Worte, um mich kurz auszudrücken, der Scaramuz. Es ist auch nimmermehr zu läugnen, daß Sie es in diesem Fache so ziemlich weit gebracht haben, und kein Mensch auf der Welt ist mehr geneigt, als ich, Ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber mein Theuerster, deswegen sind Sie noch nimmermehr ein tragischer Schauspieler, Sie sind deswegen noch nicht im Stande, einen edeln Charakter darzustellen.

Scaramuz. Das wäre ich nicht im Stande? Mein Seel, so edel wie sie ihn nimmermehr sollen schreiben können. Wenn es ausgemacht ist (wie es denn in unsern Tagen ausgemacht ist) daß eine edle Rolle einen ursprünglich edeln Menschen, Mann oder Herrn erfordert, so fordre ich hiermit die ganze Welt auf, groß und klein, mich an Edelmuth zu übertreffen.

Scävola.

Scävola. (einer von den Zuschauern.) O, Herr Scaramuz, mit Ihnen nimmt man es noch auf.

Scaramuz. Wie so? Ei, wie das? Ich muß gestehen, ich erstaune über diese Unverschämtheit.

Scävola. Nein, mein Herr, das haben Sie gar nicht Ursache. Ich bin für mein Geld hier, Herr Scaramuz, und da kann ich hier denken, was ich will.

Scaramuz. Die Gedankenfreiheit ist Ihnen unbenommen, aber das Sprechen ist Ihnen untersagt.

Scävola. Wenn Sie sprechen dürfen, wird es mir auch noch immer erlaubt seyn.

Scaramuz. Und was haben Sie denn Edles gethan?

Scävola. Ich habe vorgestern für meinen liederlichen Neffen Schulden bezahlt.

Scaramuz. Und ich habe gestern den Soufleur geschont, indem ich eine ganze Scene ausließ.

Scävola. Ich war vorige Woche bei Tisch bei guter Laune, und verschenkte einen ganzen Thaler zu Almosen.

Scaramuz. Ich zankte mich vorgestern mit dem Schneider, der mich mahnte, und behielt das letzte Wort.

Scävola. Vor acht Tagen habe ich einen besoffenen Menschen nach Hause gebracht.

Scaramuz. Dieser besoffene war ich mein Herr, aber ich hatte mich auf das Wohl unsers Landesherrn betrunken.

Scävola. Ich bekenne mich für überwunden.

Scaramuz. Und dafür sind Sie nun so undankbar, und kommen her, und wollen mir meinen Edelmuth schmälern?

Scävola. Ich bitte um Verzeihung Herr Scaramuz.

Pierrot (kurzt herein.)

Poet. Was willst Du Pierrot?

Pierrot. Was ich will? Ich will heut nicht spielen, durchaus nicht.

Poet. Aber warum nicht?

Pierrot. Warum?: Weil ich auch endlich einmal einen Zuschauer abgeben will, ich bin lange genug Comödiant gewesen.

Wagemann, der Director (kömmt herein.)

Poet. Gut, daß Sie kommen, Herr Directeur, hier iſt alles in der gröſten Verwirrung.

Wagemann. Wie ſo?

Poet. Pierrot will heut nicht ſpielen, ſondern Zuſchauer ſeyn, und Herr Scaramuz will in meinem Stücke durchaus nichts anders als den Apollo agiren.

Scaramuz. Und mit Recht, Herr Directeur, ich habe die Narren lange genug geſpielt, ſo daß ich nun wohl einmal an die Klugen kommen kann.

Wagemann. Sie ſind zu ſtrenge, Herr Poet, Sie müſſen doch den armen Leuten etwas mehr Freiheit laſſen, man muß ihnen ein bischen durch die Finger ſehn.

Poet. Aber wie ſoll es denn mit dem Stücke werden?

Wagemann. Je das fügt ſich ja doch. Sehn Sie, ich denke ſo: bezahlt haben die Zuſchauer nun einmal, und damit iſt das Wichtigſte geſchehn.

Pierrot. Adieu, Herr Poet, ich miſche mich unter die verehrungswürdigen Zuſchauer. Ich will

einmal über die Lampen hinweg den berühmten Spruna vom Felsen Leukathe in das Parterre hineinthun, um zu sehen, ob ich entweder sterbe, oder von einem Narren zu einem Zuschauer kurirt werde.

Lebe wohl, Du alte Liebe
Jetzt beginnt ein neues Leben,
Und mit sehr vernünft'gem Streben
Fühl' ich andre Herzenstriebe.
Keine Lampe soll mich schrecken
Kein Souffleur hält mich zurück,
Nein, ich will das ruh'ge Glück
Eines Auditoris schmecken.
Nun empfangt mich wilde Wogen
Du Theater fahre hin,
In dem herrlichsten Gewinn
Fühl' ich mich hinabgezogen.

(er springt ins Parterr.)

Wo bin ich? o Himmel!
Ich athme noch immer?
O Wunder! ich stehe
Hier unten? die Schimmer
Der Lichter sind dort? —

Ihr seht mich, Ihr Götter!
Von Leuten umgeben;
Stolz rag' ich hervor!
Wem dank' ich dies Leben?
Dies bessere Leben?

Die Zuschauer. Herr Pierrot ist zum
Zuschauer aufgenommen!
Zuschauer Pierrot sey willkommen!
Sey gegrüßt, Du großer Mann!

Pierrot. Meint Ihr mich, Ihr Wohlgebohrnen?
Nehmt Ihr mich zum Bruder an?
O, mein Dank soll nicht ermüden
Weil mein Busen athmen kann.

Grünbeim. (ein Zuschauer) — Herrlich! herrlich! bei meiner Seele herrlich! Aber, um nicht eins in's andre zu reden, so möchte ich zur Abwechselung gern einmal mit spielen, das würde mir in der Seele wohlthun.

Ich zittre nur, ich fiktire nur,
Und kann es doch nicht lassen,
Ich fühl's, ich geh auf falscher Spur
Und dennoch muß ich fraßen.

(er steigt zum Theater hinauf) Und so mit, Herr Scaramuz, überlaßt mir nur gutwillig Eure komische Rolle, und Ihr mögt dann, wie gesagt, den Apollo übernehmen.

Scaramuz. Ich stehe zu Befehl, wenn ich Ihnen mit meiner ganzen Eigenthümlichkeit aufwarten kann, so haben Sie zu gebieten.

Grünbeim. Allzugütig, allzugütig, nur ganz gehorsamst zu bitten.

Poet. Aber was soll aus meinem vortrefflichen Schauspiele werden?

Pierrot. (zu den Zuschauern um ihn) Meine Herren, unterstützen Sie des Scaramuz Gesuch, ich versichre Sie, ich schwöre es Ihnen zu, er wird den Apollo herrlich machen.

Zuschauer. Scaramuz soll den Apollo spielen, und zwar auf lautes Begehren.

Poet. Nun gut, ich wasche meine Hände, ob sie mir gleich gebunden sind; das Publikum mag alles zu verantworten haben.

Publikum. Wir getrauen es uns zu verantworten.

Poet. Ich bin im größten Elende, — ach, frei-

lich, so ist es die Bestimmung unserer Kunst, gänzlich mißverstanden und travestirt zu werden, und leider gefallen wir dann am meisten. Das Urtheil, das an dem Marsyas vollzogen wurde, wird auch noch immer an uns ausgeübt. Ich weiß mich vor Schmerzen nicht zu lassen. Herr Grünhelm, Sie übernehmen also das Lustigmachen?

Grünhelm. Allerdings, mein Herr Poet, und ich will ganz gewiß meinen Mann stehn.

Poet. Wie wollen Sie's denn anfangen?

Grünhelm. Herr, ich habe selber lange als ein Mann gedient, der sich damit abgiebt, sich amüsiren zu lassen, ich meine als Zuschauer, darum weiß ich auch genau, was gefällt. Die Leute da unten wollen nämlich unterhalten seyn, das ist im Grunde der einzige Grund, warum sie so still und ruhig da stehn.

Poet. Gut, aber wie wollen Sie es denn machen?

Grünhelm. Sehn Sie, auf den guten Willen der Zuschauer kömmt freilich das meiste an, das weiß ich so gut, wie Sie, die wahre Kunst ist daher die, diesen guten Willen so recht empor zu brin-

gen, ich meine nehmlich, daß die Gutherzigkeit aber bleibt.

Poet. Nun freilich, aber eben die Mittel —

Grünhelm. Nun das ist ja meine Sorge, Herr Poet, darum haben Sie sich gar nicht zu kümmern. (sings)

Der Vogelfänger bin ich ja, u. s. w.

Zuschauer. Bravo! bravo!

Grünhelm. Nun? sehn Sie mein Herr, das ist nur eins von meinen Mitteln — Sind Sie nicht ziemlich gut amüsirt, meine Herren?

Zuschauer. Excellent, o ganz überaus vortrefflich.

Grünhelm. Haben Sie eine Sehnsucht nach etwas Verständigem?

Zuschauer. Nein, nein, aber nachher wollen wir ein wenig gerührt seyn.

Grünhelm. Nur Geduld, es kann ja nicht alles in einem Haufen kommen. — Vermissen Sie also wohl den ordentlichen Apollo?

Zuschauer. Nicht im mindesten.

Grünhelm. Nun Herr Poet, was haben Sie also gegen den liebwerthesten Scaramuz?

Poet. Nicht das mindeſte mehr, ich bin überführt. (geht ab.)

Zuſchauer. Wir wollen aber auch nicht lauter Poſſen haben.

Scaramuz. Je behüt uns Gott vor ſolcher Sünde, was wäre ich für ein Apollo, wann ich das litte oder zugäbe? Nein, meine Herren, ernſthafte Sachen die Fülle, Sachen zum Nachdenken, damit doch auch der Verſtand in einige Uebung kömmt.

Ein Bothe (tritt auf)

Scaramuz. Was giebts?

Bothe. O mächt'ger Gott, der Du mit deinem Witze

Von fernher trifſt, der Du die Leyer ſchlägſt,
Du dem Homer noch manchen Namen giebſt,
Die ich nicht all' aus Eile nennen kann,
Ich komme Dir zu ſagen, daß Dein Feind,
Den ſonſt die Sterblichen Apoll genannt,
(Weil ſie in ſchnöder Unerfahrenheit
Die Tage ihres ird'ſchen Daſeins lebten,)
Nun dieſer, mein Gebieter, iſt entflohn
Und hütet, wie man ſagt, zu dieſer Friſt

Das Vieh der Schafe bei dem Könige
Admet, dort übt er leichte Hirtenlieder
Und zähmt, wie uns Mythologie berichtet
Die wilden Bären, Löwen, Panther, Tiger,
Und was ihm sonst nur vor die Fäuste kömmt,
Mit himmlischer Gewalt der Harmonie
Die er dem silbern' Saitenspiel entlockt.

Scaramuz. Dort mag er bleiben, und sich also auf die Idylle appliciren, daß er sich aber auf nimmermehr innerhalb der Grenzen dieses Theaters betreffen läßt, sonst soll er mit seinem Kopfe diesen Frevel büßen, — zum Ueberfluß mag noch ein Steckbrief in die Zeitungen gerückt werden.

Bothe. Dein Wille soll vollzogen werden.

(geht ab.)

Scävola. Ob es wohl eine Tragödie wird?

Pierrot. Nein meine Herren, wir Schauspieler haben uns alle die Hand darauf gegeben, daß keiner von uns sterben will, solglich geht's nimmermehr durch, wenn es auch der Dichter im Sinn haben sollte.

Scävola. Es ist auch besser so, denn ich bin mit einem gar zu zärtlichen Gemüth behaftet.

Pierrot. Zum Henker Herr, unſer eins iſt auch nicht von Stahl und Eiſen. Ich habe die Ehre Ihnen zu verſichern, daß ich ungemein fein empfinde; hol doch der Teufel das ungebildete Weſen!

Scävola. Das ſag' ich auch immer, denn warum ſind wir dann wohl ſonſt Menſchen?

Pierrot. Und ſogar Zuſchauer?

Scävola. Ei freilich hat das Dings ſehr viel auf ſich; ſo ein Zuſchauer iſt gleichſam das Höchſte, was man werden kann.

Pierrot. Freilich, ſind wir denn nicht mehr, als alle die Kaiſer und Fürſten, die dort nur vorgeſtellt werden?

Scävola. Aber darum müſſen wir uns auch ganz gewaltig in der Bildung erhalten.

Pierrot. Hochmuth will Zwang haben.

Scaramuz. Aber Vetter Element! wo bleibt denn zum Henker mein Parnaß?

Grünbelm. Es iſt auch wahr, ich will ihn den Augenblick ſchicken. (geht ab.)

Wagemann. Nun iſt ja wohl alles in Ordnung. Adieu, Herr Scaramuz.

Scaramuz. Erachenſter, bitte der Frau Gemahlinn meine gehorſamſte Empfehlung zu machen.

(Der Directeur geht.)

(Vier Statiſten bringen den Parnaß herein.)

Scaramuz. Nur da hingeſtellt, — ſo — etwas hier weiter her, damit ich den Souffleur beſſer hören kann. (er ſteigt hinauf und ſetzt ſich.) Recht ſchön ſitzt es ſich hier. — Wie viel trägt mir aber der Berg ein? Wer weiß mir das zu ſagen? — Der Schatzmeiſter ſoll kommen.

Schatzmeiſter (tritt auf.)

Scaramuz. Was trägt mir der Berg jährlich?

Schatzmeiſter. Unter Dero Vorweſer war der Caſtaliſche Quell die einzige Einnahme.

Scaramuz. Was war das für ein Quell? Ein Geſundbrunnen etwa? Ein Sauer- oder Schwefelbrunnen? wurde er viel verſchickt? Wie theuer verkaufte man die Flaſche?

Schatzmeiſter. Er wurde ſelten verſchickt, und das wenige wurde verſchenkt. Faſt Niemand wollte das Waſſer gut finden, Ihr Vorweſer, der ſidevant Apollon mochte es gern.

Scaramuz. Und weiter nichts? hängt kein Vorwerk mit dem Berge zuſammen, kein Wieſenwachs? Was hab' ich an Vieh, an Gänſen, Hühnern und deraleichen einzunehmen?

Schatzmeiſter. Von allen dieſem weiß ich nichts.

Scaramuz. O ſo muß ich nothwendig meine Grundſtücke verbeſſern; da mag der Henker Euer Apoll ſeyn, wenn ſo ein maares Einkommen bei der Stelle iſt. — Und auch keine Zehnden?

Schatzmeiſter. Die Religion erlaubt uns dergleichen Auflagen nicht.

Scaramuz. So will ich mich eiligſt bekehren, und den wahren Glauben annehmen, denn bei einem ſolchen Leben kömmt doch gar nichts heraus. — Es ſind doch etwa nicht noch gar Schulden auf dem Berge?

Schatzmeiſter. Nein, Ihro Majeſtät.

Scaramuz. Nun, das iſt gut. So müßt Ihr, Schatzmeiſter, aber gleich Geld aufnehmen, der Creditor hat die erſte Hypothek. — Steht der Parnaß in der Feuerkaſſe?

Schatzmeiſter. O ja.

Scaramuz. So ſind wir alſo vor Unglück

geſichert. — Eine Brauerei und ein Backhaus ſoll da unten zu meinen Füßen angelegt werden.

Schatzmeiſter. Ganz wohl.

Scaramuz. Die Gemein-Weiden werden abgeſtellt, mit dem Pegaſus und allem übrigen Vieh, das mir gehört, wird die Stallfütterung eingeführt.

Schatzmeiſter. Ganz wohl.

Scaramuz. Ihr werdet die Bücher darüber geleſen haben, es iſt von ausgemachtem Nutzen. — Die Zuſchauer haben doch die Comödie bezahlt?

Schatzmeiſter. Ja Ihro Excellenz.

Scaramuz. Ich erlaſſe ein ſtrenges Verbot, daß alle Freibillets aufhören ſollen.

Schatzmeiſter. Das ſind aber alles ganz neue Einrichtungen mein König, von denen Griechenland nichts wußte.

Scaramuz. Was Griechenland! Wir leben jetzt gottlob in beſſern Zeiten. — A propos, gut, daß ich daran denke. Du ſagteſt mir vorher vom Caſtaliſchen Brunnen, aus dem Dinge muß ein Geſundbrunnen gemacht werden.

Schatzmeiſter. Wie iſt das möglich?

Scaramuz. Die Möglichkeit iſt meine Sorge,

genug, daß ich viele Krankheiten damit kurieren will, Gebrechen der Seele und des Körpers, und das soll mir wieder sehr viel Geld eintragen.

Schatzmeister. Ihr Vorgänger kannte keine einzige Münzsorte.

Scaramuz. Das war auch ein Narr, und ein Mensch, der, wenn man ihn beim Lichte besieht, in die fabelhaftesten Zeit fällt. Jetzt aber hat die Aufklärung um sich gegriffen, und ich regiere. — Laßt mir einmal die Musen kommen.

(Schatzmeister ab.)

Die neun Musen (treten auf und verneigen sich.)

Scaramuz. (mit leichtem Kopfnicken) Freut mich, die werthgeschätzten Mannsfolk kennen zu lernen. Hoffe, wir sollen uns immer gut vertragen. Sie wohnen nun bei mir auf dem Parnaß zur Miethe, wenn Sie ausziehn wollen, müssen Sie mir ein Vierteljahr vorher aufkündigen. — Wie heißen Sie denn, mein schönes Kind?

Melpomene. Ich bin Melpomene.

Scaramuz. Sie sehn so bekümmert aus.

Melpomene. Ach, Herr Apollo, ich bin aus einem sehr guten Hause. Mein Vater war Hofrath, und der Edle ließ mir eine unvergleichliche Erziehung zukommen! Ach! wie war ich in meiner guten Aeltern Hause glücklich, und wie bestrebte ich mich, eine gute zärtliche Tochter zu seyn! Ich hatte auch einen Geliebten, aber dieser verließ mich aus Stolz, weil er sich hatte adeln lassen, meine Aeltern starben nachher vor Kummer. Ein guter Mensch, unser Hausdoktor, nahm sich zwar meiner an, aber er war zu arm, als daß er mich hätte heirathen können, und so bin ich denn aus Desperation unter die Musen gegangen; hab' ich nun nicht ein Recht, traurig zu seyn?

Scaramuz. Ja wohl mein Kind, aber ich will als ein Vater für Sie sorgen.

Sokrates. (zu einem andern) Nun seht doch um Gottes Willen, wie mir da die Thränen schon aus den Augen laufen.

Der Andre. Ei Gevatter, so schont Euch doch zum fünften Akt.

Scaramuz. Und wer sind Sie, schönes Kind?

Thalia.

Thalia. Danke der gütigen Nachfrage, mein Herr, mit meinem Taufnamen heiße ich Thalia, ich habe lange bei den werthgeschätzten Eltern dieſer guten Perſon gedient, und da will ich auch jetzt nicht von ihr laſſen, ſondern bin ihr ſogar bis unter die Muſen gefolgt.

Scaramuz. Warte den letzten Akt ab, ſo kann Deine Treue unmöglich unbelohnt bleiben. — Wo iſt mein Stallmeiſter?

Der Stallmeiſter (kömmt.)

Scaramuz. Den Pegaſus, ich will ſpatzieren reiten. — (Stallmeiſter ab, und kömmt ſogleich mit einem aufgezäumten Eſel zurück.)

Scaramuz. Hilf mir. (er ſteigt hinauf.)

Stallmeiſter. In welchem Sylbenmaaße wollen ſich Ihre Gnaden heut erluſtigen?

Scaramuz. O Narr, ich will eine ſchlichte vernünftige Proſe reiten. Denkſt Du, daß ich mich vom Alcäiſchen Vers will zerſtoßen laſſen, oder gar in den verfluchten Procelausmatikern den Hals brechen? Nein, ich liebe Vernunft und Ordnung.

Stallmeister. Ihr Vorfahr flog immer in der Luft.

Scaramuz. Redet mir von dem Kerl nicht mehr, das muß ja ein rechter Hans Narr, ein rechter excentrischer Esel gewesen seyn. In der Luft zu fliegen! Nein, die Luft hat keine Balken, ich lobe mir die Erde. — Adieu meine Freunde, ich will nur eine kleine Abhandlung über den Nutzen der Familiengemählde reiten, und bin gleich wieder da.

(er reitet langsam fort.)

Der Vorhang fällt.

Scävola. Das war nun nämlich die Einleitung.

Pierrot. So ein erster Akt ist immer zum Verständniß nothwendig.

Der Andre. (zu Scävola) In dem Stück liegt viel Moral.

Scävola. Gewiß, ich fange schon an, besser zu werden.

Pierrot. Die Musik!

Orchester.

Adagio.

Asmoll.

Wie alles forteilt! wie in dieser Sterblichkeit so gar nichts Stand hält! Womit willst Du das Leben des Menschen vergleichen? Mit dem Schatten? Mit der Wolke? Ach! beide sind immer noch zuverläßiger als dieser Hauch, der uns jetzt beseelt und im nächsten Augenblicke verschwunden ist.

So erfüllt jetzt der schmeichelnde Ton der Musik die Luft, und jede Luftwelle erzittert vor Freude, und doch darf nur der Finger inne halten, so verstummen alle diese beredten Geister, so fällt das glänzende Gebäude zusammen, und keine Spur aller der Krystalle und funkelnden Regenbogen bleibt zurück, die sich jetzt so majestätisch auf und nieder bewegen. Wenn nicht alles vergänglich wäre, o was fänden wir dann noch zu klagen Ursach?

Das Lachen schweigt, die Begebenheiten des Stücks laufen zu Ende, der Vorhang fällt endlich zum letztenmal, die Zuschauer gehn nach Hause. Einmal kommen sie dann nicht wieder, sie sind fort.

gegangen, Niemand kann sagen wohin: Niemand kann sie erfragen, keiner betritt die schreckliche, grausenvolle Wüste, der iemals zurückkommen könnte. Ach du schwaches, leicht zerbrechliches Menschenleben! Ich will dich immer als ein Kunstwerk betrachten, das mich ergötzt und das einen Schluß haben muß, damit es ein Kunstwerk seyn und mich ergötzen könne. Dann bin ich stets zufrieden, dann bin ich von gemeiner Freude und von dem lastenden Trübsinne gleich weit entfernt. O daß nur alle Freunde mit mir bleiben, bis ich selber nicht mehr da bin, daß sie kein Seufzer und keine Thräne vergebens suchen darf.

Zweiter Akt.

Freies Feld.

Apollo (bei seiner Heerde.)

Apollo. Wie freundlich lächelt mir die stille Gegend,
Die gern und liebevoll den Gott empfängt.
Hier hör' ich früh das lust'ge Lied der Lerche,
Die sich mit ihren Tönen aufwärts schwingt,

Die Nachtigall aus dichtbelaubten Büſchen,
Den ſtillen Gang der Waſſer, die melodiſch
Durch Felſen unter Epheuranken irren.
Wie ſpielende Weſte durch meine Locken flattern
Und mich der holde Geiſt der Einſamkeit
Mit ſeinen ſüßen Flügeln lieblich fächelt.
Das Rohr des Fluſſes girrt in leiſen Tönen,
Die Eiche brauſt und ſpricht mit ernſter Stimme.
Aufmerkſam horcht der junge kleine Wald
Und hält die zarten Blätter unbewegt.
Ich will nach Hirtenweiſe jetzt verſuchen,
Ob mir ein ländlich kleines Lied gelingt.

Wohl dem Mann, der in der Stille
Seine kleine Heerde führt,
Weit von Menſchen, in der Hülle
Dunkler Bäume ſie regiert.

Wo er wohnet ſind die Götter,
Sitzen bei dem kleinen Mahl,
Ewig ſonnt ihn Frühlingswetter,
Fern von ihm die rege Qual,

Die mit ihren ſchwarzen Flügeln
Immer um den Menſchen ſchwärmt,

Daß er ſich von Thal zu Hügeln
Und von Hügeln thalwärts härmt.

Aber hier iſt Abendröthe
Nur ein Schein vom Morgenroth,
Und die kleine Schäferflöte
Klinget bis zu unſerm Tod.

Mopſa und Phillis (kommen.)

Mopſa. Wie lieblich klingt dein Lied, o holder Schäfer,
Es lockte uns vom Wald ins freie Thal.

Phillis. Ich hörte nie noch eine ſüßre Stimme.

Apoll. Sollt Ihr den Sänger nicht begeiſtern? kühn
Fliegt von der Lippe der Geſang, das Bild
Von Euch macht jeden Ton melodiſch ſüß.

Phillis. Willſt du mit uns das Wechſelliedchen ſingen, das Du uns geſtern lehrteſt.

Apoll. Fangt nur an.

Phillis. Warum in der Bruſt dies Schmachten,
Will kein Gott denn meiner achten?

Mopſa. Ach ſo ſüße herbe Thränen
Ach ein wunderbares Sehnen —
Apoll. Liebe, Liebe überwindet,
Wo ſie zarte Herzen findet.
Phillis. Was iſt Liebe? was iſt Sehnen?
Mopſa. Warum dieſe ewgen Thränen?
Apoll. Liebe ſteigt oft in den Blick
Und verkündigt dort das Glück.
Alle. Wundern ſollen Dich nicht Schmerzen
Die die Bruſt mit Wonne füllen,
Und den Blick in Thränen hüllen,
Denn in dieſen ſchönen Schmerzen
Lernen lieben unſre Herzen.

Aulicus und Myrtill (kommen.)

Aulicus. Singt ihr ſchon wieder Eure abgeſchmackten Geſänge? Schäfer, Ihr macht uns alle unſre Mädchen abſpänſtig und das ſoll Euch am Ende übel gerathen.

Myrtill. Lauter Geſang und Klang und Klang und Geſang erfüllt jetzt unſre Felder, das iſt nicht auszuhalten. Die Schäferinnen ſprechen von nichts als Lied und Liebe und Liebe und Lied und Lied und

Liebe und so immer weiter. Ich für meine Person sage, das ist dumm.

Aulicus. Freilich ist's dumm, das ist gar keine Frage.

Phillis. Aber was habt Ihr uns denn zu befehlen?

Myrtill. Ihr seyd in uns verliebt, und da haben wir Euch sehr viel zu befehlen.

Der alte Damon (kömmt.)

Damon. Nun ja, da sieht Ihr hier wie die Narren, und der Wolf macht sich indeß in Euren Heerden lustig.

Myrtill. Der Wolf? Nun wahrhaftig, der Kerl soll zum längsten ein Wolf gewesen seyn, er soll tuchtig Wolle lassen. Kommt!

(sie gehn ab.)

Straße.

Grünhelm.

Grünhelm. Es ist schwer, seht Ihr, auf lange Zeit einen Lustigmacher abzugeben, und die Rolle

des Apollo ist bei weitem leichter. Das hat Herr Scaramuz auch recht wohl gewußt, und darum ist er so erpicht darauf gewesen. Man kann nicht zwei zu zwei addiren, ohne in die Gefahr zu kommen, sich zu verrechnen und manches Zeug sieht in der Ferne verflucht witzig aus, was in der Nähe nur eine absolute Dummheit ist. Indeß, wer noch nie einen Canarienvogel gesehn hat, mag vielleicht einen Sperling dafür halten, und wie man sich die Sachen will schmecken lassen, so schmecken sie einem fast immer. Da kömmt ja die Muse.

Thalia (kömmt.)

Grünhelm. Nun, meine schönste Lisette —

Thalia. Herr Grünhelm!

Grünhelm. Oder hören Sie sich lieber Colombine nennen —

Thalia. Das ist mir nun fast ganz einerlei, denn Name ist Name. Sind Sie wohl im Stande zu lieben, Herr Grünhelm?

Grünhelm. Ei warum das nicht? Ihre schöne Physiognomie hat mich schon seit lange entzückt.

Thalia. Ach wenn wir nur erſt mit einander verheirathet wären!

Grünbelm. Ja wohl, mein Schätzchen, das iſt ja Tag und Nacht mein Wunſch.

Thalia. Wir lieben uns doch gewiß recht innig.

Grünbelm. Das wollte ich wohl beſchwören.

Scävola. Ob wohl ein Gewitter in dem Stücke vorkömmt?

Pierrot. Wenn wir's begehren, bequemen ſie ſich wohl darnach.

Der Andre. Gevatter ja, wir wollen ihnen das Gewitter nicht ſchenken.

Grünbelm. Meine Herren, ein Gewitter iſt ein ganz gutes Ding, aber es paßt da in unſer Stück gar nicht hinein.

Scävola. Ach was, paſſen! Es ſoll paſſen und muß paſſen.

Pierrot. Es muß biegen oder brechen, wir wollen ein Gewitter haben.

Grünbelm. So komm nur meine Geliebte, und laß uns unter Dach und Fach kommen, da das grauſame Publikum nach dem Donnerwetter verlangt.

Thalia Unter Dach und Fach ſind wir leicht, ich wollte, ich wäre eben ſo geſchwind unter die Haube gebracht. (ſie geht.)

Grünheim. O ihr Götter hört mein Flehen,
Rührt das Herz der ſtolzen Spröden,
Die ſich nimmer darf entblöden
Kalt mein Elend anzuſehen.

Ja, das letzte will ich wagen
Will noch einmal zu ihr gehn,
Kürzlich ihr den Jammer klagen
Und in meinen alten Tagen
Endlich doch die Ruhe ſehn. (ab.)

Wald. Gewitter.

Scaramuz (auf ſeinem Eſel.)

Scaramuz. Wo Henker kommt denn das Gewitter her, davon ſteht ja kein einziges Wort in meiner Rolle. Was ſind das für Dummheiten! Und ich und mein Eſel werden am Ende noch pudelnaß. Das ſteht mir gar nicht an. — Maſchiniſt! Maſchiniſt! ſo halt er doch in's Teufels Namen mit

dem Donnerwetter inne! — (es donnert und blitzt) Höre mich Schlingel von einem Maſchiniſten! Wie kannſt Du Dich unterſtehen, Donner und Blitz ſo zu verſchwenden? Das ſollſt Du mir gewiß theuer bezahlen. — Ich ſage, halt mit dem Donnern inne.

Maſchiniſt (kömmt.)

Maſchiniſt. Herr Scaramuz, ich kann nicht dafür, denn es muß ſeyn.

Scaramuz. Muß ſeyn? Ich ſage aber, es muß durchaus nicht ſeyn! Wer hat hier zu befehlen?

Maſchiniſt. Das Publikum hat es ſo gewollt.

Scaramuz. Iſt das wahr meine Herren?

Zuſchauer. Ja, wir haben es ihm ſo befohlen.

Scaramuz. Aber meine Herren, ich werde naß.

Scävola. Wir wollen uns aber an dergleichen Leiden ergötzen, denn Lucrez ſagt wie bekannt:

Suave mari magno etc. —

Scaramuz. Lucrez ſagt mir das zum Poſſen. — Meine Herren, laſſen Sie das Gewitter aufhören.

Zuſchauer. Nein, es ſoll bleiben.

Scaramuz. In einem ſo ſanften Schauſpiel —

Zuſchauer. Es ſoll eben etwas fürchterlich werden.

Scaramuz. Müſſen denn auch Götter von der Wuth der Elemente leiden? — O Ihr undankbaren Zuſchauer! Habe ich Euch darum den Apollo vertrieben, hab' ich Euch darum von der Poeſie erlöſt, daß Ihr es mir nun ſo ſchnöde vergelten müßt?

(Der Maſchinift fährt mit dem Gewitter fort.)

Scaramuz. Ich leide von Eurer Wuth, aber ich will es Euch gewiß gedenken. Wenn mir vom Regen der Eſel da verdorben wird, ſo könnt Ihr Euch nur nach einem neuen für mich umſehn. Daß Ihr's nur wißt, meine Herren, es iſt der Pegaſus, er iſt mehrmals in Kupfer geſtochen, und nun muß er ſo im Regenwetter daſtehn, und hat nicht einmal einen Mantel umzuhangen. — O mein Kopf fängt an zu ſchwärmen!

Maſchiniſt. Herr Scaramuz, ich glaube es wird bald vorbei ſeyn.

Scaramuz. Im Grunde iſt er doch meines Gleichen, und die Menſchenliebe gebietet mir, ihn zu bemitleiden. — Da, hier will ich dir meinen Man-

tel umhängen, ich will mich in meine Vernunft und Philoſophie einhüllen, die dir gänzlich mangeln. — Wenn ich's recht bedenke, ſo kann es gar nicht anders ſeyn, als daß einen der Regen naß macht

Scävola. Gehn Sie bald ab, Herr Scaramuz!

Scaramuz. Warum, mein Geehrteſter?

Scävola. Die Scene greift mich zu ſehr an, das alles iſt für mich ein bischen zu erhaben.

Scaramuz. Ja, das iſt nicht anders, mein Beſter, es geht manchmal bei uns verteufelt hoch her.

Scävola. Gehn Sie doch lieber ab, beſter Mann, denn wenn ich zu ſehr angegriffen werde, ſo haben Sie nachher für den Schaden zu ſtehn.

Scaramuz. Laßt mich noch erſt mit dieſem gelehrten Thebaner ſprechen. — Worauf legſt Du Dich?

Maſchiniſt. Donner und Blitz zu machen, auch zieh ich die Löwen und Wölfe an, der Eſel da iſt auch von meiner Erfindung; wer ſollte wohl in ihm einen von unſern Schauſpielern wieder erkennen?

Scaramuz. So biſt Du alſo im Stande, aus einem ſchlechten Schauſpieler einen guten Eſel zu

machen? Und das nennt Ihr Maſchinerie, was ſich von ſelber macht! — Wie entſteht der Donner?

Maſchiniſt. Ich habe hier geſtoßenen Colophonium, den blaſe ich durch ein Licht, ſo wird daraus der Blitz, in demſelben Augenblicke wird oben eine eiſerne Kugel gerollt, und das bedeutet dann den Donner.

Scaramuz. Gut; folge mir. — Meine Herren da unten, ich ſteh Ihnen dafür, daß ich Sie alle wieder geſund nach Hauſe liefre, aber weiter hab' ich Sie denn nicht zu verantworten. (er ſteigt wieder auf den Eſel und reitet fort.)

Maſchiniſt. Iſt's erlaubt, das Donnerwetter zu beendigen?

Pierrot. O ja, nun muß wieder was Häuſliches kommen.

Maſchiniſt. Rekommandire mich, ich wohne hier gegenüber in dem großen Eckhauſe, wenn etwa Nachfrage nach mir ſeyn ſollte. Ich verſtehe es auch vortrefflich, Feuerwerke zu arrangiren und mit Geſchmack eine Illumination einzurichten. (geht ab.)

Scävola. Das war eine ſogenannte große Scene.

Der Andre. Ja Gevatter, da herrscht schon mehr der Englische Schwung drinn. Ihr werdet die Englische Literatur gelesen haben.

Scävola. Ja freilich, hab' ich doch in meiner Jugend sogar die Englische Krankheit gehabt.

Wirthsstube.

Der Wirth.

Wirth. Wenige Gäste kehren jetzt bei mir ein, und wenn das so fort währt, werde ich am Ende das Schild noch gar einziehen müssen. — Ja sonst waren noch gute Zeiten, da wurde kein einziges Stück gegeben, in dem nicht ein Wirthshaus mit seinem Wirthe vorkam. Ich weiß es noch, in wie vielen hundert Stücken bei mir in dieser Stube hier die schönste Entwickelung vorbereitet wurde. Bald war es ein verkleideter Fürst, der hier sein Geld verzehrte, bald ein Minister, oder wenigstens ein reicher Graf, die sich alle bei mir aufs Lauern legten. Ja sogar in allen Sachen, die aus dem Englischen übersetzt wurden, hatte ich meinen Thaler Geld zu verdanken. — Aber wie sich das geändert hat!

hat! Wenn jetzt auch ein fremder reicher Mann von der Reiſe kommt, ſo quartirt er ſich originellerweiſe bei einem Verwandten ein, und giebt ſich erſt im fünften Akt zu erkennen. Dergleichen dient zwar, die Zuſchauer in einer wunderbaren Neugier zu erhalten, aber es bringt doch unſer eins um alle Nahrung.

Anne (ſeine Tochter.)

Anne. Ihr ſeyd ſo verdrüßlich, Vater?

Wirth. Ja, mein Kind, ich bin mit meinem Stande ſehr unzufrieden.

Anne. Wünſcht Ihr denn etwas Vornehmers zu ſeyn?

Wirth. Das gerade nicht, aber es ärgert mich unbeſchreiblich, daß nach meinem Stande nicht die mindeſte Nachfrage geſchieht.

Anne. Ihr werdet gewiß mit der Zeit wieder in die vorige Achtung kommen.

Wirth. Nein, liebe Tochter, denn die Zeiten laſſen ſich ſehr ſchlecht dazu an. O daß ich nicht ein Hofrath geworden bin! Sieh faſt alle jetzigen Comödienzettel nach, und ſteht immer unten: die Scene iſt im Hauſe des Hofraths. — Wann es lau-

ger so fort geht, laß ich mich zum Kerkermeister machen, denn die Gefängnisse kommen doch noch in vaterländischen und Ritterstücken vor, manchmal auch sogar in der bürgerlichen Tragödie. — Aber mein Sohn soll durchaus nichts anders als Hofrath werden.

Anne. Tretet Euch, lieber Vater, und hängt Eurer Melancholie nicht so nach — Wißt Ihr noch wie ehedem alle Begebenheiten durch Soldaten entstanden? die Zeiten sind jetzt auch vorbei. Jetzt ist jedes Stück höchstens mit einem Husaren- oder andern Offizier garnirt, aber die Hauptsache geht doch nicht mehr durch ihre Hände. — Und wie muß es denn nun gar in den frühsten Zeiten gewesen seyn, als man nimmermehr ein Wirthshaus auf dem Theater erscheinen sah, sondern immer nur Palläste, Straßen oder freie Plätze!

Wirth. Das war dafür auch im Heidenthum, mein Kind, aber wir sind doch gottlob Christen. — Was giebts, ich arbeite mich selber noch zum Poeten um, und erfinde eine neue Dichtart, die die Hofrathsstücke verdrängen soll, wo die Scene immer im Wirthshause spielt.

Anne. Thut das, lieber Vater, ich will die Liebesſcenen auf mich nehmen.

Wirth. Still! — es fährt wahrhaftig ein Wagen vor! — Sogar eine Extrapoſt! lieber Himmel, wo muß der unwiſſende Menſch herkommen, daß er bei mir einkehrt?

Ein Fremder (tritt herein.)

Fremder. Guten Morgen, Herr Wirth.

Wirth. Diener, Diener von Ihnen gnädiger Herr. — Wer in aller Welt ſind Sie, daß Sie incognito reiſen und bei mir einkehren? Sie ſind gewiß noch aus der alten Schule, gelt, ſo ein Mann vom alten Schlage, vielleicht aus dem Engliſchen überſetzt?

Fremder. Ich bin weder gnädiger Herr, noch reiſe ich incognito. — Kann ich dieſen Tag und die Nacht hier logiren?

Wirth. Mein ganzes Haus ſteht Ihnen zu Befehl. — Aber im Ernſt, wollen Sie hier in der Gegend keine Familie unvermutheter weiſe glücklich machen? oder plötzlich heirathen? oder eine Schweſter aufſuchen?

Fremder. Nein mein Freund.

Wirth. Sie reiſen alſo bloß ſo ſimpel, als ein ordinärer Reiſender?

Fremder. Ja.

Wirth. Da werden Sie wenig Beifall finden.

Fremder. Ich glaube, der Kerl iſt raſend.

Poſtillion (kömmt.)

Poſtillion. Hier iſt Ihr Coffer, gnädiger Herr.

Fremder. Und hier iſt Dein Trinkgeld.

Poſtillion. O das iſt wohl zu wenig. — Ich bin den Berg herunter ſo herrlich gefahren. —

Fremder. Nun da —

Poſtillion. Großen Dank. (geht ab.)

Fremder. Ob ich ſie noch wieder finde? — O wie ſich alle meine Gedanken nach der geliebten Heimath wenden! Wie ſoll ich den Anblick ertragen, wenn ſie mir wieder gegenüber ſteht? Wenn die Vergangenheit mit allen Freuden und Schmerzen an mir vorüber zieht. O Du armer Menſch! was nennſt Du Vergangenheit? giebt es denn eine Gegenwart für Dich? Zwiſchen der verfloſſnen Zeit und der Zukunft hängſt Du an einem kleinen Augen-

blick mitten inne und jede Freude geht nur schnell vorbei und vermag gar nicht in Dein Herz zu dringen.

Wirth. Wenn's zu fragen erlaubt ist, so vermuthe ich, Dieselben sind aus einem alten verlegenen Stück, das ein unbekannter Verfasser so etwas neu aufgestutzt hat?

Fremder. Was?

Wirth. Wenn Sie nur Beifall finden! — Geld müssen Sie doch wenigstens haben, oder dient es etwa in Ihrem Kram, daß Sie sich arm stellen?

Fremder. Sie sind sehr neugierig, Herr Wirth.

Wirth. Das muß ich seyn, mein Herr, da können Sie jeden Sekundaner fragen. Das Alter muß alt seyn, Telephus muß als Bettler erscheinen, der Sclave muß seinem Stande gemäß sprechen. Sie dürfen nur die Ars poetica nachschlagen, und der bin ich als Wirth auch unterworfen.

Fremder. Ich danke Ihnen für die schöne Raserei; von dieser ächten Raritat hab' ich bis jetzt noch keine angetroffen. — Haben Sie die neußen Zeitungen?

Wirth. Hier, ein merkwürdiger Steckbrief ist darin abgefaßt.

Fremder. (liest.)

Steckbrief.

„Es ist aus gefänglichem Gewahrsam ein Landstreicher gebrochen, der sich für den Apollo auszugeben pflegt. Er ist an einem silbernen Bogen kennbar und gelocktem Haar, jugendlichen Angesichts und pflegt viel zu singen, auch in der Luft zu fliegen. Es will verlauten, daß er sich als Schäfer soll verdungen haben; jede Obrigkeit wird gebeten, ihn auszuliefern, da an diesem Verbrecher viel gelegen ist. Die etwanigen Unkosten sollen ersetzt werden."

Wirth. Man soll dem Spitzbuben schon auf der Spur seyn.

Fremder. Ich habe ihn sonst recht gut gekannt, und ich habe es ihm oft vorhergesagt, daß es so weit mit ihm kommen würde, da er sich durchaus auf keine ernsthafte Studien legen wollte. Das kömmt von der Belletristerei, wenn man sie nicht zum Nutzen der Menschheit anwendet. — Weiß man nicht, was er verbrochen hat?

Wirth. Er soll sich unterstanden haben, die Phantasterei einzuführen, hat Tragödien geschrieben, und darin auf das Schicksal und die Götter geflucht, hat die moralische Tendenz durchaus vernachlässigt, in Summa, er hat der ganzen kultivirten Welt ein großes Aergerniß gegeben.

Fremder. Es sollte an ihm ein Exempel statuirt werden.

Wirth. Wenn sie seiner habhaft werden, wird es gewiß daran nicht ermangeln.

Fremder. Führen Sie mich auf mein Zimmer. —

(sie gehn ab.)

Beim Parnaß.

Bäcker und Brauer.

Bäcker. Nun können wir doch erst sagen, daß wir im Lande einen reellen Parnaß haben.

Brauer. Und das Getränk, was jetzt da fabricirt wird, wahrlich das ist ein andres Gesöff, als die alte Hippokrene.

Bäcker. Ich mag gern bei Euch trinken, das ist gewiß. Aber das Zeugs steigt einem sogleich so in den

Kopf, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf ſteht.

Brauer. Darum bekümmere ich mich in meinem Leben nicht, wenn ich nur für meine Perſon weiß, wo das Maul ſitzt.

Bäcker. Aber liegen nicht die Gebäude niedlich da unten am Berge?

Brauer. O die Ausſicht hat etwas Vortreffliches.

Bäcker. Und unſer gnädigſter Apoll —

Brauer. Seines Gleichen muß gar nicht gefunden werden.

Bäcker. Heut iſt ſein Geburtstag.

Brauer. Nein, morgen lieber Freund. Schlagt nur den Kalender nach.

Bäcker. Es iſt wahr, ich hatte mich verirrt.

Brauer. Da kommen meine Gäſte.

Mehrere Gäſte (kommen.)

Erſter Gaſt. Gevatter, ich bin ganz begeiſtert, das iſt Euch ein Trunk wie hölliſches Feuer.

Zweiter Gaſt. Nachdem's fällt, nachdem's fällt, — la, la, — ja, wie's fällt —

Erſter Gaſt. Er wird ſelbſt fallen, und denn kömmt's darauf an, nachdem er fällt, ob er ſich nicht ein Loch in den Kopf fällt.

Dritter Gaſt. Tragt den Beſoffenen, — ſo — ſoffenen nach Hauſe.

Vierter Gaſt. Kommt, ich für meine Perſchon, ſeht Ihr, als wenn ich ſagen wollte Ich, als zum Exempel Ich, ſo wie ich Euch da vor mir ſehe, und vor mir ſtehe, ich kann keine beſoffene Perſchon, wenigſtens für meine Perſchon ausſtehn. So viel davon, aber kein Wort weiter, denn wie man zu ſagen pflegt, es ſind doch nur unnütze Reden, und da ſogar der groſse Nebukadnezar hat auf allen Vieren gehen müſſen, nun warum wollen wir uns denn ſchämen? So pfleg' ich nur immer zu ſagen.

Erſter Gaſt. Ganz recht, und Du pflegſt auch immer ein Flegel zu ſeyn.

Vierter Gaſt. Was? hab' ich deswegen mit Dir Gleichheit und Brüderſchaft und Menſchenwerth getrunken, daß Du mich ſo öffentlich verſchimpfiren thuſt? Vor all den ehrbarn Herren? Heraus, wenn Du Herz haſt!

Erſter Gaſt. Herz? — Aber wo iſt Dein Verſtand? der iſt im Bierkruge hängen geblieben.

Vierter Gaſt. So hängt er doch noch irgendwo, aber wenn man Dich auch an den Galgen hinge, ſo würde Dein Verſtand doch nirgends hängen, denn ſolchen Schimpf wird er ſich doch nimmermehr anthun laſſen, daß er in Deinem Dummkopf eine Herberge ſuchte!

Brauer. Lieben Leute, vertragt Euch doch friedlich, da Ihr alle von einem Biere getrunken habt, ſolltet Ihr billig auch alle einerlei Geſinnung hegen.

Vierter Gaſt. Nimmermehr will ich mir einen ſolchen Schimpf anthun laſſen, vollends wenn ich aus der Tabagie komme.

Dritter Gaſt. Lieber möcht' ich gleich ohne weitre Umſtände ein Eſel ſeyn.

Zweiter Gaſt. Oben an und nirgend hinaus, ſo iſt es mit dem Brauer, und drum ſucht er auch immer den Hopfen zu ſparen.

Erſter Gaſt. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ſollten wir gleich wacker auf ihn zuſchlagen.

Vierter Gast. Schon deswegen, weil er ein Brauer ist.

Zweiter Gast. Wie lange quält er nicht die arme Gerste bis sie sich von ihm zu Bier machen läßt.

Dritter Gast. Das hatt' ich vergessen, gut daß Ihr mich zur rechten Zeit erinnert. Er soll nicht leben bleiben.

Erster Gast. Es wäre übel gethan, wenn wir irgend einen Brauer leben ließen. —

(sie fallen über ihn her.)

Brauer. Schützt die Braugerechtigkeit! — Hülfe von wegen der Obrigkeit!

Scaramuz (reitet auf seinem Esel herein.)

Scaramuz. Was giebt's hier, Leute? — In's Teufels und der Obrigkeit Namen, haltet Friede! — he! Wache!

(Die Wache kömmt.)

Scaramuz. Bringt die Leute auseinander. — Was hat's denn gegeben?

Bäcker. Mein König, ich bin ein ruhiger Zuschauer gewesen, und kann also am besten davon urtheilen. Der Brauer ist ganz unschuldig, aber in der poetischen Begeisterung suchten die Gäste Händel.

Scaramuz. Er muß das Bier nicht so stark brauen, sonst gerathen mir meine Unterthanen doch noch auf die Dithyrambe, und das soll nicht seyn. — Geht nach Hause, lieben Leute, und beruhigt Euch, aus dergleichen Händeln kann doch nichts herauskommen.

Vierter Gast. Warum nicht? ich frage immer gern, warum?

Scaramuz. Daß ich ihn nicht mit seinen anstößigen Reden der Hauptwache anvertraue, da soll ihm die Begeisterung bald verrauchen.

(Die Gäste gehn.)

Scaramuz. Die Musen sollen auftreten.

(er besteigt den Parnaß und setzt sich.)

Brauer. Ich will nur nach Hause gehn.

Bäcker. Ich ebenfalls, denn ich muß meinen Ofen heitzen. (sie gehn in den Parnaß hinein.)

Die Muſen (kommen.)

Scaramuz. Seyd Ihr alle vollzählig? Es muß immer genaue Umfrage geſchehn, daß mir keine Muſe unverſehens entwiſcht, denn die Wiſſenſchaften müſſen in ihrer Blüthe bei Leibe nicht geſtört werden. — Jetzt ſingt mir ein Lied.

Die Muſen (ſingen:)

Unſer allergnädigſter Monarch iſt heut in eigener Perſon auf ſeinem Eſel zurückgekommen, und hat ſich ſogleich auf die Spitze des Parnaſſes verfügt, allwo er geruhte, den königlichen Scepter in ſeine Hände zu nehmen, und damit ſein beglücktes Land zu regieren. Ihm haben die Unterthanen die neue Brauerei zu verdanken, er hat uns einen löblichen Bäcker eingeſetzt, und der Staat verſpricht ſich von ſeiner Weisheit außerdem noch die allervollkommenſten Einrichtungen. Die Unſterblichkeit iſt ihm ſo gewiß, als die Liebe ſeiner Unterthanen, als die Bewunderung einer ſtaunenden Nachwelt. Künſte und Wiſſenſchaften ſtehn unter ſeinem unmittelbaren Schutze, er lebe lange und beglücke ſein Land.

noch hundert Jahre mit seiner preiswürdigen Regierung. — — Hiebei unentgeltlich eine Beilage.

Der Fremde (tritt auf.)

Fremder. Ich bin aus weiten Landen gekommen, um so glücklich zu seyn, Ew. Majestät von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Scaramuz. Ja es ist immer schon der Mühe werth, und wenn ich's nicht selber durch einen Zufall wäre, sähe ich mich auch genöthigt, nach einem solchen Manne Reisen zu unternehmen.

Fremder. Sie machen eine Epoche in der Weltgeschichte.

Scaramuz. O ja, das ist noch meine geringste Kunst. — Von mir schreibt sich eigentlich die Blüthe der Wissenschaften her, denn ich bin der Erste, der den Parnaß urbar gemacht hat.

Fremder. In der That?

Scaramuz. Und welche Vorurtheile ich dabei habe bekämpfen müssen! Ich habe auch die Brauerei da unten angelegt. O mein Freund, Sie haben gewiß in der ganzen Fremde dergleichen nicht gesehn. Was sind Sie Ihres Handwerks nach?

Fremder. Ein Arzt.

Scaramuz. Alſo doch nützlich? Ich mag die nützlichen Leute ungemein gern, denn warum? ſie ſind nützlich, und das Nützlichſeyn ſelbſt iſt ungemein nützlich, folglich zwingt mich meine Vernunft zu dieſer gegründeten Hochachtung.

Fremder. Aber was ſeh' ich?

Scaramuz. Ja ja, eine Bäckerei iſt auch am Parnaß angebracht.

Fremder. Darf ich meinen Augen trauen?

Scaramuz. Es hat ſich ſchon mancher darüber gewundert.

Fremder. Seh ich nicht meine geliebte Karoline?

Melpomene (hervorſtürzend.)

Melpomene. O Friedrich! biſt Du wieder da? — Wo haſt Du Trauter ſo lange geſteckt?

Fremder. O welche unvermuthete Zuſammenkunft.

Melpomene. Du findeſt mich als Muſe, aber mein Herz iſt Dir noch immer getreu.

Fremder. O ſo ſei meine Gattinn, mein Onkel iſt geſtorben, die reiche Erbſchaft iſt mir zugefallen, ich habe genug für uns beide, ja weit mehr, als

wir beide brauchen, wenn Du mich nur immer noch liebſt.

Melpomene. O und du kannſt noch zweifeln? — Ich will gleich mit Dir gehn.

Scaramuz. (aufſtehend) Halt! halt! was will mir das da werden? Nein, meine Freunde, das geht ſo geſchwinde nicht, die Muſenkompagnie darf nicht inkomplett werden. Wo ſollten wir denn hernach die tragiſchen Scenen in unſerm Stücke herkriegen, wenn ſich Melpomene aus dem Stücke heraus verheirathen wollte? Das geht nimmermehr.

Melpomene. Grauſames Schickſal!

Fremder. Tyranniſcher Gott!

Scaramuz. Hat ſich da was grauſam und tyranniſch zu ſeyn. Ich gebe euch meine Gründe an, denn ich ſage: Es ſoll nicht ſeyn! und darum kann's auch nicht ſeyn. Und auſſerdem bin ich ſelbſt ſo halb und halb in die Melpomene verliebt und denke ſie vielleicht mit der Zeit zu heirathen. Alſo Ihr fremder Kerl, ſteht nur von Euren unſinnigen Bewerbungen ab, denn ſonſt möcht' es Euch gar zu leicht den Hals koſten. (geht ab.)

Fremder. So ſoll ich dich laſſen?

Melpomene.

Melpomene. So muß ich ſcheiden? (die Muſen gehn auſſer Thalia ab.)

Grünhelm. Verlieren Sie nicht den Muth, mein fremder Herr Verliebter, das muß ſich alles noch einrichten laſſen, wenn uns der Verſtand auf dem rechten Flecke ſitzt.

Fremder. Aber wie?

Thalia. Kommen Sie nur, wir wollen das ordentlich berathſchlagen. Ich biete Ihnen meine Hülfe und meine Klugheit an.

Grünhelm. Bravo, Liſette! es wird uns ganz gewiß gelingen. (ſie gehn.)

Pierrot. Hätt' ich doch den Scaramuz in meinem Leben für keinen ſolchen Tyrannen gehalten.

Scävola. Lieber Freund, ſeht Ihr, das macht alles die franzöſiſche Revolution, die ſteckt an, die verführt die Leute.

Pierrot. Aber warum thun denn Fürſten und Herrn nicht in Zeiten dazu?

Scävola. Mit der Zeit wird es wohl noch mehr in den Gang kommen. Keiner will den Anfang machen, damit ſie ihn nicht für grob ausſchreien.

Pierrot. Ja wohl, so hat doch jedes Ding seinen Haken.

Der Andre. Was ein Haken werden will, krümmt sich bald. Da liegts!

Wald.

Apollo, viele wilden Thiere.

Ein Löwe. Ich bin Ihnen unendlich verbunden, Herr Schäfer, Sie haben mit Ihrer vortrefflichen Kunst so lange an mir gezähmt, bis es Ihnen doch gelungen ist, etwas Bildung in mich hineinzubringen.

Apoll. Ich freue mich, wenn ich Ihnen habe nützlich seyn können.

Leopard. Ich bin auch gesittet und spüre ein ordentliches Verlangen nach den Künsten in mir, so wie nach guter Gesellschaft.

Ein Eichbaum. Ich fühle mich jetzt auch ganz menschlich, so viel hat Ihre Musik auf mich vermocht.

Tyger. Wenn man mir jetzt eine Pension gäbe, wollt' ich mich nie mehr mit Würgen beschäfftigen.

Apoll. Geht jetzt zu den Menschen, da Ihr veredelt seyd. Es ist leicht möglich, daß Ihr besser seyd, als sie. (Die Thiere gehn ab)

Aulicus und Myrtill.

Aulicus. Herr Schäfer, Ihr habt da viele Lasterhafte gebessert, wollt Ihr nicht auch an uns den Versuch machen?

Apoll. An meinem Beistande soll's nicht fehlen.

Myrtill. Dauert die Operation aber lange? denn ich habe nicht viel Zeit übrig.

Apoll. Nachdem Eure Herzen verhärtet sind.

Aulicus. Nun, nur immer frisch dran, wir müssen doch wohl von der Cultur etwas abbekommen. Ich will mich doch nicht von solchem Rhinozeros beschämen lassen.

Apoll. Nun so kommt und hört meine Lieder.

(Sie gehn ab.)

Der Vorhang fällt.

Pierrot. Auf diese Lieder wäre ich wohl begierig.

Scävola. Sie würden uns gar zu weich machen.

Pierrot. Nun es ist auch eben so gut; ich halte es für einen ganz guten Kniff, sich aus der Affaire zu ziehn.

Allegro.

Wie es nun immer frischer und lebendiger im Schauspiele wird! O wie wird unsre Phantasie von Fröhlichkeit trunken, wenn immer neue Gestalten erscheinen und die alten nie alt wiederkehren. Oft weiß sich unser Geist in jauchzender Freude nicht zu lassen, und jubelt Himmel an, dann wickelt er sich in Lieder von allen Farben ein, und das träge alltägliche Leben kann ihn auf lange nicht wiederfinden.

Wie ein goldner Funke oft ein Feuerwerk unvermuthet anzündet und dann sich alle Räder glühend drehn, und alle Sterne in ihren Kreisen funkeln, die Zündung freiwillig alle Linien durchläuft und alles in buntflammende Bewegung treibt, daß das trunkene Auge staunend sich ergötzt und den Strudel der wechselnden farbigen Flammen mit Entzükken betrachtet: so ist es mit der Freude. Hier tanzen Sterne, dort sprudelt ein Wasserfall und zündet die funkensprühende Sonne an. Ach! was war es, wenn es vorüber ist? oder wenn du es mit kunstrichterlichem Auge siehst? Laß dem magischen Feuer seinen Lauf, die wunderliche Stickerei nimmt

ſich nur auf einem dunkeln Nachtgrunde gut aus, beim hellen Tageslicht würde ſie nüchtern und verlegen mit allen ihren Farben koquettiren.

Wißt Ihr denn, was Ihr wollt, die Ihr in allen Dingen den Zuſammenhang ſucht? Wenn der goldne Wein im Glaſe blinkt und der gute Geiſt von dort in Euch hineinſteigt, wenn Ihr Leben und Seele in doppelter Wirkung empfindet, und alle Schleuſen Eures Weſens geöffnet ſind, durch die das zurückgehaltene Entzücken nächtiglich hinbrauſt, wenn da die leuten Tiefen, in die noch kein Ton drang, wiederklingen, wenn alles ſich in Eine Melodie geſellt und in der Luft verwandte Geiſter unſichtbare Tänze feiern, — was denkt Ihr da, und was vermögt Ihr da zu ordnen? Ihr genießt euch ſelbſt und die hohe harmoniſche Verwirrung.

Nun ſo laßt ins Satans Namen und zu Eurem eignen Beſten alle Zweifel fahren. Seht, der Vorhang rührt ſich ungeduldig. Ich will ſchweigen, um den Reden andrer Leute in der leichtbeweglichen Luft Platz zu machen.

Dritter Akt.

Feld.

Apollo. Der Poet.

Poet. Auf's freie Feld muß ich zu dir mich flüchten,
Um ungestört bei dir ein Lied zu dichten,
Ich will mich auf den Rasen zu dir setzen,
Um mich nach langer Zeit poetisch zu ergötzen.

Apoll. Was fehlt dir denn, mein bester, treu-ster Freund?
Man hat auch dich vertrieben, wie es scheint.

Poet. Vertrieben nicht, doch konnt' ich gar nicht bleiben,
Das wilde Volk hat deinen Dienst zerstört,
Nichts darf ich mehr im kühnen Schwunge schreiben,
Kein Vers von mir wird dorten mehr gehört.
Wenn durch die Adern sich dein Feuer gießet,
Und hoher Klang von meiner Lippe tönt,
Durch alle Worte lautre Gottheit fließet,
Und selber das Gemeinste sich verschönt,

So ſtehn ſie da und ihre Augen ſtarren,
Und kurz: ſie halten mich für einen Narren.

Apoll. Mein Freund, willſt du dich meinem Dienſte weihen,
So mußt du derlei Mißverſtand verzeihen,
Wer faßt es, was der große Sänger ſpricht?
Zur Finſterniß wird Blöden helles Licht.
Das Feuer, das du willſt in ihnen zünden,
Mußt du doch ſchon in ihrer Aſche finden,
Und ach! die meiſten ſind ſchon ausgebrannt,
Noch eh ſie Licht und Feuer je gekannt.
Ich wundre mich, daß dies den Mißmuth weckt,
Und dich aus deiner heitern Laune neckt,
Nein, ſollteſt du ſo elend ſeyn und allen
An irgend einem Tage einſt gefallen,
Denn komm zu dieſer Flur zurück und ſage
Mir deine große höchſt gerechte Klage.

Poet. Beſchämt und ſtolz geh' ich zur Stadt zurück,
Getröſtet hat mich dieſer Augenblick.

Apoll. Es muß, mein Freund, in dieſem irdſchen Leben
Auch hin und wieder trübe Stunden geben,

Sonſt geht es Euch, Ihr Menſchen, gar zu gut,
Und das verdirbt den allerkühnſten Muth.
Seht, Herr Poet, ich bin ja ſelbſt ein Gott
Und diene meinen Feinden doch zum Spott,
Geſchieht das mir zur Strafe meiner Sünden,
So mögt Ihr Euch ja wohl zurechte finden.
(Sie gehn.)

Parnaß.

Scaramuz oben. Bediente umher. Volk unten.

Die Muſen.

Scaramuz. Giebt's heute was neues?

Grünhelm. Nichts eben, als daß mehrere Studenten von der Univerſität gekommen ſind, die den Wunſch hegen, ſich examiniren zu laſſen, um brauchbar zu werden.

Scaramuz. Laßt ſie vorkommen.

Löwe, Tyger und die übrigen wilden Thiere werden hereingeführt.

Scaramuz. So ein Student hat doch immer ein recht munteres Weſen.

Grünhelm. Das macht die freie Lebensart und sie wissen von keinen Sorgen, diese Musensöhne.

Scaramuz. Musensöhne? — Was muß ich denn da von Euch hören, Ihr liederliches Gesindel von Musen?

Grünhelm. O gnädiger Apollo, das ist nur so eine hergebrachte Redensart, womit weder den Musen noch den Studenten zu nahe geschieht, so wie man den Kirchhof Gottesacker, und das Haus, wo die Verhöre angestellt werden, den Sitz der Gerechtigkeit nennt, die Soldaten heißen ja eben deswegen Vertheidiger des Vaterlandes, ja man pflegt poetischerweise seine Geburtsgegend oft sogar sein Vaterland zu nennen. An so etwas müßt Ihr Euch nicht stoßen, Apollo, denn unsre Sprache hat außerordentlich viele Synonymen.

Scaramuz. Es soll eine Grammatik darüber abgefaßt werden, damit sich die Fremden zurecht zu finden wissen. — Ihr Herren wollt also nützlich seyn?

Der Wolf. Ja mein König, wir spüren eine unendliche Begierde nach einer guten Besoldung.

Scaramuz. Nun das iſt brav, ſo werdet Ihr hoffentlich bald brauchbare Staatsbürger werden. — Geht und laſt Euch die langen Haare etwas verſchneiden, und dann ſollt Ihr ſogleich examinirt werden. (die Studenten gehn ab.)

Scaramuz. Wißt Ihr Leute, daß heute mein Geburtstag iſt?

Grünhelm. Ja mein König, und ich habe auch deswegen ſchon die Kanonen aufführen laſſen.

Scaramuz. Nun ſo ſchießt ſie mir zu Ehren ab.

(eine Salve von Kanonen.)

Scaramuz. Ungemein gern mag ich die Kanonen ſprechen hören, es iſt ſo ein bündiger faßlicher Vortrag und man kann dabei ſein eigen Wort nicht hören. — Muſen, habt Ihr Euch zur Feyer meines Geburtstags ausgeräſtet?

Melpomene. O ja Apollo, und Dir zu Ehren wollen wir ein kleines Stück geben, das wir einſtudirt haben.

Scaramuz. Nu, ſo iſt's Recht. Ich will mich einmal heut Abend recht von meinen Geſchäften erholen. (ſie gehn ab.)

Feld, in der Ferne ein Pallaſt.

Admet. Alceſte.

Admet. So ſind wir nun gezwungen fort zu wandern,
Die ſüße Heimath zu verlaſſen, alle Schätze,
Der Pallaſt meiner Väter, meine Gärten,
Ach alles iſt mir grauſam nun entriſſen
Als wär es nur im Traume mein geweſen!
Wir müſſen nun durch fremdes Elend ziehn
Und daß Du liebe Gattinn mit mir leideſt
Iſt meiner ſchweren Leiden größre Hälfte.

Alceſte. Dem Manne muß die treue Gattinn folgen,
Nicht bloß zur Luſt ward ich Dir zugeſellt,
Denn mir gehört wie Dir Dein Leid. Ich klage
Mit Dir, und ſind die Wolken fortgezogen,
Dann lacht uns beiden wiederum die Freude.

Admet. Wie hold das Abendroth den Thurm beglänzt
Und alle Zinnen purpurroth erfunkeln,
Und ſieh ein prächt'ger Regenbogen kränzt
Den Pallaſt und er leuchtet hell im Dunkeln.
Die Bienen ſumſen nun der Heimath zu,

Die Nachtigall läßt ihre Lieder klingen,
Und ach! wir Armen finden keine Ruh,
Wir müssen kämpfend mit dem Jammer ringen,
Es floh hinweg mit seinen schnellen Schwingen,
Das falsche, tückische, erboste Glück
Und ließ als Beute uns dem Feind zurück.

Apollo (kömmt.)

Apoll. Gehst Du noch so spät spatzieren, mein König?

Admet. Hat sich was spatzieren zu gehn. Du verstehst Dich sehr schlecht auf die Menschenkenntniß, mein Freund. Sieht man wohl so aus, wenn man spatzieren geht?

Apoll. Nun, was beliebt Ihr also?

Admet. Vertrieben sind wir, arme Flüchtlinge sind wir, unser Haab und Gut hat man uns genommen, nichts als diesen Wunderstab hat man uns gelassen; elende Emigranten sind wir.

Apoll. Aber wie ist denn das so schnell gekommen?

Admet. Du fragst noch? Seit ich Dich ruchlosen Schäfer aufgenommen habe, ist mir nichts

als Unglück begegnet. Wer weiß was für Bosheiten hinter Dir stecken. Abgesetzt bin ich nun vom Königthum, und soll ein ganz neues Handwerk ergreifen. Der mächtige Apoll hat mich vertrieben, er will auf Erden der einzige König seyn, und darum habe ich nachgeben müssen.

Alceste. Du Schändlicher, kamst als ein Landstreicher zu uns, und wir vertrauten Dir damals unsre Heerden an. Ist das nun Dein Dank?

Apoll. Aber welche Schuld kann man mir denn geben?

Alceste. Einer muß doch Schuld seyn, und da dünkt es mich immer noch am wahrscheinlichsten, daß alles an Dir liegt, denn sonst wüßte ich mich auf gar Niemand zu besinnen.

Apoll. Ich schwöre Euch —

Admet. Schwöre nur nicht, Du Meineidiger, Falscher, Undankbarer, Heimtückischer, Boshafter, Ungeheurer! Du, für den alle schändlichen Namen erfunden sind; Du, den man gar nicht nennen könnte, wenn man ihn nicht mit einem Schimpfnamen nennen wollte.

Apoll. Wie könnt Ihr aber so sehr auf mich schmähen?

Admet. Du siehst ja doch, daß wir es können. Du Hochmüthiger! hat sich das Glück nicht vorher von mir müssen ausschelten lassen, ohne nur mit einer einzigen Sylbe zu antworten, und Du willst es nicht leiden? Bist Du denn mehr als das Glück? O mein Freund, so laß Dir dergleichen hoffärtige Gedanken ja vergehn, denn ich muß Dir sagen, das Glück ist etwas erstaunlich Hohes, es beherrscht die ganze Welt, weil irgend etwas sie doch beherrschen muß, es ist eine Art von Gottheit, die sogar die Götter regiert. Und blind ist das gute Ding noch obenein. Mit einem Worte, es ist gewissermaßen ein abstrakter Begriff, der im Grunde gar nichts in sich führt; ein Wesen, das erstaunlich an das Schicksal gränzt, beide sind wenigstens Gränz-Nachbarn, und wenn das Schicksal manchmal das gute Glück hat, sich vernünftig aufzuführen, oder wenn das Glück manchmal das Schicksal trifft, die Guten zu belohnen, wie man sich auszudrücken pflegt, seht Ihr, so gehn sie in solchen Fällen Hand in Hand. Ihr müßt sie aber bei Leibe nicht mit

dem Zufall verwechseln, denn der iſt vollends gar nichts, denn man iſt ſelbſt uneinig darüber, ob er nur exiſtirt. — Sehr, das ſind meine religiöſen Grundſätze, und ich denke ſie halten Stich.

Apollo. Eure Leidenſchaft ſpricht noch aus Euch, und deshalb ſeyd Ihr unbillig gegen mich.

Admet. Nein, mein Freund, die Philoſophie ſpricht aus mir, und das müßt Ihr Euch nur gar nicht einfallen laſſen, mich tadeln zu wollen, denn das kann ich nicht gut vertragen.

Apoll. Lebt wohl, wir ſprechen uns wohl ein andermal wieder, denn jetzt ſeyd Ihr nicht aufgelegt. (geht ab.)

Admet. Nicht aufgelegt? Was kann er damit meinen? Ich fürchte das da iſt ein böſer Bube, ein Satiriker, und der immer Perſonnalitäten mit einmengt. — Nicht aufgelegt? — Ei, ich bin noch in meinem Leben nicht aufgelegt geweſen. — Sage mir, theuerſte Gattinn, warum habe ich ihm nicht gleich den Kopf entzwei geſchlagen?

Alceſte. Er war ſo klug, ſehr eilig zu entweichen,

Drum konnte Deine Hand ihn nicht erreichen.
Doch tröste Dich, mein Gatte, nimm die Schmerzen
Dir noch nicht zu gewaltiglich zu Herzen,
Nach Winter kömmt der Frühling, die Beschwerden
Entfliehn, es kann noch alles besser werden.

Admet. Ja beste Gattinn, ich will mich bequemen
Und was ich sonst nicht thu, Vernunft annehmen,
Wir wollen unser Elend standhaft dulden
Wir tragen's, ohne daß wir es verschulden.
Das Glück erhielt mir ja die schönste Gabe,
Weil ich Dich noch, geliebte Gattinn habe,
Wir steigen willig von des Thrones Stufen,
Zur Bürgertugend werden wir gerufen,
Und schmerzlos seh ich auf den Glanz zurück.
Er wandelt sich in ein Familienstück,
Wir dürfen auf's Gefallen sichrer zählen
Als wenn wir uns mit Kron' und Scepter quälen.

(Sie gehn ab.)

Scävola. O große Menschheit!

Pierrot. Ich bitt Euch Leute, — es sind da Sachen in dem Stück, — ich sage Euch nur so viel, sie sind ganz ungemein.

Der

Der Andre. Was man doch jetzt immer zur großen Denkungsart angeführt wird! — Ja, das klingt anders, als ehmals.

Scävola. Im Grunde geht's dem Apollo schlecht.

Pierrot. Er hat die elendeste Rolle im Stück.

Wachtel. (ein Zuschauer.) Es muß morgen wieder seyn, und denn bring ich alle meine Kinder her.

Scävola. Wenn nur die Fürsten solche Stücke mit Bürgertugend beherzigen wollten!

Pierrot. Sie wären capabel und dankten alle ab.

Wachtel. Warum sollten sie abdanken? Sie brauchen ja bloß zum Staat zu sagen: Nun geh hin und sey eine Republik! und damit wär's ja fertig.

Scävola. Nun, Hexerei ist es nicht, das ist wohl wahr.

Der Andre. Solche Republik kann im Grunde noch jeder stiften.

Stadt. — Große Illumination. — Der Namenszug des Scaramuz brennt an allen Fenstern.

Die Zuschauer. Bravo! bravo!

Wachtel. Jetzt hat es der Grünhelm gut, der sich dem Theater gewidmet hat, er kann das alles recht in der Nähe besehn.

Scävola. Wenn es nicht des Aufsehens wegen wäre, so stieg ich wahrhaftig auch hinauf.

(Wagen fahren vorüber, und auf dem Schlage schreit man: „O wie prächtig!“)

Scaramuz (auf seinem Elef.) Gefolge.

Scaramuz. Was ist das da für ein Namen?

Grünhelm. Der Ihrige, mein König.

Scaramuz. Laßt mir einmahl den Maschinisten kommen, der das Zeug eingerichtet hat.

Maschinist (tritt auf.)

Maschinist. Ich bin Ew. Majestät unwürdiger Diener.

Scaramuz. Ich seh', Er kann mehr als donnern und blitzen nur, es ist mir lieb, daß Er sich auf mancherlei applicirt hat. Fahre Er so fort und es wird ihm nicht fehlen, sich großen Glanz zu veranstalten. (ab.)

Maschinist. (gegen das Parterre) Die ganze Erleuchtung ist im Grunde zum Vergnügen eines ver

ehrungswürdigen Publikums eingerichtet, und der einfältige Scaramuz bildet sich ein, es sey seinetwegen geschehn. Aber wir wollen ihm davon nichts merken lassen, sonst ist ihm die ganze Freude mit seinem Geburtstage verdorben. (ab.)

Wachtel. Es ist auch wahr, es ist bloß unsertwegen, aber ich wäre in meinem Leben nicht darauf gekommen.

Scävola. Dazu sind ja die Dichter in der Welt, daß sie uns auf allerhand bringen.

Brauer und Bäcker (kommen.)

Brauer. Sieh Gevatter, das nenn' ich mir Illumination.

Bäcker. Ja, etwas anders kann es auch durchaus nicht vorstellen.

Brauer. Warum nicht?

Bäcker. Je Mann, das sind ja lauter Lampen, und wo Lampen sind, da ist auch die Illumination nicht weit.

Brauer. Könnt Ihr darauf schwören?

Bäcker. Das nun wohl nicht, aber alle Leute sagen es doch so.

Brauer. Ja, wenn man alles glauben wollte, was die Leute ſagen, da wäre einem übel gerathen.

Bäcker. Das iſt wohl wahr, aber das ſcheint mir noch immer eine Illumination zu ſeyn.

Eine alte Frau (mit einer Laterne.)

Frau. Lieben Leute, ich ſuche ſchon die ganze Stadt durch, könnt Ihr mir nicht ſagen, wo das Feuerwerk iſt.

Bäcker. Je, da hängt es ja.

Frau. Ach, das hab' ich ſchon lange geſehn. — Aber das iſt wahr, es iſt prächtig.

Brauer. Es iſt ja kein Feuerwerk.

Bäcker. Seht, das kömmt ſo auf eine Manier heraus, und darum kann man's auch ſo nennen.

Frau. Alſo iſt es doch noch ungewiß, ob ich hier recht bin?

Bäcker. Zu's Teufels Namen, nein, das iſt es ja.

Frau. Aber ich muß es doch gewiß wiſſen, ſonſt kann ich's ja nicht mit Seelenruhe genießen.

Brauer. Seht, da kommt eine große Maskerade.

(Gefolge von Reitern in allerhand Masken. Einige als Ritter, andre als Mohren, einer darunter als der Tod; ihm folgen einige Teufel.)

Frau. Gott ſteh uns bei, das war ſchön.

Brauer. Prächtig, und Philoſophie liegt drinn, ich verſichere Euch, Salz.

Frau. Und der Satan war mitten drunter,

Bäcker. Alles unſerm Könige zu Ehren.

Die Gäſte (kommen)

Gäſte. Munter! munter! — Das heiß ich einen fröhlichen Abend!

Andre. So luſtig ſind wir lange nicht geweſen

Andre. Und werden's lange nicht wieder ſeyn.

Vierter Gaſt. Dumm iſt's bei alledem, daß ſo'n Geburtstag, wie man's nennt, als woran der Menſch geboren zu ſeyn pflegt, ſeht Ihr, daß das im Jahre nur einmahl iſt.

Erſter Gaſt. Einmahl? dummer Teufel! Haſt du keine Wiſſenſchaften im Kopfe? In jedem Jahrhundert iſt er nur einmahl.

Vierter Gaſt. Nur einmahl? Nun hört Ihr Herren die Poſſen! und jedes Jahrhundert kömmt ſelbſt in hundert Jahren nur einmahl. Iſt's nicht wahr, Caspar?

Zweiter Gaſt. Ja, das iſt ausgemacht, darum nennt man's auch immer Ein Jahrhundert.

Vierter Gast. Wovon giebt's denn aber ein sechzehntes Jahrhundert?

Zweiter Gast. Narr, das war eine Ausnahme, von wegen des westphälischen Friedens.

Dritter Gast. Mein Geburtstag fällt immer gerade dreimahl in Einem Jahre.

Alle. Aber kommt, kommt! wir wollen weiter, wir müssen auch die Maskerade genießen. (alle ab.)

Saal, mit einem Theater.

Grünhelm. Der Fremde.

Der Fremde. Aber glaubst du, daß es gelingen wird?

Grünhelm. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Machen Sie sich nur weiter keine unnöthigen Verdrießlichkeiten.

Fremder. Aber wird er dadurch gerührt werden?

Grünhelm. Er muß.

Fremder. Meine Hoffnung beruht immer noch auf einem sehr unsichern Grund.

Grünhelm. Der Grund iſt ſicher genug, wenn Sie nur ſicherer wären.

Fremder. Ich verlaſſe mich ganz auf dich.

Thalia (kömmt.)

Thalia. Nun, meine Freunde, ſeyd Ihr zur Comödie ganz eingerichtet?

Grünhelm. Ich bin immer dazu fertig, aber der erſte Liebhaber da hat noch Zweifel.

Thalia. Das iſt unrecht, Sie werden ſehn, daß alles ſehr ſchön ablaufen wird.

Fremder. Ich zittre.

Thalia. Das macht die Entwickelung um ſo intereſſanter.

Grünhelm. Die Zuſchauer kommen ſchon.

(Sie gehn)

Scaramuz (von ſeinem Hofe begleitet. Trompeten.)

Scaramuz. Wir wollen uns ſetzen, jeder nach ſeinem Stande. Ich werde auf dieſe Art wohl der Vornehmſte hier ſeyn. — (Sie ſetzen ſich, der Vorhang des Theaters wird aufgezogen und ſtellt einen Garten vor)

Grünhelm (als Prologus).

Woher soll Poesie die kühnsten Bilder greifen,
Durch welches ferne Land der dunkeln Träume streifen,
Um allenthalben Blum' und Weihrauch abzupflücken,
Und deinen Namen so Würden nach auszuschmücken?
Die Wahrheit selbst wird stumm, Erfindung zittert blaß,
Der Danaiden Chor füllt eher noch ihr Faß,
Ja Tantalus wird wohl den Apfel noch erschnappen,
Und Sisyphus den Stein in seinem Fall ertappen,
Eh' es dem Menschengeist nach seinem Wunsch gelingt,
Daß er dein ganzes Lob aus voller Kehle singt.
Der Pegasus mag sich im höchsten Aether baden,
Selbst Herkules, wenn er dein Lob will auf sich laden,
Sie werden beide lahm, sie kommen nicht mit fort,
Herakles sinkt ins Knie, das glaubt mir auf mein Wort,

Und doch hat dieſer Mann den Atlas abgelöſt,
Und iſt zu ſeiner Zeit der Stärkſt' im Land' geweſt.
Denn wenn ſich auch die Zahl der Muſen fügen ſollte,
Daß ſie dein Lob im Chor poetiſch ſingen wollte,
So biſt du Muſengott, die Muſen dienen dir,
Und Dichtkunſt hat durch dich erſt ihre wahre Zier.
Darum verſuchen wir im ſtummberedten Schweigen,
Wie wir dir huldigen, am beſten noch zu zeigen.
Drum, wer nur ſchweigen kann, erhebe heut dich laut,
Bis nach Monduntergang die Morgendämmrung graut.
Der Schwan ſingt wenn er ſtirbt, wir ſingen und ſind ſtill,
Weil jedermann dich gern am ſchönſten preiſen will,
Drum ſieh auf unſer Herz und nicht auf unſer Maul,
Denn ſiehſt du thätig uns, ſonſt wären wir nur faul.

(Verbeugung, geht ab.)

Scaramuz. Das war gut. Man hat mich lange nicht ſo zweckmäßig gelobt. — Wer hat das gemacht?

Der Hofpoet (kömmt.)

Hofpoet. Ihro Majeſtät, ich habe nur im Namen aller Ihrer getreuen Unterthanen geſprochen.

Scaramuz. Denken ſo alle meine Unterthanen von mir?

Hofpoet. Wer es anders meint, iſt ein Hochverräther.

Scaramuz. Nu, das iſt Recht. Da habt Ihr Geld, fahrt ſo fort. (Gebt Acht auf alles Groſſe, was ich thue, beſonders wenn ich mit jedem Tage immer vortrefflicher werde. Ich ſage Euch, laßt mich nicht aus den Augen, denn es iſt ſehr viel an mir zu beobachten.

Hofpoet. Wenn es Ihro Majeſtät erlauben, ſo werde ich es nicht unterlaſſen. (geht ab.)

Ein Vater tritt auf mit einem jungen Menſchen, (der junge Menſch iſt der Fremde.)

Vater. Mein lieber junger Menſch, ich habe dich, wie du weißt, an Kindes ſtatt angenommen, da deine armen Aeltern ſchon in deiner Jugend ſtarben, ich habe dich erzogen, ich habe dich in

allen Künsten und Wissenschaften unterrichten lassen, dafür mußt du hübsch dankbar seyn; nun sage mir also, warum bist du seit einiger Zeit immer so traurig?

Junger Mensch. Man hat sich nicht immer in seiner Gewalt, mein Verehrungswürdiger.

Scaramuz. Wer ist der junge Mensch? Er kömmt mir so bekannt vor.

Schatzmeister. Es ist der fremde Doktor, der gestern angekommen ist?

Scaramuz. Und der spielt schon heute hier in der Stadt Comödie? — Das geht geschwinde, ihm wird es an einer guten Praxis niemals fehlen.

Vater. Sey heute wenigstens fröhlich, sieh meine Tochter und meine übrigen Verwandten sind es so sehr. Du weißt, daß heute mein Geburtstag ist, da möcht' ich gern lauter fröhliche Gesichter sehn.

Scaramuz. Des Menschen Geburtstag ist heute auch? Das trifft sich ja wunderbar.

Schatzmeister. Vermuthlich nur eine rührende und witzige Anspielung, mein König, denn was da

vorgestellt wird, ist nichts wirkliches, es ist nur ein Stück.

Scaramuz. Es ist wahr, das hatt' ich ganz vergessen.

Scävola. Leute, bedenkt einmahl, wie wunderbar! wir sind hier die Zuschauer und dort sitzen die Leute nun auch als Zuschauer.

Pierrot. Es steckt immer so ein Stück im andern.

Junger Mensch. Ja, ich will an diesem schönen Tage fröhlich seyn, Sie sollen kein trauriges Gesicht zu sehn bekommen.

Vater. Meine Tochter hat mir gesagt, daß Ihr mir ein kleines Stück aufführen wollt. Hast du denn auch eine Rolle darin?

Junger Mensch. O ja. (seufzend)

Vater. Worüber seufzest du wieder? Du hast mir so eben angelobt, daß du fröhlich seyn wolltest. — Was fehlt dir? Entdecke dich mir und ich verspreche dir zu helfen, wenn es mir irgend möglich ist.

Junger Mensch. Ach, mein Vater!

Vater. Sprich.

Junger Mensch. Ich kann nicht.

Vater. Du sollst Vertrauen zu mir haben. Jetzt muß ich dich verlassen, meine Gäste werden gleich kommen. (er geht ab)

Pierrot. Für welches Schauspiel soll man sich nun interessiren? Für das vorige, oder für das, das jetzt aufgeführt wird?

Scävola. Eine verflucht spitzfindige Frage. Am besten ist es, man interessirt sich nur so in den Tag hinein, oder für keins von beiden.

Junger Mensch. Nein, ich kann ihm meine Liebe nicht entdecken. Er würde mir niemals seine Tochter bewilligen, ich bin nur arm und eine abschlägige Antwort könnte ich nicht überleben. — O Emilie! und doch muß es sich heut noch entscheiden! Heut noch! o wie ich für den Schluß dieses Tages zittre! Vielleicht irr' ich schon in dieser Nacht in der wüsten Einöde umher, vielleicht leb' ich morgen nicht mehr. Ach! der Tod, das Grab, sie sind die einzigen Ruheplätze unglücklicher Liebe.

Melpomene (tritt als Emilie auf.)

Emilie. Find' ich Dich wieder in Thränen?

Junger Mensch. Und wie anders, theuerste Emilie? So eben habe ich Deinen Vater gesprochen.

Emilie. Nun?

Junger Mensch. Er war wie immer sehr gütig gegen mich, das Bekenntniß meiner Liebe schwebte schon auf meinen Lippen, aber die Besonnenheit hinderte mich doch noch, so unvorsichtig zu seyn.

Emilie. Ich denke, daß wir ihn durch unser kleines Stück überraschen und rühren wollen, und uns so den Weg zu unserm Geständnisse bahnen. Es ist heute sein Geburtstag, wenn er auch gegen unsre Liebe seyn sollte, so kann er an diesem Tage doch nicht so zürnen, als an einem andern Tage. Er fühlt es doch, wie wir ihn haben vergnügen wollen.

Junger Mensch. O liebe Emilie, das quält mich eben. Ist unser Projekt, ja ich mag es wohl so nennen, unser Hinterhalt, nicht eine Entweihung dieses Tages? Wir wollen ihm durch ein Schauspiel Freude machen, und wir benutzen dieses Schau-

ſpiel dazu, uns und unſre Situation darin darzuſtellen. Gerade an dem heutigen Tage ſollten wir am wenigſten für uns zu handeln ſuchen, und ich brauche gerade dieſen Tag als ein Mittel, um mich glücklich zu machen.

Emilie. Du haſt eine eigne Gabe, die Sachen zu ernſthaft, und eben darum unrecht zu nehmen. Ja wenn Du hier aus bloßem Eigennutze handelteſt, ſo wären Deine Einwürfe gegründet, aber unſre Verbindung muß ja ihn auch glücklich machen, ſie muß es, oder er liebt mich nicht. Ueberdies hat er uns noch gar keine Veranlaſſung gegeben zu glauben, daß er unſre Liebe, wenn er ſie wüßte, mißbilligen würde. Alſo mache Deinen Zweifeln ein Ende und überlaſſe Dich mit Zuverſicht der fröhlichen Gegenwart.

Junger Menſch. O Emilie, wie beneid' ich Dich um dieſen männlichen Muth.

Emilie. Wenn er männlich iſt, ſo ſchäme Dich, daß Du ihn nicht haſt.

Thalia (als Liſette.)

Thalia. Die Fremden ſind ſchon angekommen. Ihr Herr Vater komplimentirt ſich mit ihnen ſehr weitläuftig.

Emilie. Wer ist es denn?

Thalia. Erstlich ist da die dicke Frau, die Sie aus der Taufe gehoben hat, eine Frau, die alles verachtet, was nicht so dick und reich ist, als sie selbst. Dann der Graf Sternheim, der bei jedem dritten Worte inne hält, und sich auf den Zusammenhang zu besinnen um desto gewisser aus dem Zusammenhange zu kommen, dieser hat alle seine Bedienten und sogar seinen Narren mitgebracht; dann der Baron Fuchsheim, der mehr hustet als spricht, und mehr spricht als denkt. Die übrigen kenne ich nicht, sie scheinen aber von keiner sonderlichen Bedeutung zu seyn.

Emilie. So wollen wir nur gehn, um unser Theater einzurichten. — Kommen Sie.

Junger Mensch. Ich folge mit Zittern.

(beide gehn ab.)

Der Vater. Graf Sternheim. Baron Fuchsheim. Die dicke Frau. Mehrere Gäste. Bediente und Grünheim (als Narr, treten auf.)

Vater. Seyn Sie mir nochmals von ganzem Herzen willkommen, und nehmen Sie mit diesem herzlichen

herzlichen Willkommen vorlieb, denn das iſt das beſte, was ich Ihnen geben kann.

Fuchsheim. Gehorſamſter, — bitte, — wiſſen ſchon — bitte.

Dicke Frau. Uns iſt Ihre Galanterie ſchon aus alten Zeiten bekannt, und Sie haben darin gewiß noch mehr Fortſchritte gemacht.

Sternheim. Gut Obſt ſcheinen's hier beſitzen zu thun, — ſchönen Blumenkohl, — allerliebſte Aprikoſen, — aber einen Narren hab' ich doch ſelber mitgebracht, — denn den trifft man hier nicht an.

Narr. Ich habe Sie mitgenommen, Herr Graf, und das will ich beſchwören.

Sternheim. Iſt es nicht ein guter Eſelskopf? — Er ſagt mir immer prächtige Grobheiten.

Narr. Und der Graf ſagt mir herrliche Wahrheiten, denn er ſagt mir nichts, und es iſt eine Wahrheit, daß er nichts iſt und daß er nichts zu ſagen weiß.

Sternheim. Confuſe, ein ungeordneter Verſtand, — aber gute Anlagen.

Fuchsheim. (lachend) Gute Anlagen zu einem Narren, — ja ja, — dafür sind seine Anlagen gut genug.

Narr. Wissen Sie denn, was ein vollkommener Narr zu bedeuten hat?

Sternheim. Dazu halt ich Dich ja Narr, damit ich das beständig wissen möge.

Narr. Der Geschmack ist verschieden, ich halte mir lieber einen Grafen.

Sternheim. Er darf mir alles bieten, weil er nämlich nur ein Narr ist.

Fuchsheim. Ich muß mir auch einen anschaffen. Wo hat man die beste Sorte?

Sternheim. Sie gerathen nicht in jedem Jahre gleich gut, manchmal ist ein ordentlicher Mißwachs, — ich habe sie auf meinem Gute als ein Landesprodukt ziehn wollen, — aber sie sind nicht eingeschlagen, — das Klima muß nicht taugen.

Fuchsheim. Wenn man so manchmal seiner Vernunft überdrüßig wird, so muß ein solcher Narr ein wahrer Leckerbissen seyn.

Sternheim. Diesen da hab' ich geerbt, und ich weiß sein Vaterland nicht.

Fuchsheim. Hat er keinen Taufſchein?

Sternheim. Narren werden gar nicht getauft.

Fuchsheim. In welcher Kirche bekennen ſie ſich denn aber?

Sternheim. Sie ſind damit zufrieden, daß ſie in der Irre wandeln.

Fuchsheim. Sie ſollten ihn bekehren laſſen.

Sternheim. Ei bei Leibe nicht, da würde ja ein ordinärer vernünftiger Menſch aus ihm.

Fuchsheim. Sie verkaufen ihn wohl nicht?

Sternheim. Nimmermehr, ich will ihn mit in's Grab nehmen.

Narr. Ei, ganz gehorſamſter Diener! das iſt eine ganz verfluchte Redensart, um ſeine Liebe auszudrücken.

Vater. Aber meine Herren und meine gnädige Frau, iſt es Ihnen nicht gefällig, in mein Haus zu treten? (ſie gehn ab.)

Liſette und der Narr (bleiben.)

Liſette. Wer ſind Sie eigentlich mein Freund?

Narr. Aufzuwarten, ein Narr.

Lisette. Das heißt, eine Mannsperson. Aber das weiß ich schon, ich fragte nur nach Ihrem eigentlichen Stande.

Narr. Ich bleibe leider in allen Positionen ein Narr, und wenn Sie mich auch so oft umwenden, als einen gut gebratenen Krammetsvogel.

Lisette. Haben Sie sich auf sonst nichts gelegt?

Narr. Das ist genug mein schönes Kind, und mehr als genug. O man hat sein ganzes Leben zu studieren, um es darin zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen.

Lisette. Es ist doch Schade um Ihre hübsche Person.

Narr. Ich war schon von meiner Geburt ein Narr, sonst hätte sich meine unsterbliche Seele gewiß nicht bereden lassen, in diesen sterblichen Körper zu kriechen, um darin ein so kauderwelsches Leben zu führen.

Lisette. Sie drücken sich sehr angenehm aus.

Narr. Ich schuttle die Worte immer zwischen den Zähnen herum und werfe sie dann dreist und gleichgültig wie Würfel heraus. Glauben Sie mir, es geräth dem Menschen selten, alle Sechse

zu werfen, er mag nun beſonnen oder unbeſonnen ſpielen.

Liſette. Sie ſprechen klüger, als Ihr Herr.

Narr. Und Sie gefallen mir mehr, als Ihre Gebieterinn.

Liſette. Ich glaube, Sie müßten ſich noch beſſern können.

Narr. Ich glaube, ich würde Sie lieben lernen.

Liſette. Sie ſind ſchon auf dem beſſern Wege.

Narr. Und doch fang' ich nur an, ein noch größerer Narr zu werden, o wenn Sie mich in meiner allerhöchſten Raſerei ſehn ſollten, Sie würden entzückt ſeyn.

Liſette. Ich möchte es ſchon darauf wagen.

Narr. Was meinen Sie zum Exempel von der Anbetung?

Liſette. Wen wollen Sie anbeten?

Narr. Sie, meine Göttinn.

Liſette. O mein Herr, für eine Göttinn bin ich wohl etwas zu ſchlecht.

Narr. Im Gegentheil, Allerallerreichſte, viel zu gut, man kann in unſern Zeiten faſt nichts Erbärmlicheres ſeyn, als eine Göttinn.

Lisette. Wie ist das gekommen?

Narr. Das müssen Sie die weisen Leute fragen, ich darf das Geheimniß nicht verrathen: Weise und Thoren, thörichte Weise und weise Narren haben die Frauenzimmer mit vieler Mühe zu Göttinnen erhoben, um sie recht bequem schlecht zu machen, denn seitdem sind sie keine taube Nuß mehr werth.

Lisette. Sie lieben mich also vielleicht?

Narr. O dies himmlische Vielleicht läßt mir noch einige Hoffnung übrig, daß Sie noch nicht so ganz in mich vernarrt sind —

Lisette. Und wenn ich es nun wäre?

Narr. So säh' ich mich ja genöthigt, vor Entzücken zu Ihren Füßen zu sterben.

Lisette. Das will ich mir verbitten.

Narr. Welches Opfer befehlen Sie denn also, das ich Ihnen zum Zeichen meiner aufrichtigen Liebe bringe?

Lisette. Heirathen Sie mich.

Narr. Heirathen! — Ich weiß nicht, ob ich recht gehört habe — heirathen sagten Sie?

Liſette. Nun freilich, kein andres Wort, wenn ich noch bei Verſtande bin.

Narr. Sie wollten alſo einen Ehemann aus mir machen? — das iſt ſchrecklich!

Liſette. Wie denn ſo?

Narr. Weil Sie mich dann in eine Art von Narrheit einweihen, gegen die meine jetzige kaum für einen Anfangsgrund zu rechnen iſt.

Liſette. Kommen Sie hinein.

Narr. Ich bin der Ihrige.

Liſette. Ich halte Sie beim Worte. (Sie gehn.)

Scaramuz. Iſt das Zeug da witzig?

Schatzmeiſter. Es wird wenigſtens dafür ausgegeben, und man muß alſo den guten Willen ſchätzen.

Scaramuz. Es iſt von einem Unterthanen, das Stück da?

Schatzmeiſter. Allerdings.

Scaramuz. Nun ſo iſt es doch wenigſtens keine Contrebande, ſondern ein einheimiſches Fabrikat.

Saal mit einem kleinen Privat-Theater.

Der Vater und die Gäste.

Vater. Setzen Sie sich allerseits, man hat uns hier ein kleines Schauspiel veranstaltet, und ich denke, daß der Vorhang sogleich aufgehn wird.

Flöten, der Vorhang des Theaters hebt sich, das einen schönen Garten darstellt.

Ein Schäfer und eine Schäferinn.

Schäfer. Willst Du nimmer mich erhören?
Schäferinn. Nein, Du willst mein Herz bethören.
Schäfer. Nein, ich will Dich lieben lehren.
Schäferinn. Lieb' ist Thorheit, will ich schwören.
Schäfer. O Liebe
Die Triebe,
Dies Sinnen
Dies Trachten,
Mit zärtlichem Schmachten

Das Herz zu gewinnen,
Ach glaube, ich ſchwöre,
Wenn ich Dich bethöre
So ſtrafen die Götter,
Im rächenden Wetter,
Den frevelnden Schwur.

Schäferinn. Ich höre
Die Lehre
Und ſchwöre;
Ich liebte ſeit lange,
Die Bruſt klopfte bange,
Du kannteſt mich nicht.
Bei jeglichem Sterne
In bläulicher Ferne
Beim ſchimmernden Licht,
Ich liebe Dich Schäfer
Seit ich Dich nur ſah.
Kommt rächende Wetter
Und ſtraft mich Ihr Götter
Iſt falſch dieſer Schwur.

Beide. Im Frühlingsglanze ſchimmert
Wald und Flur,

Und Liebe leuchtet und flimmert
Und waltet beseelend in der ganzen Natur.

(sie gehn ab.)

Sternheim. Das war wenig, aber gut, — und so lieb' ich's.

Fuchsheim. Nicht zu viel und nicht zu wenig, das ist mein Motto.

Melpomene oder Emilie (tritt als Laura auf)

Laura. Durch die bunten Rosenhecken
Flattern Schmetterlinge hin,
Munre Lerchentöne wecken
Schon die Tageskönigin.

Immer wach sind meine Sorgen,
Nimmer ruht dies treue Herz;
Und ein jeder rothe Morgen
Findet meinen regen Schmerz.

Ach! wann werd' ich Ruhe finden,
Ist es bald, wie oder spät?
Wollt Ihr mich der Qual entbinden?
Hört Ihr Götter mein Gebet?

Ich sah Fernando bleich in meinen Träumen
Und o wie sehnt sich nun mein schlagend Herz,
Mein liebend banges Auge ihn zu finden. —
O warum ist die Liebe immer krank
Und eingeengt, daß selten oder nie
Die Aeltern mit der Liebe Augen sehn?
Durch Leiden muß man Wonne stets erkaufen
Durch Wochen Gram's den frohen Augenblick.
Wie? war es immer so? und muß es seyn?
Trifft mich und ihn nur dieses harte Loos?
Ach Leben, wie wärst Du so reizend schön,
Wenn Du nicht unsern allzu zarten Händen
Für Eine Rose tausend Dornen reichtest:
Wenn man mit Sicherheit den Pfad hinunter
Spazieren könnte, überzeugt, beblümte
Gefilde anzutreffen, muntre Quellen
Und kühle Schatten unter Myrtenbäumen. —
Doch sorgsam prüfend setzen wir den Fuß,
Auch wenn der Weg im Anfang freundlich ist;
Führt er uns wohl in dunkle schwarze Wälder?
Vielleicht zu schroffen, abgelegnen Klippen?
Wird auch die Liebe immer mit uns gehn?
So zagen wir und zweifeln und vergessen

Im Zweifel ſelbſt die holde Gegenwart,
Die ach! ſo flüchtig eilet zu genießen.

Der Fremde oder der junge Menſch (tritt als Fernando auf.)

Fernando. Du biſt ſchon früh im Garten, meine Liebe.

Laura. Ich habe meine Liebe hier erwartet.

Fernando. O Du beſchämſt die muntre Morgenröthe.

Laura. Und ſelber Dich, Fernando, lieber Freund.

Fernando. Kein Schlummer wollte mich die Nacht beſuchen,
Die Sorgen ſaßen mit den greiſen Häuptern
An meinem Bett und hielten ſtets mich wach:
Da ſah ich bange ahndend trübe Zukunft
Von keinem kleinen Sonnenſtrahl erhellt,
Da war die weite, wüſte Dunkelheit
Mit allen ihren Schrecken, keine Liebe,
Ja ſelbſt die Hoffnung nicht kam dorthin. Alles
War ew'ge träge Gegenwart, kein Schwung
Trieb raſcher um die jammervolle Zeit.

Am Morgen fielen matt die Augen zu,
Da wanderte mein Geiſt zu Blumenbeeten
Und ſuchte Troſt bei bunten Frühlingskindern;
Wie Regenbogen war, indeß mein Geiſt
Durch ferne Fluren wallte, über mir
Dein ſüßer Name ſchützend ausgeſpannt:
Es hing an ihm ein Chor von leichten Engeln
Die gleich den Aeolsglocken Töne ſangen,
Von ew'ger Liebe und von Küſſen ſprachen,
Daß weit umher die Winde abwärts blieben
Und ſich ein ew'ger Zirkel ſchnell bewegte
Mit leicht harmon'ſchen Tönen, die nur Liebe
Und Laura jedem Stern entgegen jauchzten.
Da war es, als wenn Du mich ſelber riefeſt,
Die Melodie ward ſtumm und ich erwachte.

Laura. Und biſt für meinen Gruß und Kuß erwacht.

Fernando. Und bleich und krank iſt nun mein Traumgeſicht.

Laura. Fernando! liebſt Du mich aus treuem Herzen?

Fernando. O könnt' ich Dich denn ohne Treue lieben?

O Laura, treu zu seyn ist kein Verdienst,
Denn Lieb' und Treue beide sind nur eins,
Und niemals gab es eine andre Liebe.

Laura. Ach kennte doch mein Vater nur Dein Herz!

Fernando. Er glaubt's zu kennen und verachtet mich.

Laura. O Reichthum! Du kamst aus der tiefsten Hölle,
Die arme Erde ärmer noch zu machen,
Du mordetest das letzte schönste Glück,
Die Gleichheit, die die Menschen brüderlich
Wie Eines Vaters Kinder all verband.

Fernando. (niederknieend) O Laura, wenn Du mich nur immer liebst,
So will ich mir und meinem Glücke leben,
Und nie nach einem andern Glücke ringen.
In Deinen Armen ist der ganze Himmel.

Claudio, der Vater (tritt auf.)

Claudio. Wie Bösewicht?

Laura, O mein Vater!

Claudio. Fort Undankbare!

Der Vater. O Kinder, macht der Cömödie ein Ende, der Vater iſt gar zu grauſam, ich würde gleich meine Einwilligung geben.

Scaramuz. Ich auch, denn mich fängt an zu hungern.

Emilie. (herunterſteigend, dem Vater zu Füßen.) Ihren Segen alſo, mein Vater.

Fernando. Nein Emilie, dorthin. (ſie knieen vor Scaramuz nieder.)

Scaramuz. Wie? was? was iſt denn?

Melpomene. Ihre Einwilligung mein Apollo, geben Sie mich frei, ich mag nicht länger Muſe ſeyn.

Scaramuz. Alſo war das ganze nur eine eigentliche Comödie?

Der Fremde. Ja, Ihro Majeſtät.

Scaramuz. Nun, weil Ihr mich denn doch gerührt habt, und weil ich gerade bei guter Laune bin, ſo mögt Ihr einander nur heirathen. Es iſt aber doch immer eine üble Sache, die Melpomene verläßt nun auf immer das Theater, dort werden wir alſo keine Leichen mehr ſehen, aber ſie heirathet dafür einen Doktor. Ich weiß nicht was ſchlimmer iſt.

Thalia. Herr König, ich wollte auch gern heirathen.

Scaramuz. Wen denn?

Thalia. Da iſt ſo eine Art Narr, im gemeinen Leben Grünhelm genannt.

Grünhelm. Ja, Ihro Majeſtät, ich bin des ledigen Standes überdrüßig.

Scaramuz. Nun in Gottes Namen; aber ſo fällt ja auch unſer Luſtſpiel über den Haufen. — Nehmt einander und quält Euch nachher recht.

(ſie gehn alle ab.)

Der Vorhang fällt.

Ende des dritten Akts.

(Ein groſſes Getümmel unter den Zuſchauern, einige weinen, andre lachen, andre nieſen aus Verlegenheit.)

Pierrot. Um Gotteswillen wer hält mir den Kopf, oder wer legt mir einen eiſernen Band um, damit er nicht zerſpringt?

Scävola. Auszuhalten iſt es nicht, das iſt gewiß. Seht Leute, wir ſitzen hier als Zuſchauer und ſehn ein Stück; in jenem Stück ſitzen Zuſchauer

schauer und sehn ein Stück und in diesem dritten wird denen dreifach verwandelten Akteurs wieder ein Stück vorgespielt.

Wachtel. Ich habe nichts gesagt, aber um nur zur Ruhe zu kommen, hätte ich mich gern aus meinem jetzigen Zuschauerstande in die letzte versificirte Comödie als Akteur hineingeflüchtet. Je weiter ab vom Zuschauer je besser.

Der Andre. Nun denkt Euch Leute, wie es doch möglich ist, daß wir wieder Akteurs in irgend einem Stücke wären und einer sähe nun das Zeug so alles durcheinander. In diesen Umständen wären wir nun das Erste Stück. Die Engel sehn uns vielleicht so, wenn uns nun ein solcher zuschauender Engel betrachtet, müßte es ihm nicht möglich seyn, verrückt zu werden?

Wachtel. Warum nicht? Aus solchen Engeln, denen so etwas menschliches begegnet, werden wir Menschen vielleicht nachher gemacht.

Scävola. Besonders solche Dichter, die dergleichen Zeug schreiben, denn dazu wird man doch hoffentlich die schlechtesten aussuchen.

Rondo.

Freilich hängt alles in der Welt zuſammen, aber auf eine ſo wunderliche Weiſe, daß man im Unzuſammenhange mehr Ordnung antreffen könnte. Einer iſt der Zuſchauer und Beurtheiler des andern und doch ſind wir alle nichts als Schauſpieler. Ich haſſe eigentlich die Nutzanwendungen und mit Recht, und darum will ich abbrechen.

Wenn man ſich die ganze Welt als ein Schauſpiel denken ſoll (wie denn viele Schriftſteller dieſe Forderung gethan haben), ſo iſt es ſchwer zu beſtimmen, in welcher Manier das Stück geſchrieben iſt; am meiſten ſcheint es mir noch an die modernen Opern zu gränzen, an jenes poem unlimited, welches jetzt alle Welt ſo ſehr entzückt. Tragödie iſt es unmöglich, Comödie eben ſo wenig. Ich will damit nicht behaupten, daß es uns nicht oft zum Mitleid, noch öfter zum Lachen bewege. — Uns! — O liebe Unwiſſenheit! ſind wir denn nicht alle närriſcherweiſe hineinverflochten? Es iſt, als wenn ein einzelner Ton über ein Muſikſtück urtheilen wollte, ein Wort in einer Abhandlung über die vorhergehenden und nachfolgenden.

Am bequemsten ist es, das Denken ganz aufzugeben, und das thun auch die meisten, ohne daß sie es wissen. Wer mit Vernunft die Vernunft verachtet, ist im Grunde wieder dadurch vernünftig.

Von Banks Versen sagte man es sey prose run mad, so ist ein Rondo auch vielleicht ein toll gewordener musikalischer Satz. — Wer kann immer vernünftig seyn! vollends so ein armes Rondo wie ich bin! und das Stück geht mir mit einem gar zu schlechten Exempel vor.

Das meiste in der Welt dient zu nichts, ja man weiß nicht einmahl, wozu die Welt dient. Es ist eigentlich aristokratisch von uns gedacht, daß alles dienen soll.

Adieu, oder lebt wohl. Behaltet für den Dichter einige Geduld übrig. Das Stück mag sich anstellen, wie es will, es muß doch einmahl zu Ende seyn. —

Ihr seht übrigens, wie falsch es ist, wenn man sagt, die Musik sey eine dunkle Kunst und könne keine Ideen ausdrücken. Sie hat aber hier welche ausgedrückt.

Vierter Akt.

Zimmer.

Melpomene. Der Fremde

Fremder. Liebe Frau, wie lange ſind wir nun ſchon mit einander verheirathet?

Melpomene. Gerade vier Wochen.

Fremder. Iſt es noch nicht länger?

Melpomene. Währt dir die Zeit ſo lang?

Fremder. Das gerade nicht. Aber ſolche Ehe iſt doch ein ewiges Einerlei.

Melpomene. Soll ich nun darüber nicht weinen?

Fremder. Du weinſt viel zu viel, wir zanken uns alle Tage und haben in den vier Wochen wenigſtens dreißig Ausſöhnungen gefeiert.

Melpomene. Du betrübſt mich recht von Herzen, du biſt ein leichtſinniger Menſch, ein Menſch, der an meinem Jammer ein Vergnügen findet.

Fremder. O ſo höre doch auf.

Melpomene. Einer, der ungerührt meine Thränen ſehn kann.

Fremder. Hol' doch der Teufel den Apollo! warum hat er dich nicht auf dem Theater behalten?

Melpomene. Ja, ich wollte, ich hätte dich nie mit Augen gesehn.

Fremder. Gut, gut, wär' ich doch nie hieher gekommen!

Grünhelm und Thalia.

Grünhelm. Wir müssen Euch doch einmahl besuchen, Freunde.

Thalia. Wie geht's, liebe Melpomene?

Melpomene. O mein Mann —

Grünhelm. Nun, Doktor, wie steht's?

Fremder. O meine Frau —

Thalia. Ihr seyd doch beständig entzweit und das ist durchaus nicht recht. In Eurem Hause regiert ein beständiges bürgerliches Trauerspiel, und das ist mir etwas Verhaßtes.

Melpomene. Ist es zu ändern?

Thalia. Ihr müßt Euch wieder vertragen; Melpomene, Du mußt nachgeben.

Melpomene. Eher sterben.

Thalia. Daraus wird ja doch nichts, das darf ja schon des frohen Ausgangs wegen nicht geschehen. Warum lebe ich denn mit meinem Manne so glücklich?

Melpomene. Weil du eine Närrinn bist.

Grünbeim Gehorsamer Diener! Also verlohnte es sich wohl gar nicht der Mühe, mit mir glücklich zu seyn?

Melpomene. Schwerlich.

Fremder. Nun Frau, da ist meine Hand, sey wieder gut. Die Scene darf ja doch nicht zu tragisch werden.

Melpomene. Du giebst also zu, daß du Unrecht hast?

Fremder. Nimmermehr!

Melpomene. Nun, Thalia, da siehst du.

Thalia. Auf die Art könnt Ihr nimmermehr zusammen kommen. Wir wollen sehn: der hat offenbar Unrecht, der jetzt nicht zur Versöhnung die Hand bietet, wer dem andern zuerst vergiebt, der hat das meiste Recht. — (Die beiden Eheleute umarmen sich.)

Fremder. O wie ich dich nun wieder liebe! — Wie mein ganzes Herz nur für dich ſchlägt!

Melpomene. Ebenfalls.

Fremder. Ich begreife nicht, wie ich dich ſo habe verkennen können.

Melpomene. Ich auch nicht, mein liebſter Mann.

Fremder. Im Grunde hatten wir beide Unrecht.

Melpomene. Ich geb' es zu.

Fremder. Nun ſo ſey dieſer Tag der Verſöhnung ein Tag der Freude für uns. — Bleibt bei uns, lieben Freunde, und helft uns ein ſo ſchönes Feſt begehn. (Sie gehn ab.)

Ein anderes Zimmer.

Rabe. Seine Gattinn. Wilhelm, (ein Knabe.)

Gattinn. (die mit einem kleinen Mädchen ſpielt.) Sieh, mein trauter Mann, Adelaide lernt ſchon ſpielen.

Rabe. O welche väterliche Geſinnungen, welche liebevolle Empfindungen bei mir erregt werden,

wenn ich so die Fortschritte meiner verehrungswürdigen Kinder gewahr werde.

Gattinn. Mit Recht nennst du sie verehrungswürdig, denn ich verehre sie auch.

Rabe. Giebt es etwas Schöners, als zu den Eltern zuzuhören?

Gattinn. Gewiß nicht, man ist immer nur noch ein Narr, so lange man keine Kinder hat.

Wilhelm. Lieber Vater, wozu ist aber das Buchstabiren nütze?

Rabe. Höre doch, liebe Gattinn, die philosophische Frage des allerliebsten Kindes! — Komm her, Junge, dafür muß ich dich tüchtig küssen. — O Kind, du wirst gewiß mit der Zeit ein ganzer Kerl werden. Zweifelst du schon jetzt an dem Nutzen des Buchstabirens, was wirst du erst in deinem dreißigsten Jahre thun?

Gattinn. Er ist gar zu klug für sein Alter. Wenn es ihn nur nicht angreift!

Rabe. Geh mein Kind, mach dir jetzt ein Spiel zurecht, du hast nun heute schon zu viel gearbeitet. Hörst du? du mußt dich nicht zu sehr anstrengen, sonst wirst du krank.

Gattinn. Du bleibſt auch nicht ſo hübſch, wie Du biſt, du wirſt dann ganz häßlich.

Wilhelm. Spiele mit mir, Vater, da ſind die Karten, nun baue mir ein Haus.

Rabe. Ich habe zu thun, mein Sohn.

Wilhelm. Du ſollſt aber.

Rabe. Nimm vernünftige Gründe an, mein Kind, ich habe wirklich keine Zeit. Das Geſchäft iſt dringend.

Wilhelm. Ich will es aber.

Rabe. Mein Sohn, wenn ich nicht beſchäftigt wäre und ich wollte dann nicht mit dir ſpielen, ſo könnteſt du mir gegründete Vorwürfe machen. Aber ſo —

Gattinn. So ſpiele doch nur mit ihm, du ſiehſt ja, daß er weint.

Rabe. Nun ſo komm, Wilhelm, weine nicht. Die Arbeit hat im Grunde auch noch Zeit, und kann warten. Aber ſey auch hübſch artig nun, Du ſiehſt ja, daß ich Dir Deinen Willen thue.

Gattinn. Ich laſſe ja auch die Wirthſchaft liegen, um meine Adelaide auszubilden.

Rabe. Haſt Du ſchon die neuſte Schrift für Mütter geleſen, Eliſa?

Gattinn. Nein, mein Kind.

Rabe. Das mußt Du ja nicht verſäumen, das Buch enthält ganz unvergleichliche Beobachtungen.

Wilhelm. Wenn Du was bauen willſt, Vater, ſo mußt Du auch die Gedanken dabei haben und nicht andre Sachen reden.

Gattinn. Ein allerliebſter Junge. — Sieh, Adelaide, ſo wirft man in die Höhe. Das heißt werfen, mein Kind.

Rabe. Wie ſich doch ſeit der Regierung des jetzigen Apollo unſre Sitten verfeinert haben! Wie ſchlecht wurden wir erzogen, Eliſa!

Gattinn. Ja wohl, ſo rauh und barbariſch, wir mußten vor unſern Aeltern Reſpekt haben! — Als wenn nicht die Aeltern bloß der Kinder wegen da wären!

Rabe. Wir ſind ja nur Nebenſache und ſie ſind die Hauptſache.

Gattinn. Die vielen Kinderſchriften haben doch eine vortheilhafte Revolution zu wege gebracht.

Rabe. O was werden unſre Kinder auch für göttliche Menſchen werden!

Gattinn. Man wird ſie ohne Zweifel in Kupfer ſtechen.

Rabe. Wir werden uns vor Freude, die wir an ihnen erleben, gar nicht zu laſſen wiſſen. — Lange regiere unſer Apoll!

Gerichtsſaal.

Scaramuz. Räthe.

Scaramuz. Meine Herren, Sie ſind doch noch immer überzeugt, daß ich mein Land glücklich mache?

Rath. Durchaus, Ihro Majeſtät können gar nicht anders.

Scaramuz. Nun, das iſt mir lieb. Wir müſſen nur unermüdet fortfahren, die Sitten des Landes umzuarbeiten. Alle ehemalige Barbarei muß man mit Stumpf und Stiel ausrotten, davon muß kein Gebein übrig bleiben.

Rath. Allerdings, man muß nicht nur das aufgeſchoſſene Unkraut ausjäten, ſondern auch ſo-

gar nach dem kleinen ſehn, damit nichts zur Saat ſtehn bleibe.

Scaramuz. So iſt auch mein Wille. Das Verfeinern und Cultiviren der Leute kommt doch ſo ziemlich in den Gang. — Jetzt laßt die Parteien vortreten.

Ein Schriftſteller und ein Leſer (treten auf)

Scaramuz. Was wollt Ihr?

Leſer. Herr König, ich habe eine groſſe und gegründete Klage über den Mann da zu führen. Er iſt nämlich eine Perſon, die Bücher in den Druck giebt, und ich bin derjenige, der ſie nachher leſen muß. Nun find' ich es ſehr natürlich, daß ich zu ihm ſagen kann: ſehr mein Herr, ſo und ſo müßt Ihr die Bücher einrichten, dann gefallen ſie mir beim Leſen. Und das will er nicht.

Scaramuz. Aber Kerl, warum nicht?

Schriftſteller. Ihro Majeſtät geruhen nur zu bemerken, daß der Menſch keinen Geſchmack hat, und daß er ſchlechte Bücher von mir verlangt. Darin kann ich ihm doch unmöglich willfahren.

Scaramuz. Aber warum nicht, da es ihn doch am Ende trift, daß er dein Geschreibe lesen muß? Du sollst also den Geschmack haben, den er von dir verlangt. Ich sehe wohl, du bist ein eigensinniger Bursche, gehe hin und bessere dich. —

(Schriftsteller ab.)

Leser. Ich danke für gütige Resolution.

Scaramuz. Aber Ihr Narr, braucht ja nur nicht zu lesen, so ist ja der Handel mit einemmale aus.

Leser. Nein, gnädigster König, das kann ich nicht lassen, weit eher das Tobackrauchen. Lesen ist mein einziges Vergnügen und bildet mich und klärt mich auf.

Scaramuz. Versteht Ihr auch alles, was Ihr lest?

Leser. Das meiste wohl, und wenn ich einmal den Weg unter meinen Füßen verliere, so denke ich immer, Gottes Güte wird auch das wohl zu meinem Besten lenken.

Scaramuz. Geht und fahrt so fort, denn Ihr habt einen guten Glauben. (Leser ab.) — Habt Ihr

die Wiſſenſchaften wohl ſchon in ſolchem Flore geſehn?

Rath. Niemalen.

Aulicus und Myrtill (kommen.)

Scaramuz. Was giebt's? Redet?

Aulicus. Mein König, wir ſind Schäfer, was man ſo ſchlechtweg Schäfer zu nennen pflegt, aber Schäfer im weiteſten Sinne des Worts, denn wir halten uns auch etliche Kühe.

Scaramuz. Iſt das Eure Klage?

Aulicus. Nimmermehr, je da müßten wir ja wohl rechte Erzſümper ſeyn, wenn wir darüber klagen wollten. Nein, im Gegentheil, wollte der Himmel, wir hätten nur mehr.

Scaramuz. Kommt zur Sache.

Myrtill. Gevatter, laßt mich das Wort führen, ſonſt muß ja der König wie ein Narr da ſtehn. Verſtehe mich, Herr König, und wenn Ihr den Mann da bis übermorgen reden ließet, ſo würde er doch nicht zur Sache kommen. Er iſt mein Gevatter, und ſonſt ein guter Mann, aber das müſſen ihm ſelbſt ſeine Feinde im Grabe nachſagen, daß er

das Maul immer vorn weg hat. Es ist ein Erbschaden an ihm.

Scaramuz. Was wollt Ihr denn Leute? Ich verliere die Geduld.

Myrtill. Nimmermehr, Herr König, denn wir haben sie auch verloren, und das gäbe so ein schlimmes Suchen. Wißt Ihr, Herr König, was Scheeren ist?

Scaramuz. Dumme Frage! wie sollt' ich dann das nicht einmal wissen?

Myrtill. Nun also, so haben wir schon den Proceß beinahe gewonnen. Die Schafe werden nämlich von uns geschoren, und das ist gut und löblich, denn dazu sind sie da. Wir haben das auch immer bis jetzt redlich beobachtet, aber nun soll sich das Ding umkehren, denn die Schafe haben gegen uns rebellirt.

Scaramuz. Wie so?

Myrtill Es ist so weit gekommen, daß sie verlangen, wir sollen uns zur Abwechslung auch einmal scheeren lassen.

Scaramuz. Was haben sie für Gründe?

Myrtill. Sie haben ordentlich einen Anwald

angenommen, der ſich unterſteht, ihre Sache in Schuz zu nehmen.

Scaramuz. Laßt ihn kommen.

Grünhelm (tritt auf.)

Scaramuz. Sieh da, Grünhelm! Biſt Du derjenige, der da behauptet, dieſe Schäfer müßten ſich von ihren Schafen raſiren laſſen?

Grünhelm. Allerdings, durchlauchtiger Apollo.

Scaramuz. Aus welchen Gründen?

Grünhelm. Erſtlich haben ſie es den Schafen ſo oft gethan, daß es nun zur Abwechſelung wohl einmal mag umgekehrt werden. Sie haben von den Schafen ſo viele Wohlthaten genoſſen, daß es ja nur ein unbedeutendes don gratuit iſt, was die armen Thiere jezt von dieſen hartherzigen Schäfern verlangen; wahrlich, ich wollte mich nicht um eine ſolche Kleinigkeit ſchlachten und ſcheeren und hudeln laſſen. Denn werden ſie es auch zweitens nachher viel beſſer einſehen, was es auf ſich habe, geſchoren zu werden, ſie werden dadurch gegen die Schafe mitleidiger und dankbarer werden. Ich will ſie bloß zur Tugend anführen.

Scaramuz.

Scaramuz. Du haſt Recht. Schäfer, Ihr habt Euren Prozeß verloren, geht und unterwerft Euch dem Willen Eurer Untergebenen. (Die Schäfer ab.) — Sie werden zum allgemeinen Beſten geſchoren, die Spitzbuben, und wollen ſich noch beklagen!

Grünhelm. Der Egoismus, Herr Apollo, iſt ſehr ſchwer aus dem Menſchen zu vertreiben.

(Sie gehn ab.)

Das Meer.

Ein Kriegsſchiff segelt vorüber. Pantalon der Admiral auf dem Verdecke mit Soldaten.

Pantalon. Ihr meine lieben Soldaten, heut muß das Seegefecht nothwendig vorgenommen werden, denn der Wind iſt uns überaus günſtig. Auch können wir uns nicht länger halten, weil uns der Proviant ausgeht.

Ein Soldat. Soll es ein ſcharfes Seegefecht werden?

Pantalon. Wir fechten bis auf den letzten Mann. Und daß nur keiner zu deſertiren gedenkt!

Soldat. Davor soll uns Gott behüten.

Pantalon. Der fremde Admiral kann unmöglich Stand halten, denn seine Flotte ist viel schwächer, er wird sich ergeben müssen, und dann fahren wir im Triumph nach Hause.

Soldat. Wenn nur keiner von uns dabei umkömmt!

Pantalon. Da muß man nun schon die Augen zudrücken, und fünfe gerade seyn lassen, denn das steht nicht zu ändern.

Soldat. Aber wen's trift, der hat doch den Schaden.

Pantalon. Sprich beherzter, sonst bist Du ein erbärmlicher Soldat. (Sie fahren vorbei, die übrige Flotte folgt ihnen.)

Ein andres Kriegesschiff tritt auf. Harlekin als Admiral. Soldaten.

Soldat. Soll heut die Bataille vorgenommen werden?

Harlekin. Wenn Ihr es meint, Leute, so wollen wir drau, einmal muß es ja doch seyn, und so ist es immer besser, heute als morgen.

Soldat. Wir haben die Flinten schon alle geladen.

Harlekin. Das ist Recht Kinder, und im Gefecht nur nicht den Muth verlorren! bedenkt, daß Ihr doch irgend einmal sterben müßt, und daß Ihr hier auf der See für's Grab nichts auszugeben braucht.

Soldat. Ganz gut, ich wollte der Feind wäre erst da.

Harlekin. Ist die ganze Flotte beisammen?

Soldaten. (von den andern Seiten.) Ja, Herr Admiral.

Harlekin. Nun stellt Euch in Schlachtordnung. Marsch! links um! — So! — wir müssen dem Feinde den Wind abgewinnen, wir müssen nicht saumselig seyn, denn auf unsre Behendigkeit kömmt alles an.

Pantalon (tritt mit seiner Flotte auf.)

Pantalon. Sieh, da ist ja die feindliche Flotte. Nun, es ist mir recht lieb, so brauchen wir doch nicht länger die Hände in den Schooß zu legen.

Schießt nur drein nach den Matrosen, lieben Leute, wenn sie so oben in den Masten herumklettern.

Harlekin. Macht den Angriff.

(Es wird geschossen, die Kanonen donnern, viel Rauch, die Schiffe gerathen aneinander, ein paar fallen um, das Meer schwimmt von todter Soldaten.)

Pantalon. Es ist ein heißes Gefecht.

Harlekin. Nun wollen wir das Admiralschiff entern. (er steigt mit seinen Soldaten bei Pantalon an Bord.)

Pantalon. Was ist das? — Ei, den Teufel, das gilt nicht! das gilt nicht! — das ist gegen alle Kriegsmanier! — Harlekin, das gilt nicht! das gilt nicht!

Harlekin. Warum soll's nicht gelten? Ich habe nun den Krieg gewonnen.

Pantalon. Das ist ganz was neues, das ist gegen alle Abrede.

Harlekin. Ei was, im Kriege gelten alle Vortheile.

Pantalon. Nein, Herr Narr, das soll nimmermehr seyn. Ich will die alte Manier behaupten. (sie ringen mit einander, Pantalon fällt ins Wasser.) Hülfe! Hülfe!

Harlekin. Nun haben wir den glorreichſten Sieg davon getragen.

Der Direktor Wagemann kömmt als Neptun aus der Tiefe des Meers.

Wagemann. Wer macht auf meinem Schauplatz ſolch Getöſe?

Pantalon. Da bin ich ins Waſſer gefallen, Herr Wagemann, und habe die Seeſchlacht verloren.

Wagemann. Hier ſchwimmt ja alles voll Soldaten. Kerls, ſtellt Euch doch auf Eure Beine, was ſchwimmt Ihr denn?

(Die Soldaten ſtehn aufrecht und gehn ans Ufer.)

Pantalon. Helft Ihr mir denn nicht, Herr Direktor?

Wagemann. Steige unverzagt hier in meinen Wagen hinein, wir wollen nachher Deine Kleider trocknen.

Pantalon. Das war ein grauſames Meer treffen. (er wird ans Ufer gefahren.)

Harlekin. Wir können nun auch ausſteigen, denn der Triumph iſt unſer.

Pantalon. Herr Neptun! ich habe in der Hitze der Schlacht meine kostbare Admiralskappe verloren, wie soll das werden?

Neptun. Ich will in den Grund des Meers hinunter fahren, und sie suchen. (er geht unter.)

Harlekin. Soldaten, steigt ans Land. (sie steigen alle ans Land.)

Pantalon. Zwei von meinen Schiffen sind in den Grund gebohrt, der Schaden ist ganz unersetzlich.

Neptun. (aus dem Meere.) Hier ist die Mütze, Pantalon, nehmt sie künftig besser in Acht. Ihr seyd überhaupt liederliches Gesindel, es liegen da noch sehr viele Theaterrequisite herum, wer hat am Ende den Schaden davon, als ich?

Pantalon. Bei einer Bataille kann man nicht so haarscharf auf alles Acht geben.

Scaramuz (mit Gefolge.)

Scaramuz. Ich habe lange keinen so angenehmen Spatziergang gemacht. — Was ist das da?

Schatzmeister. Das Meer, mein König.

Scaramuz. Das Meer? — sieh, ich habe in meinem Lande ein Meer, und weiß kein Wort davon. — Und wer seyd Ihr?

Harlekin. Euer getreuster Unterthan, der Admiral Harlekin, der so eben den großen feindlichen Admiral Pantalon überwunden hat.

Scaramuz. Ich weiß von Euch allen nichts. Also hat meine Flotte den Sieg davon getragen?

Harlekin. Allerdings.

Scaramuz. Aber Kerls, warum sagt Ihr mir von dem allen nichts, daß dergleichen in meinen Staaten vorgeht?

Schatzmeister. Es wäre schädlich, wenn Ew. Majestät für alles sorgen wollte.

Scaramuz. Nun das hat seine Richtigkeit. Und Du da bist also mein Feind?

Pantalon. Ihnen aufzuwarten, mein König.

Scaramuz. Bei welchem Könige dienst Du denn?

Pantalon Ihro Majestät, ich habe den Namen vergessen, und der thut ja doch auch nichts zur Sache. Jeder Mensch hat seine Feinde, und so geht es Ihnen auch, genug, wir sind besiegt,

und die Ruhe in Ihrem Reiche iſt wieder hergeſtellt.

Scaramuz. Was iſt denn das für ein Kerl da, in der See?

Ein Soldat. Das iſt der Meergott, Neptun.

Neptun. Herr Scaramuz, Sie vergeſſen ſich zu ſehr, muß ich Ihnen ſagen. Ihr Hochmuth überſteigt beinahe alle Gränzen. Kennen Sie mich, Wagemann, Ihren Direkteur nicht mehr?

Scaramuz. Ich erinnere mich ganz dunkel eines ſolchen Namens.

Neptun. Ich habe Ihnen zu befehlen, mein Herr.

Scaramuz. Mir zu befehlen?

Neptun. Nun, warten Sie nur den letzten Akt ab, ſo ſollen Sie es ſchon gewahr werden, ich mag jetzt das Schauſpiel nicht ſtören, aber ich bin im Stande, ſo gebe Ihnen den Abſchied.

Scaramuz. Mir den Abſchied? Einem Könige den Abſchied? Nun hört nur Leute, welche revolutionäre Geſinnungen der Waſſernix da von ſich giebt. Mein Herr Neptun, oder wer Sie

ſeyn mögen, ich verſpreche Ihnen, daß Sie gar keinen letzten Akt erleben ſollen.

Neptun. Wir ſprechen uns ſchon wieder.

(geht unter.)

Scaramuz. Wo iſt der Kerl geblieben?

Schatzmeiſter. Er iſt verſunken.

Scaramuz. Wie kömmt das?

Schatzmeiſter. Vermöge der Maſchinerie.

Scaramuz. Der Kerl, der Maſchiniſt, iſt doch an allen Dingen in der Welt Schuld, er hat mir heut ſchon unſägliche Leiden erregt. — Maſchiniſt hierher!

Der Maſchiniſt (kömmt aus der See.)

Maſchiniſt. Was giebt's Herr Scaramuz?

Scaramuz. Du läſſeſt ja die Leute verſunken, wie ich höre.

Maſchiniſt. O ja mein König, wenn es das Stück erfordert.

Scaramuz. Immer hör ich von einem Stücke reden. Mir haſt Du noch nie das Vergnügen gemacht, daß ich verſunken wäre.

Maschinist. Es hat auch nichts davon in Ihrer Rolle gestanden.

Scaramuz. So? Aber mit einem Gewitter bist Du mir zur Last gefallen, das mir äußerst fatal war? — Jetzt will ich einmal untergehn.

Maschinist. Bemühen Sie sich nur zu mir in's Meer herein.

Scaramuz. In's Meer? Ja, daß ich Dir doch traute, ich könnte am Ende gar versaufen. Das Meer ist keines Menschen Freund.

Maschinist. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen mit der größten Sicherheit untergehn.

Scaramuz. Ich will aber lieber hier auf dem Trocknen versinken.

Maschinist. Mein König, dort sind keine Fallthüren angebracht.

Schatzmeister. Thun Sie's immer dort in der See, es hat wirklich keine Gefahr

Scaramuz. Nun, auf Eure Verantwortung, Leute. Wenn ich sterbe und es wird aus Euch eine Republik, so habt Ihr den größten Schaden davon. (er geht in's Meer und versinkt. die übrigen gehn ab.)

Scävola. So eine Meerſchlacht iſt doch etwas Grauſames.

Der Andre. Man glaubt es vorher nicht ſo, bis man es ſelber mit Augen ſieht.

Wachtel. Die Römer hatten auch ſolche große Schauſpiele gern.

Pierrot. Was ich zu tadeln habe, iſt nur, daß in ſolchen Scenen immer viel Waſſer ſeyn muß.

Der Andre. Es hat bis jetzt noch keiner die poetiſche Schwierigkeit überwunden, eine Seeſchlacht ohne Waſſer zu machen.

Pierrot. Und das wäre doch die eigentliche wahre Kunſt.

Der Andre. Die Oerter wechſeln überhaupt in dem Stücke zu oft. Die Einheiten mangeln.

Feld.

Apollo. Admet. Alceſte.

Apollo. Aber warum duldet Ihr alles mit dieſer feigen Unterwürfigkeit?

Admet. Was ſoll ich thun? — Meine ganze Seele empört ſich dagegen, aber er iſt zu mächtig.

Alceſte. Die Nothwendigkeit lehrt uns, mit Dingen vertraut zu thun, die wir ſonſt nicht einmal in der Ferne dulden konnten.

Apoll. Nehmt Eure königlichen Geſinnungen wieder an, verſammelt Eure ganze Macht und thut offenbaren Widerſtand. Glaubt mir, man hat ſchon dadurch Stärke, daß man ſich welche zutraut.

Admet. Du ſprichſt gut, Schäfer, wer hat Dich das gelehrt?

Apoll. Braucht man das zu lernen? Ihr ſeyd viel zu zahm, vertraut Euch ſelber, bedenkt, was Ihr geweſen ſeyd und noch ſeyn könnt, wenn Ihr nur wollt, geht, wir ſehn uns bald wieder.

(Admet und Alceſte gehn.)

Aulicus und Myrtill.

Apoll. Was fehlt Euch? Ihr ſeht ſo verdrüßlich aus.

Aulicus. Hol der Henker Eure ganze Cultur, ſie hat uns ſchlechte Dienſte geleiſtet.

Apoll. Wie ſo?

Aulicus. Seht uns nur an. Unſre ſchönen

Bärte hat man uns gänzlich weggeschnitten, wir sind gar nicht mehr, was wir waren. Und das ist auf Befehl unsers Königs und unsrer Schafe geschehn.

Apoll. Warum leidet Ihr dergleichen?

Myrtill. Die Uebergewalt und dann, wie gesagt, Eure Bildung, zu der Ihr uns verführt habt. Es kam uns selber ganz vernünftig vor, und das ist eben das Nachtheilige bei der Vernunft, daß sie einen zu so dummen Sachen verführt.

Apoll. Ihr hättet Euch widersetzen sollen.

Myrtill. Keiner will der erste seyn, weil er sich vor Schaden fürchtet; man wird geschoren, macht ein krummes Maul und denkt hernach, nun war's doch vorbei.

Apoll. Eure sclavische Gesinnung, nicht die Gewalt, ist also Ursach, daß ihr unterdrückt werdet, weil Ihr das Schimpfliche gern duldet, um nur der Gefahr zu entgehn. —

Die Vorigen. Mopsa. Phillis.

Apoll. Schäfer und Ihr Schäferinnen, ich muß Euch jetzt verlassen, wir sehn uns bald wieder.

Mopsa. Heirathet Ihr denn keine von uns?

Apoll. Ich darf nicht, das Schicksal und die Götter sind dagegen.

Mopsa. Ihr seyd ein Narr. — Nun Myrtill, so muß ich wohl mit Euch vorlieb nehmen, Ihr seyd gebildet und geschoren, und Ihr gefallt mir nun viel mehr.

Julius. Und Du Phillis?

Phillis. Je nun, wenn meine Schwester mir mit dem Beispiele vorgeht, so will ich mich auch mit Dir zufrieden stellen. (die Schäfer ab.)

Apoll. (allein) Ich thue Unrecht, wenn ich Feigheit tadle,
Denn hält mich etwas anders hier zurück,
Als daß ich der Gefahr entweichen möchte?
Wir leben gern in Schande, wenn die Schande
Sich nur mit Sicherheit vermählt, und wie
Kann der verkehrte Sinn die Sicherheit
In dieser so armseligen Ruhe finden?
Wir fliehn vor unsern eigenen Gedanken,
Wenn sie uns rathen, nicht das Joch zu dulden.
Ich will nicht länger diese Ruhe achten,
Lebt wohl ihr Heerden und ihr stillen Fluren,

Ich gehe kühnlich der Gefahr entgegen,
Ich will mein altes Königreich beſitzen,
Wo nicht, auf eine edle Art erliegen.

(geht ab.)

Einſamer Felſen im Meer. Nacht.

Seelmann ein Soldat (oben auf dem Felſen.)

Seelmann. Wie furchtbar hohl das Meer tief unten wallt,
Die dunkle Einſamkeit ertönt vom Klange
Der Meereswogen, die der Wind bewegt;
Warum bin ich allein zurückgeblieben
Da alle aus der Schlacht gerettet ſind?
Nun harr' ich ſchon ſeit lange auf dem Felſen,
Ob meine Augen nicht ein Schiff entdecken,
Das von der öden Klippe mich erlöſe.
Du hellgeſtirnter Himmel, der mein Leiden
Schon oft geſehn, oft mein Gebet gehört,
Laß endlich die Befreiungsſtunde kommen.
Das wilde Meer iſt taub und unerbittlich,
Es ſendet keinen Menſchen mir zur Hülfe,

Kein Fischernachen schwimmt herbei, ach kein
Zerbrechlich Fahrzeug, ja ich möchte mich
Dem Brette, einer Stange anvertrauen
Die Fluthen durchzuschiffen, mich zu retten.
Ach wer noch nie die Einsamkeit empfand,
Wen seine Freunde niemals noch verließen,
Ja wer auch ohne Freunde unter Menschen
In der lebendgen Welt sich mit bewegt
Wie ist er zu beneiden! — Furchtbar klingt
Der Zug von Wasservögeln über mir.
Wie grausenhaft dehnt sich die Dunkelheit
So tief hinaus und dämmert ungewiß
Vom Widerschein der Sterne in der Fluth;
Bald spricht die Welle wie mit Menschenstimmen
Und höhnet leidhaft so mein einsam Leiden;
Bald sieht mein schwindelnder Blick in grauer Ferne
Ein Land so wie in Wolken stehn, mit Herden,
Mit Bäumen ausgeschmückt, und meine Sehnsucht
Vernimmt ein Waldgeräusch, der Aexte Klang
Die Bäume fällen, dann vergeß' ich manchmal,
Daß diese Klippe meine Heimath ist. —

(Die Sonne geht auf.)

Mit welcher Wonne füllt mich dieser Blick

An

An jedem Morgen: furchtbar majeſtätiſch
Ergießt aus allen Quellen ſich das Meer
Der purpurrothen Fluthen, goldne Schimmer
Entſprühen funkelnd aus dem tiefen Abgrund,
Die Wogen klingen bis zum Grund des Meeres
Geheimen Lobgeſang, die Adler ziehn
Aus ihren Neſtern über's Meer dahin,
Und fliegen mit dem Gruß der Sonn' entgegen.
Was iſt der Menſch, daß er um Leiden jammert?
Wer ſieht die Allmacht, die mit goldnen Flügeln
So unermeßlich in die Welt hineinragt,
Und denkt an ſich? hinweg, du kindiſch Zagen!
Mein Geiſt fliegt mit den Adlern, ſich zu baden,
Zu trinken aus dem Morgenroth, das Meer
Schlägt jauchzend höher, jede Wege taumelt
Vor Freude und Entzücken; armer Menſch,
Willſt Du allein in voller Herrlichkeit
In Deinem Innern nur die Leere fühlen? —
Was ſeh ich? blendet mich der trunkne Blick?
Ein majeſtätiſch Schiff auf ferner Woge?
Hierher! hierher! bemerkt dies weiße Tuch,
Das in dem kühlen Morgenwinde flattert!

(er winkt durch Zeichen.)

Ein Boot wird ausgesetzt! — sie nahn, sie kommen, —
Schon kann ich Menschen unterscheiden, — welch
Gefühl gleicht meiner Freude? — O willkommen!

(Ein Boot mit Matrosen rudert heran.)

Erster Matrose. Sieh, wie der Kerl da oben am Felsen klebt.

Zweiter Matrose. Bis jetzt ist es uns noch nie gelungen, einen solchen Vogel auszunehmen.

Erster Matrose. Steig' herunter Mensch!

Seelmann. (herunterkletternd.)

O Freude! Freude!
Nach langem Leide,
Seh' ich die lieben Brüder
Die Menschen wieder!

Zweiter Matrose. Höre nur, er singt ordentlich.

Erster Matrose. Er hat sich hier in der Einsamkeit wohl aufs Singen legen müssen.

Seelmann. (im Boot.) O Leute, ein ganzes Buch will ich schreiben,
Das soll jedem Leser die Zeit vertreiben,
Von allem, was ich auf dem Felsen gelitten,

Wie manche Noth ich hier bestritten,
Was ich von der Einsamkeit ausgestanden,
Und wie mich endlich Menschen wiederfanden.

Erster Matrose. Es ist wohl sehr einsam da oben.

Seelmann. Freunde, Ihr glaubt's nicht, wenn man's auch erzählt
Wie sehr es an guter Gesellschaft fehlt;
Man ist nur immer mit sich allein,
Da mag der Henker lange verständig seyn.
Man lebt hier beinahe wie auf dem Land,
Keine Neuigkeit kömmt einem zur Hand,
Von Maskeraden schweig' ich nun gar und von Bällen,
Die einzige Unterhaltung sind die Meereswellen;
Ja vernehmt Ihr erst alle meine Klagen
Was, Freunde, werdet Ihr dann wohl sagen?
In dieser weiten Ferne konnt' ich den Soufleur nicht spüren,
Und doch mußt' ich einen großen Monolog recitiren.

Erster Matrose. Nun, Ihr seyd doch jetzt gerettet, wir wollen also nur fortfahren.

(sie fahren ab.)

Scävola. Ein ſolcher Robinſon iſt immer eine ſehr unglückliche Perſon.

Der Andre. Ich habe noch nie über die Schrecken der Einſamkeit ſo nachgedacht.

Wirthshaus.

Der Wirth. Anne.

Wirth. Von unſerm Fremden haben wir doch gar nichts weiter gehört.

Anne. Es war ein ſehr unintereſſanter Menſch.

Wirth. Wußte dabei gar nichts einmal von den ſimpelſten dramatiſchen Regeln, verwunderte ſich über alles. Es iſt recht gut, daß er kein Fürſt oder dergleichen war, denn da er die Ars poetica nicht ſtudirt hatte, wäre er gewiß aus ſeinem Charakter gefallen.

Anne. Habt Ihr nun Euren Charakter auch daher, Vater?

Wirth. Eigentlich wohl nicht, denn die Wirthe ſind dort nicht ſo namentlich mit aufgeführt, und ihnen geſagt, wie ſie ſich betragen ſollen; aber ich habe nur aus allen meinen Erfahrungen eine Art von

Theorie zusammengesetzt, so daß ich doch nicht leicht irren kann.

Anne. Wie fangt Ihr's nun an?

Wirth. Das Hauptsächlichste, worauf ich zu sehen habe, ist, daß ich nicht unnatürlich werde. Das ist die Hauptsache, mein Kind, alles andre giebt sich schon eher. Ich muß also allen Schwulst vermeiden, alle poetischen Ausdrücke, ich darf nicht zu verständig sprechen.

Anne. Also daran liegt's? Habe ich doch immer nicht gewußt. — —

Wirth. Ja, ja, wer kann gegen seine Bestimmung? Es ist nun einmal so angenommen; es hat mich Mühe genug gekostet, mich gehörig einzurichten, und es wurde sonst doch zuweilen Klage geführt, daß der Dichter manchmal aus mir herauskuckte. Es ging mir einigemal wie dem Midas, der seine lange Ohren durchaus nicht verbergen konnte. — Sieh, jetzt bin ich nun zum Beispiel recht eklatant aus meinem Charakter herausgefallen. — Wie kann ein Wirth eine gelehrte und witzige Anspielung auf den Midas machen! Außer, es müßte denn vorher sehr weitläuftig mo-

tivirt und präparirt seyn, man müßte erfahren, der Wirth habe einer vorzüglich guten Erziehung genossen, er habe sogar die Alten gelesen, und sey nur durch wunderliche Zufälle dahin gekommen, ein Wirthshaus zu halten. — Das mit dem Midas war nur wieder der Dichter, der aus mir hervorkuckte. Es ist doch ein verfluchter Fehler, den ich an mir habe.

Anne. Sollte der Dichter aber wohl darauf kommen, seine Weisheit oder seinen Witz mit Eselsohren zu vergleichen? Ich denke doch immer, daß Ihr das selber erfunden habt.

Wirth. Es ist doch wenigstens unwahrscheinlich, und das darf nicht seyn.

Direktor Wagemann (kömmt.)

Wagemann. Ihr Diener, kennen Sie mich?

Wirth. Je, was sollte ich denn meinen verehrungswürdigen Herrn Direktor nicht kennen? Ganz ergebenster Diener. Wie kommt denn mein schlechtes Haus zu der unverdienten Ehre?

Wagemann. Es ist ein seltsamer Vorfall, der

mich zu Ihnen bringt, aber ich muß wiſſen, ob ich mich auf Ihre Verſchwiegenheit verlaſſen kann.

Wirth. Durchaus, werthgeſchätzter Herr Direkteur.

Wagemann. Sie werden wiſſen, daß ſich unſer Scaramuz der Rolle des Apollo angemaßt hat, und daß er unter dieſem Namen das Land beherrſcht.

Wirth. O ja.

Wagemann. Nun gut. Ich ſah das Ding ruhig mit an, weil es mir im Grunde gleichgültig iſt, wer Apollo genannt wird. Ich ſpiele meine Stücke, wie ſie das Zeitalter mit ſich bringt, und weiter hab' ich mich auch nie darum gekümmert. Ich wollte alſo auch bei dieſer Gelegenheit in dieſen Geſinnungen fortfahren, allein Herr Scaramuz macht es mir unmöglich. Er iſt ſo hochmüthig geworden, daß er mir grob begegnet, daß er ſeine und meine Perſon ganz vergeſſen hat. Ueberdies fürcht' ich noch, daß der Kerl die Idee im Kopfe hat, das Stück gar nicht zu beendigen, damit er nur immer an der Regierung bleiben, und ich ihn nicht abſtrafen kann. Aus allen dieſen Urſachen iſt nun etwas ſehr Großes im Werke.

Wirth. Ich bin begierig.

Wagemann. Es sind sehr viele angesehene Personen, die der Schelm alle beleidigt hat, zusammengetreten, um eine Verschwörung gegen ihn anzuzetteln, und ihn dann mit gewaffneter Hand vom Thron zu stoßen. Ich bin einer davon, und wir haben Ihr Haus, Herr Wirth, weil ich immer ein guter Freund von Ihnen gewesen bin, zur Zusammenkunft der Verschwornen auserwählt.

Wirth. O welches Glück! welches unendliche Glück! Herr Direkteur, mein ganzes Leben reicht nicht hin, um Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen. Das ist mir mehr werth, als wenn Sie mir wöchentlich zwei Thaler Zulage gegeben hätten. O Anne, meine Tochter! so freue Dich doch mit Deinem Vater! mein Haus, diese Stube hier der Sammelplatz der Verschwornen! — Aber kommen sie denn bald? — Nein, so etwas ist noch in keinem einzigen Stück erhört! — Und der Herr Direktor sind darunter, folglich sind es gewiß lauter Männer von Gewicht und Ansehn, keine ordinäre Lumpenverschwornen. — Nein, davon hat man noch in keinem Stücke gehört! in einem Wirths-

hauſe! das kömmt ſelbſt im Abälino nicht vor, ſo gemein es auch darin zugeht. — O Herr Direkteur, laſſen Sie ſich umarmen.

Wagemann. Mäßigen Sie Ihre Entzückungen, lieber Freund, damit unſre Sache nicht vor der Zeit ruchtbar werde.

Poet (kömmt)

Poet. Iſt noch Niemand weiter hier?

Wagemann. Nein Herr Poet.

Poet. So muß der König Admet mit ſeiner Königinn ſogleich kommen.

Wirth. Welche hohe Perſonen nehmen heut unter meinem Dache vorlieb.

Poet. Es wird ein furchtbarer Aufruhr werden. Scaramuz mag auf ſeinem Throne nur feſt ſitzen.

Admet und Alceſte.

Admet. Da ſind wir meine Herren, ich hoffe, ich will auch wieder zu meiner Krone gelangen, die mir der Uſurpator entriſſen hat.

Alceſte. Iſt der Schäfer noch nicht hier?

Poet. Noch Niemand weiter.

Aulicus und Myrtill.

Aulicus. Nun da ſind wir auch, ich denke, wir ſollen ziemlich gute Soldaten abgeben.

Myrtill. Ich will ihm den Poſſen gedenken, und gewiß tapfer drein ſchlagen.

Aulicus. Ja ja, er ſoll auch einmal die Pflichten eines Unterthans empfinden.

Myrtill. Sieh, da drauſen zieht eine ganze große Armee auf. Nun krieg ich erſt rechte Courage.

Wirth. Meine Herren allerſeits, das wird aber ein furchtbarer, blutiger Krieg werden.

Poet. Allerdings, und ich hoffe daß unſre gerechte Sache ſiegen wird.

Der Schriftſteller und Apollo.

Schriftſteller. Da bring' ich den Schäfer, der uns alle aufgehetzt hat.

Apoll. Hier treff' ich ja unſre ganze Geſellſchaft. Nun, meine Freunde, habt Ihr alle Muth zur Unternehmung?

Alle. Ja.

Wirth. O nun wird geſchworen werden! nun

wird geſchworen werden! wie ſich das feierlich machen wird!

Apoll. Nein, keinen Schwur. Unter ſo edlen Männern muß kein Zweifel ſtatt finden. Wer ſich zur Unternehmung nicht groß genug fühlt, der gehe noch jetzt ſchnell nach Hauſe. — Aber es iſt kein ſolcher unter uns. — Und darum will ich mich Euch auch jetzt entdecken — (er wirft die Verkleidung ab.) Ich bin Apollo!

Alle. Apollo?

Apoll. Niemand anders. Erſchreckt nicht, meine Freunde, vor meiner Gottheit, denn im Grunde bin ich doch nur ein Narr, wie Ihr alle, ſelbſt die Götter ſind doch nur Götter, in ſo fern ihr keine ſeyd, und das iſt immer noch blutwenig.

Wirth. Einen Gott in meinem Hauſe zu haben! welche Wolluſt!

Apoll. Hört auf zu erſtaunen, geliebten Freunde, ja ich bin der ächte, weltberühmte Apollo.

Aulicus. (zu Myrtill.) Bauerntölpel! willſt Du wohl den Hut abnehmen?

Myrtill. Man kann ja nicht gleich an alles denken.

Apoll. Nein, bedeckt Euch, lieben Freunde.

Es ist wahr, ich bin etwas Großes, indessen Ihr seyd jetzt meine Freunde, deren Beistand ich brauche. Ich bin ein Mann, vor dem sogar die Rezensenten einige Achtung hegen, ich habe alle Magister zu beschämen, ich bin oft in Stein gehauen, und in dem sogenannten belvederischen Apoll am besten getroffen; mir sind Operntheater und Comödienhäuser gewidmet, daß ich sie nicht alle zählen kann; ich bin oft vor den Musenalmanachen in Kupfer gestochen; ich bin, um mich kurz zu fassen, ein wahrer Teufelskerl. Indessen hat das alles nichts zu sagen, ich weiß, daß wir nicht alle Götter seyn können, es muß auch andre Creaturen geben, und darum wollen wir nur ohne weitre Ceremonien frisch ans Werk gehn.

Alle. Es lebe der majestätische Apollo!

(Alle ab)

Der Vorhang fällt.

Menuetto con Variazioni.

Es sind schon so viele Menuetten gemacht, daß es ordentlich schwer ist, ein neues Thema zu finden. Es ist die höchste Zeit Vernunft in das Stück zu

bringen, da es gleich zu Ende ist; der Schluß ist vielleicht das beste. — Aber könnte man sagen, wäre es nicht zweckmäßiger, wenn dergleichen Zeug gar nicht geschrieben würde? Das höchste was es erreicht, ist, daß es uns den Kopf verwirrt.

Je nun, eine gute Verwirrung ist doch mehr werth als eine schlechte Ordnung.

Variazio I.

Das Neue ist gewiß bei einer Menuet, wie bei allem Vernünftigen ein sehr entbehrliches Prädikat; in recht neumodischen Menuetten kommt man gar leicht aus dem Takte, und das muß man eigentlich nicht. Ob das Schauspiel nicht ganz ohne Takt-Abtheilung mag geschrieben seyn? O wenn es nur erst vorüber wäre! — Aber wozu nur all die Possen und die schlecht angebrachten Ernsthaftigkeiten sollen? Nichts ist durchgeführt, keine Idee hält Stand. Wozu all die Qual, da wir nicht einmal unterhalten sind?

Je nun, so sind wir doch gequält, und das ist vielleicht eine andre und bessre Art der Unterhaltung, die wir nur noch nicht gewohnt sind.

kunst haben, als ich besitze, und ich denke gewiß noch zu niedrig von mir. Bescheidenheit ist mein vorzüglichster Fehler, den ich mir mit der Zeit noch ganz abgewöhnen muß. — Manchmal schwindelt mir vor mir selber, wenn ich meine Größe ermesse, dann möcht' ich den Hofpoeten wohl ein Buch in Dialogen von mir schreiben lassen; aber der Hofpoet schreibt nicht erhaben genug.

Grünhelm (stimmt)

Grünhelm. Mein König, mir fehlt es an Athem.

Scaramuz. Das ist schlimm.

Grünhelm. Grausame, furchtbare, schreckliche Neuigkeiten habe ich vorzutragen.

Scaramuz. Rede Adjutant, ich fange an zu zittern.

Grünhelm. Zittern Sie nur, gnädiger Herr, Ihr Zittern ist gerade am rechten Orte angebracht.

Scaramuz. Nun so sprich nur endlich, ich vergeh' in der Angst, und weiß noch gar nicht, was mir fehlt.

Grünhelm. Die vollkommenste Rebellion ist fertig geworden.

Scaramuz

Scaramuz. Rebellen? — Was willſt Du damit ſagen?

Grünhelm. Ach, und daß ich nun Frau und Kinder habe, daß ich nicht nach Herzensluſt fortlaufen kann!

Scaramuz. Böſewicht!

Grünhelm. Eine Rebellion iſt unterwegs, wie ich ſie noch nimmermehr geſehn habe, ſie wurde ſchon als ein großes Stück beigeſetzt, und iſt nun am Feuer noch mehr aufgequollen, ſie iſt ſehr gut aufgegangen, denn man hat vortreffliche Hefen hineingenommen.

Scaramuz. Was für Hefen? — Du wirſt mich um die presence d'esprit bringen. — Was für Hefen?

Grünhelm. Je nun, die Kerls, die wir nämlich haben ſcheren laſſen; die Ungeheuer ſind nun Rebellen geworden, und rebelliren was das Zeug halten will.

Scaramuz. Nun, was will es denn halten?

Grünhelm. O Ihr müßt die ſprichwörtlichen Redensarten nicht ſo genau nehmen. — O lieber Himmel! wo ſollen wir bei der Belagerung nur Proviant hernehmen?

Scaramuz. Ich will aus dem Parnaß eine Festung machen, wenn ich nur erst wüßte, was es geben sollte.

Grünhelm. Der Apoll will sein Reich wieder haben, Admet steht ihm bei, sie haben eine große Schwadron von Menschen zusammengebracht, und da soll es nun über die armen Unschuldigen hergehn.

Scaramuz. Nennst Du mich einen armen Unschuldigen?

Grünhelm. Ich meine leider mich.

Scaramuz. Wir müssen uns also zum Kriege rüsten. — Nur heran Leute! Generale! Minister! es ist Krieg! Feuer! Feuer!

Generale und Minister versammeln sich. Soldaten mit Trommeln und Fahnen. Der Bäcker und Brauer kommen. Ein Nachtwächter.

Scaramuz. Nachtwächter, blast Feuerlärm. — Geh einer hin, und lasse die Sturmglocken läuten. — Dagegen müssen eiligst Anstalten getroffen werden. — Wißt Ihr's schon meine Herren? das Neuste vom Jahr ist eine saubre niedliche Rebellion.

(Sturmgeläute, Blasen der Nachtwächter, Trommeln.

Scaramuz. Nun hört nur das saubre Lärmen. —

Ja, ja, ſolche Freude hat man vom König ſeyn. — Ihr Leute habt Ihr denn auch Courage?

General. Ohne Zweifel, mein König.

Scaramuz. Nu, nu, ich fragte nur. — Wer wollte auch in ſo betrübten verzweiflungsvollen Zeitläuften nicht Courage haben? — Und denkt nun, auf mich armen unſchuldigen Menſchen iſt es abgeſehn.

Brauer. Herr König, iſt etwa Feuer?

Scaramuz. Ochſenkopf! eine Rebellion iſt ausgebrochen!

Brauer. In welcher Gaſſe?

Bäcker. Kann ſie nicht wieder eingeſperrt werden?

Scaramuz. O liebſte Unterthanen, ſeyd nicht wie das Rindvieh, darum bitte ich inſtändigſt. Bewaffnet Euch, denn der Feind iſt ſchon in der Nähe. Die ganze Macht rückt nämlich heran. — Leute, was machen wir?

Grünhelm. Iſt kein Davonlaufen möglich?

Miniſter. Durchaus nicht.

Scaramuz. Nein, durchaus nicht. — Läßt ſich nicht noch geſchwinde eine Feſtung bauen?

General. Unmöglich, und es ſind auch nicht einmal die Materialien da.

Scaramuz. Sagt einmal — ſollten ſich die Feinde nicht vor dem Teufelsſpektakul fürchten?

General. Schwerlich.

Scaramuz. Fürchte ich mich doch zum Henker! das müſſen ja vermaledeite Feinde ſeyn; müſſen mir nun grade die ſchlimmſten Feinde auf den Hals kommen!

Harlekin (kömmt.)

Harlekin. Mein König, zur See haben wir einen großen Vortheil erhalten.

Scaramuz. Das iſt ja ſchön.

Harlekin. Der Feind hat nämlich gar keine Flotte. Von der Seite wären wir alſo ſicher.

Scaramuz. Ein ſchöner Troſt! — O nur brav Mannſchaften zuſammengebracht! bewaffnet Euch all ihr Leute! — Das iſt mir ſo plötzlich gekommen, daß ich mich kaum zu laſſen weiß. — Brauer, alle Deine Gäſte müſſen fechten. — Ach, welch ein Blutbad wird das geben! — Eine ruhige Regierung iſt doch eine große Gabe. — Sollte der Maſchiniſt wohl wieder Schuld daran ſeyn?

Maſchiniſt. Nein, mein König, denn ich diene ja auf Eurer Seite. Verzagt überhaupt nur nicht,

denn wir ſind an Anzahl den Feinden ſehr überlegen Ich will Donner und Blitz einrichten, und wer auf die Falllthüren tritt, ſoll plötzlich verſinken.

Scaramuz. Das iſt ſchön. Wir müſſen alle Mienen ſpringen laſſen. — Wenn der Krieg erſt ganz vorbei iſt, dann wollen wir uns recht luſtig mit einander machen. — Nu kommt, kommt, wir wollen alle Anſtalten treffen. (Sie gehn ab.

Der Brauer und Bäcker treiben.

Brauer. Wir müſſen uns nun auch nur zum Kriege anziehn.

Bäcker. Es wird wohl nicht anders werden. Wer ſoll aber indeß für die Semmeln ſorgen?

Brauer. Wir wollen ein Dutzend mit in's Feld nehmen, dann iſt es ja gut.

Bäcker. Wie Du's verſtehſt nämlich. — Ich wollte, der Teufel holte den Krieg!

Brauer. Aber ich muß doch nach meinen Gäſten ſehn, und ihnen die ſchöne Neuigkeit melden. (ab.)

Bäcker. Erſtens, das Schießen iſt mir zuwider; zweitens hat der Satan das Pulver erfunden; drittens geht es für den Scaramuz, für den ich keinen Patriotismus habe; viertens iſt Krieg nicht mein

Handwerk; fünftens kann der Beste bei solchem Spaße umkommen; sechstens heirathet mein Geselle nach meinem Tode vielleicht meine Frau; siebentens steht der Galgen auf's Desertiren, — o man findet keinen Grund und Boden, gar kein Ende, wenn man alle Uebel des Krieges herrechnen wollte.

Brauer. (treibt die Gäste hinaus.) Keiner von den Hunden will auf seinen Beinen stehn, da liegen sie alle in den Winkeln und schlafen.

Vierter Gast. Aufzuwecken! vom Schlaf aufzuwecken! mitten aus dem Winkel einen Mann herauszuwecken, der alle Tage sein Geld hier verzehrt hat! nein, das ist zu grob.

Erster Gast. Was giebt's denn?

Zweiter Gast. Er will wieder wollen Kegel spielen.

Brauer. Leute, wir haben Krieg, wir haben Bluthad, die Empörung ist im Schwange gegangen.

Bäcker. Das nun nicht, es ist nichts als simple Rebellion.

Brauer. Ihr mögt wohl selbst simpel seyn.

Bäcker. Wer ist simpel? — Wer hat das Herz, das zu sagen?

Brauer. Ich.

Bäcker. Das soll gestraft werden. Hier, wart' einen Augenblick. (Bäcker und Brauer ab.)

Vierter Gast. Herauszuwecken! es geht zu weit in unsern Tagen! Die Weltbegebenheit hat so was noch nicht erlebt, daß sie ist aus dem Schlummer herausgeweckt worden! keinem verstorbenen Kaiser und Kurfürsten ist das noch nicht begegnet, und mir muß das arriviren! das kann ich nur nicht verdauen.

Dritter Gast. Gevatter, haben wir bald Fastnacht?

Vierter Gast. Religionskrieg haben wir vor's Erste, habt Ihr's denn nicht gehört?

Dritter Gast. Also ist die Gewissensfreiheit wieder zum Teufel?

Vierter Gast. Die totale Mondfinsterniß wird wieder Mode. — Hol der Satan alles, wenn ich nicht mehr frei denken darf.

Erster Gast. Wer will es uns aber wehren?

Vierter Gast. Das wird Dir schon gewiesen werden, wenn die Religion aus der freien Ausübung wieder herauskommt.

Zweiter Gast. Aber ist denn der Antichrist schon unterwegs?

Vierter Gast. Freilich. Nun muß unser Gewissen wieder leiden. Das arme Thier ist kaum ein bischen zu Athem gekommen; um die unschuldige Bestie thut mir's nur am meisten Leid.

Brauer und Bäcker kommen gerüstet heraus.

Bäcker. Nun heran, Brauer, wenn Du Herz hast.

Brauer. O ich warte sehnlichst darauf, Dich umzubringen. (sie fechten.)

Vierter Gast. Seht Ihr, da fängt die Intoleranz schon an, das wird nun bald mehr um sich greifen.

Scaramuz (kommt.)

Scaramuz. Hol's der Henker! da ist ja schon ein Stückchen Rebellion!

Brauer. Halt! ich bin überwunden.

Scaramuz. Worüber seyd Ihr denn uneins?

Brauer. Wir wissen's selber nicht, Herr König, wir brauchen auch Gottlob keine Ursachen dazu; aber genug, daß wir uneins sind.

Scaramuz. Vertragt Euch. — Und Ihr Leute, rühret Euch ebenfalls, Ihr seyd ja meine leiblichen Unterthanen.

Erster Gast. Was sollen wir denn verfechten?

Scaramuz. Narren, den Krieg.

Vierter Gast. Obs gegen den Türken gedient seyn soll?

Scaramuz. Gegen den Feind.

Vierter Gast. Die Beine wollen gewissermaßen nicht stehn, und das ist ein schlimmes Anzeichen.

Scaramuz. Macht Euch fertig, macht Euch fertig, ich habe mehr zu thun. (ab.)

Vierter Gast. Kommt Leute, und überleset die zehn Gebote, oder die sieben Bitten, was Ihr am ersten habhaft werden könnt, und dann laßt uns sogleich in den Krieg ziehn. (ab.)

Brauer. Wir beiden können nun gleich in unsrer Rüstung bleiben. (beide ab.)

Grünhelm. Thalia.

Thalia. Und Du willst Dein Weib, Dein unmündiges Kind verlassen?

Grünhelm. Ja, liebe Frau, es ist nun nicht anders, ich muß. Oder willst Du lieber, daß ich im Kriege umkommen soll?

Thalia. Keins von beiden, sondern Du sollst bei mir bleiben.

Grünhelm. Das acht aber nimmermehr.

Thalia. Nun so versuche wenigstens Dein Heil im Kriege.

Grünbelm. Frau, das geht noch viel weniger.

Thalia. Du willst also Dein Vaterland und mich verlassen? O Du Hartherziger! habe ich Dich darum so geliebet? bin ich Dir darum immer so getreu gewesen? hätt' es mir nicht vielleicht gelingen können, vom Könige geliebt zu werden, wenn mir unsre Ehe nicht im Wege gestanden hätte?

Grünbelm. Sey stille, liebe Frau, der König hat auch vielleicht am längsten gelebt.

Thalia. (niederknieend.) Du hast mich noch niemals weinen sehen, sieh jetzt, wie ich zu Deinen Füßen Thränen vergieße. Laß Dich durch meine flehentliche Bitten zurückhalten! Sind meine Worte zu schwach, so laß die Worte Deines Kindes die Kraft der meinigen vermehren. Erinnere Dich der frohen Stunden, die wir mit einander verlebt haben, gedenke der süßen Hoffnungen, von denen wir uns umfingen. — Soll alles dies nun gänzlich verüber seyn? völlig vereitelt? — Nun, bist Du gerührt?

Grünbelm. Keinesweges, geliebte Frau, ausser gerührt zum Weglaufen und das bin ich, wie gesagt, schon von Natur.

Thalia. Nun so will ich auch kein einziges Wort mehr verschwenden, denn Du verdienst auch nicht das kleinste. Du feigherziger Tyger! so ach denn, ich will schon andre Männer finden, die mich mehr achten werden. (sie geht in's Haus)

Grünhelm. Nun ich sie verlassen soll, fang' ich sie, bei meiner Seele, erst an zu lieben! — (an das Parterre.) Ja, meine Herren, es ist mit mir so weit gekommen, daß ich beschlossen habe, das Theater wieder zu verlassen, denn für den Krieg bin ich durchaus nicht gemacht. Es ist schon eine geraume Zeit her, als ich hier herauf kletterte, und nun stehe ich wieder auf derselben Stelle, im Begriff hinunterzuklettern. — Wundervoar! daß unser Leben einen solchen Kreis durchläuft, der zu Ende ist, ehe wir es uns versehen.

Meine Geehrtesten! sehn Sie, ich bin nun bis zum Selbstmerde gekommen, ich meine, daß ich den Schauplatz wieder verlassen will. Ich hätte nicht geglaubt, daß meine Bestimmung mich dahin bringen sollte. Wer hätte das damals von mir bei der muntern Illumination gedacht, und als ich in der Comödie den Narren spielte? Es ist nicht nur um

mich selber Schade, sondern auch um diesen vortreff lichen Narren, der nun mit mir zugleich untergeht.

Dunkles Land! — Wie ist es jenseit dem Souffleur und diesen Lampen? — Ist es mir doch, als könnt' ich mich leise dieses Zustandes erinnern. — Wie mag es dort unter Euch seyn, Ihr seligen Schatten? Ihr habt doch gewiß alle Eure Narrheiten in der Welt zu Hause gelassen, so wie alle Geschäfte.

Apropos, Narrheiten! — Was haltet Ihr davon? die Menschen halten sehr viel davon und glauben es nicht. Jetzt erst, am Rande des Grabes seh' ich meine Thorheiten vollkommen ein, — und dies vollkommne Einsehn ist nur meine letzte Thorheit! — Wer es vorher wüßte, wie oft ihm der Witz versagte, wie oft eine Posse, die ihm gefällt, keinem andern gefällt, — o wer das vorhersehn könnte, würde nimmermehr ein so langweiliges Spiel anfangen.

Vor meiner Geburt war ich gewiß schon ein Narr, denn sonst hätte mir das Klugwerden nach der Geburt etwas leichter und natürlicher ankommen müssen. — In meiner Kindheit war ich ein Narr und das bedarf keines Beweises. Dann wurde ich

in die Thorheit der Wissenschaften hineingetrieben, und wurde ein ausgemachter Narr, denn ich wurde eitel und hielt mich für einen großen Mann Dann wurde ich ein Zänker, einer der in Händel gerieth und immer schlimm dabei weg kam. Darauf verbesserte ich mich zu einem furchtsamen Narren, ein Zustand, den ich jetzt zum zweitenmale erlebe, und der mir die Gelegenheit verschafft, diese wenige Betrachtungen anzustellen, und das Lied eines armen Sünders in Prosa von mir zu geben.

Doch, daß ich's kurz mache, ich schwang mich über die Lampen weg, und wurde verliebt. Das war noch nicht genug, ich heirathete. Die Verliebtheit verließ mich, die Gattennarrheit kam zu mir. Nun wurde ich gar Vater, da war kein Auskommen mit mir!

Das ist nur ein kurzer Inbegriff meiner Wissenschaften. — Und nun, meine Hochgeehrtesten, — dies sind ungefähr die letzten Worte, die ich sagen kann, bald werde ich nun hier nicht mehr seyn, — ich wollte, es fiele mir noch ein andrer Spaß ein, als daß ich gleich herunterspringen werde, — aber wirklich mir fällt auch nicht das Allerarmseligste mehr ein, — also werd' ich mich, wie gesagt, zu Euch

verfügen, um von dort in Ruhe den Sturz des Scaramuz zu sehn. — Jetzt spring' ich! Kopf weg!

(Er springt in's Parterre hinein.)

Scävola. Das war eine erstaunlich rührende Scene — Aber was heult denn so hier?

Der Andre. Herr Wachtel schluchzt so sehr.

Wachtel. Na — nein, — ei — ei — einen solchen — Selbstmord, — ka — kanns nicht ansehn!

Die Armee des Scaramuz, darunter: Schalkmeister, Stallmeister, Rabe, der Fremde, Maschinist, Harlekin, der Leser. Scaramuz

(reitet in voller Rüstung auf seinem Esel herein.)

Scaramuz. Der Feind ist ganz nahe, — fürchtet Euch nur nicht, liebsten Leute, — er ist doch immer nur der Feind, — wo ist mein Adjutant?

Harlekin. Er soll sich selber umgebracht haben.

Grünhelm. Ja, ich sitze hier mit meiner Seele in Elysium, und fürchte mich nun nicht mehr.

Scaramuz. Ach, er ist zu beneiden, lieben Freunde. Auf die Fieberschauer dieses Lebens schläft er wohl. Er ist glücklich.

Trompeten. Das Heer des Apollo, darunter Admet, Alceſte, Myrtill, Aulicus, der Schriftſteller, der Wirth, der Poet, der Direkteur.

Scaramuz. Da ſind die grauſamen Feinde, — alle ſind ſie da, und unterſtehn ſich, mit Trompeten zu blaſen! das ſollten wir eigentlich nicht leiden. (Apoll, der auf dem Pegaſus durch die Luft herunterfliegt.)

Scaramuz. Seht, was der Kerl da für Streiche macht! — Das verurſacht gewiß wieder der verwünſchte Maſchiniſt.

Maſchiniſt. Auf meine Ehre nicht, mein König.

Scaramuz. Nun, Leute, haltet Euch nur tapfer, denn das iſt die Hauptſache, alles übrige wird nicht viel zu bedeuten haben. — Ich kann keine langen Reden halten, das wißt Ihr hoffentlich ſchon, ſonſt wollte ich ſie gewiß nicht ſparen. — Aber einen Schlachtgeſang ſollen uns die Muſen ſingen.

Schlachtgeſang.

Das Vaterland! das Vaterland!
Daß nur keiner davonläuft!
Ihr kennt doch wohl den Stock —
Das Vaterland! das Vaterland!

Frisch in den Feind hinein,
Sonst soll der Stock —

O Vaterland! o Vaterland!
Für dich nur fechten wir:
Du bist der Stock!

(Es wird das Zeichen zum Angriff gegeben, eine furchterliche Schlacht, alle gehen kampfend ab.)

Feldgeschrei. Der Maschinist, der Poet (im Zweikampfe.)

Poet. Ergieb Dich, Du erbärmlicher Maschinist, der nur immer für den elendesten Effekt arbeitet.

Maschinist. Ergieb Dich Poet, der Du so unverschämt bist, zu verlangen, daß sich die Menschen der Poesie erfreuen sollen.

Poet. Ja das will ich, und sie sollen es.

Maschinist. Und sie sollen die Dekorationen verziehn. (sie gehn fechtend ab.)

Apollo mit Gefolge.

Apollo. Frisch! meine Freunde, der Sieg neigt sich schon auf unsre Seite. (ab.)

Brauer (kömmt.)

Ich habe schon ein paar Wunden, die mir nicht übel schmecken. Scaramuz thut wahre Wunder

der Tapferkeit, den Esel haben sie ihm unterm Leibe umgebracht, die hartherzigen Feinde, aber das rührt ihn nicht, er streitet zu Fuß immer weiter.

Scaramuz (tritt auf.)

Scaramuz Ein Pferd! ein Pferd! ganz England für ein Pferd!

Brauer. Warum denn England?

Scaramuz. Es ist ja nur eine Hyperbel, Esel, die ich in der Leidenschaft so ausstoße. (er geht.)

Brauer. Ich muß doch auch wieder nachsehn, wie sich die Bataille befindet.

Rückzug. Das Heer des Scaramuz nimmt die Flucht, die andern verfolgen die Fliehenden. Scaramuz (kömmt trostlos.)

Scaramuz. Meine Herren, die ganze Bataille ist total verloren, — nun bleibt mir gar keine Hoffnung mehr übrig, — ich werde abgesetzt, der verfluchte Aroil nimmt meine Stelle ein. — Meine ganze Armee ist zerstreut, — erbarmen Sie sich meiner, geliebte Zuschauer, schicken Sie mir eine Verstärkung!

Scarola. Warum siehn wir aber auch so müßig, und sehn das Leiden des großen Mannes so kaltblütig mit an?

Pierrot. Wir sind Schurken, wenn wir es leiden, daß er abgesetzt wird.

Der Andre. Nimmermehr soll es so weit kommen.

Zuschauer. Nein! nein! hat schon das Gewitter ausgestanden, und soll sich nun noch sein Reich zerstören lassen.

Apollo (kommt mit seinem Gefolge.)

Apollo. Der Sieg ist nun unser, Freunde, nehmt noch den Scaramuz gefangen und dann wollen wir das Reich von neuem einrichten.

Zuschauer. Nimmermehr soll es so weit kommen. (Sie klettern alle zum Theater hinauf.)

Apollo. Was giebt's denn?

Zuschauer. Er ist unser Freund, wir wollen für ihn bis auf den letzten Blutstropfen fechten. Fangt nur die Schlacht gleich wieder von neuem an, da wollen wir sehen, wer den Sieg davon trägt.

Apollo. Ha ha ha! lieben Herren, Sie vergessen sich ganz. (Die ganze Armee des Apollo lacht.)

Scavola. Es ist da nichts zu lachen, wir beschützen sein Königreich, er hat tugendhaft und gut regiert, wir wollen seine treuen Unterthanen seyn.

Apollo Aber meine Herren, Sie vergessen in Ihrem Enthusiasmus ganz, daß wir alle nur Schauspieler sind, und daß das Ganze nichts als ein Spiel ist. — Und damit wäre denn das Stück völlig zu Ende.

Wagemann. Herr Scaramuz, Sie haben sich sehr tapfer gehalten.

Scävola. Herr Direkteur, Sie ließen im Stücke einmal ein Wort davon fallen, daß Sie den Scaramuz abdanken wollten, das soll auch nicht seyn.

Wagemann. Ich wäre ja ein Thor, wenn ich es thäte, da er Ihren Beifall in einem so hohen Grade hat, daß Sie für ihn sterben wollen.

Scävola. Ja, Blut und Leben für Scaramuz!

Alle. Leib und Leben für Scaramuz!

Der Vorhang fällt.

Prologus (tritt bescheiden herein.)

Prologus Sie werden hier ein Stück sehen, meine Verehrungswürdigen, das ein wenig wunderlich aussieht, das es aber von Herzen gut meint. Es ist gut, wenn wir manchmal des mannichfaltigen Elends dieser großen Erde vergessen, und dazu dient vielleicht nachfolgendes.

Gefällt Ihnen das Stück nicht, so steht es um so schlimmer um den Verfasser, alle Entschuldigungen sind dann umsonst, und ich will ihn

also auch nicht entschuldigen. Wenn Ihnen also die Zeit lange währt, so wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen bei irgend einem andern Schauspiel desto mehr Vergnügen. —

Doch ich sehe so eben, es ist kein Zuschauer da, der diesen so nothwendigen Prologus anhören könnte.

Zuschauer. Wir sitzen hinter der Gardine, Herr Prologus, beim Herrn Scaramuz.

Prologus. So will ich also auch zu ihm gehn. Ich empfehle mich. — (er verbeugt sich ehrerbietig gegen die leeren Bänke, und geht ab.)

Grünhelm. Nun ist der ganze Prolog an mich gerichtet gewesen, und doch ist er mich gar nicht gewahr geworden, und doch bin ich hier der einzige Mensch! Es ist immer sehr wunderbar, und verdient wohl eine Untersuchung der Philosophen — Aber ich thue am besten und gehe nach Hause, und erzähle meiner ordentlichen Frau von meinen wunderbaren Begebenheiten diesseit und jenseit den Lampen, denn die Verbindung mit der Thalia war nur eine Comödienheirath. (er geht.)

Bambocciaden.

Pictoribus atque poetis
Quodlibet audendi semper fuit aequa potestas.
Hor.

Dritter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1800.

Vorrede.

Ich gebe dem Publiko hier den dritten Theil der Bambocciaden, welcher die Erzählung: die Höhle, und: der Greis im Felsen ausgenommen, ganz von meiner Hand ist. Wenn diese Erzählungen denselben Beifall finden, dessen sie sich bis-

her erfreuten; so wird es mir sehr ange-
nehm sein.

Bernhardi.

I.

Der Beſeſſene.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich ſchreibe Dir, mein theurer Geliebter, in der unglücklichſten Stimmung meines Lebens. Düſter hängt der Himmel über mir, und mir iſt als würden die regenſchwangeren Wolken auf mich niederſinken und mein armes Herz zerdrücken. Müde bin ich auf der Wandrung geworden, und würde froh in die ſtille Erde hinſinken, die mein glühend heißes Herz doch endlich abkühlen wird.

Sehnſucht, Du goldene Tochter des Himmels, warum berührſt Du mich mit aller deiner Gewalt, die, wenn Du ſie weiſe vertheilt hätteſt, ein ganzes Menſchengeſchlecht beglücken könnte? Warum alle die rauſchenden, brennenden Ströme durch mein Herz? Erbarmungslos gehen die Menſchen mit ihren kalten Herzen an meinen Leiden vorüber, ach! ſie können es nicht faſſen, wonach ein

fühlender unter ihnen glüht. Eine recht innige Verachtung meiner selbst ergreift mich, wenn ich es einmal recht lebhaft denke, daß ich mit zu der gemeinen Klasse gehöre. O! daß es dem Allmächtigen nicht gefallen hat, noch einen eigenen Stempel auf seine vollkommnere Werke zu drücken, damit sie nicht unter dem gemeinen Haufen verloren gehen möchten. Begegnet mir nun auch der Bruder, dessen Seele mit der meinigen sympatetisch zusammenschmelzen möchte, wie vermag ich ihn zu erkennen? Doch vergieb du große Weisheit, daß der ohnmächtige Wurm es wagt Dich zu lästern! hast Du nicht den Freund meiner Seele in meine Arme geführt? Ja, mein Leutner, verzeihe auch Du, daß das schwache Herz es auf wenige Minuten vergessen kann, wie viel Du ihm bist, wie Du es in den Stürmen des Lebens aufrecht erhalten hast, wie Du seine Thorheit kennst und erträgst. Und warum will ich denn auch gegen Dich heucheln? warum will ich es Thorheit nennen, was dieses Herzes höchstes Werk ist? Ja, Du verstehst mich, und schenkst eine Thräne des Mitgefühls Deinem leidenden Bru-

der. Frage mich nicht, welches Schickſal mich niederdrückt; entſagen muß ich, entſagen allem menſchlichen Glück. Ach! wie meine Seele zerſchmelzen, wie ſie in meinen ſtürzenden Thränen dahinfließen möchte! Ich liebe, ach! fühlſt Du die Bedeutung dieſes Worts? ich liebe, und bin jeder Hoffnung beraubt. Wenn ich in der Nacht auf meinem einſamen Lager erwache, und die Sterne kalt und ohne Mitleiden am Himmel blinken, des Mondes blaſſe Strahlen die Wände meines Zimmers beleuchten — Aufgejagt hat es mich dann oft, daß ich hinaus eilte, und begierig die kalte Luft in mich trank, um meinen brennenden Buſen zu kühlen. Auf der öden Gaſſe kein Menſch als die Wächter der Stadt, die mit ihren ſchweren Spießen auf das Pflaſter der Gaſſen ſtoßen. Eine Bangigkeit ergriff mich, ſo daß es mir ſchien, als wäre ich von allen Menſchen verfolgt, daß mir war, als wären Wachen ausgeſchickt, um mich zu fangen und in einen öden Kerker zu werfen, wo ich unberührt von den Strahlen der Sonne und des Mondes, den Frevel beweinen ſollte, daß ich meine Augen bis zu ihr, der Göttin des Geliebten,

erhoben hatte. In dieser gräßlichen, in der einsamen Nacht, auf den freien Plätzen der Stadt, konnte ich oft kaum meine Seele vor Wahnsinn bewahren; ich zählte in der Angst die Fenster des Pallastes, vor dem ich eben stand, um mich nur mit etwas aus der mich umgebenden Welt zu beschäftigen.

So, siehst Du, ist Dein unglücklicher Freund zerrüttet, o! schreibe Du ein Wort des Trostes, und meine von Thränen schmerzende Augen, werden begierig alle Deine Federzüge trinken.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Ich glaube, mein Lieber, daß Du krank bist und daß Du an hypochondrischen Zufällen leidest. Vergiß doch, ich bitte, Deine Neigung, wenn Deine Wünsche nicht erfüllt werden können, und der Friede wird in Deinem Herzen wiederkehren. Wenn die Bitte Deines Freundes etwas über Dich vermag, so setze Dich bei Deiner Kränklichkeit nicht

der kalten Nachtluft aus; man hat Beispiele daß gesunde Menschen an einer plötzlichen Erkältung gestorben sind, und wenn Du meinen Rath verschmähst, so wirst Du es zu verantworten haben, wenn ich meinen Freund beweinen muß. Auf reizbare Menschen hat der Mondschein immer einen besondern Einfluß gehabt, und wenn Du Dich davor bewahrst, so glaube ich, daß schon diese Vorsicht Deinen Zustand sehr erleichtern wird; darum versieh Deine Fenster mit dichten Vorhängen, und ziehe einen geschickten Arzt zu Rathe. Ich bin recht betrübt darüber, daß Du Dein Leben, welches Du zum Nutzen Deiner Nebenmenschen, zu einem schönen Zwecke verwenden könntest, in dieser empfindlichen Kränklichkeit verlieren mußt. Ich bitte Dich, erinnere Dich an Dich selbst! denke, wie viele schöne und nützliche Talente in Dir schlummern, und Du wirst gewiß Deiner Liebe entsagen und sie mit Freuden in Deiner Thätigkeit vergessen. Ich weiß Dir nichts mehr zu sagen und schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Dein nächster Brief einen freyeren Geist athmen wird. Lebe wohl, und laß mich

bald hören, daß Du meinem Rathe folgst. Meine Frau läßt Dich grüßen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Du verlangst, Du wünschest, daß ich froher sein soll? Rathe dem unglücklichen Gefangenen in seinem unterirrdischen Kerker, sich an dem Glanze der Sonne zu freuen; sage ihm, daß seine Augen die Fähigkeit haben, ihre goldenen Strahlen zu sehen, daß nur diese Mauern, an denen er fest geschmiedet ist, ihn hindern, und siehe welchen Eindruck Dein Trost auf ihn machen wird. Unglücklicher! so hast Du mich getröstet? warum mußt Du mich an Anlagen, an Talente erinnern, die ich besitze? Längst, ach, längst habe ich das alles zu vergessen gestrebt, und nur in diesem Vergessen meiner selbst ist es möglich, zu einer dumpfen Ruhe zu gelangen. Nun aber muß ich es wieder fühlen mit aller lebendigen Kraft, daß mein innerer Genius seine Flügel regt, und meine Seele

nach dem Unendlichen ſtrebt. Ach! und nur die Endlichkeit, das Rückkehren in ein dumpfes Nichts, kann mir einigen Troſt leihen. Scorpionen haſt Du in meinen Buſen geworfen, daß Du Deine Frau mich grüßen läßt. Barbar! hätteſt Du meiner nicht ſchonen ſollen? Muß ich denn den bitteren Kelch ganz leeren, muß ſich auch Neid zu meiner Qual geſellen? Ach! wenn ich ſie mir denke, Dein geliebtes Weib, wie ſie mit dem himmelſüßen Lächeln der Unſchuld und des inneren Friedens neben Dir ſteht, Deine Liebe und Deine Sorge für den unglücklichen Freund theilt, und endlich ein köſtlicher Silbertropfen des Mitleids über ihre Wange fließt und ſie den Verlorenen gern zu halten wünſchte; wie ſie leiſe, in einem Gruß an ihn, ihm ihr Mitgefühl deutlich zu machen ſtrebt! Ach, und ich, ich muß ſo grauſam entbehren! der Becher der Wonne ging an meinen Lippen vorüber; ich ſah den köſtlichen Trank darin blinken, und muß nun zuſehen, wie ein anderer ihn bis auf den Boden ausleert. Nein, rathe mir nicht zur Mäßigung, zur Geduld: ich muß ſonſt glauben, daß auch Du meinen Schmerz nicht verſtehſt;

ſage, daß ich den Kopf gegen die kalten Wände meiner einſamen Wohnung ſtoßen ſoll, und ich will glauben daß ſchon ein entſetzliches Leiden, wie ein barbariſches Schickſal es über die Menſchen verhängt, Deine Seele zerriſſen hat. Einen Arzt willſt Du, daß ich zu Rathe ziehen ſoll? Ja wüßte ich einen, der barmherzig genug wäre, mit wenigen Tropfen mein armes Herz zur Ruhe zu bringen; ach, wie gern wollte ich mich ihm anvertrauen! In wenigen Wochen wird ſie, die einzige die meine Seele denken kann, vermählt; alle Wünſche der Liebenden werden erfüllt und ihr Herz kommt zur Ruhe. Ach! an demſelben Tage, wenn ein Gott meine Wünſche erhört, bitte ich ihn, daß Leidtragende mich zur ewigen Ruhe in die Erde ſenken, und wenn eine Thräne des Mitleids über ihre Wange fließt, ſo möge der Gedanke ſie abtrocknen, daß mir nun nach meinem vielen Jammer endlich wohl iſt. Und damit tröſte auch Du Dich, wenn Du meinen Tod erfährſt.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Deine Krankheit iſt ermüdender als ich glaubte, und Du vermehrſt ſie muthwillig, daß Du gleich einem thörichten Schwärmer immer in einer idealiſchen Welt lebſt, und daß Du ſo Gift aus den unbedeutendſten Kleinigkeiten ſaugſt. Wer hätte glauben ſollen, daß eine unſchuldige Höflichkeit meiner Frau, Dir Stoff zum Mißvergnügen geben ſollte? Auch ſind bei dem Gruße an Dich keine koſtbaren Silbertropfen über ihre Wangen gefloſſen. Meine Frau iſt nicht ſo weicher Gemüthsart, ſie iſt einige Jahre älter als ich, und Erfahrung und wirthſchaftliche Sorgen haben ſie längſt gelehrt, daß dergleichen in der wirklichen Welt nicht zu Hauſe iſt. Ich und ſie, wir ſind nicht in einem ſolchen Rauſche und Taumel jugendlicher Schwärmerei, die jeden Ehemanne gereuen, mit einander verheirathet. Wir betrachten die Dinge vernünftig und ſehen ein, daß nur eine kalte geſunde Vernunft, eine glückliche Ehe gründet. In dieſer Ueberzeugung überlegte ich,

daß Schönheit bei einem Mädchen oft im ersten Wochenbette verfliegt, und wenn ich einige Jahre mit einer jungen Person verlebt hätte, daß sie dann eben so alt sein würde, als meine Frau. Meine Erfahrung lehrte mich, wie schnell die Zeit verfliegt und daß also sehr bald die Stunde schlagen möchte, in der es mich gereute, jugendlicher Tändelei den Vorzug, vor einem sicheren und anständigen Auskommen, gegeben zu haben. Diese Grundsätze leiteten mich so, daß ich meiner jetzigen Gattin den Antrag machte. Sie bedachte sich drei Tage und erklärte mir dann, daß sie es einsehe, wie wichtige Dienste ich ihr durch meine Thätigkeit in der Handlung, die sie von ihrem verstorbenen Manne geerbt, schon geleistet hätte, und sey darum geneigt meinen Vorschlag anzunehmen. Eine solche Verbindung mit der Ueberlegung beschlossen und von den vernünftigsten Männern gebilligt, wird wohl schwerlich ein Gegenstand Deines Neides werden, und Du siehst auch ein, daß darin nicht von dergleichen Schwärmereien, wie Du Dir einbildest, die Rede sein kann. Ein hiesiger Arzt, der zugleich mein Freund ist,

will eine Reiſe nach Deiner Vaterſtadt machen; ich habe ihm von Deinem Zuſtande geſagt, auch Deine Briefe gezeigt: wenn er Dein Zutrauen gewinnen kann, will er gern die Kur übernehmen, und verſpricht ſich den beſten Erfolg davon. Ein wenig excentriſch ſcheint er mir, aber ſonſt ein guter Mann, und immer voll frohen Muths. Sollte es ihm gelingen Dich wieder herzuſtellen, ſo wollte ich ihm ſehr dankbar ſein, und Du wirſt dann nicht ermangeln ihn zu empfehlen, da er ſich vielleicht ganz in Deiner Vaterſtadt etabliren will.

Der Doctor Wolgemuth an Willibald.

Ich bin ſo frei, einen kleinen Brief in den Ihres Freundes Leutner einzuſchließen. Vielleicht gelingt es mir durch mein bereitwilliges Entgegenkommen, Ihr Zutrauen zu verdienen. Ich würde ſtolz darauf ſein, wenn ich der Welt einen Mann von Ihren Vorzügen und glücklichen Anlagen, in ſeiner alten Kraft wiedergeben

könnte. Aus jedem Worte in Ihrem Briefe leuchtet ein heller Verstand und eine starke Seele, die nur durch unglückliche Umstände, unterdrückt werden. Hätten Sie nur einen Freund, der den glimmenden Funken zur hellen Flamme anzufachen vermögte, so würde er bald in seiner alten Gottheit leuchten. Verzeihen Sie mir, wenn ich es wage auszusprechen, daß Ihr Freund Leutner der Mann nicht ist, der Sie verstehen könnte. Seine kalte Thätigkeit, die sich nur auf die armen Güter dieser Welt erstreckt, hindert ihn, die Krankheit Ihrer Seele zu sehen. Wenn diese Worte Sie kränken, so bitte ich Sie, das Herbe zu überwinden und sie als die erste Arzenei zu betrachten, die ich Ihnen reiche. Mein mündliches Gespräch soll Sie bald [illegible] Sie nach dem alten Schlendrian mit Mitteln zu plagen, die durch den Mund nur auf den Magen wirken können, aber nicht auf die Seele. Bis dahin empfehle ich mich Ihrem Vertrauen.

Wilibald. Ich nehme sie auf, als meinen Freund, und wage es als einen solchen, mein Herz

in Ihren Busen zu erleichtern. Aber ach, wenn Sie sagen, Sie hoffen eine Veränderung meines Zustandes, so sind Sie mein Freund nicht, so verstehen Sie die ewigen Schmerzen der Liebe nicht, die mein armes Herz bis zum Wahnsinn ängstigen.

Doctor. In diesen Worten enthüllt sich mir die ganze Krankheit, und es ist kaum nöthig, daß ich den Puls fühle; doch zum Ueberfluß.

Wilibald. Ich werde nichts von Ihren Tränken nehmen, womit Sie mich zu heilen denken, nein; im Gegentheil, ist die menschliche Natur so verworfen, daß sie den edelsten Schmerzen nicht unterliegen kann, so will ich durch harte Nahrungsmittel, die meine grobe Hülle nicht ertragen kann, meine Leiden enden.

Doctor. Sehr gut, mein Freund, lassen Sie uns einen guten Landschinken mit einander essen; das ist grade die Arzenei, die ich Ihnen verordnen wollte.

Wilibald. Wie? —

Doctor. Ich habe Ihnen schon geschrieben, daß ich Sie nicht auf die gewöhnliche Weise ku-

riren will, da Ihre Krankheit durchaus nicht gewöhnlich ist.

Wilibald. Quälen Sie mich nicht damit, daß Sie den unglücklichen Zustand meiner Seele eine Krankheit nennen. Nein, zu elend wäre der Mensch, wenn alle die schauerlichen Bilder, die wunderbaren Gefühle, die seiner Seele vorschweben und sie ängstigen, blos von einem körperlichen Uebelbefinden entstehen sollten.

Doctor. Ich brauche Sie gar nicht anzuhören: ich weiß, daß das alles die Symptome Ihrer Krankheit sind. Doch wir wollen uns darüber verständigen, was ich Ihre Krankheit nenne. Glauben Sie doch ja nicht, daß ich zu den gemeinen Aerzten gehöre, die sich einbilden Sie hätten sich den Magen verdorben, und daher entstände Ihre üble Laune. Nein, mein Bester, ich bitte recht dringend, daß Sie nicht glauben, ich halte den Menschen für so gemein, daß ein solcher nichtswürdiger Umstand ihn dermaßen beherrschen könnte.

Wilibald. Nun, und was glauben Sie denn?

Doctor. Lassen Sie mich erst einige Fragen

gen an Sie thun, um Ihnen nachher deſto deutlicher Ihren Zuſtand zu erklären.

Wilibald. Nun. —

Doctor. Nicht wahr, Sie lieben?

Wilibald. O barbariſcher Mann, welche tiefe Wunde meines Herzens berühren Sie! Ja ich liebe, und die heiße Gluth verzehrt mich ohne Hoffnung. Mein junges Leben iſt dahin, ich kenne kein anderes Glück als ſie ſehen, und eine ſtrenge Pflicht befiehlt mir, ihren Anblick zu fliehen. Sie iſt mit meinem Freunde verlobt, ach! und ich ſelbſt, ich Unglücklicher habe dieſe Verbindung ſchließen helfen. Beide kannten nicht den unerträglichen Schmerz, den ſie meiner Seele bereiteten. Sie wählten mich zum Vertrauten, ich ſahe ihre Liebe hoffnungslos; ich ſah' ihre Thränen fließen, und ich bot alle meine Kräfte auf. Ich arbeitete täglich mit allen meinen Sinnen, wie ich ein Band knüpfen möchte, daß ſie glücklich und mich unausſprechlich elend machte. Es iſt um ſie geſchlungen, und nun erſt empfinde ich recht lebhaft, welchen Himmel ich mir dadurch verſchloſſen habe.

Doctor. Herr, ich werde ein wenig irre. Aus den Briefen an Ihren Freund schien es mir, als ob die Dame die Sie lieben, an Rang und Stand zu weit über Sie erhaben wäre, als daß Sie jemals hätten Hoffnung fassen können.

Wilibald. Was sind Rang und Stand? leere Namen. Ist die Liebe schon durch einen Rang gefesselt? Nein, sie ist weit über mich Elenden durch ihre Tugend erhöht.

Doctor. Und die Liebe für Ihren Freund bewog Sie diesen kostbaren Schatz aufzuopfern?

Wilibald. Ja, die Pflichten der Freundschaft sind für mich kein leerer Name; mein Gefühl sagt mir daß mein Blut, mein Leben, alles dem Freunde gehört, den meine Seele einmal gewählt hat.

Doctor. Sie sind ein edler Mann; wie glücklich muß der sich fühlen, den Sie mit dem Namen Ihres Freundes beehren.

Wilibald. Ach! nur wenige verstehen mich, weil es nur wenige giebt, die sich über die Armseligkeit des täglichen Lebens erhoben haben. Ach! und doch wie glücklich ist der gemeine Hau-

se, der sein Auge nie erhebt, der um ein kümmerliches Auskommen arbeitet, und nichts anderes denkt, als daß er morgen wieder anfangen müsse. Ja — morgen, o! wer mir sagen könnte, was morgen sein wird, ach! mein Freund, wenn ich diesen Gedanken denke, dann, ach! dann erscheint mir alle Liebe und alles Treiben der Menschen so armselig, so elend, nicht eines Seufzers werth.

Doctor. Welchen, mein Bester? Sie haben ihn noch nicht ausgesprochen.

Wilibald. Die Thoren sprechen: Ein Blick in die Natur erhebt unser Herz; mich, ach! mich bedrängt er noch mehr, ich könnte zürnen mit dem Schöpfer, daß er das herrliche blaue Dach des Himmels über uns ausgespannt hat. Hingen ewige schwarze Wolken über unserm Haupte, so würden wir doch nicht getäuscht. Blickten keine Sterne auf uns nieder, so könnten wir sie nicht als Welten denken zu unserer künftigen Wohnung bestimmt. Aber so hat er nur dem Denker den Stachel in das Herz gegraben, die übrigen umgiebt ein freundlicher Wahn. Wenn die Menschen die Blüthe des Frühling für das Bild des

Lebens halten, so könnte ich mit Bitterkeit darüber lächeln. Für mich ist der Herbst, wo alle Blätter und Früchte niederfallen, das Bild unserer Existenz. Wenige Monate prunken wir, umgeben mit schimmernden Talenten, und der Mensch ist so schwach, sich darum für das Bild der Gottheit zu halten. Unsere Blüthen fallen ab, wir werden wieder Staub, was wir waren, aus uns geht ein anderes Geschlecht hervor, und der Zweck unserer Existenz ist erfüllt.

Doctor. Wir sollten lieber abbrechen; ich sehe Ihrer Krankheit auf den Grund; sich noch mehr zu enthüllen, würde Sie anstrengen, und nur das Uebel vermehren.

Walibald. Erfüllt es Sie denn nicht mit Wehmuth, wenn Sie sehen wie das armseligste Werk, das der Mensch hervorbringt, seinen Schöpfer überlebt? Die Hütte, die ich erbaue, um mein Haupt gegen Regen und Ungewitter zu beschützen, steht sie nicht noch lange, wenn ich in Staub zerfallen bin, und mein Haupt keines Schutzes mehr bedarf?

Doctor. Laſſen Sie uns abbrechen, ich bitte; die Mahlzeit erwartet uns.

Der Doctor Wolgemuth an Wilibald.

Ich habe Sie einige Tage beobachtet und bin ganz über das Weſen Ihrer Krankheit mit mir einig, und darum halte ich es für beſſer, Ihnen ſchriftlich Nachricht davon zu geben. Mündlich iſt es oft unvermeidlich, daß ſich der Patient nicht ein wenig erzürnen ſollte, und man kann die Worte nicht ſo oft wiederholen. Mit einem Billet iſt das aber anders; wenn Sie es auch einmal unwillig bei Seite legen, wenn Ihnen die Arzenei auch heute den ganzen Tag widerſtehen ſollte: ſo iſt doch zu vermuthen, daß Sie es morgen wieder anſehen werden, und wie man bei gewöhnlichen Krankheiten ſtündlich einen Eßlöffel oder ein Pulver verordnet, ſo werden Sie es nach und nach einſehen, mit welcher Wahrheit ich über Sie urtheile, und wenn Sie es eingeſe-

hen haben, werden andere Gedanken in Ihrer Seele aufsteigen, und Ihre Gesundheit ist zu Ihrem Heil und zu meiner Ehre wieder hergestellt. Ihre Krankheit, mein Lieber, beherrscht im Grunde mehr Menschen, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Es ist ein Uebel, das sich nach und nach in der Welt einschleicht und sie so am Ende beherrschen würde, wenn es nicht noch einige Menschen gäbe, die davon befreit sind, und denen auch der Sinn mangelt, es zu erkennen. Diese sind die einzige Stütze der leidenden Menschheit, und ich bin so glücklich, mich zu ihnen zählen zu dürfen.

Es kommt oft, daß der Mensch schon mit der Muttermilch ein Wesen in sich trinkt, das ihn in seiner Kindheit eigensinnig macht. Die Aeltern meinen oft, daß sie es durch eine scharfe Zucht vertreiben können; es wird aber nur unterdrückt, und schlummert in dem Menschen bis er der Gewalt seiner Erzieher entwachsen ist. Dann fängt es allmählig an sich leise zu regen; der Mensch glaubt, es wollen sich neue Gefühle und Ansichten in ihm entwickeln, und läßt diesem Un-

hold gern gewähren, bis er nach und nach so viele Macht erlangt, daß er die eigentliche Seele, die ihn haßt, ganz unterdrückt, und den Menschen überredet, daß er nur die wahre Seele sey. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen diesen Dämon nennen soll. Er hat bei Ihnen noch eine zu große Gewalt, als daß er Sie nicht, wenn ich seinen wahren Namen aussprechе, gegen mich erbittern sollte und doch muß ich es wagen, damit Sie sich vor seinen Angriffen hüten und ihn nach und nach unterdrücken und tödten mögen. Zürnen Sie nicht, ich kann das Wesen, das Ihnen weiß macht, es triebe Angst und Verzweiflung Ihr Blut schneller zum Herzen, wenn Sie es durch mehrere Flaschen Wein und auserlesene Speisen erhitzt haben, nicht anders nennen, als einen Hanswurst, der in Ihrem Busen wohnt. Dieser ist es auch, der Sie glauben macht, Sie hätten der Freundschaft ein so schweres Opfer gebracht. Nur allein dieser Teufel ist es, der Sie überredet, daß die Liebe der Mademoiselle Stern Ihrem Leben einen neuen Werth geben würde. Sie selbst fühlen es oft, daß diese doch Niemand

glücklich machen könne, und würden sich noch weit elender fühlen, als jetzt, wenn die Liebe Ihnen günstig wäre. Aber das ist eben die Absicht dieses Böswichts, der sich bei Ihnen eingeschlichen hat; darüber würde er nur seinen Spott treiben und Sie immer neue Thorheiten begehen lassen, wenn Sie sich nicht bald entschlossen, diesen bösen Feind des menschlichen Glücks zu überwinden. Ja, mein Freund, von Ihnen kann und darf ich es erwarten; ich kenne die Kraft Ihrer Seele, den hellen Blick Ihres Geistes. Sie werden es bald einsehen, auf welcher hohen Stufe der Schöpfung der Mensch steht, welche erhabene Pflichten ihm winken, und daß nicht Tändelei mit einem Weibe der hohe Endzweck ist, wozu der Mann gebohren wurde. Blicken Sie um sich mein Freund, und betrachten Sie den Wirkungskreis der Ihnen angewiesen ist; alle Menschen die Sie sehen, die Ihnen begegnen, haben einen Anspruch auf Ihr Herz, das heißt auf Ihre Handlungen. O! wie entzückend ist das Gefühl, daß alle die Menschen, die unsere Kraft erreichen kann, dankbar unsere Thaten segnen. Ich kann Ihnen über diesen Ge-

genſtand jetzt nicht mehr ſagen, ich muß erſt ſehen, welche Wirkung dieſer mein Brief auf Sie hervorgebracht hat. Ich werde Sie morgen beſuchen und, wenn ich Sie ruhig genug finde, Ihnen ſagen, zu welchen Hoffnungen Sie die Welt durch die außerordentliche Größe Ihres Geiſtes berechtigen, und wie ſchimpflich es für Sie ſein würde, wenn Sie unter dem Einfluſſe eines ſo böſen Dämons, als dieſer Hanswurſt iſt, der Sie jetzt beherrſcht, erliegen wollten. Sind Sie morgen noch nicht mit mir und dieſem Briefe ausgeſöhnt, ſo iſt das ein ſchlimmes Zeichen, und dann fürchte ich faſt, daß ſich die Kur ſehr in die Länge ziehen wird.

Wilibald an den Doctor Wolgemuth.

Sie haben meine Seele ſchmerzhaft berührt. Wenn Sie dieſen Brief leſen, ſo werden Sie glauben, daß das Ungeheuer wieder aus mir ſpricht, und Sie werden ſich täuſchen. Meine Ver-

nunft iſt erwacht, ich erkenne die Beſtimmung des Menſchen, und auch ich will mein Leben nicht unthätig verlieren. Große Gedanken ſteigen in mir auf und reifen zu herrlichen Planen. Ich erkenne jetzt, wie meine Liebe thöricht war; warum ſoll ich mein Leben verſchwenden, um es zu beſeufzen, daß ein anderer das Mädchen küßt, das ich gern als meine Braut umarmt hätte. Und ich will es Ihnen nur geſtehen, warum ſollte ich mich deſſen auch ſchämen, da ich nicht thöricht war, ſondern ein Weſen in mir, das meine beſſere Vernunft betäubt hielt. Sie haben Recht, hätte ich ſie, die ich mich zu lieben einbildete, zu meiner Frau nehmen müſſen, ich wäre durch mein ganzes Leben elend geweſen.

Wie ſehr erkenne ich jetzt alles, was ich mich überredete zu glauben! Nein, nicht ich, der Unhold, den ich mich zu nennen ſchäme; wie klein iſt der Menſch, wenn er es nur eine kurze Zeit verabſäumt, ſich ſelbſt zu beobachten und ſich die ſtrengſte Rechenſchaft von allen eingebildeten Gefühlen zu geben.

Nein, keine kränkliche Leidenſchaft ſoll mein ar-

mes Herz mehr gefangen halten. Frei wie ein Gott, will ich das Leben genießen, und Sie mein erſter Freund, der Sie mich auf die Bahn der Vernunft zurückführten, freuen Sie ſich Ihres Werks. Ja, ich erkenne es, ich fühle, daß ich ganz Ihr Geſchöpf bin; ein neues Leben athme ich, nur durch Sie, und gewiß werde ich niemals wieder in meine vorige Abgeſchmacktheit zurückfallen.

Der Doctor Wolgemuth an Wilibald.

Ihr Brief hat mich erfreut, entzückt, noch nie iſt mir eine Kur ſo ſchnell, ſo glücklich gelungen. Sie haben die Herrſchaft über ſich wieder gewonnen; und da Sie einmal alle die Leiden gefühlt haben, die uns quälen, wenn wir ein ſo lächerliches Geſchöpf in uns aufkommen laſſen: ſo werden Sie gewiß die leiſeſte Regung, die er ſich erlaubt, ſogleich erkennen, und ihn zu ertödten ſtreben. Ja, mein Freund, Sie haben Recht: thätig ſein für das Wohl der Menſchheit, arbeiten, das

ist der erhabene Zweck, warum wir auf dieser Erde leben. Lassen Sie, o! lassen Sie uns dieser Forderung, die, die Natur an uns macht, immer eingedenk sein, und wir werden mit Zufriedenheit einen jeden Tag unseres Lebens überschen. Welch ein Gefühl, dazustehen in einem Kreise so vieler, die durch uns glücklich wurden, niederzublicken auf alle, wie ein Gott auf seine Geschöpfe. O! mein Freund, ich fühle mich begeistert von dem Gedanken. Lassen Sie uns unsere Kräfte zur Nützlichkeit vereinigen: ich komme zu Ihnen, lassen Sie uns über unsere großen Plane sprechen, und sie so schnell als möglich ausführen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Soll ich glauben, daß Du mein Freund bist, daß in Deinem Busen eine Sorge für mein Wohl gehegt wird? Du sandtest einen Menschen zu mir, den ich für wahnsinnig halten würde, wenn es bei seinem kalten Herzen möglich wäre, den Verstand

zu verlieren. Seine Seele iſt gewiß nie von Schmerzen erzittert, denn er hat keine Ahnung von einem menſchlichen Leide. Ich würde glauben, daß er über mein namenloſes Elend Spott triebe, ſo abgeſchmackte Auslegungen macht er von meiner Krankheit, wenn er bei ſeinen ſtumpfen Sinnen ſpotten könnte. Ach, er hat nie geliebt! doch, was ſage ich: wie wäre es nur möglich, daß dieſen Barbaren die Liebe berühren könnte? nein, ihm kann nicht einmal der Haß der Menſchen werden. Eine dumpfe Fühlloſigkeit ergreift ein jedes Herz, und gleichgültig geht jeder an ihm vorüber; wie kann er ſich alſo erfrechen über die geheime Sympathie der Seele zu ſprechen, die uns allmächtig hinzaubert zu dem geliebten Gegenſtande? O, Du theurer, einziger Freund meiner Seele, Du mußt mein ganzes Elend kennen! Du mußt es wiſſen, daß ich hätte glücklich ſein können, ach! ſo unausſprechlich glücklich, wie es ein ſterblicher Buſen nicht zu tragen vermag, und daß ich nun zurückgeſtoßen bin, ausgeſchloſſen aus meinem Himmel auf ewig. Ach! meine Seele erwacht bei dem Gedanken, brennende Thränen für-

zen aus meinen Augen und benetzen dies Papier. Sie liebt mich, ja sie liebt! Ihre sanften Augen, wenn sie die meinigen treffen, sprechen das holde Wort; es war eine kurze Täuschung die sie glauben ließ, daß sie in den Armen meines Freundes ein Glück finden würde, wonach ihre Seele schmachtet. Sie erkennt es in jedem Tage mehr, daß nur unsere Herzen sympatetisch mit einander schlagen. Oft, wenn ihre weiche Seele in der herrlichen Natur zerschmilzt, und die Zeichen ihrer Wehmuth in himmlischen Tropfen aus ihren Augen quellen, dann, ach! dann versteht er sie nicht, und ihr Auge sucht Trost in dem meinigen, das von gleichen Gefühlen überfließt. Kann sie, ich frage Dich, kann sie mit diesem fühlenden Herzen, in dem sich eine zärtliche Empfindung für mich entwickelt, in seinen Armen glücklich seyn? Ich darf es nicht mehr denken, daß auch ihre Ruhe dahin ist. Ach, daß auch meine Einsamkeit noch gestöhrt werden muß! Den der mich noch zu Tode martern wird, den Du einen geschickten Arzt nennst, kommt so eben, er hört daß dieser Brief an Dich ist und besteht darauf, Dir auch zu schreiben. Glaube

nichts von dem, was er Dir über meinen Zuſtand ſagen wird; ich ſtelle mich in ſeiner Gegenwart heiter, damit ich nur der Qual entgehe, von ihm etwas über Liebe und über alle heiligen Empfindungen zu hören, die des Menſchen Bruſt berühren und die ſein Mund nur entweihen kann.

Der Doctor Wolgemuth an Friedrich Leutner.

Ich kann in der Freude meines Herzens dem Drange nicht widerſtehen, ſie auch Ihnen mitzutheilen. Triumph! möchte ich Ihnen zurufen, Ihr Freund iſt gerettet; ſeine trübe Melancholie hat ihn verlaſſen, er lebt jetzt wieder dem Volke und ſeinen Freunden, und das Feuer, welches er ſonſt auf eine Empfindung verwandte, die er gar nicht einmal hatte, wird bald in ſeinem Geiſte herrliche Früchte hervortreiben. Entzückend iſt der Gedanke, daß ich mir ſagen darf, ich habe ihn geheilt; ich habe ihn aufmerkſam gemacht auf die Quelle,

woher alle seine Leiden kamen, und es bedurfte bei diesem kühnen edlen Jünglinge nichts weiter, als daß er sie kannte, und sie ist auf ewig versiegt. Kein Gedanke an das Mädchen kommt mehr in seine Seele; er machte mich mit ihr bekannt, und ich sahe auf dem ersten Blick, die gemeine Cokette, die ihn und ihren Bräutigam zu beherrschen strebte. Ich machte ihn aufmerksam auf alle die Albernheiten, die er ihr als Naivität anzurechnen gewohnt war, und er erstaunte. Ja, rief er aus, theurer Freund, Sie haben recht, es beherrscht uns unendlich gewiß ein abgeschmackter Kobold, der einen Schleier vor den Augen unserer Seele hält und sie nun, da sie nicht selbst sieht, überredet, wozu er nur will. Noch denselben Abend erfüllte eine vollständige Verachtung gegen diese, so lange Angebete sein Herz, und ich bedurfte nun weiter keiner Arzenei. Er ist seit der Zeit völlig erwacht, und beherrscht seinen Plagegeist so streng, daß noch kein Seufzer über seine Lippen gekommen ist. Sie werden erstaunen, wenn Sie ihn wiedersehen und gar nicht glauben, daß es derselbe ist, der Ihnen diese Briefe voll schwar-

zer

zer Melancholie schreiben konnte. Er ist jetzt ungemein heiter, und ich glaube, da er in dieser Stimmung an Sie geschrieben hat, daß sein eigener Brief das am besten bestätigen wird, was ich über seinen Zustand gesagt habe.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Ach, mein Freund, wie sehr hat mich Dein Brief betrübt gemacht, um so mehr, da ich den des Doctors, der Dich für ganz hergestellt hält, sogleich mit bekommen habe. Ich zweifle selbst, daß der Doctor Wolgemuth Deine Krankheit recht betrachtet; denn wie sollte es möglich sein, daß neben der unsterblichen Seele in unserem menschlichen Leibe, noch ein Ding, das er nun Hanswurst oder Dämon, oder wie er sonst will, nennen mag, existiren kann. Ich habe anfangs meine Zweifel besiegt, besonders wenn ich mit ihm redete, und er mich darauf aufmerksam machte, welche sonderbare Naturspiele oft den Menschen in Erstau-

nen setzen; aber da nun doch der Erfolg beweist daß er sich mit Dir irrt, so komme ich nach und nach von meinem Glauben zurück. Ich bleibe noch immer dabei, daß Du oft zu schnell aus der Hitze in die Kälte und umgekehrt aus der Kälte in die Hitze gehest. Daher entstehen gewiß viele wunderliche Gefühle bei Dir. Ich bitte Dich bei unserer langen Freundschaft und bei allem was Dir lieb ist, Dich mehr zu schonen; und wenn ich noch etwas über Dich vermag, so vergiß doch eine Liebe, die durchaus zu nichts führen kann. Hier kannst Du gewiß dem Doctor trauen; er ist mit so vielen Frauenzimmern umgegangen, daß er sie gewiß alle kennt. Darum, wenn er sagt: Deine Geliebte sey eine gemeine Cokette, so glaube ich es, und ich bitte Dich dasselbe zu thun. Er schreibt mir, daß Du so heiter bist; verstelle Dich doch gegen ihn nicht so sehr; denn wie ist es nun gar möglich, daß er Dich kuriren kann, wenn er Deinen Zustand nicht einmal kennt. Lebe wohl und erfreue mich bald mit besseren Nachrichten von Dir. Was kann es mir aber helfen, wenn Du nun heiter schreibst, so werde ich den-

ken, Du machſt es mit mir, wie mit dem Doctor und werde Dir nicht glauben. Das kommt am Ende davon her, wenn man gegen ſeine Freunde nicht aufrichtig iſt.

Friedrich Leutner an den Doctor Wolgemuth.

Sie haben mir geſchrieben, daß ſich mein Freund ganz wohl befindet, aus ſeinen Briefen erſehe ich aber das Gegentheil. Sie ſagen, er ſey heiter und ich finde ihn ſchwermüthiger als jemals. Lieber Herr Doctor, ich will Ihnen was nun folgt nicht als meinen Glauben, ſondern nur als eine Vermuthung, gleichſam als einen Wink ſchreiben. Wenn es mit dem armen Wilibald doch anders wäre, als Sie meinen, wenn er gar nicht von einem ſolchen Dinge beherrſcht würde, als Sie glauben, und wenn Sie von der Idee vielleicht zu ſehr eingenommen, den Hanswurſt wie man zu ſagen pflegt, etwa in ihn hineintrügen. Neh-

men Sie diese Aeußerung nicht übel; ich schreibe sie aus gutem Herzen, und weil ich fürchte, daß mein Freund nicht so viel Zutrauen zu Ihnen hat, daß es Ihnen möglich wäre, seine Krankheit gehörig zu ergründen. Ich bitte Sie, alle Ihre Sorgfalt auf ihn zu wenden; von meiner Kindheit an habe ich ihn wie meinen Bruder geliebt, und darum würde es mich betrüben, wenn ihm nicht geholfen würde.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Wie könnte ich vor Dir, Du treue Seele, die Gefühle meines Herzens verschleiern! Stelle Dich doch nicht selbst in die Reihe derer mit todtem kalten Herzen, welche die Empfindungen ihrer edlen Brüder nicht verstehen, und gegen die man sie also nicht entdecken darf. O! wie weh thut es mir, daß ich Dir kein Wort des Trostes über Deinen unglücklichen Freund schreiben kann! Noch wühlet dieselbe Leidenschaft in meinem Busen und glaube

mir, ſie wird nur aufhören mein Herz zu zerreiſſen, wenn dies arme Herz in Staub zerfällt. Der Doctor hat ſie eine Cokette genannt, o, mein Freund, mein Leutner, bedaure den Unglücklichen der die goldenen Strahlen der Sonne in ſeiner Blindheit nicht ſehen kann, ſondern nur ihre brennende Kraft fühlt! Er hat ſie auch gegen mich ſo genannt; ich habe ihn verachtet und geſchwiegen, denn wird die Wahrheit darum von ihrer Herrlichkeit verlieren, wenn ſie Unverſtändige läſtern? In ſeinem Munde konnte ich dies Wort dulden; aber Du mein Theurer, Du mußt den Engel ganz kennen lernen, Du mußt es einſehen, daß ich Recht habe, ſie die für mich verloren iſt, zu betrauren. Ich ſetze Dir darum ein Geſpräch hieher, das ich geſtern Abend mit ihr hatte, wo ſich mir ihre ſchöne Seele ganz enthüllte, wo ich es lebendig fühlte, daß ihr Herz nicht kalt für mich ſchlägt. Lies es mit Aufmerkſamkeit und ſage mir dann, ob dieſe dürftige Erde noch mit einem ſo reichen Kleinode prahlen kann.

Ich fand ſie allein, ſie ſaß nachdenkend an einem Tiſche, die Arbeit war ihren Händen ent-

sunken, und ruhte in ihrem Schooße; sie fuhr ein wenig zusammen, als ich eintrat, suchte sich aber wieder zu fassen, und sagte mit erzwungener Heiterkeit: wie sehr freut es mich, lieber Wilibald, daß Sie kommen und mir den Abend verkürzen wollen, den ich sonst allein zubringen muß.

Ich. Wenn ich Sie nur nicht störe.

Sie. O, fürchten Sie das nicht; Sie wissen nur selbst wie das geht, so viele Gedanken gingen mir durch den Kopf, und man kann sich dann nicht gleich fassen.

Ich. Wie glücklich ist der, nach dem Sie Ihre Gedanken senden, wenn er auch nicht in ihrer Nähe ist!

Sie. Ach, mein Freund, Sie wollen mir ein Compliment sagen, und wissen nicht wie wehe sie mir thun.

Ich. Sollte ich Sie wider meinen Willen beleidigen?

Sie. Ach! es ist nur mein eigenes Herz, das so thöricht ist, daß es sogar in den Worten des theuersten Freundes Beleidigungen fühlt. Ach!

Wilibald, ich kenne mich nicht mehr, ich bin nicht mehr glücklich.

Ich. Sollten Sie Urſach haben, mit Ihrem Geliebten unzufrieden zu ſein?

Sie. Mit meinem Geliebten? wie bitter Sie mich kränken; müſſen denn alle Gedanken die den Entfernten berühren, Gedanken der Liebe ſein.

Ich. Sollte ich Sie recht verſtehen, ſollte ſich mir ein Funke von Hoffnung zeigen?

Sie. Ihnen Wilibald? ich verſtehe Sie nicht.

Ich. Zu Ihren Füßen will ich es wagen das Bekenntniß, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, daß den Gedanken Sie zu verlieren, der einzige iſt der die düſtern Wolken auf meiner Stirn ſchuf, die Ihr mildes Lächeln ſo oft zu verſcheuchen bemüht war.

Sie. Stehen Sie auf, Wilibald, und hören Sie mich ruhig an. Ich will es nicht läugnen, daß ich in der Verbindung, die ich eingehen will und werde, nicht glücklich ſein kann. Ich will es Ihnen geſtehen, daß ich Ihren Freund nie geliebt haben würde, wenn ich Sie früher als ihn gekannt hätte. Es war eine Ahndung Ihres Ge-

ſies in ihm, ich fühlte die Verwandtſchaft meiner eigenen Seele, und glaubte ich liebte ihn Ich ſahe Sie, und ach! wie bald war mein Traum verflogen!

Ich. O! So zerreißen Sie ein Band, das noch nicht geknüpft iſt.

Sie. O! ſtille, ſchweigen Sie davon, es iſt unmöglich.

Ich. Unmöglich, ein einziges Nein aus ihrem Munde, hebt das ſchreckliche Verhängniß auf, das uns beide bedroht.

Sie. Wilibald, ſoll ich von Ihnen denken, daß Sie mir eine Handlung zutrauen, die nur einer unedlen Seele möglich wäre; halten Sie es für etwas ſo geringes mit den Hoffnungen eines Mannes zu ſpielen? Ihr Freund hat mein Wort, und ich weiß daß ſeine ganze irrdiſche Seeligkeit darauf gegründet iſt, daß ich die Seinige werde. Können Sie, mein edler Freund, nun fordern, daß ich dieſe Seeligkeit zerſtören ſoll?

Ich. Ach! nein, Sie haben Recht, ich fühle, daß ich verzweifeln muß.

Sie. Nein das müſſen Sie nicht. Viele gro-

ſie Kräfte ſchlummern noch in Ihrem Herzen, wenn Sie mich lieben, ſo will ich dieſe Liebe brauchen, um ſie zu wecken.

Ich. Ach! meine Freundin, ganz verlaſſen iſt der nicht, den Sie Ihrer Sorge würdig halten; ja, ich will leiden und ſchweigen.

Sie. Wir wollen leiden und ſchweigen, und dieſer Kuß Ihrer Freundin, erinnere Sie an dieſe Stunde, und ſage Ihnen, wie theuer Sie mir ewig ſein werden.

Ihre heiligen, keuſchen Lippen berührten die meinigen, und goſſen ein wildes Feuer in meinen Buſen, das mich nun raſtlos verzehren wird. Vergieb ich kann nichts mehr ſchreiben, der Gedanke an ſie, die Einzige, erfüllt mich mit aller Kraft, und ich muß hinaus in's Freie und meinem Herzen Luft machen.

Wilibald an den Doctor Wolgemuth.

Ich war in Ihrer Wohnung, und fand Sie nicht zu Hauſe, und doch drängt mich mein Herz zu ſehr, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, der ſich geſtern Abend ereignete, der mich vollkommen überzeugte, daß Sie mein Theurer Recht haben, daß die ſo hoch von mir verehrte Amalia, nichts weiter iſt als eine Cokette, die mich gern feſt in ihren Schlingen halten möchte. Ich ging geſtern hin, ſie zu beſuchen, weil ich grade Langeweile hatte und meine Zeit gar nicht auszufüllen wußte. Ich fand ſie allein, und bemerkte ganz deutlich, daß ſie die günſtige Gelegenheit benutzen wollte, um mich bemerken zu laſſen, daß ich ihrem Herzen theurer ſey, als der erwählte Bräutigam, der die Seligkeit der Liebe nun bald in ihren Armen ſchmecken ſoll. Welch ein lächerliches Poſſenſpiel iſt es, wenn jemand eine Rolle ſo albern vorträgt, daß ſie in jedem Augenblick ihre Wirkung verfehlt. O! wie ſehr danke ich Ihnen, mein

Freund, daß Sie mich über mich selber aufgeklärt haben: denn noch vor wenigen Wochen hätte ich eine sentimentale Rolle in diesem Drama übernommen, und mit Beschämung fühle ich, wie lächerlich ich einem dritten hätte sein müssen. So sagte ich nun meiner Göttin einige Galanterien, und verließ sie mit einem höflichen Handkusse. Sie wußte sich in mein Betragen nicht zu finden, und ich würde herzlich lachen, wenn sie nun glaubte, daß ich aus Schmerz und zu großer Empfindung, nicht länger ihre Gegenwart ertragen konnte. Ich bin auf immer geheilt, und lassen Sie uns nun einen Abend bestimmen, an welchem wir allein sein können, wo wir näher über unsere großen Plane sprechen wollen. Ich fühle mich mit neuer Kraft ausgerüstet, um für das Wohl der Menschheit zu arbeiten.

Der Doctor Wolgemuth an Friedrich Leutner.

Sie, mein Lieber, haben kein Zutrauen zu mir. Ihrem Freunde mangelt es so wenig, als mir die richtige Erkenntniß seiner Krankheit, die nun, ob Sie gleich daran zu zweifeln belieben, glücklich gehoben ist. Ich verzeihe Ihrer Freundschaft für ihn die Aengstlichkeit, womit Sie meine Nachrichten bezweifeln, und um Sie ganz zu überzeugen lege ich Ihnen hier einen Brief bei, den ich so eben von Ihrem Freunde erhalten habe. Dieser wird Sie über seinen Zustand ausführlicher unterrichten, als es mir jetzt meine Zeit erlaubt.

Friedrich Leutner an den Doctor Wolgemuth.

Sie werden erstaunen, und plötzlich einsehen, wie weit es mit Ihrer Kur gekommen ist, wenn Sie

den Brief lesen, welchen ich Ihnen beilege, und den ich mit dem Ihrigen an einem Tage erhielt. Sie sehen daraus, daß mein Freund gegen jeden eine andere Sprache führt, und ein berühmter Arzt, welchem ich die beiden Briefe zeigte, die er er an mich und an Sie in einem Tage geschrieben hat, sagte, daß er zwar von einem solchen Wesen, wie Sie bemerkt haben, regiert wäre, daß Sie aber nichts weniger als seine Krankheit gehoben hätten, sondern im Gegentheil es ihm schiene, als ob Sie selbst unter dem Einfluß eines solchen Dinges litten, das nur von Wilibalds verschieden sey, und so wäre es gekommen daß Sie statt ihn zu heilen, ihm noch den Ihrigen mitgetheilt hätten. Verzeihen Sie, das ist nicht meine, sondern eines anderen Arztes Meinung. Er rieth ferner, daß Wilibald die Bäder und Brunnen brauchen sollte, die jetzt angefangen, so berühmt zu werden. Diesen Rath habe ich meinem Freunde geschrieben, ohne jedoch anzuzeigen, welche Gründe mich dazu bestimmt haben.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich ſchreibe Dir wenig, ich ſage Dir nur, daß ich Deinem Rathe folgen will. Ja, ich will reiſen, morgen will ich es ſchon, denn ach! in wenigen Tagen wird ihre Verbindung vollzogen. Du ſagſt ich ſoll die Brunnen brauchen, und eine Zeitlang in dem Lande leben, das man Gottesfrieden nennt. Ja ich will Dir folgen in allem, was Du von mir forderſt. Ach! wird ſich Friede, Gottes Friede jemals wieder in meinen Buſen ſenken? Dies Land ſcheint mir ein Land der Ruhe, ſein Name zieht mich hin. Lebe wohl, ich bin morgen ſchon auf der Reiſe.

II.

Die
Reise durch das Gottfriedland.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich ſchreibe Dir auf der Reiſe; ich muß das Gefühl, das mich zermalmt, noch einem menſchlichen Buſen mittheilen, wenn ich nicht darunter erliegen ſoll. Ich habe den Ort ihres Aufenthalts, ich habe ſie, meine geliebte Amalie verlaſſen. Ach! Du kannſt es nicht fühlen, welcher Schmerz bei dieſem Gedanken, wüthend mich anfällt. Vergebens blicke ich auf zu dem milden blauen Himmel, vergebens wehen warme Lüfte um mich her; die leichten Wolken, die über der azurnen Fläche ſchweben, ſie ſcheinen mir Boten von ihr, die mich zurückwinken, die mir Vorwürfe machen, daß ich den Ort verlaſſe, wo ihre Füße den Boden berühren. Das Rauſchen des Waldes flüſtert mir zu: Thor, Du kannſt nicht ohne ſie leben; warum haſt Du Dich alſo von der Quelle Dei-

nes Lebens entfernt? Ja, ich fühle es, ich werde auch verwelken, verschmachten wie eine Blume, die der Thau des Himmels nicht mehr erquickt. O ihr Barbaren! ihr habt mich überlistet, ihr habt mich um die kurzen wenigen Tage der Seligkeit betrogen, die ich noch in ihrer Nähe hätte verleben können. Doch nein, vergieb, ich thue Dir Unrecht, Du bist nicht schuldig; Du sahest mich in einem gefährlichem Traume, an einem jähen Abgrunde schlafen, Du wolltest mich gern zurückziehen; was kannst Du dafür, daß eben Deine Sorge macht, daß ich strauchle und hinunter stürze.

Die ganze Natur athmet ein frohes Leben, die Heerden hüpfen auf der Weide, und die zarten Lämmer drängen sich zu der Mutter, und fordern mit Ungestüm ihre Nahrung, die die liebende Mutter ihnen gern bietet. Ach, warum bin ich denn ausgeschlossen von der Liebe, womit Mutter Natur alle ihre Kindern umfängt! Ich [illegible] die rauhe Stimme des [illegible] in sein Horn, und [illegible] nach Dir. Ich [illegible]

ren, könnte ich dem wüthenden Sturme entgegen, durch grauenvolle Wälder eilen, mir wäre beſſer! O nicht nach dem Lande des Friedens, damit ich nicht neidiſch ſeine glücklichen Bewohner betrachte; für mich giebt es keinen Frieden als im Grabe.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich bin angekommen, und fühle mich erheitert. Alles athmet hier eine ſo glückliche Ruhe, die Einwohner blicken zufrieden in jedes Auge, [illegible] reitwillig eilt ein jeder, meine Wünſche zu erfüllen, und wem nicht wie mir, ſtechende Scorpionen im Buſen wohnen, wer nur von den gewöhnlichen Leiden des Lebens gedrückt wird, muß [illegible]

die Hoffnung regt sich leise in mir, der Mann bei welchem ich wohne, hat mir versichert, daß beinah alle Einwohner dieser kleinen Kolonie, an einer ähnlichen Krankheit gelitten, und daß die menschenfreundliche Bemühung des Arztes allein es dahin gebracht hätte, Glück und ununterbrochene Gesundheit, über alle zu verbreiten. Wie würdest Du, mein Theurer, Dich erfreuen, mit welchem Entzücken mich an Deine Brust drücken, wenn ach! genesen von der Krankheit meiner Seele, ich zu Dir eilen könnte! Schon der Gedanke belebt, begeistert mich, mit welcher regen Kraft ich auch dann für das Wohl meiner leidenden Brüder arbeiten könnte, wäre es dem Arzte möglich von der Natur einen heilenden Saft zu erbitten, der das Ungeheuer einschläferte, das meinen Busen zernagt. Ich fühle tausend herrliche Kräfte in mir, wär es mir möglich Amalien zu vergessen und könnte ich meine liebenden Gedanken, die jetzt dies Götterbild umschweben auf alle Menschen richten. Ich fühle daß ich ihnen dann ein heilender Gott sein würde, da ich jetzt nur ein wenig Ruhe

Freude, die in dem armen Garten des Lebens aufblühe, den anderen beneide, weil ich sie nicht für mich abpflücken darf. Ich will mich diesen finsteren Vorstellungen entreißen; ich eile zu dem Arzte, ich will die Briefe, die Du mir für ihn geschickt hast, abgeben, ich will ihm meine Leiden klagen, noch ehe der schwache, kaum entglommene Funke der Hoffnung auf eine mögliche Hülfe, wieder in mir erstirbt. Lebe wohl.

Wilibald. Verzeihen Sie wenn ich Sie störe.

Doctor. O nein, Sie stören mich gar nicht; mit wem habe ich die Ehre —

Wilibald. Mein Name ist Wilibald. Diese Briefe hat mir ein Freund für Sie gesandt.

Doctor. Dieser Freund schreibt mir, daß Sie meiner Hülfe bedürfen. Sie sehen ganz wohl aus.

Wilibald. Ach, wie sehr mag der äußere Schein! Aber, wäre mein Uebel blos körperlich,

ſo würde ich mich Ihnen mit unbedingtem Zutrauen nähern.

Doctor. Sie leiden alſo nach Ihrer Meinung an der Seele?

Wilibald. Haben Sie jemals geliebt?

Doctor. O ja.

Wilibald. Dank dir gütige Vorſicht, ſo finde ich endlich ein Weſen, das mein Leiden fühlt und verſteht! Ohne den Strom meiner Leidenſchaft einzuengen, darf ich frei und kühn zu Ihnen reden. O vergeben Sie, daß mein Herz, das Ihnen in dem erſten Augenblicke ganz angehörte, die Feſſeln des ſogenannten Wohlſtandes überſpringt. Sein Sie mein Freund, und betrachten Sie als ein ſolcher den Wahnſinn meiner Leidenſchaften, der mein armes Herz zerſtört.

Doctor. Sie lieben alſo unglücklich?

Wilibald. Ach, ſie wird mit einem anderen verheirathet! Voll Kraft und Muth kam ich von der Univerſität zurück; voll glühendem Eifer der Welt zu nützen; durch meine Lehre und mein Beiſpiel die Menſchen zu bilden und zu beſſern.

Ach, wie Seifenblasen in der Luft sind alle diese göttlichen Plane zersprungen!

Doctor. Natürlich.

Wilibald. Ja wohl natürlich; denn noch hatte ich die Liebe nicht gekannt, ich wußte nicht wie allmächtig sie das freiste Wesen in ihre Fesseln schmiedet und hält.

Doctor. Und das lernten Sie nun einsehen?

Wilibald. Ja wohl. Ich sahe Amalien, ich fühlte mich von ihr angezogen, und war Thor genug, mir dies Gefühl nicht zu erklären. Ich hielt es für Freundschaft, für Theilnahme an meinem Freunde, der sich damals um ihre Hand bewarb. Es kamen der Verbindung Schwierigkeiten in den Weg, und ich selbst wendete mit unerhörter Verblendung alle meine Kräfte an, um sie hinweg zu räumen. Es gelang mir, und nun erst wurde ich über mich aufgeklärt. Ich war dem Wahnsinne nahe über mein gelungenes Werk, ein Freund will mich dieser unglücklichen Leidenschaft entreißen und dringt mit allem seinem Ernste, mit aller seiner Liebe auf mich ein, die Ge-

genſtand meiner Liebe zu verlaſſen. Er beſtimmte mich hieher zu Ihnen zu reiſen und der Ausdruck des Friedens, den ich hier in jedem Auge leſe, hat mich zu hoffen beſtimmt.

Doctor. Jeder von den hieſigen Einwohnern iſt geſund und zufrieden, und jeder trägt die Arzeney für alle ähnliche Fälle, wie die Ihrigen, in ſeinem Buſen.

Wilibald. Ich verſtehe Sie; in jedem Buſen ſchlägt ein großes Herz, das die Leiden dieſer Erde verachtet, oder ſich doch darüber zu tröſten vermag.

Doctor. Sie verſtehen mich nicht ganz; aber Sie haben mir noch nichts über Ihren körperlichen Zuſtand geſagt.

Wilibald. Nur allein der Zuſtand meiner Seele beſchäftigt mich, darüber habe ich den körperlichen vergeſſen. Oder nennen Sie das einen körperlichen Zuſtand, daß die ganze Erde mir nur als ein geöffnetes Grab erſcheint, das begierig alle Geſtalten, die darauf herum wandeln, verſchlingt, das die Kunſt des einen wechſelhaften Einfluß auf alle Herzen beweiſt, nur das mei-

nige mit kaltem Grauſen erfüllt. Statt zu bewundern, wie die Göttlichkeit des Menſchen ſich in ſo herrlichen Formen offenbart hat, denke ich: daß die Hand, die dieſe Bilder ſchuf, längſt vermodert iſt, daß das Herz, welches mit Anbetung für die göttliche Kunſt erfüllt war, längſt in Staub zerfiel, und daß, um die Armſeligkeit des menſchlichen Lebens zu verſpotten, es nur dieſes Gedankens bedarf, daß das Werk ſeiner Hände der Zerſtöhrung der Zeit weit länger Trotz bietet, als der Menſch ſelbſt.

Doctor. Ich brauche Ihnen keine beſtimmte Arzenei zu verordnen, da gewiſſermaßen ein jeder von den Einwohnern ein Arzt iſt, und beſonders Ihr Hauswirth, ein geſchickter und erfahrener Mann, auf den Sie ſich vollkommen verlaſſen können. Ich rathe Ihnen nur viel ſpazieren zu gehen, und oft in ſeiner Geſellſchaft. Er wird gewiß bereitwillig ſein Sie zu begleiten und den rechten Augenblick, wenn die hier ärtzlichen Arzeneien angewendet werden müſſen, nie verfehlen.

Wilhelm. Ich danke Ihnen herzlich, und

preise das gute Geschick, das mich zu einem so vortrefflichen Manne geführet hat, wie Sie den Wirth rühmen.

Doctor. Das werden Sie dann erst recht herzlich thun, wenn Sie den wohlthätigen Einfluß recht deutlich bemerken, den sein Umgang auf Ihre Gesundheit hat.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich segne den Tag, an welchem ich mich entschlossen habe hieher zu reisen, unter welchen vortrefflichen Menschen lebe ich hier, und der Arzt, ich sage Dir, er ist ein göttlicher Mann. Ist irgend einem Menschen vergönnt, die drückende Bürde von meinem Busen zu nehmen, o! so ist es dieser. Ja, ihm nur, ihm ist es möglich meine Leiden zu verstehen! er hat auch geliebt, der Gram um die verlohrne Geliebte hat auch seine Wange gebleicht, und als mein volles leidendes Herz sich vor ihm ergoß, da wendete er sich ab; und nur

Thräne glänzte in seinem Auge, ach, ich hätte sie hinwegküssen mögen diese kostbare Thräne! O wie wohl thut es dem, der unter hartherzigen Menschen so lange sein Leben verjammert hat, nun einen Freund zu finden, der seinen Kummer versteht, dem er dreist sein volles Herz ausschütten darf! Verzeih, daß ich auch Dich hartherzig nenne; Du sagtest ja selbst, Du habest nie geliebt. O wie kann die Seele den Schmerz über den Verlust einer anderen fühlen, die niemals eine andere zu ihrem Glück bedurfte. Mein neuer Freund, ja er ist mein Freund, ich drückte ihn an meinen Busen und fühlte sein Herz an dem meinigen. Er hat mir gerathen, hinaus in die weite Natur zu eilen, und mit vollen Athemzügen den Balsam der erquickenden Luft einzusaugen. Ich gehe, und will das prächtige Schauspiel der untersinkenden Sonne genießen; der Mann, bei dem ich wohne wird mich begleiten; er hat eine offene biedere Stirne, eine gutmüthige Freundlichkeit schwebt um seine Lippen, und mein neuer Freund verspricht, daß ich mich ihm anvertrauen kann. Bedarf es einer weiteren Empfehlung? Lebe wohl! ich glaube nicht,

daß ich jemals nach meiner kaltherzigen Vaterstadt zurückkehre; denn, wenn es hier diesen Menschen nicht gelingt, mich zu heilen, so werde ich mein Leid in Ihrer Gesellschaft wenigstens leichter tragen.

Wilibald. Welche reitzende Landschaft breitet sich vor meinen Augen aus! o blicken Sie dort hin, und sehen Sie wie die Strahlen des Abends das grüne Laub der Bäume vergolden! wie Meereswellen bewegen sich die wallenden Aehren, friedlich flattern die Vögel auf, und singen der scheidenden Sonne ihr Abschiedslied. O sehen Sie wie sie munter die kleinen Flügel in dem blauen Aether baden!

Walter. Ich sehe es wohl.

Wilibald. Kann Sie dieser Anblick so fühllos machen, daß Sie nichts weiter darauf erwiedern?

Walter. Was nennen Sie fühllos?

Wilibald. Wenn man ist wie Sie, daß man nichts dabei denkt, wenn die Natur ihren

Walter. Woher wissen Sie denn, daß ich nichts dabei denke?

Wilibald. Wie können Sie das nur fragen. Bedarf es eines weiteren Zeugnisses, daß Sie die Herrlichkeit, die der Himmel zu gütig vor Ihnen ausbreitet, nicht fühlen als daß Sie mit dieser Kälte in Ton und Mienen mein Entzücken erwiedern.

Walter. Muß denn eben, weil wir die Schönheit fühlen, unser Mund streben sie zu beschreiben, besonders wenn der andere mit offenen Augen dabei steht, und es also nur seine Schuld ist, wenn er sie nicht sieht?

Wilibald. Das klingt alles, als wäre es Wahrheit, aber, verstehen Sie wohl, es klingt nur so; denn wenn das volle Herz überfließt, so ist der Mensch darneben unser Trost. Das Herz würde zerspringen, wenn es sein Gefühl nicht mittheilen dürfte.

Walter. Sie dürfen es ja, ich verbiete es Ihnen nicht.

Wilibald. O ja, Sie verbieten es mir! ängstlich drängt sich die verherrlichende Bewun-

derung der Natur in unsere Brust zurück, wenn nicht ein gleiches Gefühl ihr entgegentritt.

Walter. Also wir würden die Schönheit der Natur weit besser verherrlichen, wenn ich nun, aufgebracht darüber, daß Sie mein Gefühl verkennen, Ihnen eben so heftig erwiederte.

Wilibald. Allerdings, aber wie können Sie aufgebracht sein, daß ich Ihnen ein Gefühl nicht zutraue, das Sie nicht besitzen?

Walter. Sie sind in einer üblen Laune, und es ist gut, daß ich nicht Ihr Gefühl theile, sonst möchte sich die Verherrlichung, mit einem ganz prosaischen Zanke enden.

Wilibald. Ich kann nicht anders, ich muß mich mit Unwillen von Ihnen wenden. Giebt es auch hier in diesem Lande, das mich so friedlich empfing, so kalte Seelen, die die Schmerzen und die Seligkeit ihrer Brüder nicht verstehen? O mit welcher innigen Liebe, kam Ihnen mein warmes Herz entgegen! Ach, warum stoßen Sie mich mit solcher Kälte von sich?

Walter. Ich bemerke daß Ihre Krankheit jetzt anfängt, sich lebhaft zu äußern; ich bitte

halten Sie sich standhaft! ich weiß es aus Erfahrung, daß dergleichen Raserei willkührlich ist.

Wilibald. Raserei sagten Sie? Welch ein Wort ist Ihren Lippen entschlüpft! Raserei nennen Sie das Höchste, wozu der menschliche Geist sich empor schwingen kann, Raserei das Gefühl, das meinen Busen erweitert, das mich die Sorgen dieser Erde vergessen lehrt. O Amalie, unter diesen Barbaren wollte ich leben, unter diesen Unmenschen wollte ich Dich vergessen!

Walter. Ich bitte noch einmal, mäßigen Sie sich, sonst muß ich die Kur anfangen, die Ihnen befremdend und widerwärtig sein wird.

Wilibald. Und ihr, ihr Thoren! O ich könnte bitter darüber spotten! ihr wähnt daß ihr Frieden in eurem Busen tragt, und erfrecht euch, dies jämmerliche Eigenthum, das ihr durch ein Absterben alles edlen euch erworben habt, Gottesfrieden zu nennen? O kehrt von eurer Thorheit zurück!

Walter. Kehren Sie zurück von der Ihrigen, sonst zwingen Sie mich, Sie zu überzeugen,

daß ihn ein jeder bei sich führt, und daß seine Wirkung im Anfange hart scheint, aber daß sie geschwinder und sicherer ein Herz wie das Ihrige zur Ruhe bringt, als jedes andere Mittel.

Wilibald. O, der jämmerlichen Praterei! wie verächtlich ist sie in Ihrem Munde!

Walter. Ich sehe der Paroxismus legt sich nicht anders. Und bei diesen Worten zog der Wirth eine bunte Karbatsche, die er im Busen verborgen trug hervor, und gab Wilibald einige starke Hiebe damit über die Schultern, der wie aus einem Traume aufgeschreckt, ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte. Nach einer kleinen Pause sagte Walter ganz gelassen: ich habe für heute nur eine geringe Dosis nöthig gefunden; Sie werden sehen wie probat die hiesige Kurmethode ist. Der Untergang der Sonne wird Ihnen nun ganz anders erscheinen. Das glaube ich, sagte Wilibald mit unterdrückter Wuth. Sein Sie versichert fuhr Walter fort, wenn diese Methode allgemeiner würde, es würde bald wenig Kranke mehr geben, und man würde in kurzem keines Arztes

mehr

mehr bedürfen, es wäre für die Menschheit weit heilsamer, als alles was man gegen die Blattern thut.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Was ist mir begegnet. Die kühnste Erfindung des Menschen, der einen Wahnsinnigen schildern wollte, würde nicht auf diese Art der Raserei verfallen, die so tragisch und so lächerlich wäre. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, und mich noch nicht erholt; fieberhaft zucken alle meine Nerven, ich wage es nicht mein Zimmer zu verlassen; denn immer fürchte ich dem Rasenden zu begegnen, und ein Opfer seiner Wuth zu werden. Ich weiß nicht wie ich die gewöhnliche Ordnung der Worte finden soll, um Dir die schreckliche Begebenheit zu erzählen. Ich sagte Dir, daß mein Freund, der hiesige Arzt, mir meinen Hauswirth als einen guten und gefälligen Mann rühmte. Ich ersuche ihn gestern

mich auf einem Spaziergange zu begleiten; er war gleich bereitwillig dazu, und keine Spur von Tollheit war an ihm zu bemerken. Wir hatten einen kleinen Hügel erstiegen, die ganze Schöpfung lag, dem Einschlummern nahe, vor uns, die Bäume wiegten sich leise hin und her, kleine Bienen flogen summend ihrer Heimath zu, und klingelnde Heerden zogen über die Wiese. Entzückt von dem göttlichen Anblick, hatte ich all mein Leid vergessen, und brach in lauter Wonne aus. Widerwärtig fiel mir nun meines Begleiters Gesicht auf, der mit Kälte dies anschaute, und auf meine lauten Entzückungen nur kurze einsylbige Antworten gab. Ich sprach darüber, welche schöne Allegorie es sey, dies Land der Ruhe, Gottesfriedenland zu nennen, und er erwiederte mit einem grinsenden Lächeln, worüber ich erstarrte, daß jeder Einwohner ihn bei sich trüge, und nun denke Dir, nein, Du kannst die unerhörte Raserey nicht glauben, er hält meine Empfindung für freiwillige Tollheit, und findet so den allegorischen Sinn, daß jeder Einwohner einen Prügel bei sich trägt, und damit einen ähn

lichen Kranken, wie er mich glaubt, heilt. Das nennt er die leidende Menschheit unterstützen, und als ich mich dessen am wenigsten versehe, reißt er das Mordgewehr aus seinem Busen, und fällt mich damit an; hätte ich nicht Gegenwart des Geistes genug besessen, ihm das gefährliche Instrument zu entreißen, so wäre Dein unglücklicher Freund ein Opfer seiner seltsamen Raserey geworden. Ich schreibe Dir in diesem Briefe nichts von den Gefühlen meines Herzens, weil ich diesen Wahnsinn für so selten und merkwürdig halte, daß ich Dir rathe, meinen Brief in einer von eueren Monatsschriften abdrucken zu lassen, die darauf ausgehen, seltene Schwärmer als ein Beispiel aufzustellen, wohin sich die menschliche Natur verirren kann. Lebe wohl, der Arzt schien sich für den Unglücklichen zu interessiren und von seiner Krankheit noch gar nichts zu wissen, ich eile ihn davon zu unterrichten. Allem Anscheine nach scheint mir der Kranke ehedem selbst Arzt gewesen zu sein, und dem alten System getreu zu bleiben, denn er richtete auch

in ſeiner Tollheit Satyren an die Aerzte, die ſo viel für die Ausrottung der Blattern thun.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Nein, es iſt zu arg; wenn ich Dir ſchreibe, daß hier das ganze Land an einer einzigen Raſerey leidet, ſo wirſt Du mir nicht glauben, und doch iſt es ſo. Barbaren! wozu habt ihr mich verleitet, war ich noch nicht elend genug, daß meine Seele zermalmt wird von dem Gefühle, daß ich mein beſſeres Selbſt verliere? Muß ich auch meinen Körper noch den niedrigſten Schmerzen unterwerfen? Ich war beim Arzte, aber ach, welcher Troſt iſt mir geworden! Ich erzähle ihm die ſchreckliche Begebenheit mit ſeinem Freunde; lächelnd blickt' er mich an, und ſagte: ich hoffe Sie bald in einem ſo geſunden und ruhigen Zuſtande zu finden, als dieſen. Das empörte mein Gefühl, ich ſagte ihm, daß es unedel wäre, mit den Leiden ſeiner Nebenmenſchen einen Spott zu

treiben, und daß es seine Pflicht sey, hinzueilen, und seinen kranken Freund zu besuchen. Er versicherte mich noch einmal, Walter wäre ganz gesund, und sein Verstand in der besten Ordnung; es würde gewiß für mich der rechte Augenblick gewesen sein, die Kur zu brauchen. Ich erstaunte auch ihn einen wüthenden Anfall auf mein Leben, eine Kur nennen zu hören; ich erklärte ihm nun, daß ich schon die Tollheit dieses Herren Walters, als ein warnendes Beispiel, der Welt in einer Monatsschrift aufstellte, und daß, in dem ich mit ihm spräche, der Brief schon unterwegs sey, der den Auftrag es drucken zu lassen für Dich enthielte; aber kaum waren diese Worte über meine Lippen, als auch er mit fürchterlichen Geberden ein ähnliches Instrument aus seinem Busen zog, und unbarmherzig auf mich eindrang. Ich hatte die Fassung verloren, denn dieser Auftritt kam mir zu unerwartet, und so widersetzte ich mich ihm gar nicht. Nachdem er sich eine Zeitlang eine Bewegung auf meine Unkosten gemacht hatte, sagte er mit einer höflichen Verbeugung: Herr Walter hat einen Fehler began-

gen, er hat nicht auf Ihre ſtarke Conſtitution gerechnet; daher habe ich heute die Doſis verdoppeln müſſen. Jetzt rathe ich Ihnen zu Bette zu gehen, und wenn Sie eine Zeitlang geſchlafen haben, werden Sie die wohlthätige Wirkung der Kur, ohne Zweifel zu fühlen anfangen. Ich war ganz vor Entſetzen erſtarrt, ich konnte ihm kein Wort erwiedern, und verließ ſchweigend ſein Haus. Hier liege ich nun mit Striemen bedeckt, und verfluche mein Geſchick; ſobald meine Kräfte es erlauben, will ich dieſen Aufenthalt der Mörder verlaſſen und zurückeilen, meine Amalia zu ſehen; ihr mildes Auge wird tröſtend auf mich blicken, und wenn ich noch eine Spur der Liebe in ihrem himmliſchen Geſichte finde: ſo will ich über mein Geſchick mich tröſten, und auch Dir verzeihen, daß Du mich beredet haſt, dieſen Aufenthalt des Schreckens zu beſuchen. Lebe wohl, ich kann nicht mehr, Schmerzen foltern mich, und eine Schläfrigkeit nimmt meine Sinne gefangen; ich will mich ihr überlaſſen.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Da ich gar keine Nachricht von Dir erhalte, ſo glaube ich, daß Du Dich beſſer befindeſt, und freue mich herzlich darüber; denn der Arzt welcher Deine jetzige Reiſe gerathen hat, verſichert, daß in Deinem Zuſtande, das Schreiben unentbehrlich ſey, und daß man immer einen haben müſſe, dem man ſeine Gefühle mittheilen kann. Ich kann nun zwar darüber nicht mitſprechen, aber er verſichert, daß er dieſen Zuſtand vollkommen kenne, indem er ſelbſt viele Jahre an Deiner Krankheit gelitten habe, und nur durch einen dreimonatlichen Aufenthalt in dem Gottfriedland, zur völligen Geſundheit gelangt ſei. Er betheuert auch, daß er gern die daſige Manier, bei vielen von ſeinen Patienten einführen möchte, wenn er nur nicht befürchtete, durch die auffallende Neuerung alle Praxis zu verlieren. Da der Mann nun ſo redet, ſo ſehe ich mich genöthigt, ihm zu glauben, und habe nun die vollkommenſte Hoffnung, Dich

bald recht gesund wiederzusehen. Mir ist indeß nichts merkwürdiges begegnet, außer daß mir meine Frau einen jungen Sohn geboren hat, den ich Deiner Reise zu Ehren Gottfried nennen will. Lebe wohl und schreibe mir doch nun bald, denn ich bin recht begierig einen Brief von Dir zu sehen, den Du in dem Zustande der Besserung geschrieben hast.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Wie! was ist das! von welchem Verrath bin ich umgeben? Du hast keinen Brief von mir erhalten, und ich habe Dir an jedem Tage geschrieben. Ha, der Verräther! der Böswicht Walter hatte die Besorgung übernommen und hat sie gewiß seinem rasenden Kollegen mitgetheilt, und die Buben haben sie unterdrückt, damit kein Zeuge ihrer beispiellosen Thorheit, ihr Gebiet verlassen soll. Ha! ich will sie doch überlisten. Welch ein Glück ist es, daß ich alle mei-

ne Briefe an Dich abgeschrieben habe, und sie noch einmal besitze; Du würdest sonst alles das verlieren, was ich an und für Dich gedacht habe, ich lege sie Dir hier bei, und will dies Paket selbst auf die Post geben, damit sich nicht wieder Buben zwischen uns drängen. Ich will diesen Aufenthalt verlassen, und werfe tausend Plane in meinem Gehirne herum, wie ich es am besten ausführen soll; denn ist man aufmerksam darauf, meine Briefe zurückzuhalten, so wird man, wenn ich öffentlich zu reisen gedächte, noch weniger Anstand nehmen, mich selbst zurückzuhalten. Ja, dieser Entwurf wird der beste sein. Als ein unbefangener Spaziergänger, will ich morgen die Stadt verlassen, ich will mehrere Meilen zu Fuß gehen, und alles was ich für nothwendig hielt, mit hieher zu bringen, gern zurücklassen, damit ich nur den Händen dieser Barbaren entrinne. Lebe, wohl Du siehst mich in wenigen Tagen wieder.

Wilibald an Friedrich Leutner

Nein, es iſt nicht möglich! ich kann nicht zu Dir, nein jetzt noch nicht; ein Engel wohnt mit mir in dieſen Mauern, und hält mich allmächtig mit ſeiner Gegenwart gefeſſelt. Ich wollte geſtern meinen Plan ausführen, und verließ die Stadt; der Morgen wehte mich mit ſeinem kühlen Athem an, ich ließ alle meine Beſitzthümer zurück, und wollte wie ein armer Flüchtling, den kaltherzigen Menſchen hier entgehen, und in Deine Arme und an Deinen Buſen eilen. Hinaus ſchritt ich auf die friſchen Wieſen und mit Wehmuth wurde mein Herz erfüllt, als ich um mich blickte den heiteren Himmel, der noch von der Morgenröthe wie von liebenden Armen, umfangen war. Auf allen Gräſern glänzten Thautropfen wie Diamanten, und mein Herz erweichte ſich, auch auf meinen Wangen glänzten milde Thautropfen, die das Mitleid aus meinen Augen preßte, das Mitleid mit mir ſelber und mit al-

len Menſchen, die ſich thöricht den Himmel, den Gott ihnen ſchuf, zur Hölle umwandeln. Warum bin ich denn unglücklich? fragte ich mich; weil ich Amalien liebe? O nein, weil ich ſie zu beſitzen wünſche. Thor! gieb dieſen einzigen Wunſch auf, und Himmel und Erde ſind bereit, dir tauſend neue Freuden zu bieten. Wie weggeſchmolzen war die Laſt von meinem Herzen; ich fühlte, daß die Leidenſchaft mich verließ, und athmete wieder frei. Trunken von meinem neuem Glücke, ſchaute ich auf zum Himmel, und wollte ihm danken; da hörte ich Geſang in der Ferne, wie Engelsſtimmen ſchallte es in mein Herz, und mein thörichtes Gemüth gab ſich dem Geſange gefangen. Eine Schaar von Mädchen kam aus dem nahen Wäldchen, leicht gekleidet, die ſeidenen Locken mit leichten Strohhüten bedeckt, Blumen in den Händen, die ſie in Ketten und Kränze gewunden hatten, und der ſchöne Zug eilte unter fröhlichen Liedern der Stadt zu. Ich näherte mich ihnen, konnte ſie aber nicht ſo nahe kommen, daß ein Geſpräch möglich geweſen wäre. Die Schönſte und Schlankſte bemerkte mich, ich

grüßte Sie, und holdselig beugte sich der schöne Engelskopf zum Gegengruß; die kastanienbraunen Locken bogen sich bei der Beugung, von ihrem Nacken zurück, und ließen mich seine Weiße, wie Elfenbein, bewundern. Sie erreichten die Stadt früher als ich, ich verlor sie in den Straßen, und meine Ruhe ist dahin. Ach, armes Herz, auf wie wenige Augenblicke ist Dir deine Freiheit gegeben, Du bist von neuem der Sclave einer glühenden Leidenschaft, die Dich unbarmherzig verzehrt. Lebe wohl, ich will alle Gassen der Stadt durchwandern und finde ich sie nur wieder, so lebt die Hoffnung auch wieder in meinem Busen auf.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Vergebens durchirre ich alle Straßen der Stadt, das Engelsbild zu suchen, das vor mir vorüber schwebte. Oft bilde ich mir ein, ein Traum hat mich getäuscht, und sie lebt nicht anders, as in

meiner Phantasie. Ach, mein theurer Freund, unglücklicher als jetzt, bin ich nie gewesen! hier in diesem Wohnorte der Raserey, wo jeder sich berechtigt glaubt, die Empfindungen des andern zu beurtheilen, und sein Urtheil recht fühlbar mitzutheilen. Scheu blicke ich um mich, und fürchte, daß jeder der mir begegnet in meiner Seele lesen möchte. Mit Aengstlichkeit muß ich meine glühende Leidenschaft in meinen Busen verschließen; nur Dir kann und darf ich mich anvertrauen, nur gegen Dich meinem Kummer Luft machen, und mein von tausend Schmerzen verwundetes Herz, vor Dir enthüllen. Ach, und wie schwach ist dieser Trost! ich darf es ja nicht wagen, meine Briefe an Dich abzusenden, ich muß ja fürchten, daß sie den Verräthern in die Hände gerathen, ach! und wie würden die mein Gefühl betrachten? Ich muß mich hier der Willkühr dieser Barbaren gefangen geben; ich fürchte diesen Walter, bei dem ich wohne, wie einen umherschleichenden Satan, und doch habe ich nicht den Muth, meine Wohnung zu verändern.

O, ich Unglücklicher! eben hat er mich ver-

laſſen; er ſchlug mir einen Spaziergang in ſeiner Geſellſchaft vor, ich ſuchte dieſen Vorſchlag abzulehnen, und ſagte: ich ſey in einer Stimmung, die gar nicht für Geſellſchaft tauge. Er erwiederte mit einem boshaften Lächeln, ſie würde ſich vielleicht verlieren; ſeine Miene wurde mir verdächtig, ich fürchtete daß er ſeine unſelige Kur wieder mit mir anfangen könnte, und entſchloß mich ſchnell ihn zu begleiten. Er kommt mich abzurufen; lebe wohl, ich kann Dir nichts mehr ſagen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich habe Sie geſehen, aber ach, in welcher Geſellſchaft! — Unzählige Gefühle beſtürmen meine Bruſt, und ich weiß keine Worte zu finden, wie ich ſie Dir mittheilen ſoll. Ich ging mit dem unſeligen Menſchen, nein es iſt gar kein Menſch, menſchlich Leid iſt nie in ſeine Bruſt gekommen. Wir erreichten denſelben Hügel, wo

ich den ersten Aufschluß über die fürchterliche Art erhielt, wie man hier mit seinen leidenden Brüdern umgeht, wie man hier die heilige Erhebung des Menschen zum ewigen Gott, bei dem Anblicke seiner herrlichen Schöpfung betrachtet. Die Sonne sank unter, und ihre letzten scheidenden Strahlen, berührten meine Wangen. Ein Schauer ergriff mich, als ich den neben mir stehenden Walter ansahe; er blickte der Sonne schweigend nach, und ich bemerkte seine Tücke recht gut. Er wollte mich verleiten, mein innerliches Gefühl laut werden zu lassen, damit er er nur einen Vorwand finden möchte, über mich herzufallen, und mich auf eine grausame Art zu mißhandeln. Ich aber überlistete ihn, und sprach von der Hoffnung der nahen Aerndte, wie der Landmann diesmal gewinnen würde, und dergleichen. Er hörte mir mit sichtbarem Unwillen zu. Endlich gingen wir nach der Stadt zurück, und denke, o denke Dir, nein Du kannst mein Gefühl nicht fassen; wir gehen vor einem ansehnlichen Hause vorbei, eine Menge Blumen vor dem Fenster ziehen meine Augen an, das Fenster öffnet sich,

und der weißeste Arm wird sichtbar, der die von der Hitze des Tages ermatteten Blumen tränkt; ich blicke näher und ein himmlisches Gesicht steht, von Pommeranzenblättern, die unter den Blumen standen, umschattet, hinter demselben; ich erkannte sie nicht gleich; denn sie war nicht in dem einfachen weißen Kleide, wie ich sie an dem glücklichen Morgen sahe; alle Zierathen der Mode strebten ihre Schönheit zu erhöhen. Unwillkührlich blieb ich stehen, und als ich sie erkannte, beugte ich mich, ohne es zu wissen; sie dankte freundlich, und nun denke Dir meine Quaal, und bewundere zugleich die Stärke meines Geistes; ich verbarg mein Gefühl, und sprach mit Waltern ganz kaltblütig über die Schönheit der Dame. Ist Ihre Geliebte wohl eben so schön? fragte der boshafte Bube. Nein, sagte ich übereilt. Er lachte und sagte: nun es scheint als ob Sie sich schon um vieles gebessert hätten, denn Sie haben doch schon die Fähigkeit, die Schönheit einer andern Dame anzuerkennen. Fast konnte ich diesen grausamen Hohn nicht ertragen, mein Herz wollte unter der Last aller, auf mich einstürmenden Gefühle, zerspringen; ich ver-

doppelte meine Schritte, und erreichte endlich meine Wohnung, wo ich doch nun von dem quälenden Teufel befreit bin. Ich warf mich, wie ich in mein Zimmer trat auf mein Lager, und ein Strom von Thränen benetzte die Kissen und es wurde mir leichter, und ich schreibe Dir, mein theurer einziger Freund. O, vergieb, wenn ich Dich in einzelnen Momenten verkenne, wenn meine Seele von stürmenden Gefühlen allmächtig empor gehoben wird, dann erscheint mir Deine beneidenswerthe Ruhe oft als Kälte; verzeih wenn ich Dich dann mißverstehe. Wer kommt so spät noch meine Einsamkeit zu stöhren? Ich höre Fußtritte eines Menschen auf dem Gange; sollte es der boshafte Walter sein? Hilf Himmel nein, es ist der Doctor. Lebe wohl; er darf diesen Brief nicht sehen, ich muß ihn schnell verbergen.

Doctor. Sie besuchen mich nicht Herr Wilibald; ich muß also, da Sie mir die Sorge für Ihre Gesundheit anvertraut haben, einmal zu Ihnen kommen, und sehen wie Sie sich befinden.

Wilibald. O sehr wohl; ich habe über gar nichts zu klagen.

Doctor. Hat sich die wunderbare Schwermuth verloren?

Wilibald. Vollkommen.

Doctor. Spüren Sie auch keine unglückliche Liebe mehr?

Wilibald. Durchaus nicht.

Doctor. Auch nicht den Drang des Herzens, denjenigen in heftigen Ausbrüchen und mit feurigen Umarmungen für Ihren Freund zu erklären, bei welchem Sie sympathetische Gesinnungen vermuthen?

Wilibald. Ich fühle von dem allen nichts.

Doctor. Finden Sie überhaupt noch viele sympathetische Seelen?

Wilibald. Nein durchaus keine.

Doctor. Nun das sind alles gute Symptome; aber Sie scheinen mir so kurz und einsylbig; haben Sie vielleicht das Vertrauen zu mir verloren?

Wilibald. Sollte das nicht auch ein Zeichen meiner Besserung sein?

Doctor. Nein, mein Lieber, und wenn ich mich davon überzeuge, so muß ich sogar die gute Hoffnung aufgeben, die ich schon für Ihre Genesung gefaßt hatte.

Wilibald. Wie können Sie fordern, daß bei der barbarischen Art zu verfahren, noch irgend ein Mensch Zutrauen zu Ihnen behalten soll?

Doctor. Warum nicht?

Wilibald. Welche Frage! Warum? — weil, wenn das geängstete Herz strebt seine Schmerzen zu erleichtern, und sie in einen anderen Busen zu hauchen, Sie plötzlich mit der verfluchten Maschine erscheinen, und so alle Theilnahme endigen.

Doctor. Glauben Sie daß es möglich ist, daß Sie ohne Arzenei genesen können.

Wilibald. Das nennen Sie also Arzenei?

Doctor. Allerdings. Jedes Ding wird zur Arzenei, wenn es gehörig angewendet wird; bei den Speisen sind Sie selbst davon überzeugt, warum wollen Sie es bei diesem allein nicht zugeben.

Wilibald. Ich will Ihnen nicht wider-

Doctor. Sie werden wissen, daß es ein allgemein anerkanntes Mittel ist, bei gichtischen Schmerzen Wachstafet auf die leidenden Glieder zu legen, und Sie können die heilsame Wirkung nicht läugnen.

Wilibald. Das will ich auch gar nicht.

Doctor. Nun Sie sagen selbst, daß Ihr Herz, und mit ihm Ihr ganzer Körper leidet; wenn nun diese kleine Maschine, gehörig angewendet, dieselbe Wirkung hervorbrächte, und den Unhold, der Ihre Seele ängstigt, völlig auszöge? — und ich versichere Sie dessen.

Wilibald. Aber die Barbarei.

Doctor. Das kommt Ihnen nur so vor, weil Sie krank sind, wie jedem Kranken die Arzenei. Glauben Sie mir, wenige Menschen haben eine so reizbare Haut, daß ihnen Wachstafet Blasen zöge; aber noch wenigere sind so empfindlich, daß diese Kur für Sie barbarisch wäre.

Wilibald. Wie wollen Sie aber, daß der Kranke zu reden wagen soll, wenn er immer fürchten muß, eine so üble Antwort zu erhalten?

Doctor. Das viele Sprechen iſt eigentlich nicht nöthig: denn ich kann Ihnen verſichern, daß ich Ihren Zuſtand vollkommen faſſe; und wenn ich zu den Aerzten gehörte, die von einem häufigen Gebrauch ihrer Mittel die beſte Wirkung erwarten, ſo würde ich Ihnen ſchon wieder eine Doſis dafür verordnen. Da ich aber anders denke, ſo wollen wir es auf eine andere Zeit verſparen, wo es Ihnen noch nöthiger ſein wird. Reden Sie alſo ohne Scheu, ich ſpreche Sie für heute von jeder Kur frei.

Wilibald. Nun ſo will ich mich denn bei Ihnen über den Herren Walter beſchweren, weil Sie ihn mir empfohlen haben.

Doctor. Worüber haben Sie ſich zu beklagen?

Wilibald. Ich habe ihm Briefe von dem wichtigſten Inhalte anvertraut: er verſprach, ſie gehörig zu beſorgen, und als ein Verräther hat er ſie unterſchlagen, und mir ſo tauſend Verwirrungen in meiner Familie angerichtet.

Doctor. Ihre Familie wird gewiß ganz

ruhig sein, daß sie diese Nachrichten nicht erhalten hat.

Wilibald. Sie wissen sie also?

Doctor. Vollkommen, denn auf meine Verordnung wurden sie mir gebracht, und hier gebe ich sie Ihnen zurück. — Sie können sie nun noch abschicken; es sind nur wenige Tage verloren, und Ihr Freund wird den mörderischen Anfall auf Ihr Leben noch früh genug erfahren. Ich würde mich nicht wundern, wenn ein Fremder, der mit dem Sprachgebrauch und mit der Wirkung der Maschine unbekannt wäre, es eine bunt geflochtene Karbatsche nennte, aber ein Mordgewehr wird es wohl niemandem scheinen.

Wilibald. Ich gebe zu, daß ich in der Hitze der Einbildung, es ein wenig übertrieb.

Doctor. Sagen Sie nicht ein wenig, sagen Sie recht sehr, und nicht in der Hitze der Einbildung, sondern weil Ihr Freund, einen recht wunderbaren Begriff von Ihrem Zustande bekommen sollte.

Wilibald. Und wenn ich auch gezwungen wäre, Ihnen das alles zuzugeben; so haben Sie

gar kein Recht zu fragen; denn wodurch sind Sie berechtigt, meine Briefe zu unterschlagen?

Doctor. Das thue ich ja nicht, ich gebe sie Ihnen ja zurück, und Sie können sie ungehindert abschicken, wenn Sie es nun noch für gut finden. Daß ich sie aber gelesen habe, dazu habe ich allerdings ein Recht, denn da es gewöhnlich ist, daß der Kranke sich, wenn er der Kur noch nicht gewohnt, vor seinem Arzte fürchtet und sich vor ihm verbirgt, so giebt es gar kein anderes Mittel, seinen wahren Zustand zu erfahren, als aus den Briefen, die er darüber an seine Freunde schreibt. Die Fürsten erlauben sich dasselbe Mittel, um sich darüber aufzuklären, ob alle Glieder des großen Staatskörpers gesund sind.

Wilibald. Ich will nichts mehr einwenden.

Doctor. Leben Sie wohl, es wird spät; es freut mich daß ich Sie doch in dem Zustande der Besserung finde. Freilich, es ist wenig, was Sie an Gesundheit gewonnen haben, und nur dem Auge des erfahrenen Arztes sichtbar; jedem

endern würden Sie noch eben so krank erscheinen, aber es wird sich schon geben. Schlafen Sie wohl.

Wilibald an Friedrich Leutner.

O mein Freund! rathe, hilf mir, ich bin in einer unglücklichen Lage, überall von Auflaurern umgeben. Wie darf ich nur einen Versuch in meiner Liebe wagen? Muß ich nicht bei dem kleinsten Schritte, Verrath und die schrecklichste Behandlung befürchten? und mein Herz, mein unglückliches Herz, dürstet nach einem milden Blick von Ihr. Ueberlaß Deinen unglücklichen Freund nicht der Verzweiflung; rathe mir, wie ich mir helfen kann. Ach, ich Thor! liegen denn nicht meine Briefe, die ich Dir senden wollte, hier vor mir, und ist es denn nicht der nächste Weg, daß meine grausamen Feinde, meine Leidenschaft erfahren, wenn ich von Dir Trost und Hülfe erwarte? Nein ich muß mein Geheimniß in mei-

nen Busen verschließen, ich darf nur, wenn ich einsam bin, meine Thränen fließen lassen, nur ganz im Geheim meine Gedanken an Dich niederschreiben, und wenn mir meine Verstellung gelingt, daß mich die Rasenden hier für so rasend halten, als sie es selber sind, und ich zu Dir zurückkehren kann; dann will ich Dir alle meine Briefe selber geben, und Du wirst deinen Freund rechtfertigen. Du wirst es ihm verzeihen, daß er Dich so lange ohne Nachricht ließ. Lebe wohl; ermattet sinken die Augen mir nieder, und die Vorhänge der Wimpern schließen sich zu. Mitternacht ist vorüber; wunderbare Gestalten schweben im leichten Nebel gehüllt vor mir dahin; ich blicke hin und Dein Bild enthüllt sich mir, wie Du liebend Deine Arme nach mir ausbreitest, und Amalie, die schmerzlich auf mich blickt, daß ich sie vergaß. Da regt die alte Empfindung sich wieder in meinem Herzen, und die Engelsgestalt, die ich nicht zu nennen weiß, sieht mich mit hellen freundlichen Augen an; der Kopf beugt sich zum holden Gruß, die seidenen Locken enthüllen den schönsten Nacken, und Amalie

schwebt abwärts und weicht diesem Engelbilde gern. Lebe wohl; die erschöpfte Natur fordert Ihren Zoll. Schwebt um mich freundliche Gestalten, und begleitet mich in das Land der Träume!

Der Doctor an Wilibald.

Ich erhalte so eben einen Brief von Ihrem Freunde Leutner, worin er sehr besorgt um Sie ist. Er bittet mich um Nachrichten über Ihren Zustand, die ich ihm auch sogleich ertheilen werde. Da er Ihnen ein so werther Freund ist, so zweifle ich nicht, daß auch Sie einige Worte zu seiner Beruhigung sagen werden.

Friedrich Leutner an den Doctor.

Verzeihen Sie mir wohlgeborner Herr, daß ich Ihnen mit diesem Brief beschwerlich falle. Ich

bin so besorgt um einen Menschen, der mein Freund ist und Wilibald heißt. Er wurde hier von einer Krankheit befallen, welche die Aerzte verschieden deuteten; er selbst sagte, sein Körper sey gar nicht krank, sondern seine Seele leide unendlich. Da es nun durchaus nicht besser werden wollte, so entschloß er sich, auf mein Zureden, der ich immer an eine körperliche Ursache seines Uebelbefindens glaubte, zu Ihnen zu reisen, um sich kuriren zu lassen. Nun ängstigt mich mein Gewissen und ich denke, er könnte am Ende doch wohl Recht gehabt haben, und der Schmerz seiner Seele könnte, wie er immer behauptete, wohl sein Leben geendet haben. Dann würde ich es bereuen, daß ich ihn zu der Reise beredete: denn hier, wo er seine Geliebte doch hätte sehen können, wo er mir sein Leid geklagt hätte, wäre er dann vielleicht einige Jahre älter geworden, und mir zur Liebe hätte er sich vielleicht der Grillen ganz entschlagen, wenn ich ihn täglich darum ersucht hätte; denn er betheuert in jedem Briefe, den er sonst an mich geschrieben, daß er unter allen Menschen mich am meisten liebt. Ich

bitte noch einmal, werther Herr Doctor, daß Sie mir Nachrichten von ihm ertheilen, denn ich kann mir sein Stillschweigen nicht erklären. Ich werde zu jeder Zeit bereit sein Ew. Wohlgebo-ren wieder zu zeigen, wie sehr ich bin

Ihr gehorsamer
Diener.

Der Doctor an Friedrich Leutner.

Sie werden es um so eher verzeihen, daß meine Geschäfte mir nur eine kurze Antwort auf Ihre Fragen erlauben, wenn ich Ihnen einen Brief von Ihrem Freunde, für welchen Sie sich so sehr interessiren, beilege. Sie werden aus seinem eigenhändigen Schreiben sehen, daß er sich in dem Zustande der Besserung befindet, und wenn es ihm auch einige Anstrengung gekostet hat, und die Art zu denken, die er in diesem Briefe äußert, nicht ganz sein Ernst sein sollte: so sehen Sie doch, daß schon viel gewonnen ist, da er sich nun zu sol-

dem kaltblütigen Betragen zwingen kann. Ich kann Ihnen versprechen, daß Sie Ihren Freund nicht verlieren werden, und daß er, völlig genesen, zu Ihnen zurückkehren wird. Bei wenigen von meinen Kranken, kann ich einen glücklichen Erfolg mit solcher Gewißheit versprechen. Ich weiß, daß Ihnen diese Nachrichten angenehm sein werden, und empfehle mich Ihrer Freundschaft.

Wilibald an Friedrich Leutner. Einlage des Vorigen.

Ich danke Dir, mein lieber Freund, daß Du mit solcher Zärtlichkeit für mich besorgt bist. Ich befinde mich um vieles besser, als vor meiner Abreise, und ich hoffe, daß die alte Heiterkeit bald wieder in mein Gemüth zurückkehren wird. Daß Du keine Nachrichten von mir erhalten hast, bitte ich Dich, zu verzeihen, es ist gegen meine Schuld. Ich habe verschiedene Briefe an Dich

geschrieben, die durch einen Zufall liegen geblieben sind, und die ich jetzt nicht rathsam finde, Dir zu schicken, denn sie sind in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts geschrieben, wo ich, zu meinem ehemaligen Zustande, noch sehr erhizt von der Reise war! also kannst Du Dir leicht denken, daß ich alles in einem ganz anderen Lichte sahe, daß die gewöhnlichsten Dinge mir fürchterlich erschienen; und wenn Du diese Briefe erhalten hättest, so würdest Du Dir eine sehr unrichtige Vorstellung von meinem Leben machen. Du würdest mich vielleicht bedauern, und doch fühle ich, daß ich jetzt auf dem Wege bin, bald wieder zu dem Frohsinne meiner früheren Jugend zurückzukehren. Ich fühle es recht oft, daß es der freie Wille des Menschen ist, wenn er sich dieser armseeligen Schwermuth überläßt, und habe auch sehr oft den Vorsaz gehabt mich ganz loszureißen. Du weißt aber selbst, wie schwer es ist sich von Schwachheiten zu befreien, die so tief bei uns eingewurzelt sind, daß sie mit unserer Natur ganz eins zu werden scheinen; ich

hoffe aber im kurzem die meinige zu beſiegen, und Dich geſund und froh zu umarmen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Mit Thränen möchte ich Dich um Verzeihung bitten, daß ich ſo heucheln konnte, vor mir und vor Dir. Du wirſt nun meinen armſeeligen Brief leſen, und Dir denken, daß dein ſo unglücklicher Freund, den tauſend glühende Qualen verzehren, eine Kälte des Herzens gewonnen hat, die er verachtet, und die Du gewiß auch verachten wirſt. Ach wie klein und gering iſt der Troſt, daß ich Dich über mich aufklären kann, wenn wir uns wiederſehen! Die Nothwendigkeit zwingt mich gegen Dich unwahr zu ſein, und um nur mein Leben zu bewahren, muß ich mich Dir zufrieden zeigen. O, Ihr Hartherzigen! die Ihr mich zu dieſem Betruge zwingt, welchen Erſatz könnt Ihr mir geben! Wenn Ihr durch eure Tyranney, womit Ihr mich zwingt, einen anderen Charakter

zu erheucheln, es dahin bringt, daß ich den einzig theuren, geliebten Freund verliere; ach wenn sie mich von Deinem Busen rissen, wenn Dein Herz mir nicht mehr traute! dann würde ich mein Leben trostlos verjammern und es in einem Seufzer, bei dem Gedanken an Dich, aushauchen. O wie kümmerlich und dürftig ist diese Welt! Ach! und der Engel der aus höheren Lüften hernieder geschwebt ist, der sie mir zum Paradiese umwandeln könnte, er zeigte sich nur flüchtig meinen schmachtenden Augen; die Erscheinung zerflattert, und meine Augen suchen sie vergebens. Täglich, wenn die Sonne mit ihren Strahlen die Fenster vergoldet, wohinter er sich mir, zwischen Blumen zeigte, gehe ich vorüber, ich sehe ihn nicht. Am Mittage, wenn die Hitze auf mich brennt, achte ich ihrer brennenden Strahlen nicht, der holden Göttin Anblick würde mich tausendfach belohnen; aber vergebens sehnt sich meine Seele. Das reinste Frühlingswetter vermag es nicht, sie hinaus auf einen Spaziergang zu locken, und ich kehre ungetröstet von einem jeden zurück. Ich wage es nicht nur nach ihr

zu fragen, denn ich fürchte, wenn ich nach der Bewohnerinn des Hauſes mich erkundigte, daß meine glühenden Wangen mich verrathen würden. Ach! mein Freund! Du Bruder meiner Seele, könnteſt Du dieſe Worte ſehen, die ich an Dich ſchreibe, (ob ich ſie Dir gleich nicht ſenden kann) nur um mein blutendes heftigſchlagendes Herz zu beruhigen; Du würdeſt den unglücklichen bedauern, der gezwungen wird, mit ſolcher Kälte über ſich zu ſprechen, der Dir ſagen muß er lächelt, indeß ein Strom von Thränen, den er zurückhalten muß, ſein armes Herz erſtickt. O nein, Du wirſt mich nicht verdammen! ſo grauſam wird ja der Himmel nicht ſein, er wird Dich ja bewahren, daß Dein Herz den Gedanken nicht ergreifen kann, Dein Freund ſey falſch gegen Dich. Du wirſt es errathen, daß ein widriges Schickſal mich verfolgt, und wenn mich der gütige Himmel einmal aus den Klauen dieſer Teufel befreit und mich an Deinen Buſen führt, wirſt Du mir glauben.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich habe sie gesehen, ich schwimme in einem Meere von Seligkeit. Ich ging mit einem jungen Manne unter ihrem Fenster vorüber, es öffnete sich, und die holde Grazie trat hervor, um die Blumen zu tränken, die ermattet die Häupter hingen; sie hoben sich gestärkt empor, nicht von den Tropfen Wassers womit sie besprengt wurden, sondern von der Himmelsluft, womit ihr Odem sie anwehte. Mein Begleiter grüßte sie, und sie dankte mit himmlischer Freundlichkeit. Ich fragte, ob er die Dame kenne, ich mußte dies kalte Wort brauchen, wie wehe es auch meinem Herzen thut. Engel, Grazie, dies nur ist sie, und jedes Wort ist Beleidigung, womit man sie andern Weibern gleich stellt. Der junge Mann, der mit mir ging, erwiederte, daß er sie sehr wohl kenne, und oft und viel in ihrem Hause sey. O der Barbar! hätte er die Glut meiner Wangen nicht verstehen sollen, nicht die Thrä-

ne, die mein Auge verklärte und ich nur mit Mühe zurückhielt? hätte er meinen Wünschen, die zu scheu waren, sich ihm auszusprechen, nicht bereitwillig mit dem Erbieten mir ihre Bekanntschaft zu verschaffen, entgegentreten sollen? Aber kalt wie fühllose Mauern, sind hier alle Bewohner, und in keinem schlägt ein fühlend Herz. Er sagte mir blos, daß es ein Fräulein Lindhelm sey, und gedachte ihrer mit keiner Sylbe mehr. Ich hätte für die Schätze der Welt nicht noch einmal mit ihm von ihr sprechen können. Wer bei dem Anblicke der himmlischen Gestalt nicht in Entzücken fortgerissen wird, nicht begeistert sie zu erheben, der verdient es nicht sie zu sehen.

Aber wie, welcher neue schreckliche Gedanke zerreißt mein Gehirn, die Eifersucht schlägt ihr wüthendes Gebiß in meinen Busen.' O nun, nun erst lerne ich die ganze Fülle des menschlichen Elends kennen! Er grüßte so vertraulich bekannt, und sie erwiederte seinen Gruß eben so, wie wenn er der beglückte Sterbliche wäre, zu dem sich ihre Liebe neigt, o es ist, es ist gewiß so, und das Gefühl seines Glückes gab ihm jene

stolze Kälte, womit er meine Frage beantwortete! Ach! es macht mich elend weiter zu leben, ich muß, ich muß Gewißheit haben, und wenn sie mir geworden ist, will ich den Elenden fürchterlich züchtigen, der sich erfrecht hat, mir meine Himmel zu stehlen, nur das kostbarste Blut seines Herzens kann diesen Frevel versöhnen.

O Thor! und wer gab Dir denn das Recht ihre Liebe zu wollen, darfst Du zürnen, wenn Gott freiwillig seinen Himmel einem anderen, als dir schenkt? Ich muß erfahren, was ich hoffen darf. Diese Ungewißheit ist quälender als der Tod. O daß ich kein Mittel finden kann, ihr meine Quaal zu gestehen, ein Blick ihres Auges würde mir sagen, ob ich der glücklichste oder der elendeste Mensch bin! Lebe wohl, es reißt mich fort, gewaltig zu ihr hin, ich will, ich muß bei ihrem Fenster vorüber. Es ahnet mir, ich finde sie, mein Schicksal winkt, suche mich nicht zurückzuhalten, ich will ihm folgen.

Walter an den Doctor.

Ich glaube Sie sind jetzt sehr beschäftigt, wie es gewöhnlich um diese Jahreszeit zu sein pflegt. Sie haben den Herren Wilibald ganz meiner Sorge überlassen, und ich muß Sie bitten, wieder ein aufmerksames Auge auf ihn zu wenden, er scheint mir mehr als jemals zu verwildern, und ist ihm weniger beizukommen, denn er entzieht sich, so viel ihm möglich ist, meiner Gesellschaft, und wenn ich mich ihm aufdringe und ihn auf seinen Spaziergängen begleite, so ist er einsylbig und spricht nur über ganz gleichgültige Dinge. Ich sehe nun sehr wohl ein, daß er eine gute Dosis Arzenei bedürfte, aber da ich das mehr fühle, als ihm demostriren kann, so will ich ohne Ihren ausdrücklichen Rath hierin gar nicht verfahren. Er trägt mir nicht mehr auf, Briefe für ihn zu bestellen, darüber würde ich mich auch gar nicht wundern, aber ich habe auch nicht die kleinste Spur, daß er überhaupt, welche schreibt

oder wenigstens schickt er sie nicht ab. Ich verschiebe alle Anwendung der Kurmethode, bis Sie mich bestimmen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ein Gott hat ein Mittel in meine Seele gehaucht, wie ich mich meiner Geliebten nähern kann. Ich sahe, als ich heute vorüber ging, ihr Fenster offen und wie ein Blitzstrahl kam mir der glücklichste Gedanke; ich bin hieher geeilt und habe einen Brief an sie geschrieben, worin ich ihr mein Leiden nenne, aber meinen Namen habe ich ihr verschwiegen. Ueberhaupt habe ich das Ganze allegorisch eingerichtet, und ich fühle nun, was den Dichter macht. Ich bin mit dieser Arbeit sehr zufrieden, und wenn sie auch den Menschen, der ihr so feine Neigungen erklärt, nicht lieben kann, so muß sie den Verfasser wenigstens achten. Ich eile mein Glück oder mein

Elend zu erfahren, ich kann diese ängstigende Ungewißheit nicht länger erdulden.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Sie hat meinen Brief, jetzt ist es in ihrem Herzen entschieden, ob ich an ihrem Busen mich einst zum Gott träumen, oder in ewigem Jammer, verstoßen von den Freuden des Lebens, mich verzehren soll. Ich eilte nach ihrem Hause, auf dem Wege schon quälte mich die Angst, daß in der langen Zeit, die ich dazu verwendet hatte, den Brief an sie zu schreiben, das Fenster vielleicht geschlossen sein könnte. Ich erblicke es am Ende der Gasse, und zu meinem Entzücken war es noch offen. Ich verdopple nun meine Schritte und denke Dir mein Entsetzen, wie ich es beinah erreicht habe, wird es zugeschlagen. In meiner ersten Betäubung glaubte ich, die holde Göttin habe mich gesehen, und mein Anblick sey ihr so verhaßt, daß sie aus Verdruß das Fenster

zugeworfen hätte; wie ich aber näher hinzukam, sahe ich, daß es vermuthlich durch einen Zugwind, der im Zimmer entstanden sein mußte, geschehen sey, denn eine von den Scheiben war zertrümmert. Dieser Umstand tröstete mich und ich benutzte die Oeffnung, die nun entstanden war, um meinen Brief hineinzustecken; dann entfernte ich mich schnell. Morgen! o daß dieser Tag erst herauf dämmerte! wie wird es mir möglich sein noch so lange in der Ungewißheit zu leben; Morgen muß es sich entscheiden, ob ich hoffen darf. Ich habe ein zartes Zeichen gewählt, das sie mir geben soll, wenn sie mich erhören will, o gewiß sie wird es! Diese Engels-Miene, die Glauben und Zutrauen in mein Herz geflößt hat, kann nicht lügen, ich darf ihr vertrauen.

Wilibald an das Fräulein Lindheim.

Ich wage nicht meinen Namen zu nennen, bei dem kühnen Unternehmen, das die Verzweiflung mir eingiebt; ich wage es nicht mich genau zu beschreiben, nur die Geschichte meines Leidens will ich aufzeichnen, und sie zu Ihren Füßen legen, ach! und wenn Ihr schönes Herz nur einen kleinen Augenblick von Mitleid mit dem Unglücklichen erzittert, so hat er all sein Leid vergessen.

In der russischen Hauptstadt war Otto angekommen. Der Glanz, welcher ihn hier umgab, war seinem Auge neu und zog ihn eine Zeitlang an; ach! aber wie bald floh der freundliche Schimmer; die Barbarei der Nation erschreckte sein weiches Herz, und er erwartete nur einen günstigen Augenblick, um aus einem Lande zu fliehen, wo eine jede Stunde ihn eine neue schreckliche Scene fürchten ließ. In Wehmuth versunken über den verkehrten Sinn der Men-

schen, die ein klägliches Besitzthum höher achten, als alle Schätze, die Gott in dem Herzen der Menschen niedergelegt hat, um seine Herrlichkeit zu offenbaren, ging er über die Wiesen, deren Gräser, vom linden Hauche des Morgens angerührt, sich in kleinen Wellen bewegten. Thränen flossen aus seinen Augen, als er es dachte, wie die Einwohner der glänzenden Stadt alle seine Seligkeit, die jetzt durch seinen Busen ging, entbehren müßten, und wie jeder noch eine so klägliche Eitelkeit nährte, zu glauben, daß er eben weil sein Sinn zu stumpf ist, dies himmlische Entzücken zu fühlen, weit klüger und vernünftiger sey, als sein fühlender Bruder. In diese Betrachtung wurde Otto unterbrochen, Engelstimmen ließen einen himmlischen Gesang erschallen, und die Töne gingen wie freundliche Geister durch seine Brust, und bewegten sein Blut so, daß es sein Herz mit froher Angst, mit frommer Ehrfurcht beklemmte. Eine Schaar der liebenswürdigsten Mädchen erschien, sie hauchten den Gesang in den frischen Morgen aus, und alle Engel [illegible] und voll Bewunderung

Eine von ihnen ragte mit ihrer Schönheit vor den Uebrigen hervor, sie war die Göttin, die von ihren Nymphen begleitet wurde, ihr Auge traf den Armen, der in Entzücken verloren stand, und ein Strahl himmlischer Freude senkte sich in seine Brust. Die Bewunderung fesselte ihn, er konnte nicht sogleich folgen; ach der Unglückliche! durch diesen Verzug, hatte er die Himmelserfüllung verloren. Er kehrte nach der Stadt zurück; der Vorsatz diesen Aufenthalt der Barbaren zu verlassen, war aus seiner Seele verschwunden, alle seine Wünsche, all sein Sehnen war nur, die Einzige wiederzufinden, deren Augen ihm wie freundliche Sterne, auf dunklen Wegen leuchteten. Er durchirrte alle Straßen der Stadt, begierig blickte er in jedes weibliche Auge, ach, und immer wurden seine heißen Wünsche getäuscht. Er rannte Wagen nach, wenn er einen weiblichen Kopf darin erblickt hatte, und wenn er sie athemlos erreichte, so grinzte ihm ein zahnloses Ungeheuer daraus entgegen. Endlich schlich er voll Verzweiflung eines Abends über die Newabrücke, und lehnte sich in den Strom

hinunter, die Wellen die sich unten bewegten schienen ihn mit ihrem Murmeln zu rufen, sie schienen tröstend zu ihm zu reden: komm kühle deinen glühenden Busen in unsrer labenden Flut. In Träumen versenkt stand er noch, als das Fenster eines Pallastes sich öffnete, vor dem Pommeranzen und viele Blumen standen. Ein weißer Arm sprengt erquickenden Thau auf die ermatteten Pflanzen, und endlich beugt sich ein himmlisches Gesicht über die zarten Blumen, und beschämt durch seine blühenden Wangen die rothen Rosen. In ein Paradies glaubt sich Otto versetzt; sie die er nur träumend und wachend denkt, er hat sie nun endlich, nach so vielen Schmerzen gefunden. Im Anstaunen verloren, versunken im Anblick der Göttinn, vergißt er näher hinzugehen und ihm ist, als würden ihm die Pforten des Himmels verschlossen, wie sie endlich das Fenster schließt. Sein einziger Weg ist nun vor ihrer Wohnung vorüber, und wenn Muth und Lebenslust ihn verlassen und er sieht sie, wie sie die Blumen tränkt und betrachtet, und wenn nun gar zufällig einer ihrer Blicke auf ihn fällt; so ist er getröstet und

geſtärkt. Endlich aber kann das Herz die ſtille Sehnſucht nicht mehr tragen, und er wagt es und ſchreibt: ich liebe Dich, Du Göttliche, habe Erbarmen mit meiner Qual, und wenn der treuſte Liebhaber hoffen darf, ſo laß in Deinen ſeidenen Locken morgen eine Roſe glühen.

Er ging mit dieſer Schrift vor ihrem Fenſter vorüber, es war geöffnet, er war kühn und warf ſeinen Brief durch die Blumen hinein. Aengſtlich, voll Hoffnung und Zweifel, ſchlich er nach ſeiner Wohnung, und harrt nun mit Sehnſucht des kommenden Tages, der über ſein Glück oder Elend entſcheiden ſoll.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich bin verloren, ich bin unglücklich, ſie verſtößt, ſie verwirft mich. Ich hatte meine Wünſche mit einer Zartheit und Delicateſſe ausgeſprochen, die das Herz der Tyrannin hätten rühren müſſen, wenn es nicht ſchon ein anderer be-

säße. Ach beklage, bejammere Deinen unglücklichen Freund, seine Ruhe, sein Glück ist dahin! Ich schloß den Brief, den ich an sie geschrieben hatte, mit der Bitte, wenn meine Liebe Erhörung finden sollte, dann möchte sie zum Zeichen eine Rose in ihr Haar stecken. Ich beschwor die träge Sonne heraufzueilen, damit ich mich über mein Schicksal aufklären möchte; ach Unglücklicher! frühe genug hast Du es erfahren. Ich ging vor ihrer Wohnung vorüber, als kaum der Tag mir auf meinem Wege leuchtete; die Fenster waren noch geschlossen, und mit Wehmuth und mit stiller Sehnsucht erfüllte mich der Gedanke, daß ihr zarter Körper, nun noch dem Schlafe hingegeben, auf weichen Kissen läge. Zehnmal ging ich wohl an diesem Tage vorüber, und immer sahe ich sie nicht, endlich als sich schon die Sonne zu neigen begann, erblickte ich sie am Fenster, und denke Dir mein Entsetzen; ich wollte meinen Augen nicht trauen, weiße Federn umschatteten ihre Locken, und an ihrem ganzen Körper, weder an Brust noch Haaren, auch nur die kleinste Rosenknospe. Halb wahn-

sinnig lief ich nach meiner Wohnung zurück, und warf mich auf mein Lager und benetzte es mit meinen Thränen. Ach hätte ich Dich nicht mein Theurer! könnte mein gepreßter Busen sich gegen Dich nicht erleichtern, längst schon wäre ich hinein gesprungen in die wilde Fluth, hätte mich untergetaucht in Wahnsinn, und so durch ein glückliches Vergessen meiner selbst mein unglückliches Leben verloren.

Wilibald an Fräulein Lindhelm.

Wollen Sie, Grausame, den Unglücklichen verzweifeln lassen, der nach einem Blicke, nach einem Tone von Ihrem Munde schmachtet? Soll kein kleines Zeichen einer fernen, fernen Hoffnung sein Herz trösten? Ach Zauberinn! Du hast mich mit unauflöslichen Banden ewig an Dich gekettet, und nun soll kein lächelnder Blick meine Gefangenschaft versüßen? Ich habe ja keine so frevelnden Wünsche, ich will ja erst durch Jah-

re voll Prüfung mich des Glückes würdig machen, Ihnen anzugehören; aber nur nicht ganz verzweifeln lassen Sie den, der nur in Ihren Augen Trost für sein vielfaches Leiden finden kann. Ja, Ihnen will ich es klagen, zu Ihnen wagte der scheue Mund das Wort des Vertrauens; nicht wie die Barbaren hier, unter denen ich nur um Ihretwillen verweile, werden Sie mein Vertrauen behandeln. Verachtet von der ganzen Welt, betrogen von Freundschaft und Liebe, flüchtete ich mich hieher. Der Name des Landes, seine reizende Lage zog mich an, ich hoffte hier Ruhe für mein Herz, und die unsinnigen Einwohner verspotten mich auf die schimpflichste Weise. Nun entschloß ich mich, in Geheim von hier zu entfliehen, da erblickte ich Sie, und ich bin nun hier gefesselt. Ja, das Schicksal mag über mich beschließen was es will, ewig wird mein Auge an dem Ihrigen hangen, und wenn nach unsäglich langer Zeit kein Lächeln mein Lieben lohnt, so werden die kühlen Wellen unter Ihrem Fenster, ihre nassen Arme erbarmend um mich schlagen und so Leben, Leid und Lieben enden.

Walter an den Doctor.

Ich muß Sie noch einmal an den Herren Wibald erinnern; es wird mit jedem Tage schlimmer mit ihm, er rührt mich, und ich kann nichts für ihn thun. Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie ihn so schlimm finden, daß Sie alle Hoffnung für seine Genesung aufgegeben haben; dann will ich mir die unnütze Aufsicht und ihm die unangenehmen Mittel ersparen. Er ist jetzt wenig zu Hause, und wenn er hier ist, scheint er froh: doch ist auch das kein gutes Zeichen, denn sein froher Muth scheint mir nur daher zu entstehen, weil er jetzt irgend etwas in den Gang gebracht hat, das seiner Krankheit schmeichelt, und sie eben dadurch vermehrt. Ich erwarte Ihre Antwort und bin mit Achtung der Ihrige.

Der Doctor an Herrn Walter.

Ich habe nichts weniger als den jungen [illegible] bald aufgeben: ich bin nur itzt so sehr [illegible] Geschäften überhäuft, daß ich seine besondere [illegible] merksamkeit auf ihn habe verwenden kön[illegible] Sein Sie nur unablässig bemüht, seiner n[illegible] Narrheit auf die Spur zu kommen, denn ich [illegible] mit Ihnen überzeugt, daß ihn Eine ganz heil[illegible] irgt, und ich denke, wenn wir sie nur erst gen[illegible] in Erfahrung gebracht haben: so wollen w[illegible] ein wenig, eine angenehme Kur brauchen, u[illegible] das soll ihn auf immer herstellen. Sie sollt[illegible] mich einmal besuchen, so könnten wir mündli[illegible] uns besser darüber besprechen, als schriftlich. L[illegible] ben Sie wohl.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Wie sehr hat mich Dein Brief erfreut. Ja, ich will mich nicht schämen es Dir zu gestehen, ich habe Freudenthränen darüber vergossen, daß Du nun endlich anfängst solide und vernünftig zu denken. Ich will Dir auch nun einen Plan mittheilen, der schon lange mein Lieblingswunsch gewesen ist. Meine Handlung hat sich sehr erweitert, sie kann uns beide, wenn wir auch eine ansehnliche Familie haben, reichlich und anständig ernähren. Du hast von Deinen Aeltern noch ein ziemliches Kapital; laß es mit den Wissenschaften, die Du bis jetzt getrieben hast, und die Dir doch nichts einbringen, sein. Gieb Dein Geld in meine Handlung, dadurch kann sie noch ansehnlicher werden, werde Du mein Compagnon und suche Dir als ein solcher, eine Frau. Es kann Dir nicht fehlen; die reichsten und angesehnsten Häuser werden Dir ihre Tochter nicht versagen, ja, wenn Du noch zwei Jahre warten wolltest, so könntest

Du meine eigene Tochter heirathen: sie ist jetzt 12 Jahr, und vor 15 Jahren hat schon manche einen Mann genommen. Ich kann Dich versichern, sie ist ein gutes folgsames Kind; Du kannst sie nach Deiner Hand gewöhnen, und wir könnten dann die schönste Ruhe im Zirkel unserer häuslichen Freuden genießen. Entschließe Dich dazu, und Du wirst sehen, daß es Dich nicht gereuen wird. Antworte mir bald wieder: ich bin so voll von meinem Plane, daß ich Deine Antwort kaum erwarten kann. Lebe wohl, und empfiehl mich dem Herrn Doctor bestens. Ewig werde ich dem Manne verbunden bleiben, besonders wenn ich noch die Freude erleben sollte, Dich als meinen Schwiegersohn zu umarmen. Nun, man kann nicht wissen: der Himmel lenkt unser Schicksal oft wunderlich.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Mit den Zähnen könnte ich Deinen Brief zerreißen, so erfüllt mich die Wuth, daß Du betrogen bist, Du treue Seele, betrogen durch mich, dem Du so vertraust. O könntest Du nur lesen, was ich alles für Dich geschrieben habe! könntest Du sehen, welcher Jammer meinen Busen füllt, Du würdest für mich auf keine Ruhe denken. Ach was soll ich in Deinem glücklichen Zirkel? Eure Freude verjagen? Ja sie flieht mich die holde Tochter des Himmels, ich bin von ihrem Vater verworfen. Könntest Du es fassen, könnte Dein Herz es begreifen, welche Furien das meine zerreißen! Kein entfernter Schimmer der Hoffnung, keine Spur, daß ich nach Jahren, Erlösung aus dieser Hölle erwarten darf. Ewig wird meine Liebe getreu nach diesem Himmelsbilde sich wenden. Ihre Augen, diese sterblichen Sterne werden ewig die meinigen nach sich ziehen. O könnte ich nur athmen wo

sie athmet! könnte ich nur zuweilen mit ihr in einem Zimmer sein; die Sachen berühren, die ihre zarten Hände berührt haben, ich würde zufrieden, ich würde selig sein! Aber es ist ja so wenig, was ich wünsche; so bescheidene Gebete, steigen selten von den Lippen der Menschen auf zu deinem Thron, willst du denn die kleinsten Wünsche nicht erhören?

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ja, er hat sie erhört meine Wünsche, der gütige Vater dort oben. Ach mein Theurer! ich möchte zu den alten kindlichen Gefühlen zurückkehren, die ich hatte, als ich noch ein Knabe war, wo ich den himmlischen Beherrscher aller Welten die geheimen Wünsche meines Herzens in einem so einfachen Gebete, wie ein trauliches Abendgespräch vortrug, und erleichtert von allen meinen kleinen Sorgen, mein Haupt in die Kissen

senke, und der Erhörung meiner Bitten gewiß, einschlummerte.

Ich trete in der Verzweiflung meines Herzens zu Dir: er möchte nur vergönnen, daß ich zuweilen in seiner Nähe sein dürfte, und heute wird mein Wunsch erfüllt. Ich begegne demjenigen Jünglinge wieder, von dem ich Dir schon einmal geschrieben habe, Werthheim ist sein Name. Wir gehen wieder vor der Gesellschaft vorüber, und als wir sie gegrüßt haben, erzwinge ich eine kalte Miene und sage: das Gesicht dieser Dame ist so interessant, daß ich mir ihre Bekanntschaft schon lange gewünscht habe. Wenn ich das gewußt hätte, erwiederte er, so hätte Ihr Wunsch schon lange befriedigt sein können, und nun erbet er sich, mich noch diesen Abend bei ihr einzuführen. Ich konnte meine Freude kaum verbergen; ich nahm natürlich das Erbieten an, und nun, da ich Dir, Vertrauter meiner Seele, mein Glück geschrieben habe, eile ich, mich zu diesem wichtigsten Besuche meines Lebens bereit zu machen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Sie ist ein Engel, Leutner, eine Gottheit? ich habe je geirrt, und nun erst weiß ich, was Weiblichkeit heißt. Diese himmlische Schalkheit, verbunden mit der strengsten Sittlichkeit; nein Du müßtest sie sehen, wenn Du fühlen wolltest, wie ich sie liebe. Nur das einzige ist mir ein unauflösliches Räthsel, wie sie irgend ein Mann sehen kann, ohne in Anbetung zu versinken. Daß ich sie vergöttere, daß ich immer vor ihr knieen möchte, darüber verwundere ich mich nicht mehr. Wertheim ist ein liebenswürdiger Mensch, er hat mir versprochen, mich zuweilen zu besuchen: er scheint mir eine lebhafte Phantasie zu haben, und Du weißt daß ich diese Menschen am meisten liebe. Das göttliche Geschöpf, meine holde Geliebte, hat mir erlaubt, sie so oft zu besuchen, als ich wollte, und daß ich diese Erlaubniß benutzen werde, kannst Du Dir wohl denken. Ich schwimme in einem Meere von Seligkeiten; sie sagte

mir, sie erinnere sich, daß ich ihr einmal auf der Wiese begegnet, und auch oft vor ihrem Hause vorüber gegangen sey. Ich fühlte wie meine Wangen glühten; es machte mich wonnetrunken, daß sie meiner gedacht hatte; ich konnte das Glück nicht fassen, und wäre gern zu ihren Füßen hingesunken, um ihr meinen Dank zu stammeln. Ich bin ein für allemal zu ihrer Theegesellschaft eingeladen. Lebe wohl, die Stunde eilt heran, und ich könnte Dir zürnen, wenn Du mir nur einen Augenblick entzögest, der ihr gehört.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich habe sie verschiedene Tage nach einander besucht; sie ist noch immer so freundlich gütig gegen mich, ja sie wird es in jeder Stunde mehr. Ich wage es die kühnsten Hoffnungen zu fassen. Ich kann sie nicht so allein sprechen, daß ich ein mündliches Verständniß meiner Liebe wagen könnte; ich will ihr schreiben, ja noch heute; ich will

ihr sagen, daß ich der Verfasser der Briefe bin, die sich als unbekannte Freundinge in ihr Haus gestohlen haben, und gewiß, gewiß wird mir diesen Abend das holde Zeichen der Liebe blühen, warum ich so kühn sahen bat, ehe sie mich noch kannte.

Wilibald an Fräulein Lindheim.

Meine Blicke, meine Worte, die Verlegenheit worin ich mich befinde, wenn meine Augen den Ihrigen begegnen, müssen es Ihnen längst gesagt haben: daß in meinem Herzen die heftigste Leidenschaft für Sie glüht. Es ist ausgesprochen das kühne Wort, und Leben und Glück, oder Tod und das bitterste Elend stehn nun in Ihrer Macht, über mich zu verhängen. Sie haben es bemerkt, daß ich oft Ihren Fenstern vorübergegangen bin; o wer könnte Sie einmal gesehen haben, ohne mit Zaubergewalt ewig sich zu Ihnen hingezogen zu fühlen! Ja Himmliche! ich will es Ihnen

gestehen, es bedurfte nicht noch des Zaubers Ihrer holdseligen Worte, ein einziger Blick der schönen Augen, ein einziges freundliches Beugen des Kopfs, hatte mich schon auf immer, zu Ihrem Sclaven gemacht. Der Verzweiflung nahe, wagte ich einen kühnen Versuch, noch ehe ich so glücklich war, mit Ihnen gesprochen zu haben. Ein Brief der die Leiden meines Herzens mahlen sollte, flog kühn in Ihr Zimmer, aber ach! es scheint als wären die Buchstaben kalt geblieben, als hätte die Empfindung, wie meine Seele gewiß sie fühlte, sich nicht in den Worten, die ich an Sie richtete, ausgedrückt, denn ohne Erbarmen blieb Ihr schönes Herz. Ein Federbusch wehte in den Haaren, indeß ich mit schmachtender Sehnsucht nach der Rose blickte, die meine kühne Liebe sich erbat. Ach! dürfte ich hoffen, daß wenn ich Sie heute sehe, die Blume der Liebe Ihre kastanienbraunen Locken zieren würde, so wird knieend, für die Seligkeit dieses Augenblicks Ihnen danken, Ihr Sie ewig anbetender ꝛc. ꝛc.

Fräulein Lindhelm an den Doctor.

Ich habe den Herren Wilibald kennen gelernt, und hielt ihn für einen feinen, artigen Mann, ohne daß ich eine Ahnung von seiner Krankheit hatte. Da ich mich nicht auf die Arzeneikunst verstehe, so ist das sehr natürlich. Heute erhielt ich ein Billet von ihm, daß mich darüber aufklärt, daß noch zwei andere Briefe, die ich vor einiger Zeit durch das Fenster in mein Zimmer geworfen fand, von ihm herrühren, und die ich gar nicht geachtet hatte, weil ich sie einem Menschen zuschrieb, der durchaus von einem Hause wurde regiert werden; und da ich nun weiß, wie glücklich Sie in solchen Kuren sind, so nahm ich mir nicht einmal die Mühe ihn zu bedauern, weil ich von seiner Genesung schon im Voraus überzeugt war. Da dies aber nun einer meiner Bekannten ist, der an diesem Uebel so sehr leidet, und ich von ihm gehört habe, daß Sie sein Arzt sind, so glaube ich daß es Ihnen interessant sein

wird

wird, so bedeutende Zeichen seiner Krankheit zu haben.

Walter an den Doctor.

Wilibald ist in so großer Eil ausgegangen, daß er sein Zimmer und sein Schreibpult offen gelassen hat; wenn Sie nun glauben, daß dieser Zufall Aufschlüsse über seinen Zustand geben könnte, so können wir alles das durchsehen, was er seit langer Zeit geschrieben hat; denn das habe ich bemerkt, daß er sich beinah jeden Tag damit beschäftigte zu schreiben, und daß alles noch in seinen Händen ist, weiß ich auch: denn ich habe eine genaue Aufmerksamkeit gehabt, und würde es gewiß erfahren haben, wenn auch nur das kleinste Blatt abgeschickt wäre.

Wilibald ging voller Erwartung nach der Wohnung seiner Geliebten, er dachte sie sich so

schön in der lieblichen Verwirrung, die seine Erklärung bei ihr hervorgebracht haben würde; er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er die Rose, die er zum Zeichen erbeten hatte, nun diesen glücklichen Abend in ihren Haaren erblicken würde; er war so berauscht von dem was er sich dachte, was er ihr nun alles sagen und was sie darauf erwiedern würde, daß er mehrere Leute, die ihm begegneten, nicht bemerkte, und sie so heftig anstieß, daß ein Regen von Schimpfworten über ihn ausgeschüttet wurde. Er achtete aber dieser prosaischen Menschen nicht, die sogar keine Fähigkeit hatten, sein Gefühl in seinen Augen zu lesen, und selbst die handfeste Erwiederung seines Stoßes, die er von einem Bauer erlitt, konnte ihn nicht aus seinen Träumen erwecken, die vor seinen Augen umhergaukelten. Endlich erreichte er das Haus, am Eingange desselben begegnete ihm Werthelm, und er konnte sich nicht enthalten, ihn mit Feuer an seine Brust zu drücken, denn ihm fiel ein, daß es ja derselbe sey, dem er eigentlich sein Glück zu danken habe, denn ohne die Bekanntschaft dieses

Mannes wäre es leicht möglich gewesen, daß er das Fräulein niemals gesprochen hätte. Wertheim wunderte sich über diese heftige Bewillkommung, und beide traten in den Saal, wo man die Gesellschaft versammelt fand. Wilibalds Augen suchten das Fräulein, und erblassend trat er zurück, als er sie ohne den erbetenen Schmuck fand. Also verachtet, getäuscht, sagte er zu sich selbst, und vergaß es, sich gegen die Gesellschaft zu verbeugen. Endlich näherte er sich dem Fräulein, und sahe, daß auch sie so nicht unbefangen war, als sonst, eine auffallende Verlegenheit hemmte ihre Rede, wenn sie an ihn gerichtet war; hieraus schöpfte er neue Hoffnung, und beschloß nun die Entscheidung seines Glückes von einer mündlichen Unterredung abhangen zu lassen, und so brachte er den Abend heiterer hin, als er von sich geglaubt hatte, wenn er sich, ehe er das Haus erreichte, die Möglichkeit gedacht hätte, daß das Fräulein ohne die Rose, die Fahne seines Glücks, erscheinen könnte. Er ging mit Wertheim zusammen, als die Gesellschaft aufbrach und bat ihn, er möchte ihn doch einmal besuchen. Der junge

[illegible] versprach es für den folgenden Morgen, und [illegible] betheuerte, daß es ihn entzückte, daß er seine Wünsche so schnell erfüllen wollte. Als sie sich trennten, rief er noch einmal, sie kommen doch auch recht früh, damit wir recht lange bei einander bleiben können? Wertheim versprach es, und die neuen Freunde trennten sich. Kaum war Wilhelm allein, so gereute ihn seine Bitte, und er dachte darauf, wie er sich dieses Besuches entledigen könnte. Bin ich nicht ein unverzeihlicher Thor? rief er aus; daß ich mir zu meiner Qual diesen Menschen einlade, und nun die Zeit mit ihm verderben muß, die ich anwenden könnte, um mein Glück zu vernehmen, und zum Ueberflusse weiß ich nicht einmal wo er wohnt, sonst könnte ich unter irgend einem Vorwande den Besuch aufschieben; aber so kann ich nun nicht zu ihm schicken, und muß, von tausend quälenden Gefühlen zermartert, ganz ruhig in meinem Zimmer sitzen, und es erwarten, wann und ob es ihm gefällig ist, sein Wort zu halten. Eine zu bereitwillige, entgegenkommende Artigkeit gegen jedermann, ist mein Fehler, und die anderen, die

seine Welt und Sitten haben, fühlen es nicht, daß ich oft nur aus Delikatesse frage: warum besuchen Sie mich? um sie nur für diesen Augenblick los zu werden. Sie versprechen sich mit einer so treuherzigen Dummheit, daß es klingt, als ergötzen sie mir einen Gefallen wenn sie wiederkommen, da ich doch bloß auf eine feine Art wollte zu verstehen geben, daß sie auch dieses mal gehen möchten. Unter solchen Betrachtungen hatte Waldwald seine Wohnung erreicht, und wunderte sich, als er Licht auf seinem Zimmer erblickte. Eine bange Ahnung erfüllte sein Herz; er dachte an seine Schlüssel, und bemerkte nun erst daß er keine habe. Ach ich Unglücklicher! wollte er ausrufen, und wieder umkehren, und lieber gar nicht in sein Zimmer hineingehen, aber er hatte schon geklingelt, und Walters Diener kam und öffnete ihm die Thür. Er stand noch unentschlossen, da redete der Diener ihn an: wollen Sie nicht eintreten Herr Waldwald, man erwartet Sie auf Ihrem Zimmer. Waldwald ging nun die Stufen hinauf mit schwerem beklommenen Herzen; zitterte öffnete er seine Thür, und wurde blaß vor

Schrecken, als er den Doctor und seinen Hausmeister Walter im Zimmer erblickte. Sie haben lange auf sich warten lassen, Herr Wildwald, redete ihn der Doctor an. Verzeihen Sie antwortete er, ich konnte nicht wissen — Sie haben Recht fuhr der Doctor fort, Sie konnten nicht vermuthen, daß ich Sie grade heut besuchen würde; aber lassen Sie uns einmal ein ernsthaftes Wort mit einander sprechen. Ich habe geglaubt daß der Gottfried nach und nach seine Wirkung bei Ihnen äußern würde, bis jetzt aber sind die angewendeten Mittel vergeblich gewesen, und der Hanswurst behauptet bei Ihnen beständig die Oberhand; ja er macht, daß Sie sich so kindisch betragen, daß Sie gewiß in späteren Zeiten sich vor sich selber schämen werden, denn mit der Zeit stirbt er in jedem Menschen. Ich finde es aber besser, daß man die geringe Unbequemlichkeit übersteht, die eine recht hurtige Kur verursacht, als daß man sein ganzes Leben unter dem Einfluß eines so lächerlichen Dinges verliert. Sie werden nicht läugnen, daß Sie diese Briefe an das Fräulein Lindhelm geschrieben haben, so

hat ſie mir als die Zeichen einer ernſthaften Krankheit geſendet. Eben ſo wenig können Sie dieſe an Ihren Freund Leutner abläugnen, die wir in Ihrem Pulte gefunden haben; alles dies beweiſt, daß eine ernſtliche Kur nöthig iſt. Da Sie ſich aber nicht freiwillig dazu verſtehen werden, ſo können wir Sie nicht weiter fragen, ſondern müſſen Sie nach unſerer Pflicht und unſerem Gewiſſen zu Ihrem Beſten zwingen. Damit Sie aber in der Folge, wenn der böſe Geiſt, der Sie bewohnt, geſtorben iſt, von der Nothwendigkeit unſeres Verfahrens überzeugt ſein mögen: ſo laſſen wir Ihnen die Briefe hier, damit Sie ſie bei beſſerer Muße leſen mögen. Als der Doctor dieſe Rede geendigt hatte, wendete er ſich zu Walter und ſagte: nun mein Freund laſſen Sie uns zum Werke ſchreiten. Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo zogen beide das Inſtrument hervor, das Wilibald ſo ſehr fürchtete, und näherten ſich ihm damit. Er verſuchte es, ſie durch Bitten zu erweichen, es war aber vergeblich, und ihre Streiche fielen ſo dicht auf ſeine Schultern, und einer um den andern traf ſo ſicher

end unverständig, daß Wilibald sich in der Verwirrung nicht anders zu helfen wußte, und laut um Hülfe rief. Das brachte aber die Beiden, welche so an seiner Rettung arbeiteten, gar nicht aus ihrer Fassung, sondern sie fuhren unermüdet in ihrem Geschäfte fort. Wilibald verdoppelte sein Geschrei, denn er hörte in seiner Angst, daß Walters Diener mit einem andern in einem Wortwechsel begriffen war, der sich endlich damit endigte, daß der Diener sagte: nun, wenn Sie es nicht glauben wollen, so gehen Sie hinauf, und sehen Sie selbst, daß es nichts weiter ist, als daß der Fremde, der oben wohnt, die Luft braucht. Wilibald schöpfte Hoffnung, daß man ihn erlösen würde, und fuhr fort zu rufen, als er hörte daß sich ein Mensch seinem Zimmer näherte; die Thür öffnete sich endlich, und Wertheim trat hinein. Wilibald rief ihm entgegen: Rettung mein Freund! Als dieser aber den Doctor und Walter so beschäftigt fand, sagte er: fassen Sie nur Muth, mein Freund, Sie werden es gewiß bald überstanden haben, und es wird Ihnen in der Folge recht gut thun. In der That

auch, war der Doctor nun zu ermüdet, oder glaubte er, daß Wilibald nun eine vollständige Dosis genossen hatte, genug er ließ seinen Arm sinken, und Walter folgte seinem Beyspiele. Wilibald war ganz erschöpft, er betheuerte, er könne die Schmerzen nicht ertragen. Der Doctor gab ihm ganz kaltblütig den Rath, er möchte nun zu Bette gehen, und wenn er die Nacht durch geschlafen hätte, am andern Morgen seine poetischen Briefe verlachen, und wenn er dadurch dann nicht vollkommen vor jedem Einfluß oder Aufleben eines neuen Hanswurstes bewahrt sey, so stände ihm gar nicht zu helfen. Die Gesellschaft entfernte sich nun, und Wertheim versprach, den Kranken am folgenden Morgen zu besuchen. Wilibald wollte gern noch mancherley denken, sich deutlich an die Begebenheiten des verflossenen Tages erinnern, aber die gewaltige Anstrengung, die ihm diese Art zu kuriren verursacht hatte, war für ihn so ermüdend gewesen, daß seine Augen wider seinen Willen zufielen, und alle seine Sinne ihm ihre Dienste versagten. Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er seinen Freund Wertheim

an seinem Bette sitzen. Sie haben recht sanft geschlafen, redete ihn dieser an. Ja wohl erwiederte Wilibald, indem er sich die Augen rieb, seit langer Zeit habe ich keine so anhaltende und stärkende Ruhe gehabt. Indem er sich bewegte, fühlte er noch einige Schmerzen an seinen Gliedern; lächelnd sahe er Werthelm an und sagte: ich weiß nicht, ob ich geträumt habe, oder ob mir manche Vorfälle wirklich begegnet sind; ich weiß nicht, lebe ich in einem Lande, wo man unglückliche Liebe, ein unerkanntes Sehnen und alle Leiden der Seele, mit Prügeln heilt, oder hat ein Traum ein so wunderliches Spiel mit mir getrieben. Sie sind noch nicht recht ermuntert, erwiederte Werthelm, denn sonst würden Sie sich wohl überzeugt haben, daß Sie nicht träumen. Wenn es denn Wahrheit ist, rief Wilibald, und brach in ein lautes Gelächter aus, soll ich denn über mein Schicksal lachen oder mich betrüben? Bleiben Sie immer in der guten Laune, entgegnete Werthelm, denn es ist in der That lächerlich, daß der Mensch oft glaubt, in ihm vereinigen sich die wunderlichsten Empfindungen, und daß er

durch einige derbe Schläge darüber aufgeklärt wird, was es mit diesen Gefühlen zu bedeuten hat.

Wilibald. Aber man wird ja doch am Ende irre; wird denn hier alle Poesie verfolgt, ist es denn in diesem Lande so durchaus Contrebande, daß man sich kaum eine bildliche Redensart erlauben darf?

Wertheim. Durchaus nicht; im Gegentheil, ich finde, daß man die Poesie hier weit mehr, als an irgend einem andern Orte würdigt, und die Art zu heilen, hat sie nicht etwas ungemein poetisches?

Wilibald. Für einen, der eine solche Kur mit ansieht, ist es wohl möglich, aber der sie erleidet, dem kommt es gar nicht so vor.

Wertheim. Auch das größte Schicksal, das uns mit seiner Poesie ergreift, und unser Herz zur Bewunderung und Ehrfurcht zwingt, würde uns so gestimmt haben, wenn es sich an uns selbst äußerte; und so geht es auch mit dem komischen. Nur wenigen ist es beschieden, mit Freuden und Leiden gleich lieblich zu spielen, wenn

sie uns selbst treffen. Unter der Verdammniß leiden fast alle Menschen, daß sie ihr Leben zu ernsthaft nehmen.

Wilibald. Sie haben Recht; und wenn ich erst von den Schmerzen befreit sein werde, die mir diese verfluchte komische Poesie verursacht, und in meiner Gegenwart wird vielleicht einmal ein anderer kurirt, so werde ich ein ungemeines Wohlgefallen daran haben.

Werthelm. Man muß es nur dann nicht so gemein betrachten, als einen Menschen, den man kennt und der unter dieser Behandlung leidet, sondern als eine komische Vorstellung, als eine vorübergehende Erscheinung.

Wilibald. Zeigen Sie mir doch aber einmal meine sauberen Briefe, die mir diesen Genuß verursacht haben; dort auf dem Tisch liegen sie noch.

Werthelm reichte sie seinem Freunde hin, und beide fingen sie an zu lesen, und brachen in ein lautes Gelächter aus. Aber ist es möglich, rief Wilibald, daß ich dergleichen dummes Zeug habe schreiben können, und an wen, an eine Person,

die ich gar nicht genau kenne, aus deren Freundschaft, wenn ich aufrichtig sein soll, ich mir nicht besonders viel mache. Nun, ich sehe es ein, um jemand von dergleichen Thorheiten zu kurieren, giebt es kein besseres Mittel, als das, welches der Herr Doctor gebraucht hat. — Aber, sagte Wertheim, mein Freund, man kommt auch leicht dahin, wenn man die Ironie fühlt, die man in jedem Augenblick auf sich selbst macht, daß man die Welt und sich, gar zu barbarisch betrachtet, und dann nimmt jeder schönere Genuß von uns Abschied, und wir bleiben bei dem gemeinen Haufen stehen.

Wilhelm. Sie mögen Recht haben, und darum ist es mit der Kur doch eine mißliche Sache; denn wenn man nun auf der anderen Seite wieder überspringt, so dürfte es nöthig thun, daß es immer wieder von vorn anfinge.

Wertheim. Gewissermaßen haben das die Menschen hier gefühlt, und jeder trägt eine solche Maschine bei sich, womit er den andern immer wieder zurecht helfen kann, wenn ihm einer begegnet, der auf einer Seite zu viel thut.

Wilibald. Wie soll man es denn aber anfangen, um immer auf der rechten Straße zu bleiben?

Wertheim. Sie zum Beispiel, wenn Sie sich nur nicht zur Liebe zwingen, denn von Ihnen glaube ich selbst, daß Sie sich nicht verlieben können, sie scheinen mir im Herzen zu kalt und systematisch, als daß ein solches Feuer in Ihrer Brust sollte wohnen können. Aber darum thaten Sie nun unrecht, und würden von der anderen Seite herüber in Ihre Krankheit verfallen, wenn Sie überhaupt nicht an diese Empfindung glauben wollten. Sie können nur dann vollkommen gesund sein, wenn Sie andern diesen Vorzug vor sich willig einräumen, und von sich glauben, daß sie zwar einem Mädchen recht gut sein könnten, aber daß die Liebe Sie niemals berührt.

Wilibald. Ich muß mir das noch überlegen, ob Sie so in allen Dingen Recht haben. Von sich sind Sie aber überzeugt, daß Sie zu denen gehören, denen ich den Vorzug vor mir einräumen muß.

Wertheim. Warum soll ich es Ihnen verbergen, daß ich liebe. Meine Liebe aber ist kein

solches Possenspiel, darum suche ich sie auch in diesem Lande, wo dergleichen Possen nicht geduldet werden, gar nicht zu verbergen. Ich will Sie mit meiner Geliebten bekannt machen; ich selbst sahe sie gestern zum erstenmal, aber unsere Augen und Lippen sagten sich in wenig Augenblicken, daß nur wir für einander gehören. Wir waren in kurzen so schnell und innig vereint, kein entfremdendes Sie trennt uns mehr, wir nannten uns du, nachdem wir uns wenige Augenblicke gesehen hatten. Kommen Sie diesen Abend mit mir, sehen Sie sie, und Sie werden dann fühlen, was ein Weib liebenswürdig macht.

Wilibald. Sie werden mir ein großes Vergnügen dadurch machen, wenn Sie mich eine so vollkommene, liebenswürdige Person kennen lehren.

Wertheim. Nun, so leben Sie wohl bis auf den Abend, ich will Sie dann abholen. Eigentlich wollte ich Sie aber auch bitten die Cousine meiner Geliebten, die diesen Abend bei ihr sein wird, ein wenig zu unterhalten. Die ist im Grunde auch in mich verliebt, und macht uns mit ihrer Eifersucht.

Wilibald. Es scheint also doch, wenn die wahre Liebe in Ihrem Busen ist, daß sie nicht ganz aller der Posen entbehren kann, deren sich die bedienen muß, die selbst nur ein Passionspiel ist. Nun, ich will mein möglichstes thun, um die eifersüchtigen Augen der Cousine abzulenken.

Werthelm. So leben Sie wohl, bis auf den Abend.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich schreibe Dir noch mit einigen Schmerzen, aber nicht der Seele, sondern der Schultern. Ich fühle mich recht gründlich hergestellt, und denke mit Eifer auf meine Rückreise. Du wirst Dich freuen, wenn Du mich so gesund und fröhlich wiedersiehst. Die Art zu kuriren ist hier vortrefflich und unfehlbar; ich will sie Dir aber mündlich auseinandersetzen; ich mag es keinem Briefe anvertrauen, denn Du möchtest ihn vielleicht einem in der besten Meinung zeigen, und ein Kranker, der von sich sehr eingenommen ist,

und

und seinen Körper gar zu weichlich schont, dürfte dann leicht alles anwenden, um sie in übeln Ruf zu bringen.

Deine Plane sind alle recht gut und freundschaftlich; ich will aber doch meine Antwort verschieben, bis ich Dich wiedersehe. Es eilt ja überhaupt nichts von dem. Wir können es ja der Zeit überlassen, was sie davon zur Reife bringen will.

Ich werde bald von hier abreisen: vorher aber soll ich noch die Bekanntschaft eines Frauenzimmers machen, das mir sehr interessant beschrieben ist. Ich kann zwar an die Vortrefflichkeit nicht glauben, im Gegentheil alles was man mir von ihr gesagt hat, macht, daß ich eine sehr widrige Vorstellung von ihr bekommen habe, doch will ich nicht voreilig sein, und mich jedes Urtheils enthalten, bis ich sie gesehen habe, und das wird diesen Abend geschehen. Neugierig bin ich doch, ob der Hanswurst wohl noch einmal in mir aufleben wird, jetzt scheint er mir so ziemlich ertödtet; auch will ich mir nicht wünschen, daß es anders sein möchte, denn die Kur ist doch ein wenig angreifend. Lebe wohl, und

empfiehlt mich Deiner Familie. Ich bin neugierig Deinen kleinen Sohn zu sehen, der nach meiner Reise, mir zu Ehren Gottfried genannt ist. O wahrlich dies Land führt seinen Namen mit Recht! und wenn man sich nur erst durch ein gelindes Fegefeuer, wie man wohl die Kur nennen möchte, von seinen Sünden und Narrheiten hat säubern lassen, so gelangt man zu einem ewigen Frieden.

Wilibald an den Doctor.

Sie haben mich von meiner Krankheit befreit; ich bin völlig bereit gewesen die Meinung anzunehmen, daß Ihre Art zu verfahren die allersicherste, und zweckmäßigste ist, bis mir nun neue Zweifel aufgestoßen sind. Ich habe den Herren Wertheim kennen gelernt; er selbst hat mir anvertraut, daß er schon einigemale in Ihrer Kur gewesen ist, daß Sie ihn auch von seinem jedesmaligen Uebel befreit haben. Er hat mir auch die poetische Leute gezeigt, von der man diese Art, die Kran-

ken zu behandeln anſehen müſſe; kurz ich war bereit ihn als einen Menſchen zu betrachten, an welchem ſich die Arzeneikunſt ſehr herrlich offenbart hatte. Nun entdeckte er mir geſtern, daß er liebe, und zwar ſo, daß er dieſe Neigung gar nicht zu verbergen nöthig habe. Er erbietet ſich, mich mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe bekannt zu machen, und alsdann verändert er, werde ich erſt über wahre Weiblichkeit urtheilen können. Es war natürlich, daß ich mir jenen Vorſchlag gern gefallen ließ: aber wie erſtaunte ich, als ich nun meine angebetete Schöne erblickte. Ich hatte eine jugendliche, reizende Geſtalt erwartet, und eine dem Alter nahe Perſon trat uns entgegen. Die frechſte Coketterie nahm mein Freund für eine zärtliche Liebe zu ſich allein, und ich geſtehe, meine Neigung und mein ganzer Roman mit dem Fräulein erſchien mir gegen dieſe Thorheit verächtlich und liebenswürdig. Auf dem Wege nach meiner Wohnung entdeckte mir mein Freund, daß er beſchloſſen habe, ſeine Geliebte mit nach ſeiner Vaterſtadt zu nehmen, und daß ihre unendliche Liebe auch gar keine Schwierigkeit fände, ihm zu folgen. Er fand mich kal-

und genesen, da ich nicht in laute Lobeserhebungen über ihren Verstand und ihre Schönheit ausbreche. Ich müsse still schweigen, um mir nicht seinen gänzlichen Unwillen zu zuziehen. Morgen haben wir nun beschlossen, den letzten Abend mit einander hier zu zubringen; und wenn dann die Sonne wieder herauf kommt, wollen wir alle diesen Aufenthalt verlassen, und Wertheim hat beschlossen, daß die schöne Geliebte die Reise mit uns machen soll. Sie sehen also, wenn Sie noch etwas für ihn thun wollen, daß es bald geschehen müsse, wenn nicht jede Hülfe zu spät sein soll.

Der Doctor an Wildbald.

Ich danke Ihnen für die Nachricht, welche Sie mir mitgetheilt haben; es ist unmöglich, daß ich auf alle Menschen beständig eine gleiche Aufmerksamkeit verwenden kann. Ich werde den Herrn Wertheim noch diesen Abend besuchen, und es gewiß dahin bringen, daß, wenn er auch nicht die

Reise aufgiebt, doch wenigstens den Plan, die Dame mit zu nehmen. Er ist eigentlich ein Mensch, der nirgends anders als hier leben sollte, wo ihm gleich ein solches Uebel im Aufkeimen ertödtet werden kann; denn ihn so zu heilen, daß er für die Zukunft sicher ist, nie wieder damit befallen zu werden, ist nicht möglich. Seine Natur ist zu reizbar dazu; er nimmt jedes Neue, sollte es auch ein neuer Hanswurst sein, gern und willig auf. Darum ist es aber auch wieder weniger gefährlich; denn gewöhnlich tödtet der folgende bei ihm den ersten, und so regieren abwechselnd, verschiedene sein Gemüth. Freilich hat er sich auch selten eines Zustandes zu erfreuen, wo er frei und unbeherrscht handelte; aber eine solche Natur ist unmöglich zur völligen Gesundheit zu bringen. Der Fehler ist organisch, und alle menschliche Wissenschaft reicht da nicht zu. Ich werde Sie also diesen Abend bei ihm sehen, und Ihnen selbst wird es dann erst recht deutlich werden, daß es gar keine Barbarey ist, die Menschen also zu behandeln.

Der Abend kam heran, und Wilibald und Wertheim saßen bei einander. Wertheim unterhielt seinen Freund davon, wie sie den kommenden Winter angenehm verleben wollten; wie seine Geliebte dazu gemacht sey, Frohsinn und Heiterkeit auf alle zu verbreiten, die in ihrer Nähe lebten. Er sprach davon, wie er sie bald zu heirathen gedächte, er wäre überzeugt, daß wenn seine Aeltern und Verwandte sie nur sehen würden, sie sie gern in ihre Familie aufnehmen würden. Wilibald antwortete nicht, er erwartete mit Sehnsucht und Ungeduld den Doctor; endlich öffnete sich die Thür, er trat herein, und Wertheim ging ihm freundlich entgegen. Er war so unbefangen, und hatte so nicht den geringsten Argwohn, daß jetzt mit ihm wohl keine dieselbe Kur vorgenommen werden, die er vor wenigen Tagen bei seinem Freunde so vernünftig gefunden hatte. Der Doctor setzte sich zu ihnen, und sprach von ihrer bevorstehenden Reise. Sie, Herr Wertheim, sagte er endlich, sollten sich entschließen, noch eine Zeitlang bei uns zu bleiben, denn vielleicht bekommen Ihnen gewiß die Luft und die Menschen so gut, wie hier. Wertheim bewies

ihm, daß es unmöglich sey; er zeigte ihm Briefe von seinem Vater, die den Doctor überzeugten, daß sich die Abreise nicht verschieben ließe. Nun sagte er endlich: ich sehe, bleiben können Sie nicht; aber wie ich gehört habe, sind Sie ja schon wieder verliebt, und wollen die Geliebte sogar mit nehmen; ich sehe mein letztes Mittel hat nicht lange gewirkt. Bei diesen Worten nahm er dasselbe Instrument hervor, wovor sich Wilibald so gefürchtet hatte, und er erlebte bei seinem Freunde dieselbe Scene, die dieser vor kurzem bei ihm gesehen hatte. Nach einer Zeit sahe der Doctor Werthelm an, und fragte ihn, mit wem er zu reisen gedächte. Mit dem Herren Wilibald entgegnete Werthelm. Sie haben ja aber Pferde für drei Personen bestellt, fragte der Doctor. Ich werde sagte Werthelm, einen Bedienten mit nehmen. Und die Dame fragte der Doctor weiter. Es war eine Trunkenheit, wovon ich selbst nicht weiß, wie ich hineingerathen bin, war die Antwort, die Sie alle viel zu ernsthaft nehmen. Nun sagte der Doctor, so wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise: für Sie, sagte er indem er sich zu Werthelm wendete, fürchte ich

viel; Sie können gar leicht neue Uebel aufgreifen, denn Sie haben eine sehr zarte Constitution. Ihr Freund glaube ich, ist durch seinen hiesigen Aufenthalt weit dauerhafter kurirt, denn er ist nicht so reizbar. Er umarmte hierauf die beiden Freunde, und ging. Als der Morgen heraufdämmerte, setzten sich diese Beide in den Wagen, und erreichten unter fröhlichen Gesprächen bald ihre Vaterstadt. Hier beschlossen sie die angefangene Freundschaft fortzusetzen, und die Sitten des Landes, aus dem sie kamen beizubehalten, so daß einer den anderen thätig erinnern sollte, wenn er ihn in Gefahr fände, von irgend einem närrischen Geiste beherrscht zu werden. Wilibald ritt am anderen Morgen die wenigen Meilen nach dem Wohnorte seines Freundes Leutner, der sich herzlich freute, ihn so gesund und froh zu sehen, und beide vereinigten sich darin, daß man in dem Gottfriedlande sicherer zur Gesundheit gelang, als auf irgend einem Gesundbrunnen in der Welt.

III.

Der Greis im Felsen.

Schon seit langer Zeit lebte im dunkelsten Theile des Waldes ein Greis, den Niemand kannte; er wurde in der ganzen Gegend umher nur der Greis im Felsen oder der wohlthätige Zauberer genannt; denn jeder der zu ihm kam und seinen Rath begehrte, ging getröstet hinweg. Aus Dörfern und aus Städten kamen die Einwohner um ihn bei zweifelhaften Fällen zu fragen. Wenn sie ihm ein kleines Geschenk mitbrachten, so nahm er es dankbar an; wenn aber einer der Reichen meinte, daß er ihm seinen Rath hinlänglich vergolten hätte, wenn er ihm eine Menge Goldstücke reichte: so legte er sie lächelnd bei Seite, und der erste Arme der seiner Hülfe bedurfte, ging getröstet hinweg.

Es war ein heiterer Morgen und der Alte saß vor seiner Höle, sahe lächelnd wie die

Sonnenstrahlen einzelne Blätter vergoldeten, und wie es nur eines leisen Windes bedurfte, um sie aus dem glänzenden Scheine in den dunklen Schatten zu setzen. O du Bild des menschlichen Glücks, rief er aus, welch ein kleiner Wind darf dich berühren, und du stehst mit allen deinen glänzenden Blüthen in finsterm Schatten! Indem er so mit sich selber sprach, näherte sich ihm ein Jüngling mit nachdenkender Miene. Ich grüße dich ehrwürdiger alter Vater, redete er ihn an; der Greis drückte und bot ihm ein auf den Steinen vor der Höle zu sitzen. Was hat dich dem Schlaf so früh entrissen? fragte der Greis den Jüngling: man sagte mir, erwiederte jener, du seist ein weiser Zauberer — Nun und du bedarfst meiner Hülfe? fragte der Alte lächelnd. Ja weiser Mann, rief der Jüngling, aber glaube nicht, daß ich dich mit solchen Dingen plagen will, die du wohl täglich von der unbedachtsamen Jugend hören magst; ich will nicht daß du mir beystehen sollst, die Gunst eines Mädchens zu gewinnen, auch sollst du mir nicht den Weg zeigen, wie ich zu Ruhm und Ehre gelangen kann; nein! weil

edler ist mein Bestreben. Nun und was wünschest du denn sagte der Greis, wenn diese Dinge so wenig Reiz für dich haben — Glaubst du nicht, daß des Menschen edelstes Bestreben ist, fuhr der Jüngling fort, alles in und ausser sich zu erkennen und besonders zu sehn? — Nachdem man es versucht, sagte der Greis, doch nenne mir dein Begehren. Ich wünsche sagte der Jüngling, daß du mir die Gabe verleihen mögest, alle meine Gedanken, wenn ich sie in mir ausgearbeitet habe, vor mir zu erblicken, damit ich beurtheilen möge, was meine Seele denkt, ob es gut oder böse, klug oder einfältig gesinnt zu werden verdient. Ich weiß wohl, daß es viel ist, was ich bitte, aber, theurer Greis, meine Dankbarkeit wird unbegränzt seyn. Es ist weniger, als du glaubst sagte der Alte, aber ich glaube nicht, daß du mir für dies Geschenk danken wirst; ich thue nichts weiter, als daß ich deinen Augen eine größere Kraft mittheile, damit du die Gestalten, welche deine Seele erzeugt und in die Welt senden, erblicken magst, aber ich sage es noch einmal, du wirst mir nicht danken, du mußt es nicht

ein ganzes Jahr ertragen, alle deine Gedanken und Entschlüsse zu erkennen; wenn das Jahr verflossen ist, so kehre wieder zu meiner Höle, und ich will die Last von dir nehmen, die du jetzt auf dich herabgeboten hast. Der Greis stand auf und ging in seine Wohnung: die Thür schloß sich, und der Jüngling blieb auf der Bank allein. Wie sollte ich, sagte er, indem er nachdenkend vor sich niederblickte, es jemals bereuen ein so gutes Geschenk empfangen zu haben. Zu welcher neuen Weisheit bahnt mir diese Sehkraft den Weg? Ich werde mit scharfen Blicken alles prüfen, und ich nur allein, werde über mich und den Menschen mit Wahrheit urtheilen können. Er stand auf und wollte zur Stadt zurückkehren, da erblickte er zu seinen Füßen eine kleine, blinde, verwachsene Figur, die eine ungeheure Brille auf der Nase trug. Leonhard erschrak vor dem Anblicke dieses lächerlichen Unholds und wollte entfliehen, da zerflatterte das Wesen in die Luft. Wie! rief der Jüngling erstaunt, sollte dies das Bild meiner Bekümmerniß seyn? — er dachte diesen Gedanken noch einmal, und die lächerliche Gestalt kam

mit ihrer Brille ihm wieder näher. Boshafter Zaubrer, rief Leonhard, du spottest meiner und willst mir meine Gedanken so entstellt zeigen. Als er diese Worte ausgesprochen hatte, erblickte er neben sich ein Kind, das ihn mit überaus dummen Augen ansahe, und auf die lächerliche Mißgestalt zeigte und sich zu ihr geselllte. Nun, sagte Leonhard spottend, das muß ich gestehen, ein Paar vortreffliche Abdrücke von sich, hat meine Seele in die Welt gesendet. Er hatte kaum diese Rede geendigt, so stand noch ein Bube mit schwarzen krausen Haaren und feurigen Augen, neben dem andern, und sahe sie erbittert an. Nun, es wird mit meinem Forschen nach Weisheit einen schlechten Fortgang gewinnen, sagte Leonhard; besser wäre es doch gewesen, ich hätte den Alten gar nicht um dieses Geschenk gebeten. Ein Knabe mit schlichten blonden Haaren und blauen Augen, nicht schön und nicht ungestaltet, stand neben ihm, sein Gesicht war nicht dumm und nicht verständig; er sah Leonhard gleichgültig an, und geselllte sich zu den übrigen. Nun, das ist sauber! rief Leonhard erzürnt; von vier Gedanken ist

kaum einer erträglich, und auch dieser eine, n
er nicht ein Gedanke der Neue, was kann er
mir also helfen? Wenn ich nichts geschenktes her
vorbringen kann, sondern nur das Einfältige
ganz natürlich gebildet betrachten, so wünschte ich,
ich könnte die ganze Welt ansehen. Er trat un
ter seine Gedanken und wollte sie verscheuchen;
aber wie entsetzt, daß sie sich vor ihm hätten
fürchten sollen, schlossen sie sich recht eng an ihn.
Ja es war dem Knaben möglich etwas geschenktes
zu erfinnen, rief er, daß ich das Gesicht von
nun entfernt? Er hielte den Kopf mit den Hän
den und wollte gleichsam mit Gewalt etwas klu
ges denken; aber nur desto lebhafter mußte er
sich aller dieser Gedanken erinnern, und selbst
wenn er glaubte, er habe etwas neues erfunden
und aufgedeckt, so näherte sich ihm eins der vier
Kinder. Verzweiflungsvoll ging er zur Stadt
zurück, und seine Gedanken begleiteten ihn. Ein
Weg führte ihn durch den dichtesten Theil des
Waldes; hohe, hundertjährige Eichen rauschten
über ihm, und sein Herz wurde ergriffen; seine
vier Gedanken verließen ihn; heilige Schauer u
ge

gen durch seine Brust, und er hatte seine Bitte, die er dem Greise gethan hatte, ganz vergessen; endlich erreichte er den Ausgang des Waldes, doch als er die Stadt mit ihren Thürmen vor sich sahe, blickte er auf und bemerkte, daß von seiner Seite ein schöner Jüngling hinweg flatterte, und die vier Gestalten schwebten in weiter Ferne und eilten, ihn wieder zu erreichen. Leonhard bemühte sich den Gedanken, der ihn so hoch und freundlich durch den Wald begleitet hatte, zurückzurufen, aber seine Anstrengung war vergeblich; je eifriger er sich bemühte sich zu erinnern, um so eifriger drängten sich seine albernen Gefährten hinzu. Als nur unwissend ist es mir möglich, etwas Gutes zu denken, sagte er, und ging in sich gekehrt nach seiner Wohnung. Er hatte nicht den Muth aufzublicken, er fürchtete daß eine neue Gestalt, denen die ihn begleiteten ähnlich, entstanden seyn möchte.

Als er durch eine enge Straße der Stadt nach seiner Wohnung ging, hörte er aus dem Fenster eines niedrigen Hauses Klagetöne; er trat hinzu und sahe durch die Scheiben; ein jun-

ges Mädchen stand am Bette einer Kranken, zwei kleine Kinder saßen jammernd am Boden. Erbarmt sich denn keiner der Unglücklichen, sagte das Mädchen, und hob die blauen Augen auf zum Himmel; zugleich erblickte sie Leonhard und trat schüchtern zurück. Mitleid riß ihn hin, er öffnete die Thür des Hauses und trat in das ärmliche Zimmer. Hier sahe er die Mutter der Kinder, eine junge Frau, bleich und dem Tode nahe. Leonhard wendete sich der Kranken und sagte: die weinenden Kinder hätten ihn aufmerksam gemacht, und er bitte sie, von seinem Vermögen etwas anzunehmen. Die Kranke richtete sich empor und wollte ihm danken; sie winkte ihren Kindern die sich Leonhard näherten. Er sahe sich um und auf das erwachsene Mädchen; er hatte erwartet, sie würde sich ihm nähern und gerührt in Dank ausbrechen; sie hatte sich aber zurückgezogen und sahe vor sich nieder; keiner ihrer Blicke traf Leonhard, den nur — ihr Blick in diese Wohnung des Elends hineingezogen hatte. Nun, dachte Leonhard, das ist sonderbar, der Blick den sie zum Himmel richtete, schien so

dringend um Rettung für die Armen zu flehen, und nun, da sie ihnen wird, erkennt sie meine Handlung der Großmuth so wenig, daß kein dankender Blick mich belohnt. Er sahe diesen entstandenen Gedanken neben sich, und erschrack über die ungemeine Aehnlichkeit, mit der er ihn aus dummen Augen ansahe. Er wurde verwirrt und ging; er versprach der Familie, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen, und hoffte daß ein freundlicher Blick des Mädchens ihn für dies Versprechen belohnen sollte; aber vergebens, sie blieb unbeweglich stehen und sahe auf den Boden. Als sich nun Leonhard verdrüßlich entfernte, begleitete sie ihn bis zur Thür. Er wollte diesen günstigen Augenblick benutzen und sagte indem er ihre Hand faßte: wer könnte ungerührt bleiben über das menschliche Elend, wenn es die schönsten Augen beweinen. Das Mädchen sahe ihn an und lächelte, sie öffnete den Mund um ihm zu antworten, aber sie verschwand vor Leonhards Augen, er fühlte noch, wie ihre weiche Hand aus der seinigen glitte, als er sie nicht mehr sahe. Bestürzt sahe Leonhard auf die ver-

schlossene Thür, viele Gedanken schwebten vor seinen Augen; sie [illegible]ten schnell auf einander; er dachte keinen vollständig, und alle verschränkten sich in einander, so daß die wunderbarsten Gedanken vor ihm schwebten und einen seltsamen Tanz zu halten schienen. Seine Verwunderung über das verschwundene Mädchen verlohr sich bald in ein Betrachten dieser Phantome, dadurch wurden sie noch vermehrt. Leonhard wußte sich nicht zu lassen, er gerieth in Wuth über diese ihm sichtbaren Gedanken, aber eben durch diese Wuth wurden neue erzeugt, ohne daß er die alten von sich zu entfernen vermochte. Ich Thor rief er endlich aus, der ich dergleichen Unsinn erbeten habe, dies nichtswürdige Gewirr wird noch machen, daß ich den Verstand verliere; auf ein ganzes Jahr soll ich diese Plage ertragen, und schon an diesem einzigen Tage ist sie mir unerträglich. Er rannte nach seiner Wohnung und konnte kaum sein Haus von den andern unterscheiden, so umwimmelte ihn der seltsame Hause. Er warf sich auf sein Lager und hoffte Ruhe zu finden: aber auch hier hatte er noch

lange mit seinen Plagegeistern zu kämpfen, ehe ein wohlthätiger Schlummer sie seinen Augen entrückte.

Als Leonhard die Augen schloß, da stand er wieder in der Hütte und sahe das Mädchen mit den himmelblauen Augen; er redete mit ihr, er entdeckte ihr seine Liebe, und sie antwortete so liebevoll, daß er es wagte, und sie seine Arme schloß. Er erwachte und blickte unmuthig um sich, ein Traum hatte ihn getäuscht, er bemühte sich von neuem zu schlafen, und so das holde Bild herbei zu zaubern, aber vergeblich. Als die Sonne die ersten Strahlen über den Himmel ausbreitete, da fiel ihm ein, er wollte den Greis im Felsen von neuem besuchen, und ihm seine vielfachen Leiden klagen. Er sahe sich gar nicht um, er fürchtete auch dieser Gedanke werde seine empfehlende Gestalt an sich tragen, und doch wollte er ihn ausführen. Nach einer halben Stunde war er schon auf dem Wege, und eilte dem Thore der Stadt zu. Als er durch die Gasse kam, und das Haus erblickte, worin er am vorigen Tage die seltsame Begebenheit erlebt hatte,

stand er still, und betrachtete es genau. Er trat zu dem Fenster, aber die Laden waren geschlossen, und alles darin so still, als ob es gänzlich ohne Bewohner wäre. Es ist noch früh am Tage, sagte Leonhard, und die Unglücklichen schlafen noch, und vergessen alles Leid das zu ihnen tritt, so wie sie die Augen öffnen. Er stand noch sinnend an der kleinen Thür, da sahe er ein altes Mütterchen, die an einem Stabe mühsam durch die Gasse schlich, sie bot Leonhard einen guten Morgen, er dankte ihr, und fragte sie, ob sie in dieser Gasse wohne. Nur wenige Häuser von hier, sagte die Alte. So könnt ihr mir ja wohl sagen, fuhr Leonhard fort, wer die Bewohner dieses Hauses sind. Die Bewohner dieses Hauses? rief die Alte, ey, lieber Herr! Niemand; schon seit vielen Jahren steht das Haus leer; der Eigenthümer hat es verschlossen, er verließ es wie gesagt vor vielen Jahren, und seit der Zeit hat es keines Menschen Fuß betreten; ihr könnt es auch an dem hohen Grase sehen, das vor der Thürschwelle gewachsen ist. Leonhard erstaunte, er hatte das hohe Gras die

jetzt noch nicht bemerkt, die Alte verlieh ihr, und er stand sinnend die Augen immer noch auf das Gras geheftet, das der Morgenwind in Wellen bewegte. Habe ich denn geträumt, rief er endlich aus, ist der ganze Vorfall nur eine Geburt meines Gehirns? — Ich gewinne nichts damit, rief er endlich, so sehr ich mich auch quäle. Ob diese Begebenheit wirklich, ob sie ein Traum war, darüber soll mich der Greis belehren.

Er eilte nun den Wald zu erreichen, er ging durch die dunkeln Gänge, die zu dem Felsen des Greises führten, und fühlte sich halb ängstlich und halb beruhigt, als er den Greis wieder auf der steinernen Bank erblickte. Er näherte sich ihm, der Alte aber bemerkte ihn nicht; er zeichnete mit seinem Stabe gedankenvoll Figuren in den Sand. Leonhard wollte ihn in seiner Betrachtung nicht stören; endlich blickte der Greis auf. Du kommst mir ungelegen redete er Leonhard unfreundlich an, du störst mich in einer wichtigen Stunde meines Lebens. Ehrwürdiger Greis, fing Leonhard an zu reden. — Ich weiß was dich zu mir führt, sagte der Alte, hörest du sie ge-

liebt, sie wäre nicht verschwunden. Ich hätte sie nicht geliebt? rief Leonhard. Ihr Bild begleitet mich unaufhörlich, als ihr erster Blick mich traf, wurde mein Herz auf ewig ihr Gefangener. Du lernst vielleicht einmal was die Liebe ist, sagte der Greis, bis jetzt kennst du diese Empfindung nicht. Er stand auf und ging in den Felsen, und Leonhard sas auf der Bank allein. Und wenn es nicht Liebe ist, sagte er zu sich selbst, welche Empfindung ist es denn, die mich unmerfort an sie zu denken zwingt? Er vertiefte sich in Betrachtungen, und zeichnete ohne es zu wissen, wie vor kurzem der Greis, Figuren in den Sand. Als er nach einiger Zeit aufblickte, sahe er den Greis neben sich stehen, der heftig weinte. Leonhard erschrak und rief: was ist dir begegnet! Der Alte bat mit wehmüthiger Stimme, die Figur, die er so eben gezeichnet hatte, zu verwischen; befremdet that es Leonhard, und wie auch die letzte Spur vertilgt war, sahe der Alte den Jüngling lächelnd an; ich danke dir sagte er, du hast mir ohne es zu wissen, eine grose Wohlthat erzeigt. Mit Erstaunen fragte Leonhard, worin die Wohl-

that bestände. Die Zeichen erwiederte der Greis, die du ohne es zu wissen in den Sand zeichnetest, zwangen alle Bilder meines Leidens und meines Unrechts vor meine Seele, und machten dich zum Herren über alle meine Handlungen; du vertilgtest auf meine Bitte diese Zauberei; du hast nun das Zeichen vergessen, auch mit aller Mühe wirst du es nicht treffen, und das Schicksal begünstigt nie so zum zweiten Male. Wie, rief Leonhard, so hätte ich also, ohne es zu ahnen eine Zaubergewalt? Jedermann hat sie, sagte der Greis, und die eigentliche Zauberei besteht nur darin, daß wir die wunderbaren Kräfte der magischen Zeichen kennen. Wie würden die Menschen oft erstaunen, wenn sie wüßten in welchem Zusammenhange ihre gleichgültigen Beschäftigungen mit den wunderbarsten Begebenheiten der Natur stehen. Doch komm mit mir, und begleite mich in meine Wohnung; denn, ob du gleich deine Herrschaft über mich aufgehoben hast, so zwingt mich doch dies Zeichen, dadurch, daß es einmal da war, dich für immer zu lieben, so wie oft wenige Worte zwei Herzen unauflöslich

an einander fesseln. Er öffnete die Thür des Felsen, dann wandte er sich noch einmal zu Leonhard, und sagte lächelnd: du mußt dich nicht über meine Gesellschaft wundern, die du drinnen antreffen wirst, und mir auch versprechen, ihnen mit keiner Frage beschwerlich zu sein. Leonhard versprach es, und folgte dem Greise. Als der Alte die Thür des Felsen sorgfältig verschlossen hatte, nöthigte er seinen Gast sich zu setzen. Leonhard that es, und wunderte sich die Höhle leer zu finden, da der Greis ihm von einer Gesellschaft gesagt hatte. Er dachte noch darüber nach, da sahe er, daß der Alte verschiedene Stühle um den Tisch setzte, der schon mit Brod und Früchten besetzt war. Der Greis sahe mit freundlicher Miene nach dem dunkelsten Theile seiner Wohnung, und ein matter weißer Schimmer fing an sich zu bewegen; er schwebte dem Tische näher, und Leonhard sahe zu seinem Erstaunen, wie die Gestalt der Frau, die er in der Hütte gesehen hatte, sich aus der Dunkelheit entwickelte, sie trug ihr jüngstes Kind auf dem Arm, das andere folgte ihr an der Hand des Mädchens, die

ihre himmelblauen Augen freundlich auf Leonhard richtete. Schweigend setzte sich die Gesellschaft, und der Greis winkte Leonhard, daß er auch seinen Platz einnehmen möchte. Erstaunt that er es, der Alte legte seinen Gästen vor, und nöthigte sie mit freundlichen Gebehrden zum Essen. Leonhards Augen waren immer auf das Mädchen gerichtet, und er bemerkte erst jetzt ihre hohe Schönheit: die blonden Locken, die um ihre Schultern fielen, den schlanken Wuchs, die zarten Glieder und die unnennbare Anmuth, die über alle ihre Bewegungen ausgebreitet war. Die kleine Mahlzeit war bald geendigt, und alle erhoben sich mit ernsthaften Mienen. Der Alte faltete seine Hände, und blickte einige Augenblicke vor sich nieder; ein leises Zittern ergriff die holden Gestalten, sie zogen sich nach der Dunkelheit zurück; ein matter Schimmer bezeichnete sie noch einige Augenblicke, aber auch dieser war bald verschwunden. In den blonden Locken des Mädchens, hing ein Kranz von frischen Rosen; als sie aufstand, hatte Leonhard bemerkt, daß eine Rose aus ihrem Haar zur Erde fiel; er näherte

sich jetzt dem Sitze, welchen sie verlassen hatte, und sahe die schöne frische Knospe zu seiner Freude auf dem Boden liegen; schnell bückte er sich, und hob sie auf; aber wie erstaunte er, als die Blume die noch in ihrer höchsten Schönheit prangte, in seiner Hand sogleich verdorrte. Der Greis sahe ihn lächelnd an, öffnete die Thür des Felsen, beide traten heraus, und Leonhard verbarg die Blume seufzend in seinem Busen. Er blieb noch einige Zeit bei dem Greise, doch wagte er es anfangs nicht, ihn zu fragen, wer das Mädchen sey; endlich dauerte er an seine Gedanken, und wunderte sich keinen einzigen zu erblicken. Wie, sagte er, sollte ich denn jetzt mit dir den ich so verehre, ohne alle Gedanken gesprochen haben? der Greis lächelte und sagte: ich habe sie so lange du bei mir bist, deinen Augen verborgen, ich weiß daß es dich verwirrt, wenn du bemerkst, daß nicht alles so vortrefflich ist, was du denkst, als wie du es wünschest. Leonhard fragte nun nach dem Mädchen; der Alte sagte ernsthaft, vielleicht kommt einmal die Zeit, daß es dir nützlich ist, ihre Herkunft zu wis-

sen, jetzt verschone mich damit, dir nur um deine Neubegierde zu befriedigen, Dinge zu erzählen, die mich betrüben. Leonhard wollte versichern, daß es nicht Neugierde sei, sondern nur die wärmste Liebe, die ihn gemeinigt habe zu fragen. Der Alte sahe ihn an, und sagte: du kennst die Liebe nicht, und wenigen unter den Menschen ist sie bekannt; ihr sprecht unter euch so oft darüber, daß jeder endlich meint, es müsse doch etwas angenehmes sein zu lieben, und darum glaubt ihr es oft schon zu thun, weil ihr es wünschet. Du hast ein kaltes Herz sagte Leonhard, und bist den Gefühlen der Jugend abgestorben, darum richtest du so strenge. Das thue ich nicht, erwiederte der Greis, denn mir sind alle deine Gedanken sichtbar, und ich überlasse es auch dir, sie wieder zu betrachten. Er ging in seinen Felsen, und eilfertig drängte sich ein Heer von bunten Gestalten um Leonhard; er betrachtete nun sein ganzes Gespräch, welches er mit dem Greise geführt hatte, und erstaunte als er bemerkte, daß ein Gedanke, den er selbst als einen gemeinen verworfen, und nicht ausgesprochen

hatte, mit einem andern ging, den Leonhard für den besten und schönsten hielt, welchen seine Seele gedacht hatte; beide hatten sich so innig umarmt, und sahen einander so ähnlich, daß eine nahe Verwandtschaft nicht zu verkennen war. Verdrießlich stand Leonhard auf, und ging durch den dunklen Wald. Als die Eichen und Buchen über ihm rauschten, erinnerte er sich, welche sanfte Empfindung sein Herz bewegte, als er am vorigen Abend in dem Schatten dieser Bäume ging; dachte nun daran wie er das Mädchen in dem kleinen Hause sahe, und eine innige Sehnsucht erfüllte sein Herz, so lebendig erschienen vor seiner Seele alle ihre Bewegungen, und je mehr er an sie dachte, je tiefer schlich der Zauber in sein Herz, er blickte auf zu den Baumwipfeln, und eine selige Freude zuckte mit ihren Sonnenstrahlen durch seine Seele, er senkte den Blick auf den Boden, und ängstlich beklommt sahe er das Gras und die Blumen sich bewegen; kleine blaue Vergißmeinnicht standen am Boden, und ihm war als wenn sie ihn mit unschuldig liebenden Au-

gen anſähen; er bückte ſich und brach eins von dem Stengel, um es an ſeine Lippen zu drücken. Da dachte er an die Roſe die er in ſeinem Buſen verbarg, er nahm ſie hervor und ſie blühte von neuem in ihrer höchſten Schönheit; er küßte ſie entzückt, und ihm war als ob die Lippen ſeiner Geliebten den Kuß erwiederten. Er blickte auf, und viele liebliche Kinder mit goldgelben Haaren gaukelten in unſchuldigen Spielen um ihn her. Dies erſte Mal war Leonhard mit ſeinen Gedanken zufrieden, er ging nach ſeiner Wohnung, und die Sehnſucht ergriff ihn von neuen, als er ſie ſo leer fand; er dachte ſich die Seeligkeit, wenn das geliebte Mädchen ſeine Habe mit ihm theilte, wenn ſie alle Freuden mit ihm genöſſe, und er in ihren Augen neue Wünſche leſe, mit welchem Entzücken er eilen würde, ſie zu erfüllen. Alle dieſe Bilder umſchwebten ihn, bis der Schlaf ſich ſeiner bemächtigte. Er träumte wie ſein Haus in Flammen ſtände, er ſtrebte und arbeitete, etwas von ſeinem Vermögen aus dem Feuer zu erretten, kein Gedanke an ſeine Liebe kam

ihm vor; er ruhte endlich von der Anstrengung, und fühlte sich ermattet. Die Sonne schien freundlich in sein Gemach; er dachte an seine Geliebte, aber er konnte sich nicht mehr ihr Bild mit der Lieblichkeit zurückrufen, die ihn sonst entzückt hatte. Betrübt stand er auf und klagte sich an. Bin ich denn, sagte er zu sich selbst, so unglücklich, daß ich sie nicht mehr mit wahrer Liebe umfassen kann, und daß ich sie dadurch verlieren muß? Ach, alle mein Glück wäre dann verloren sein; nichts könnte mich trösten und erfreuen! Er eilte nach dem Walde um von den Lippen des Greises ein tröstendes Wort zu hören; er fand ihn vor seiner Höle, freundlich lächelte er dem Jüngling entgegen. Leonhard war schwermüthig; — was bekümmert dich, frazte der Greis. Ach! erwiederte Leonhard, ich war am vergangenen Abend glüklich, ich fühlte die Liebe, und nun ist mein Herz wieder kalt und du wirst mich strenge richten, und sagen, ich soll nicht glüklich sein. Er erzählte nun dem Greise, wie die Empfindung in seiner Brust und

die

die Rose die er an seinem Herzen verwahrte, aufgeglüht wäre, und dieselbe Empfindung zog mit ihren Sonnenstrahlen durch seine Brust. Tröste dich, sagte der Greis freudig, du liebst und wirst glücklich seyn. Nicht alle Menschen, die die Liebe fühlten sind so glücklich, daß sie in allen Stunden mit gleicher Kraft in ihrem Busen wohnt. Manchmal verschwindet diese Gottheit oft, aber wenn sie wiederkehrt, so empfange diesen himmlischen Gast mit aller Herrlichkeit des Herzens. Du sagst ich soll glücklich seyn? rief Leonhard mit Entzücken; aber, o sage mir, wo finde ich die theure Geliebte? — Jetzt will ich dir sagen wer sie ist, sprach der Greis; jetzt will ich von meinen Schmerzen sprechen, denn nun sind sie vorüber. Auch ich war jung und liebte, und war glücklich. Das Mädchen, welches mein Herz gewählt hatte, ward meine Gattinn. Ich hatte mich frühe den Wissenschaften geweiht, und viele Kräfte der Natur standen meinem Willen zu Gebote. Ich hätte mir leicht den Besitz von vielem Golde verschaffen können, aber unser ge-

nügsames Herz verschmähte die Pracht. Ich und meine Gattinn, wir lebten in dem kleinen Hause, worin du zuerst das Mädchen sahest, und wir entbehrten nichts. Meine Gattinn gebahr mir zwei Töchter; bei der Geburt der zweiten mußte ich sie verlieren. Mein Schmerz war unbeschreiblich, ich glaubte mich verlassen, und vergaß auf eine Zeitlang ganz den Trost, den meine Wissenschaft mir geben konnte. Endlich erholte ich mich so weit, daß ich wieder nachdenken konnte, und nun war ich auch getröstet: denn es stand in meiner Macht, den Umgang mit meiner geliebten Elwire fortzusetzen. Jeden Mittag und jede Mitternacht erschien das geliebte Wesen, und lächelte Trost und Frieden in meine Brust. Sie wachte mit der reinsten Liebe über unsere Kinder. So vergingen noch viele Jahre meines Lebens in einem glücklichen Zustande; endlich gewann ein Jüngling das Herz meiner ältesten Tochter; ich rieth ihr, diese Liebe zu überwinden, denn ich sahe es, daß seine Liebe die ihrige nicht belohnte; sie war schön, und einzig ihre Schön-

heit zog ihn an. Wider meinen Willen entfernte sie sich aus meinem Hause; dieser Undank der meine Liebe und Sorgfalt so schlecht belohnte, brachte mich auf, und ich beschloß, ihr nicht zu verzeihen. Meine Gattinn sahe ich noch eben so oft als sonst, sie nannte die Tochter die uns verlassen hatte nicht, und schien alle ihre Liebe auf die zweite niederzulegen. Nachdem einige Jahre verflossen waren, machte sie mir Vorwürfe, daß ich meinen Unwillen so lange nähren könnte, und rieth mir, unserer Tochter zu verzeihen; — ich verweigerte ihr zum ersten Male etwas, und zum ersten Male wendete sich der geliebte Schatten unwillig von mir hinweg. Nach einigen Tagen hatte ich einen Spaziergang in den Wald gemacht, und diesen Felsen mit der Höle, die niemand bemerkte, gefunden. Ich hatte mich ziemlich lange verweilt und eilte nun, um die Stunde nicht zu versäumen, in der mich Elwire besuchte, nach meiner Wohnung zurück. Als ich in mein Haus trat, sahe ich eine kranke Person im Bette liegen, zwei Kinder saßen auf dem

Boden und jammerten, und meine zweite Tochter stand neben dem Bette. Ich näherte mich voll Mitleid; aber diese wohlthätige Empfindung ging in Zorn über, als ich meine älteste Tochter in der Kranken erkannte. Wie, rief ich aus, du wagst es, das Haus deines Vaters wieder zu betreten, dessen Liebe du verachtest, den du schändlich verlassen hast? Ich wollte noch mehr zornige Worte sagen, da stand meine geliebte Elvire vor mir.

Du mißbrauchst, rief sie, die schönste Empfindung der Menschen, die Liebe, zum Haß, und darum bist du der Liebe nicht werth. Geh! verlaß dies Haus, das nur der Aufenthalt der Liebe war, und wohne unter den Thieren des Waldes; mich siehst du nicht wieder, bis Liebe und Mitleid das wieder gut machen, was dein Haß und deine Härte verdarben. — Sie war es, die einen sanften Schlummer auf meine Kinder legte, und die die Jahre, die sie so verträumen, sie nicht verlieren läßt. In jedem Jahre, an dem Tage, da ich durch meine Härte den Himmel bei-

digte, sind meine Kinder eine Stunde in der Gestalt, in der ich sie fand, erwacht, und den Augen der Sterblichen sichtbar; bis auf dich hat sie aber noch niemand bemerkt. Nach einiger Zeit versöhnte ich den Geist meiner Gattinn, und es war mir nun erlaubt, meine geliebten Kinder zu der Zeit des Tages zu sehen, in welcher ich sonst nur ihrer Gesellschaft genoß. Durch meine Kunst brachte ich es auch dahin, daß meine zweite Tochter sogleich dem Auge dessen entschwand, der sie wünschte, ohne sie zu lieben, weil ich sie vor einem Leben voll Elend, wie es ihrer Schwester geworden war, bewahren wollte. Die Unglückliche hatte bald für ihren Gemahl die Blüthe der Neuheit verlohren — er hatte sie verlassen; sie ward endlich krank und so elend, daß sie es nicht wagte, vor mir zu erscheinen, und mich um Mitleid anzuflehen; sie wurde vor meiner Zurückkunft so schwach, daß ihre Schwester ihr ein Lager bereitete, und ich war so grausam, sie nicht liebreich zu empfangen. — Thränen flossen bei diesen Worten aus den Augen des Greises. — Es ist nun vor-

über, sagte er endlich; ich hoffe wir werden nun glücklich sein. Folge mir, es ist Mittag geworden, du wirst meine Kinder in der Höle finden; umarme deine Geliebte, und wenn sie bei deiner Umarmung nicht deinen Augen entschwindet, so ist sie dein, und Elwire ist versöhnt, und ich lebe wieder in ihrer Gesellschaft. Beide gingen nun in den Felsen, der Tisch war wie am vorigen Tage bereitet, und als der Alte die Plätze geordnet hatte, näherten sich die Gestalten. Entzücken und Furcht bebten durch Leonhards Herz; er trat zu dem Mädchen, sie sahe ihn freundlich an, er wagte es und schloß sie in seine Arme, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen; er sahe sie immer noch, und konnte sich nicht überzeugen, daß er glücklich sei, und versuchte es immer von neuem sie zu küssen. Mit Freundlichkeit trat der Greis hinzu, und zog das Mädchen aus Leonhards Armen. Ich bin wieder glücklich, sagte er, seid ihr es auch. — Jetzt trat auch die älteste Tochter mit ihren Kindern zu ihnen; vergieb mir mein Vater, sagte sie. O mein

ne Tochter! rief der Greis, verzeih du mir. Alle umarmten und begrüßten ſich, und das frohſte Geſpräch belebte die kleine Geſellſchaft, die am vorigen Tage ein ſo ſtummes Mahl gehalten hatte. Denkſt du denn gar nicht, ſagte endlich ſcherzend der Greis zu Leonhard, an deine Gedanken, die dich immer ſichtbar umſchweben ſollten? Wo ſind ſie hingekommen? ſagte Leonhard, und ſahe ſich nach ihnen um. Ich habe dich von dieſer Plage befreit, erwiederte der Greis; denn wie es mir ſcheint, haſt du es nun aufgegeben, dich ſelbſt ſo zu ſtudiren. Was habe ich nun, ſagte Leonhard beſchämt, mit einem Vorzug gewonnen, der mir ſo wichtig ſchien. Nichts, antwortete der Greis, ſo wie man überhaupt mit einer zu genauen Betrachtung ſeiner ſelbſt nichts gewinnt, als daß man dadurch verwirrt wird. O ich war ein Thor, rief Leonhard, als ich den Wunſch ein geliebtes Mädchen zu beſitzen, eine Thorheit nannte. Die Liebe, ja die Liebe iſt das höchſte Glück, das der Himmel ſeinen Lieblingen unter den Menſchen zutheilt. — Für dich, ſagte der Greis, und ſo haſt du eine allgemeine gültige

Wahrheit — über dich gesagt. Tröste dich, der größte Weise kann auch nichts weiter. Leonhard blieb seinem Vorsatze, der Weisheit zu leben, dennoch getreu; er nannte aber nun die Liebe die wahre Weisheit. Seine Gedanken sahe er nicht mehr; also erschienen sie ihm wie vormals vernünftig, und er lebte mit seiner Gattinn so glücklich, als es ein Mensch nur vermag.

IX.

Die Höle.

Ach wie ſchwer wird es mir, den ſteilen Berg hinan zu klimmen! ſeufzte Wilhelm. Faſſe Muth mein Sohn, rief ſein Vater ihm zu, oben wird dich die herrliche Ausſicht belohnen. Schon gut, ſagte Wilhelm, aber eine Belohnung iſt eher keine, als bis ich ſie habe. Alſo die Hoffnung, die ſchönſte Tröſterinn in unſern Leiden, ſie gilt dir nichts? Nein, wahrlich nichts, erwiederte der Sohn. Und auch, rief der Vater, wenn du ſo gewiß die Erfüllung ſehen kannſt, als es hier bei dieſem Berge der Fall iſt? denn indem wir reden, klettern wir ja immer weiter hinauf. Auch dann nicht; denn wer ſteht mir dafür, daß, wenn ich nun oben bin, meine Beine nicht ſo ermüdet ſind, daß ich mich den Henker um die ganze Ausſicht kümmre. Du haſt mich beſiegt, mein

Sohn, sagte der Vater, ja ich gebe die Richtigkeit des menschlichen Lebens zu. Unter diesem Gespräch, hatten der alte Konrad und sein Sohn den Berg nun wirklich erstiegen. Nun sind wir ja oben, sagte der Vater. Ja, erwiederte Wilhelm, indem er sich niedersetzte. Da bist müde mein Sohn? Ach freilich, war die Antwort; ich auch, sagte Konrad, und lagerte sich neben ihn. So laß uns denn hier die Mittagshitze verschlafen, sprach Wilhelm, und dann wollen wir die Gegend betrachten. Dein Rath ist gut, sagte Konrad, und beide fingen schon an einzuschlafen, und so die Deutlichkeit des Gedanken zu verlieren. Ihre Reise hatte sie so sehr ermüdet, daß die Mittagshitze verging, und die Schatten sich nach und nach über die Wiesen ausdehnten. Endlich wehte die Kühle des Abends in den grünen Bäumen; die Sonne sank unter, und unsere Wanderer lagen noch immer in den Armen des Schlafes. Die Nacht kam herauf, und ein Gewitter bezog den Himmel; ein heftiger Wind schüttelte die Bäume, da erwachte Wilhelm, und bemühte sich, auch seinen Vater zu ermuntern. Was giebt es

mein Sohn? fragte Konrad. Ich weiß nicht, war die Antwort. Warum erweckst du mich also? Vater mich dünkt, es ist Abend. Ein Donnerschlag erschreckte jetzt beide. Nein, es ist ein Gewitter, mein Sohn, sagte Konrad ganz furchtsam. Mich dünkt doch, wir haben lange geschlafen, sprach Wilhelm wenn ich nur einen Ort wüßte, wo wir uns vor dem Ungewitter verbergen könnten. Was mich betrifft, sagte der Vater, so fürchte ich eben ein Gewitter nicht, aber man sagt, es wäre der Gesundheit nachtheilig. Was mich betrifft, antwortete der Sohn, so fürchte ich ein Gewitter, besonders, wenn ich einsam auf einem Berge stehe, und der Regen so rauschend durch die Bäume niederfällt. Hatte ich denn nun aber nicht Recht, als ich sagte, daß unsere schöne Aussichten zu Wasser werden würden? Wenn ich es auch von dieser Aussicht zugebe, erwiederte der Vater die wir heute zu genießen hofften, warum sprichst du von allen künftigen Aussichten? Nun, wenn uns ein guter Blitz hier trift, so wird es wohl mit allen unsern Ansichten und Aussichten ein Ende haben. Ein heftiger Blitz fuhr zuckend vor ihnen

vorüber, und beide Wanderer suchten stillschweigend mit den Händen einen Schutzort: denn die Dienste der Augen waren ihnen bei der Dunkelheit überflüssig. Wilhelm rief endlich seinen Vater, und sagte ihm, daß hier hinter dem Gesträuche, sich eine Art von Höle bildete. Er bat ihn, mit hinein zu kriechen, bis das Gewitter vorüber sein würde. Konrad war willig, diesen Vorschlag anzunehmen, und beide gingen in die Vertiefung hinein. Der Raum dehnte sich aus, und Wilhelm wunderte sich, daß diese Höle ihm so eng und klein geschienen hatte. Beide tappten an den feuchten Wänden herum, der Gang schien sich immer tiefer hinein zu verlieren: endlich bemerkten sie in einiger Entfernung ein schwaches Licht. Sollte denn irgend jemand diesen Ort bewohnen? fragte Wilhelm voll Verwunderung seinen Vater. Vielleicht ein heiliger Einsiedler, sagte Konrad, der sich hier von der Welt zurückgezogen hat. Nun, zurückgezogen ist der genug, sagte der Sohn, denn wer sollte ihn wohl in diesem Berge suchen? Vielleicht ist es aber auch ein böser Geist, der hier sein Wesen treibt. O

pfui mein Sohn, wie oft habe ich dir gesagt, daß ich dergleichen Hirngespinste nicht glaube. Ich auch nicht, wenn wir am hellen Tage im Freien sind, aber hier in der Nacht beim Gewitter, in einer Höhle, die immer breiter und tiefer wird, je tiefer man hineingeht, da will mir meine Aufklärung nichts helfen. Es schien ihnen jetzt, als ob sie dem Lichte ganz nahe gekommen wären; da zerplatzte es in einigen Funken, und in einer kleinen Entfernung von ihnen, saß eine Dame, in nachdenklicher Stellung, ihr Gesicht war mit einem langen weißen Schleier bedeckt. Beide Wanderer blieben erstaunt stehen, endlich faßte Wilhelm neuen Muth, die Gestalt schien nur wenige Schritte von ihm entfernt, er erkannte jetzt ganz deutlich, daß eine silberne Lampe neben ihr stand, die einen matten Schein auf sie und auf die Wände der Höhle warf; er wollte ihr näher treten, aber schon beim zweiten Schritte, sprangen einige Funken aus der Lampe, und die Dame war weit zurück gewichen. In einer weiten Entfernung sahe sie Wilhelm wieder bei der Lampe sitzen. Ein Mann in einer

reichen Kleidung stand vor ihm, und fragte Wilhelm, was ihn zu diesem Pallaste geführt habe? Bei dem Worte Pallast, blickte Wilhelm um sich, und sahe bei der schwachen Erleuchtung, daß er sich in einem prächtigen Zimmer befand, welches mit reichen Tapeten verziert war. Ich suchte hier Schutz, sagte Wilhelm ganz verwirrt, gegen den Regen und das heftige Gewitter. So geht nur weiter, sagte der reichgekleidete Mann, die Diener werden wohl für euch sorgen. Wilhelm faßte seines Vaters Hand, und fragte, was denkt ihr zu allen diesem? Gar nichts, mein Sohn, erwiederte der Alte, wir wollen das Ende abwarten. Sie sahen sich nach dem Manne um, der mit Wilhelm geredet hatte, aber er war verschwunden. Der Gang, den sie gekommen waren, war so finster, daß ihnen der Rückweg unmöglich schien; nur vor ihnen leuchtete in der Ferne die silberne Lampe der Dame, welche den Kopf ein wenig zu erheben, und den Wanderern zu winken schien. Sie gingen einige Schritte, und waren nun der Dame wieder ganz nahe. Wilhelm öffnete den Mund, um sie anzureden,

da

da flatterten Funken aus der Lampe auf, die Dame war noch weiter zurückgezogen, als das erstemal, und eine ganze Schaar von Bedienten strömte den Fremden entgegen, und fragten was sie hier wollten. Wilhelm widerholte seine vorige Antwort, und sie baten ihn, er möchte nur weiter gehen. Wollen wir weiter gehen? fragte Wilhelm seinen Vater. Was können wir anders thun, sagte Conrad. Sie giengen weiter, und da sie der Dame abermals näher kamen, und viele Funken aus der Lampe sprangen, so war ihnen diese Erscheinung nicht mehr neu, und sie erwarteten ohne Verwunderung, was nun erfolgen würde. Eine Schaar von Mädchen in langen seidenen Gewändern, rauschte vor ihnen vorüber und betrachtete sie mit neugierigen Blicken. Endlich kam eine, die auf einem Stabe gelehnt, mit Mühe gieng. Sie blieb vor den Fremden stehen und fragte, was sie wollten. Wilhelm hörte die Frage schon zum Drittenmale, und war es überdrüßig darauf zu antworten, er wollte stillschweigend vorüber gehen; die Alte aber faßte seine Hand und fragte mit zorniger und heiser

rer Stimme, noch einmal, was er hier wolle? Ich suchte Schutz gegen das heftige Gewitter, rief Wilhelm aufgebracht, aber laßt mich nur wieder hinaus; denn besser ist es doch, vom Regen durchnäßt unter freiem Himmel zu bleiben, als sich hier mit euren ewigen Grazien zu quälen. Nun ich nur weiß, was ihr wollt, sagte die Alte besänftigt, nun will ich selbst für euch sorgen und euch meiner Gebieterinn vorstellen, folgt mir nur nach. Sie gieng voran und indem Wilhelm und sein Vater ihr folgten, sagte der Sohn: nun Vater, ihr sprecht ja kein einziges Wort, sagt doch eure Meinung von diesen Wunderdingen heraus. Laß uns das Ende abwarten mein Sohn, erwiederte Conrad, ich untersuche mich nicht, eine Meinung zu haben, ehe ich nicht weiß, wo hinaus das alles will.

Sie waren unter solchen Gesprächen durch eine grose Reihe von Zimmern gegangen, und immer wenn sie glaubten, der Dame ganz nahe zu sein, so sahen sie sie wieder in einer weiten Entfernung sitzen, ohne daß sie ihre Stellung verändert hätte. Endlich hatten sie ein Zimmer

erreicht, das mit grünen, golddurchwirkten Tapeten geschmückt war; silberne Lampen waren ringsum an den Wänden angebracht, und erleuchteten das Gemach. In der Mitte desselben saß die Dame auf einem grünen, mit vielem Golde und glänzenden Steinen gezierten Stuhl; sie stund auf, als die Fremden von ihrer alten Führerin vor ihr gebracht wurden. Ihr langer weißer Schleier fiel, so wie sie sich bewegte, auf den Boden nieder; ihre goldenen Haare umwallten in unzähligen Locken, ihre Schultern; ein grünes, reich mit Edelsteinen gesticktes Band strebte zwar, sie auf der Mitte des Kopfes zu halten, aber ein großer Theil hatte sich aus diesen Fesseln befreit, und bedeckte den Busen. Ihre Augen wie zwey glänzende Sterne, hefteten sich auf Konrad und Wilhelm, die Rosenlippen öffneten sich, und mit sanfter Stimme fragte sie: was wollt ihr hier? Beinah wäre Wilhelm verdrüßlich geworden, diese Frage noch einmal zu hören, aber die Schönheit der Dame war so groß, daß sie seinen Unwillen überwand; er wiederholte also seine gewöhnliche Antwort. Also der Regen

und der Sturm führen euch in meine Wohnung, sagte die Dame jeuitend, und nicht die Liebe? Nein Madam, erwiederte Wilhelm, wie sollte mich die Liebe hieher führen? Also verschmäht von der einzig Geliebten, hat sich dem Herz nicht den Menschen abgewendet, und in dieser Einsamkeit Schutz gegen die Gedanken gesucht, die es in der Welt zur Verzweiflung bringen wollten? Wie ich schon gesagt habe, erwiederte Wilhelm, ich habe hier gegen nichts Schutz gesucht, als gegen den Blitz und das Ungewitter; ich bin vernünftig genug, zu wissen, daß ich in meinem Alter nur die Wissenschaften suchen soll, und ihnen habe ich mich auch mit ganzer Seele ergeben. Damit ich meine Studien, mit rechtem Nutzen treiben möchte, hat sich mein Vater in seinem Alter noch entschlossen, mich auf meinen Reisen, die ich etwa zu machen hätte, zu begleiten, und gegenwärtig sind wir nun auf der ersten, und diese Höle, so wie die ganze Art von Menschen, die wir hier gesehen haben, sind allein schon eine Reise werth, so wunderbar sind sie. Verlangt euch nicht nach einiger Speise?

fragte die Dame, nachdem sie Wilhelm einige Augenblicke stillschweigend betrachtet hatte. In der That, erwiederte dieser, würde ich euch sehr verbunden seyn, wenn ihr mir etwas dergleichen vollet zukommen lassen. Die Dame berührte eine an den Lampen; ein grosser blendender Funke sprang heraus, und nach einigen Augenblicken stand ein grosser, ritterlich gekleideter Mann vor ihnen, der Wilhelm und seinen Vater bat, sie möchten ihm folgen, im nächsten Zimmer stände ein Abendessen für sie bereit. Sie gehorchten ihm, und er führte sie in ein anstossendes Gemach. Ein niedlich besetzter Tisch reizte ihre Begierde, und sie setzten sich, ohne weiter die Einladung ihres Wirths zu erwarten. Als sie eine Zeitlang gegessen hatten, sahe Wilhelm nach dem Zimmer zurück, worin sie die Dame gesehen, sie war ihnen jetzt wieder fern, und saß in nachdenkender Stellung, auch verhüllte der Schleier wieder ihr Gesicht. Wilhelm fragte jetzt den Mann, welcher sie in dies Gemach geführt hatte, warum er so an der Thüre stehen bleibe? er könnte das Vergnügen der Gesellschaft erhöhen,

und sich an den Tisch setzen, und mit ihnen essen. Ich bin, sagte der Mann mit ernsthafter Geberde, zu einem Hüter bestimmt, so daß euch keiner einen Schaden zufügen darf, und ich werde mein Amt nicht versäumen; wollt ihr mir jemals etwas von den Speisen herreichen, so werde ich es mit allem Dank annehmen. Wilhelm stand sogleich auf, um seinen Wunsch zu erfüllen, und alle drei aßen nun mit fröhlichem Muthe. Endlich rief Wilhelm seinem Hüter zu: Freund wir haben uns nun an Speise und Trank erquickt; aber unsere Augen fallen zu, unsere matten Glieder bedürfen der Ruhe. Seht euch nur um, sagte der Hüter, dies Zimmer enthält alles, was ihr zur Bequemlichkeit bedürft. Sie sahen um sich, und in zwei Nischen standen zwei Ruhebetten von rothem Atlas, mit prächtigen goldenen Franzen. Wilhelm warf sich auf eins derselben nieder, und sein Vater folgte seinem Beispiel, sie blickten noch einmal nach der Dame hin, und eine Dunkelheit senkte sich wie ein Vorhang vor ihr nieder, so daß sie nicht mehr gesehen werden konnte. Was dünkt euch zu dieser Höle? fragte

Wilhelm seinen Vater. Laß uns das Ende abwarten mein Sohn, war die Antwort. Ihr nehmt leicht Gewohnheiten an, sagte Wilhelm verdrüßlich, denn so wie die Einwohner hier immer dasselbe fragten, so habt ihr auf alle Fragen dieselbe Antwort; mich dünkt wir sind am Ende. Wie so? fragte Konrad. Nun, rief der Sohn, der Tag ist gewiß zu Ende, daran werdet ihr doch nicht zweifeln, auch haben wir zu Abend gegessen, und liegen nun hier und wollen einschlafen, was wollt ihr nun noch weiter erwarten? Werde nicht ungeduldig mein Sohn, ich erwarte, ob die ganze Begebenheit nicht ein Traum ist, der mich täuscht. Wie sollte es denn kommen, daß wir beide zugleich dasselbe träumen? Das ist es eben, sprach Conrad ob du mir nicht auch nur im Traume, als in diese Begebenheit verflochten, erscheinst. Das muß ich ja aber doch fühlen, und besonders wenn ich mich, wie jetzt, darüber ärgere, daß ihr dergleichen Gedanken habt erwiederte der Sohn. Wie kann ich das alles wissen, es kann mir ja im Traume erscheinen, daß du alle diese Reden gegen mich äußerst, darum laß es uns abwarten. Aber

wir liegen ja hier auf unſern Betten, und ſind im Begriff einzuſchlafen, und nun bald wirklich zu träumen; wie wollt ihr denn das erklären? Sehr oft träumte ich, ich läge und ſchliefe, und erwachte aus dieſem Schlafe und träumte in dem andern weiter, und erwachte wieder, und ſo mußte ich oft aus einem ſechsfachen Schlafe und Traume aufwachen, ehe ich zu dem rechten Erwachen kam; wie viel leichter iſt es nun, daß einem träumen kann, man wollte ſich eben erſt dem Schlafe überlaſſen. Wenn ihr aber glaubt, daß alle dieſe Vorfälle, und auch unſer ganzes Geſpräch nur ein Traum ſind, warum führt ihr es denn mit mir, und ſchweigt nicht lieber gar ſtill. Das geſchieht deswegen mein Sohn, weil ich es doch nicht gewiß weiß, ob wir nicht wachen; denn das iſt eben die Eigenſchaft der Träume, daß man darüber nie gewiß werden kann; wäre dies möglich, ſo würde ſich kein Menſch die Mühe geben, eine alberne Begebenheit auszuträumen, ſondern nur lieber gleich die Augen öffnen, ſo wäre die ganze Geſchichte vorüber. Das iſt aber eben das wunderliche dabei,

daß wir fest glauben, unsre Augen sind offen. Nun das weiß ich auch gewiß, daß es die meinigen in diesem Augenblicke auch sind, aber nun will ich sie schließen: gute Nacht Vater. Gute Nacht mein Sohn. Und nun schlossen beide die Augen und schliefen samt, bis der helle Tag sie beschien. Konrad wachte zuerst auf, und blickte um sich; er lag auf einem Haufen dürrer Blätter in einer engen Höle; in einer kleinen Entfernung von ihm, lag sein Sohn und schlief noch fest. Konrad faßte seinen Arm, und suchte ihn durch Rütteln zu ermuntern. Wache auf mein Sohn, rief er, ich will dir einen wunderbaren Traum erzählen. Kommt ihr mir schon wieder mit euren Träumen, sagte Wilhelm noch halbschlafend. Der Vater schüttelte ihn stärker, und als Wilhelm die Augen öffnete, blickte er mit allen Zeichen des Erstaunens um sich. Nun, rief er, auch ich habe einen Traum gehabt, wie es sich gewiß noch kein Mensch rühmen kann. Beide fingen nun zugleich an, sich ihre Träume zu erzählen, aber wie erstaunten sie, als sich aus allen Umständen ergab, daß sie unmöglich ge-

träumt haben konnten. Beide sahen, nachdem sie ihre Begebenheiten geendigt, und die genaueste Uebereinstimmung fanden, in tiefen Gedanken. Hatte ich denn nun nicht Recht, redete Konrad endlich seinen Sohn an, wenn ich dir sagte, wir wollen das Ende abwarten? Nun so wollen wir nur aus der verdammten Höle herausgehen, sagte Wilhelm, damit wir endlich ein Ende gewinnen. Beide standen auf und wollten den Vorschlag ausführen. Sie näherten sich dem Ausgange, und traten erstaunt zurück. Ein grosser Hund mit feurigen Augen lag am Ausgange der Höle, und zeigte, so wie sie sich daraus entfernen wollten, drohend seine Zähne. Was sollen wir nun anfangen, fragte Konrad? Ja nun müssen wir das Ende abwarten, erwiederte Wilhelm, denn ich habe gar keine Lust, den Kampf mit diesem Ungeheuer zu wagen, und mit diesen Worten setzte er sich ruhig nieder. Wie kannst du ihn ein Ungeheuer nennen, sagte Konrad, du siehst ja, daß es ein Hund ist. Ich weiß nicht, was ich davon glauben soll, aber mir ist sehr wahrscheinlich, daß es derselbe Mann ist, der

sich gestern zum Hüter an die Thür unseres Zimmers stellte, und ich werde mit niemand einen Kampf anfangen, dem ich nur zutraue, daß es ihm möglich ist, seine Gestalt zu verwandeln. Ich kann dir nicht Unrecht geben mein Sohn, sagte Konrad, und indem ich diesen Hund genau betrachte, so scheint es mir, als ob eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Manne, der sich unsern Hüter nannte, gar nicht zu verkennen ist. Er setzte sich nun neben seinen Sohn, und beide betrachteten stillschweigend den Hund, der sie wieder betrachtete. So mochten sie wohl eine Stunde gesessen haben, als Wilhelm endlich sagte: wie soll es aber werden? Wenn dieser Hund ewig so liegen bleibt, so können wir niemals aus unserm Gefängnisse entrinnen, und müssen so aus Mangel an Speise und Trank, verschmachten. Gedenkest du in dieser Bedrängniß an dergleichen? fragte Konrad. Ich wollte gern nicht daran gedenken, sagte Wilhelm, aber mein physischer Mensch erinnerte mich wider meinen Willen daran. Wir wollen den Hund hinweg zu locken suchen, sagte der Vater, und beide gaben sich

nun alle Mühe, mit freundlichen Worten, worauf sonst Hunde achten, auch diesen, der ihnen so beschwerlich wurde, zu gewinnen. Aber alle Mühe war vergeblich, er blieb taub bei allen ihren Liebkosungen. Sollte man denken, sagte Wilhelm, daß ein Hund so fühllos gegen Schmeicheleien sein könnte? wir können es nicht einmal dahin bringen, daß er mit dem Schwanze wedelt. Es ist ein vergebliches Bestreben, versetzte Konrad, und wenn wir etwas hätten, womit wir unsern Hunger und Durst stillen könnten, so wollte ich mich gelassen in mein Schicksal ergeben. Unter diesen Bedingungen sollte mir die Gelassenheit, auch nicht schwer werden, sagte Wilhelm. Beide hoben ihre Augen seufzend auf, als ob sie Hülfe von oben erflehen wollten, und mit Erstaunen bemerkten sie, wie die Decke der Höle sich theilte, und ein grosser Zweig, an welchem die schönsten Früchte hingen, sich durch die Oeffnung zu ihnen niedersenkte. Eine kleine Zeit hatte das Erstaunen ihre Glieder gefesselt, aber bald waren sie mit der größten Aemsigkeit bemüht, die Früchte herunter zu brechen, und

als endlich alle abgebrochen waren, blickte Wilhelm spähend zwischen alle Blätter, denn die Schönheit der Früchte reizte ihn so sehr, daß er auch nicht einer gern entbehren wollte. Sie hatten die Früchte verzehrt, und saßen nun wieder und vertieften sich in Nachdenken, wie sie ihr Schicksal ändern möchten; aber beiden wollte kein Rath behagen, der ihnen in dieser Noth-Hülfe verschafft hätte. Der Tag wurde ihnen so lang, und doch fürchteten sie die Nacht; denn ihr Hüter blieb unbeweglich am Eingange der Höle liegen, und es war nicht zu vermuthen, daß er mit einbrechender Nacht sein Geschäft aufgeben würde, und in der Dunkelheit kannten sie sich seine Gesellschaft nicht anders, als furchtbar denken.

Solche Betrachtungen betrübten ihre Seelen; da hörten sie nahe bei der Höle, das Gebell der Hunde, und eine frohliche Jagdmusik. Ein Strahl von Hoffnung ging ihnen auf; sie glaubten, der ihnen so furchtbare Hund würde vielleicht seinen Posten verlassen, und sich zu denen verfügen, die sich so munter, ganz in seiner Nähe, hören

liefen. Aber auch diese Hoffnung betrog sie, denn ihr Wächter blieb so ruhig, als ob er gar nichts von dem Lärmen in seiner Nähe vernommen hätte. Sie schlossen nun, daß er taub sein müsse, und fingen an so laut um Hülfe zu rufen, als es ihnen möglich war, in der Hoffnung, daß die Jäger vielleicht sie hören würden. In der That war dies auch der Fall, und ihnen wenigstens ein Wunsch gelungen. Sie hörten wie die Jäger sich der Höle näherten, und verdoppelten ihr Geschrei. Der Hund sahe sie verächtlich an, und sie fürchteten nun, er würde niemand zu ihrer Hülfe hineinlassen; diese Besorgniß war aber ungegründet. Ein schöner junger Mann, in einem leichten Jagdkleide, mit vielem Golde verziert, trat in die Höle. Er blieb in der Oeffnung mit Erstaunen stehen, und betrachtete die Beiden, die auf dem Boden saßen, endlich fragte er: ob sie denn diejenigen wären, deren Stimmen so ängstlich um Hülfe gerufen hätten? Wilhelm stand auf, verbeugte sich und sagte: ja edler Herr, die Noth, worin wir uns befinden, zwingt uns, also kläglich zu thun. Und welche Noth ist es denn, fragte der Fremde, die euch bedrängt? denn

wahrlich man sieht sie euch nicht an, und euer Anblick kann nur Verwunderung, und Lachen erregen; zwei Männer, die auf dem Boden sitzen, und aus allen Kräften nach Hülfe rufen, da sie weder gefesselt, noch beschädigt, oder krank sind! Wir sind beschädigt genug, sagte Wilhelm, denn es wird uns der Schaden zugefügt, daß wir unsere Studien nicht fortsetzen können und daß dadurch, weil wir leider an diese Höle gefesselt sind, und diese Einsperrung wird uns im kurzen am Gemüthe und am Leibe krank machen; so haben wir alle die drei Uebel, welche ihr vorher genannt habt, und sind wohl berechtigt, um Hülfe zu rufen. Ihr Narren, sagte der Fremde, ihr dürft ja nur diese Höle verlassen und alle eure Klagen sind gehoben; nichts hindert euch, euch in Freiheit zu setzen. Glaubt ihr denn, sagte Konrad, wenn uns nichts hinderte daß wir nur einen Augenblick zögern würden, uns das unschätzbare Gut der Freiheit zu verschaffen? Nun, und was hindert euch denn daran? sagte der Fremde. Bemerkt nur diesen Hund, der den Eingang bewacht, sagte Wilhelm; glaubt ihr, daß er euch eben so ungehindert wird

hinaus gehen lassen, als er euch entließ? Und ihr seid zwei Männer, rief der Fremde spottend, und fürchtet einen einzigen Hund? Geht uns nur mit einem gutem Beispiele vor, versetzte Wilhelm; geht ohne Furcht hinaus, so wollen wir euch folgen. Dieser Dienst, den ihr von mir fordert, ist sehr gering, sagte der Fremde lachend, und ich kann ihn mit Leichtigkeit erfüllen. Er wandte sich um, und wollte, ohne mehr Worte oder Zeit zu verlieren, den Beiden zeigen, wie leicht sich ihrem Uebel abhelfen ließe; als er aber am Ausgange der Höle war, stand der Hund von seinen Lager auf, sahe ihn mit funkelnden Augen an und zeigte drohend seine Zähne. Fernando, so hieß der Fremde, ließ sich dadurch keine Furcht machen, er versuchte den Hund von dem Ausgange zurückzuscheuchen; und da endlich kein anderes Mittel helfen wollte, wurde er zornig, zog seinen Degen und wollte so den Kampf mit dem Hunde beginnen. Der Hund bewegte dreimal seinen Kopf, von der rechten zur linken Seite, und Fernando's Arme sanken ermattet nieder, der Degen entfiel ihm und er betrachtete mit Erstaunen den

Hund

Hund, und Conrad und Wilhelm. Nun, edler Herr, ſagte Conrad, ihr werdet gegen dieſen Hund auch keine Schlacht gewinnen. Nein ſagte Fernando und ſetzte ſich nieder, die andern beiden folgten ſeinem Beiſpiele und Wilhelm ſagte: nun ſitzen wir hier alle drei, wie wir vorher nur beide allein hier ſaßen, wollen wir nun unſer Geſchrei um Hülfe wieder anfangen? Laß es ſein, mein Sohn ſagte Conrad, denn was würde es uns anders helfen, als daß wir die Zahl der Gefangenen vermehrten, denn wie es ſcheint, ſo darf jeder in dieſe Höle hinein, aber man läßt ihn nicht wieder von dannen. Was wollen wir denn aber anfangen? fragte Wilhelm. Laß uns die Nacht erwarten, erwiederte Konrad. Ihr habt noch immer Luſt zu warten, ſagte Wilhelm verdrüßlich. Wie ſeid Ihr denn aber in dieſe Höle hineingekommen? fragte Fernando. Die Geſchichte iſt ſehr kurz, antwortete Wilhelm. Ich bin meines Vaters einziger Sohn, er verwendete ſein kleines Vermögen darauf, um mich zu erziehen und in den Wiſſenſchaften unterrichten zu laſſen. Es iſt ihm auch alles gut gelungen, und nun meinte er, daß ich bis auf das Reiſen, ganz vollendet

wäre, um mein Glück in der Welt zu machen. Auch dies beſchloſſen wir nun noch an mich zu wenden, und mein Vater, trotz ſeiner Jahre, wollte die Reiſe mit mir machen, damit ſie von deſto größerm Nutzen für mich ſein ſollte. Und nun ſeid ihr bis hieher gekommen? ſagte Fernando lachend. Freilich erwiederte Conrad. Wir hatten mit vieler Mühe einen Berg erſtiegen, und wollten von ſeiner Höhe die ſchöne Ausſicht genießen; da wir aber von dem Klettern zu ermüdet waren, ſo ſchliefen wir ein, und mir iſt ſeit der Zeit noch immer, als wäre ich träumend, ſo wunderbare Dinge ſind uns begegnet. Und nun erzählte Conrad und Wilhelm dem Fremden alles, der ihnen aufmerkſam zuhörte, und die kleine, enge Höle genau beobachtete. In einer Abtheilung derſelben bemerkte er in einer abgemeſſenen Entfernung von einander, verſchiedene kleine Steine, die einen matten, kaum merkbaren Glanz verbreiteten. Er brach einen aus der Wand, der Hund fieng ſich an unruhig zu bewegen, und Fernando ſetzte ſich nieder, den Stein in den Händen, den er als unnützes Spielzeug betrachtete, wozu ihn nur die Langeweile brachte,

sich damit zu beschäftigen. Die drei saßen noch bei einander, als die Nacht einbrach, und die Dunkelheit ihre Verlegenheit noch vermehrte. Wie wird es uns nun in dieser Nacht ergehen? sagte Wilhelm mit furchtsamer Stimme, und er und sein Vater schlossen sich so eng als möglich an Fernando an. Wir müssen erwarten, sagte Fernando, ob es der Macht, die uns hier, wider unsern Willen hält, nicht gefallen wird, uns wieder frei zu geben. Unter diesem Gespräche, war die Sonne völlig unter gegangen. Einen Augenblick bedeckte eine dicke Finsterniß die Höle; dann schien es, als ob an der Wölbung verschiedene kleine Sterne aufgiengen, die einen matten Schein verbreiteten. Gestalten schwankten in der Höle, ohne daß das Auge deutlich ihre Umrisse bemerken konnte. Endlich bildete sich alles fester, der Schein wurde heller, und alle drei befanden sich in dem grünen Gemache, an dessen Wänden wieder die silbernen Lampen prangten. Fernando bemerkte mit Erstaunen, daß er selbst eine solche Lampe in den Händen trug, und Wilhelm und sein Vater glaubten, daß die Dame, die von ihren Dienerinnen umgeben, in der Mitte

des Gemaches saß nur deswegen nicht zurückwe che, weil Fernando selbst eine solche Zauberlam pe trug, wie diejenige war, welche neben ihr stand. Die Dame erhob sich, und der Schleier fiel von ihren Schultern nieder; sie betrachtete Fernando, der in Erstaunen verlohren vor ihr stand. Wie kommt ihr hieher fragte sie endlich, und mußte die Frage einigemal wiederhohlen, ehe Fernando sich sammeln und eine Antwort finden konnte. Schöne Dame, sagte er endlich, das Mitleid führte mich in eine Höle, aus der ich Stimmen vernahm, die um Hülfe riefen und nun finde ich mich hier und weiß nicht wie. Also nicht die Liebe führte dich hieher? sagte die Dame seufzend. Nein, rief Fernando, denn mein Herz war bis auf diesen Augenblick mit ihren Gefühlen unbe kannt, aber jezt wird mich ihre Allmacht hier ewig fesseln. Sprich nicht dies verwegene Wort aus, sagte die Dame, ja, die Liebe wird dich und mich und viele andere hier unbarmherzig fesseln, aber nie wird ein Herz belohnt, das nicht voll von diesem Gefühle, diesen Aufenthalt betritt. Als sie diese Rede geendigt hatte, hob sich der Schleier vom Boden auf und legte sich dem

ihr Geſicht und floß in reichen Falten, bis zu ihren Füßen nieder. Warum entzieht ihr mir den Anblick eurer holdſeligen Augen? fragte Fernando. Dieſe Blumen blühen nicht für dich, ſagte eine alte Dame, die mit vielen andern jungen Mädchen neben der ſchönen Unbekannten ſtand. Wer ſeid ihr? fragte nach einem langen Stillſchweigen die Dame. Mein Name iſt Fernando, war die Antwort, ich bin der zweite Sohn eines Fürſten, und jetzt, wie ich fürchte, ſein einziger. So habt ihr euren Bruder verlohren? fragte die Dame. Ich weiß nicht welch ein Unglück ihm begegnet iſt, ſagte Fernando, er reiſ'te ab, an den Hof des Königs Awindor, der ſeiner ſchönen Tochter zur Ehre, ein Turnier gab, wo jeder Ritter bemüht war, ſich in aller ſeiner Tapferkeit zu zeigen. Auch mein Bruder war unter denen, die den Dank aus den Händen der ſchönen Roſalva zu erringen hofften; aber ehe noch das Turnier geendigt, war die Prinzeſſinn mit ihrer Hofmeiſterinn und vielen andern von ihren Jungfrauen, verſchwunden. Die Ritter des Turniers beſchloſſen das Land zu durchſuchen, und ſie mit Gewalt ihrem Räuber zu entreiſſen, ob man gleich vermuthete, daß es ein mächtiger

Zauberer sein müsse, der sie, ohne daß es einer bemerkte, aus der Mitte der Frauen, vor den Augen ihres Vaters entführt hatte. Mein unglücklicher Bruder verband sich durch ein Gelübde, nie wieder an den Hof meines Vaters zurückzukehren; wenn er nicht vorher die schöne Rosalva dem ihrigen zugeführt hätte. Die andern Ritter sind wieder gekehrt, ohne auch nur eine Spur von der Prinzessinn gefunden zu haben; nur mein Bruder fehlt, seinem Gelübde treu, und meine Augen werden ihn, den ich so sehr liebe, niemals wiedersehen. Ich zog aus, um ihn zu suchen; viele Tage hatte ich in der tiefsten Traurigkeit gelebt, mein einziges Geschäft war, nach ihm jeden Vorübergehenden zu fragen, und dem fernsten Scheine der Hoffnung zu folgen. Heute als ich durch den frischen Wald zog, kam in mir das Gefühl der Jugend zurück; ich beschloß, da ich mich wieder frei fühlte von den Banden des Kummers, auf diesen Bergen zu jagen, und nun bin ich hier ewig ein Gefangener. Fernando hatte seine Erzählung beschlossen, und konnte sich der Thränen, beim Andenken an seinen Bruder, nicht erwehren. Die Dame wendete sich ab, und

seufzte; es hatte noch einige Zeit ein Stillschweigen geherrscht, und es schien nun, als ob die Dame sprechen wollte, da sahen sie in der Ferne einen Jüngling auf sich zukommen. Er war von Dämmerung umgeben, und sie konnten nur bemerken, daß er mit unbedecktem Haupte und verworrenen Haaren, die Augen auf den Boden geheftet, ging. Die Dame setzte sich und berührte eine neben ihr stehende Lampe, und in demselben Augenblicke, faßte ein Mann, den Wilhelm und sein Vater sogleich für denjenigen erkannten, der sie zuerst in der Höle begrüßt hatte, die Hand des Jünglings, und schien ihn anzureden. Dieser hob voll Verwunderung seine Augen auf, antwortete nicht, riß sich mit Gewalt los, und ging weiter. Mit unwilligen Gebehrden, folgte der Mann ihm nach. Die Dame berührte wieder die Lampe, und alle Diener zogen ihm entgegen, er antwortete auch denen nicht, und die ganze Schaar begleitete ihn. Die Dame sandte ihm auch ihre weibliche Dienerschaft entgegen, aber auch auf ihre Fragen erfolgte keine Antwort. Sie verhüllte sich nun sorgfältig in den Schleier, der Jüngling stand vor ihr, und sie

redete ihn selbst an: Was wollt ihr hier, und warum gebt ihr auf alle Fragen keine Antwort? Wie vom Blitze getroffen, stand der Jüngling, betrachtete die verhüllte Gestalt, und sagte dann mit Thränen: Ach, die Gewalt dieser Stimme zwingt mich, und löst mein Herz in seinen tiefsten Banden! Mit Zaubergewalt werde ich gezwungen, meinen Schmerz in Worte zu bringen, und meine Klagen und meine Thränen zu deinen Füßen auszuströmen. Was ich hier will? ach! verbergen wollte ich mich vor der Welt, vor dem Lichte, und so ein Leben verschmachten, das kein Leben mehr genannt zu werden verdient. Meine Sonne ist untergegangen, der Stern, dem ich folgte, ist mir verloschen. Ich liebte die schöne Rosalva, ich hoffte sie zu verdienen, zu besitzen, sie wurde vor unser aller Augen uns entzogen, niemand hat eine Spur von ihr gefunden. Ich ging bewaffnet aus, und hoffte sie wieder zu finden, auch der Hölle hätte ich sie abgekämpft, aber keine Nachricht ist mir von ihr geworden. Da habe ich nun mein Schwert und meine Rüstung weggeworfen, denn was sollen sie mir nun noch nützen? da ich sie nicht mehr damit ge-

winnen kann. Nun bin ich durch die Wälder gezogen, endlich fand ich diese Höle; die Dunkelheit darin, zog mich an, ich ging hinein und finde mich nun hier, und weiß nicht, wie. Ich wollte mit keinem menschlichen Wesen mehr reden, weil mir keiner Nachricht von ihr zu geben wußte; nur der Zauberklang deiner Stimme hat meinen Vorsatz vernichtet, und ich habe mein Leid vor dir ausgesprochen. Er hatte geendigt und hob nun seine Augen auf, die so lange er geredet hatte, an dem Boden gefesselt waren. Da senkte sich der Schleier von der Dame nieder, und Rosalva stand und lächelte ihn mit himmlischer Schönheit an. Entzücken ergriff den knieenden Jüngling, er sprang auf, schloß die geliebte Rosalva in seine Arme, und beide weinten aus Schmerz und Lust, ihre Thränen flossen in einander. Fernando trat hinzu, und faßte die Hände des Jünglings. Bruder! rief er, und beide drückten sich innig an die Brust. Konrad und Wilhelm standen und sahen allen diesen Wunderdingen zu. Sie waren die ersten, die es bemerkten, daß ein helles Licht sie umgab, die Sonne funkelte golden auf Gras und Blumen,

ein Morgenwind umwehte sie mit lieblicher Frische, und sie standen nun auf dem Berge und genossen die herrliche Aussicht, um derentwillen sie sich so bemüht hatten. Auch die übrigen Glücklichen bemerkten die Veränderung, die um sie vorgegangen war. Gottlob! sagte Rosalva, die Zeit des Leidens ist vorüber, ich kann zurückkehren an den Hof meines Vaters. Alle Anwesenden baten sie, ihnen das wunderbare Geheimniß zu erklären, wie alle in die Höle gekommen wären, und wohin diese nun selbst gekommen sei. „Mein Unglück wollte, sagte Rosalva, daß ein „mächtiger Zauberer eine heftige Liebe zu mir „hegte; er bemerkte, daß in dem Turnier meine „Augen mit Wohlgefallen auf Dir ruhten, und „angetrieben von seiner Eifersucht, brauchte er „seine Macht und entführte mich und meine Mädchen aus dem Kreise der übrigen Frauen, vor dem „Angesicht meines Vaters, und aller Ritter des „Hofes. Auf diesen Berg setzte er uns nieder und „entdeckte mir seine Liebe. Ich hörte ihn mit Abscheu „an, und alle seine Bemühungen mir zu gefallen, „dienten nur dazu, meinen Widerwillen zu vermehren. Nachdem er 40 Tage vergeblich angewendet

„hatte, mein Herz zur Liebe zu rühren, kam er
„endlich zu mir, mit Gebehrden eines Verzwei-
„felnden und sagte: ich kann dich grausame Ro-
„salva nicht gewinnen, aber nie soll dich einer
„besitzen, der dich weniger liebt, als ich; Ver-
„zweiflung muß dessen Herz erst zerrissen haben,
„wie das meinige jetzt zerrissen ist, in dessen Be-
„sitz ich dich sehen kann. Als er diese Worte
„gesprochen hatte, sahe ich, daß eine enge Höle
„sich um uns her gewölbt hatte. Hier fuhr er
„fort, schließe ich dich mit deinen Mädchen ein, mei-
„ne Diener bleiben bei euch zurück, damit meine
„Befehle genau beobachtet werden. Dunkelheit
„verbirgt euch, sobald die Sonne aufgeht, vor
„den Augen aller Sterblichen, und nur in der
„Nacht, wenn die silbernen Lampen ihren Schein
„verbreiten, werdet ihr und auch der Pallast,
„der dir zur Wohnung dient, den Menschen
„sichtbar sein. Hinein zu dem Eingange zu dir,
„ist jedem Manne zu gehen erlaubt; aber wen
„nicht verzweifelnde Liebe führt, der büße mit
„unauflöslicher Gefangenschaft, so lange den Fre-
„vel dir zu nahen, bis der dich findet, der dich
„verdient. Mich, undankbare Schöne, wirst du

„nie mehr sehen; ich eile hinab in die Tiefen „des Meers, dort in meinem wässerigen Reiche „sollen die kühlen Wogen, die brennende Leiden„schaft in meiner Brust erlöschen. Als er die„se Worte gesagt hatte, war er meinen Augen „entschwunden, und ich habe ihn nicht mehr ge„sehen." Und heute, sagte Fernando, ist uns allen der Tag des Glücks erschienen, wo mein theurer Bruder seine betrauerte Geliebte, und ich meinen geliebten Bruder fand. Laßt uns nun schöne Rosalva zurück an den Hof unsers Vaters eilen, damit die glücklichen Aeltern, sich wieder an dem Anblicke ihrer Kinder erfreuen. Und auch ihr, sagte er zu Conrad, die ihr mich durch euer Geschrei, nach diesem wundervollen Orte zoget, sollt mit uns glücklich seyn. Begleitet uns, wir wollen für euch sorgen. Conrad sagte zu seinem Sohne: siehst du, mein Lieber, daß das Alter nicht ohne Erfahrung ist? Ich sagte, das Reisen vollende den Menschen, und erschaffe sein Glück, hat es nun nicht das deinige gemacht? Wilhelm gab seinem Vater Recht, und alle begaben sich auf der Reise nach Rosalva's Heimath.

V.

Die gelehrte Gesellschaft.

Nur herein, nur hier herein, lieber Fink, rief Bunian, und öffnete die Flügelthüren.

Beide traten in einen langen, eleganten und wohlerleuchteten Saal, in welchem eine bunte Reihe von Herren und Damen durch einander wandelte; und den Günſtling des Miniſters mit Sehnſucht erwartete.

Forſtner drängte ſich durch, drückte Bunian mit vieler Devotion die Hand und in ſeiner Miene zeigte ſich jene Miſchung von Eitelkeit und Demuth welche das ſubalterne Gemüth verräth, das den Niedrigern keine Blöße geben, und den Höhern die gebührende Huldigung nicht entziehen will. — Sein Sie mir herzlich willkommen ſprach er, herzlich willkommen; ich grüße Sie Herr Fink, und heiße auch Sie willkommen.

Fink antwortete mit einer ſtummen Verbeu-

gung. Man trennte ſich; und Fink ſah ſich in ein paar Augenblicken von lauter Bekannten aus dem Bunianiſchen Hauſe umgeben. Biſſing drängte ſich haſtig an ihn; der Rath Becker grüßte ihn kalt; Caroline erkundigte ſich ſpöttiſch nach ſeiner Braut; die meiſten aber, bezeugten ihm eine Art von Ehrerbietung, welche er gutmüthig genug auf ſeinen Ruf und ſeine Verdienſte in der literariſchen Welt ſchrieb, da ſie doch eigentlich dem Protegé des Miniſters gehörte.

Biſſing entfernte Fink ein wenig von der Geſellſchaft. — Um Gotteswillen lieber Fink ſprach er, ſagen Sie mir, welch ein böſer Dämon hat Sie in dieſe Geſellſchaft, in dieſe Fabrik der Langenweile geführt? — Etwa der dort? indem er heimlich auf Bunian zeigte?

Zum Theil, erwiederte Fink, und dann iſt es mir darum zu thun, mich bei dieſem kalten Winter durch eine Frühlingsempfindung zu ergötzen.

Wie ſo? fragte Biſſing neugierig.

Nun, dieſe Gewürme Inſekten und Schafe durch einander ſpringen zu ſehn und Forſtner eben an, wahr-

wahrlich dies ist ein Schauspiel, welches einen schon die abwesende Braut vergessen machen kann.

Ich fürchte nur, erwiederte Bissing, in der Wirklichkeit dürfte dies Schauspiel nicht zum angenehmsten sein, es treten da so unpoetische Momente dazwischen, daß man froh wird, wenn sich die ganze Gesellschaft in das Abendessen verbeißt, statt die Gelehrsamkeit zu zerfleischen.

Nun, nachdem es kommt, erwiederte Fink, und glauben Sie mir, man thut sehr Unrecht, die Langeweile zu verachten; auch sie hat etwas sehr interessantes, wenn sie nur gehörig gemischt wird, wie selbst das Wasser Nahrungstheile hat, wenn man es in einer Rumfordschen Suppe verarbeitet.

Sie reden vielleicht noch heut Abend anders — oder auch wohl nicht, denn eben fällt mir ein, daß allerdings heut etwas vorgehen soll, was Ihnen, der sie so selten hier sind, vielleicht eine sehr große Belustigung verschafft.

Und das wäre?

Sie werden sich doch für das Drama noch etwas warm interessiren, als sonst?

Allerdings.

Nun sehen Sie wohl dort das Männchen stehen, runden uninteressanten Angesichts?

Ich sehe es.

Dies heißt Märker; und in der That hätte kein besserer Name erfunden werden können, um diese Erscheinung von Albernheit, Dumheit, Impertinenz und Arrogant zu bezeichnen, deren einziges Verdienst darin besteht, das was man sich gemerkt hat, wieder als etwas Eigenthümliches und Selbsterfundenes andern zu erzählen, und sich damit in Ansehn zu setzen. Mit einem Worte, dieser Mensch ist ekelhaft, wie eine Tabagie am frühen Morgen, ehe sie aufgeräumt und gelüftet ist; aber bei alledem kann er uns einen sehr vergnügten Abend machen.

Wie so?

Dieser Mensch ist von den Iffländschen Dramen und Familiengemählden so begeistert, besonders von Iffländs Dienstpflicht, daß er es ge-

wagt hat, ein eigenes Stück zu verfertigen; und dies will er heut Abend vorlesen.

Können Sie mich nicht, sagte Jink sehr eifrig, mit diesem Herren bekannt machen? Dies wäre mir im höchsten Grade interessant.

Mit Vergnügen, so bald er nur mit dem Manne, welcher jetzt mit ihm spricht, sein Gespräch geendigt haben wird.

Und wer ist dieser?

Er ist Jude, und heißt Marcus, er hatte in seinen besten Jahren das Unglück, mit mehreren berühmten Männern in Verbindung zu stehen; und ist dadurch in einem Grade unausstehlich geworden, daß ich es Ihnen unmöglich wünschen kann, nur zwanzig Worte mit ihm zu reden. Er weiß alles durchgängig besser, und ich wollte viel wetten, wenn Sie nur ein Paar Worte mit ihm wechseln, er wird Sie über ein halbes Dutzend Gegenstände belehren, und das mit einer Attitude und einem Organ, daß Sie es nicht wagen werden, zu widersprechen. Man möchte so wie Hamlet den Degen dem Geiste, so ihm einen Stock

entgegen halten, damit er einen nur mit seinen Gesticulationen und seinem Geschrei nicht beschädigt.

So wollen wir ein wenig warten, sagte Fink, denn vor dieser Nase verzagt meine ganze Seele.

Indessen fuhr Lising fort, läßt dieser böse Geist sich vertreiben, man darf nur Göthe nennen, und er weicht wie jener bei dem Tobias; aber freilich sieht er keinen Gegner an, glaubt er allenfalls, daß er ihn einschüchtern könne, und vermuthet er nicht besonders viel Witz bei ihm; so läßt er sich allenfalls auf Gründe ein, wobei denn die entfernter stehenden gemeiniglich eiligst herbei kommen, vermeinend, daß jene zwei sich zanken; aber in der Regel, weicht er, so wie man Göthe den verdienten Weihrauch streut.

Jetzt geht er von ihm, sagte Fink, der mehr nach Märker gesehen, als auf Lisings witzelnde Reden gehört hatte, geschwind ehe er uns entwischt.

Lising stellte Fink vor; und Märker, ohne in Verlegenheit zu kommen, bat beide, ja recht

aufmerksam auf die Fehler zu sein, welche sie etwa hie und da bemerken würden; denn, setzte er selbst gefällig hinzu, ich bin ein Anfänger und dergleichen unterworfen.

Fink hat sich vorläufig das Manuscript aus, um es, wie er sagte, mehreren Bühnen, zuvörderst aber einigen guten Freunden mitzutheilen, welches Märker mit einer leichten Verbeugung erlaubte.

Plötzlich stürmte Forstner durch die Gesellschaft mit der Uhr in der Hand. Es ist Zeit meine Herren und Damen, den Dialog abzubrechen und uns zu setzen; wir wollen die Zeit nicht verständeln, wollen sie vielmehr nützlich anwenden, setzen sie sich doch, ich bitte, setzen sie sich.

Man saß endlich, Märker setzte sich hinter einen kleinen Tisch, lehnte sich gegen die ganze Gesellschaft, und sprach folgender:

Meine Damen und Herren! Es ist allgemein bekannt, daß es bei den schönen Künsten, nicht sowohl auf den Stoff als auf die Form ankommt, in welcher man jenen darstellt. Das Genie und

das Talent des Dichters, wissen aus dem unbedeutendsten, ja sogar dem widrigsten Stoff ein Kunstwerk zu formen, wie die Biene aus jeder Blume Honig zieht. — Mein Vorbild, dessen Namen ich nur mit Achtung ausspreche, giebt Beispiele von beiden; aber es ist unnöthig sie anzuführen, indem die eben genannte Wahrheit zu allgemein angenommen ist. Ich erinnere nur deshalb an Sie, weil ich Sie Verehrungswürdigste ersuchen wollte, nicht sogleich von dem Titel meines Dramas, auf die Verwerflichkeit seines Inhalts zu schließen, es heißt nämlich Seebald: oder der edle Nachtwachter, Familiengemälde in einem Akte. Es wäre mir unstreitig sehr leicht gewesen, irgend einen andern Stand in mein Drama zu verflechten; allein es ist bekannt, welche Vorurtheile gegen mehrere Stände herrschen, und daß namentlich die Deutschen so wenig fein empfinden, daß sie diesen Stand als einen der niedrigsten, zu dem gar keine Talente gehören, sprichwörtlich nicht selten anführen. Um nun zu beweisen, daß es

auch hier edle Menschen geben könne, und daß sich im Grunde alle Menschen gleich stehen, schwankte ich lange zwischen Holzhauer und Nachtwächter, und entschied mich endlich für diesen aus innern Gründen, welche sich aus dem Stücke selbst ergeben werden. — Einen Einwurf der mir gemacht werden könnte, berühre ich noch mit wenigen Worten. Wenn du Vorurtheile durch deine Dramen, und namentlich gegen Stände, bekämpfen willst, kann man sagen, warum stellst du nicht Stände dar, welche noch unter diesem stehen, und deren Namen ich nicht aussprechen mag, aus Furcht ein zu zartes Ohr, damit zu erschrecken. Allein diese Männer mögen wohl bedenken, daß in der Kunst doch immer etwas idealisirt werden muß, und daß bis jetzt sich mir kein Weg entdecken will, jene erwähnten Stände in ein Kunstwerk, ohne Schaden der feinern Empfindung, zu verflechten. Was ich darüber gedacht, denke ich nächstens der Gesellschaft in einer kleinen Abhandlung vorzulegen, bitte dieser Ausschweifung wegen um Verzeihung, und fan-

ge jetzt mein Werk an zu lesen, für welches ich mir Richter erbitte, welche Güte mit der Gerechtigkeit zu vermählen wissen werden.

Seebald

oder der edle Nachtwächter.

Familiengemälde in einem Akte.

Personen.

Der Fürst von *
von Krall, Amtmann von Weißenau
Peter ein junger Hirte, Liebhaber von Louise.
Seebald, Nachtwächter
Amalia seine Hausfrau
Louise seine Tochter
Fritz sein Sohn, Kind von zwölf Jahren
Werner, Schulze des Dorfes.

(Szene im Hause des Nachtwächters.)

Erſter Auftritt.

Abend, man hört es halb ſchlagen.

(Amalia an einem Tiſche, Fritz neben ihr; Louiſe auf der andern Seite, beide Frauenzimmer ſtricken.)

Louiſe. Schon halb zehn. Es wird ſpät, und der Vater kömmt noch nicht.

Amalia (ſeufzt)

Louiſe. Wo er nur ſein mag?

Fritz. Er bringt mir was mit, er bringt mir was mit, Fritz hungert.

(Amalia ſeufzt tiefer, und wirft einen wehmuthigen Blick zum Himmel)

Louiſe. Ihr ſeid auch gar zu betrübt Mutter. Noch iſt ja nicht alles verloren.

Amalia. Alles mein Kind, alles! denn wo man sich nur retten kann, mit Aufopferung seiner Tugend, da kann man sich nicht retten und alles ist verloren.

Louise. Wäre es denn nicht möglich, den Amtmann zu versöhnen?

Amalia. Nein mein Kind; dein Vater wird nicht aufhören seine Pflicht zu thun, und der Amtmann nicht das Pflichtwidrige zu fordern.

Louise. Der Amtmann fordert so wenig, sobald er Gehorsam

Amalia. Abweichung von der Pflicht ist keine Kleinigkeit. Der Amtmann verlangt, weil er die Macht hat, dein Vater solle nicht mehr vor seinem Fenster die Stunden ausrufen, und ihn dadurch erwecken. Nun, sprach dein edler Vater, ich bin verpflichtet in der Mitte des Dorfes die Stunden auszurufen, und was kann ich dafür, daß das Amthaus da liegt, und ich den Herren Amtmann störe. Dienstpflicht geht allem vor. — So zog er sich des Amtmanns Feindschaft zu, welche ihn wohl noch aus diesem Dorfe treiben wird; ach! und ich scheide so ungern. —

Louise. Denkt nicht daran.

Amalia. Dort stand meiner Eltern Haus, mein Mann warb um mich, und der Eltern Segen bestätigte den Bund unserer Herzen — kaum ein Jahr verheirathet, und die Flamme fraß unsere Habe. Wir machten Schulden; und verbauten unsere Hütte von neuem: aber Mißwachs, Krieg und Noth zwangen uns endlich, sie zu verkaufen. Ich schied mit Thränen, Peter Kappe wohnt jetzt darinn.

Louise. O weckt nicht diese Erinnerungen.

Amalia. Da warb dem Vater um einen Dienst; die Nachtwächterstelle war offen, und der alte Amtmann gab sie ihm, schüttelte ihm die Hand, und sagte: Es ist brav von euch Seebald, daß ihr lieber arbeiten wollt, als der Gemeine zur Last fallen — aber leider hatte sich dem Vater schon vorher dem Trunke ergeben. — O laß mich schweigen!

Louise. Mutter! Mutter ich bin ja noch da, ich werde euch trösten.

Amalia. Zu spät bemerkte ich es — die Gewohnheit war zur andern Natur geworden. —

Vergebens las ich ihm aus Hufelands trefflichem Buche, vergebens aus Tauſts Geſundheits-Katechismus die dahin gehörigen Abſchnitte vor — alles blieb wie es war; und nun der Armuth nahe — wer kann mich retten? — (große Pauſe.) Du könnteſt es, wenn du wollteſt!

Louiſe. O Mutter — um Gotteswillen nicht dieſe Sache; Peter hat mein Herz, meine Liebe, und für ewig — der Schulze iſt ein Niederträchtiger, der mit dem Amtmanne unter einer Decke ſpielt.

Amalia. Aber der Schulze iſt jung, und der Einfluß einer Frau iſt groß. Durch dein Beiſpiel, dein gütiges Zureden, würde er vielleicht die Geſellſchaft des Amtmanns meiden — und ſein Geld würde uns vor dem Untergange ſchützen. — Dein Vater iſt aus, Geld beizutreiben; dein Peter iſt arm, gelingt es es ihm nicht deinem Vater etwas zu verſchaffen, ſprich wovon ſollten wir unſer Leben friſten? — O es iſt grauſam, grauſam!

Louiſe. Mutter um alles in der Welt, quält mich nicht. Was meinem Vater ſeine Pflicht, iſt

mir die Liebe; ihr opferte er uns, der Liebe opfere ich mich und euch.

Amalia. O daß ich meine Klagen könnte vor den Thron unsers Fürsten bringen; aber er ist verreist, und niemand weiß wohin. — Doch würde meine schwache Stimme wohl zu der Höhe des Thrones gelangen? die Großen haben so selten ein leises Ohr für das Elend!

Fritz. Mutter, hungert mich sehr.

Amalia. Der Vater kommt gleich Kind; nur noch eine kleine Viertelstunde.

Fritz. (Der herumgesangen u. ängstlich.) Mutter! Mutter! Vater kommt nicht wieder. —

Louise. Warum nicht Kind — er muß nun bald seine Pflicht thun — er kommt gewiß.

Fritz. Nein er hat das Horn schon mit genommen. — Siehst du, da hing es sonst.

Louise. Wirklich. Aber dort sieht ja sein Spieß; siehst du daß er wiederkommt.

Amalia. Seltsam, daß er das Horn mitnahm. — Ach Louise, warum wird mir plötzlich so bang!

Louise. Auch ich bin beklemmt — aber

laßt euch das nicht anfechten; das kommt oft aus dem Blute, oder einer andern körperlichen Ursache — man muß nicht abergläubig sein.

Fritz. Mutter, wenn ich groß werde, will ich auch einen Spieß haben, und damit will ich die Böswichter verfolgen.

Amalia. Edles Kind — da würde man dich verfolgen, und du würdest unterliegen.

Fritz. Dann bin ich stark Mutter und wehre mich.

Amalia. Das Schicksal mein Kind, die Nothwendigkeit, sie drückt den stärksten zu Boden — möchtest du nie die Erfahrung machen! — O Louise, auch um des Kindes Willen thut mir meine Armuth leid, welche glückliche Anlagen hat es nicht, und ich muß sie alle verwildern lassen — des Amtmanns Kinder haben die schönsten Bücher und achten sie nicht — o wie mir das weh thut, daß ich sie nicht borgen kann — und doch ginge es vielleicht, wenn der Amtmann uns wohlwollte. — Aber horch ich höre Geräusch — es ist mein Mann — oh mein Siebald. (Sie eilt ihm entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Seebald. Vorige.

Seebald. Ist es schon zehn Uhr? — Guten Abend Frau.

Louise. Fritz. Guten Abend Vater.

Seebald. Guten Abend — schon gegessen Fritz?

Fritz. Nein Vater, hungert mich sehr.

Seebald. Hier Fritz, und da Frau (giebt ihr Geld.)

Amalia. So viel Mann? dann sind wir ja auf viele Tage glücklich.

Seebald. (Lacht bitter.)

Amalia. O sprich wie hast du so viel erhalten?

Seebald. Genieße es, und frage nicht, woher? nicht, was morgen sein wird? Heute ist heute, mache es durch deine Sorgen nicht zu morgen.

(Louise und Amalia geben sich verlegene Blicke.)

Fritz. Danke dir Vater, schmeckt mir.

Seebald. Glücklicher Knabe! du bist nun befriedigt, und bist ruhig; du ahnest nichts von den Sorgen, welche andrer Herz zerreißen!

Amalia. Thränen Seebald? was ist das?

Seebald. Du hast Recht. Thränen sind hier am unrechten Orte, Flüche würden meinem Munde besser anstehen, Flüche über mich, der euch alle in dies Elend stürzte; und glaube mir Amalia, ich spare sie nicht — aber ich spreche sie nicht aus.

Amalia. Liebster Mann.

Louise. Liebster Vater.

Fritz. Mutter ich fürchte mich. —

Seebald. That ich es denn nicht in guter Absicht, daß ich mich dem Trunke ergab? sprach nicht so vieles dafür, konnte ich glauben daß — — (Amalia nähert sich ihm) — Hinweg von mir du Reine, mein Verbrechen ist groß; es stinkt zum Himmel — ich darf dich nicht umarmen — es brennt wie die Hölle in meinem Busen das Bewußtsein meiner Schuld.

Amalia. Dennoch, dennoch mein Ernst.

Umarmung.

Louise. Fritz Lieber Vater.

Seebald. O geliebtes Weib und Kinder! wie glücklich bin ich in eurer Mitte.

Amalia. Gewiß lieber Mann wirst du deinen Fehler abiegen; o laß mich dafür sorgen, daß es geschehe, mit Liebe will ich dich dazu zu bewegen suchen. Alle Tage tröpfele ich in das Glas aus dem du trinkst, einen Tropfen Siegellack wie Hufeland räth, und so entwöhnst du dich ganz unmerklich. Noch ehe dies Geld ausgegeben ist, welches du mir gereicht, bist du weniger ausschweifend.

Seebald. Dies Geld —

Amalia. Nun was starrst du so plötzlich?

Seebald. Ehe dies Geld ausgegeben ist? Dies Geld — wehe mir.

Amalia. Ich verstehe dich nicht.

Seebald. — Wißt denn — aber du wirst mich verabscheuen — ich that — ich habe — eure Noth — mein Wunsch nach dem so lange entbehrten Getränk — — O Gott — in dieser Verwirrung — fast ohne Bewußtsein — habe ich — o seht mich nicht an — mein Horn versetzt.

Amalia. } Barmherziger Gott,
Louise. }

Sebald. Ich weiß es, daß ich mich meinen Feinden in die Hände liefere, ich weiß es, daß sie triumphiren werden, denn sie wollen an mich, das ich gewiß; aber ich werde dreist meinen Blick aufschlagen können und sprechen: Was ich that — ich will es verantworten, nicht vor euch — aber einst dort, und so fragt denn nur kaltblütig die Gesetze, zu welcher Strafe sie mich verdammen — erdulden will ich sie, aber verdient habe ich sie nicht.

Louise. Ich muß ihm zu helfen suchen. (ab.)

Amalia. O Gott müßte ich das erleben! — Aber sey wem hast du es denn versagt?

Sebald. Bei Barbeln.

Amalia. Bei dem vertrautesten Freunde des Schützen. Eh er wird er diesem davon Nachricht geben — und dann weh uns!

Sebald. Mag er doch; es war meine letzte Zuflucht — und doch vielleicht ist er mitleidig, er kennt meine Lage — aber Gott war

hilft mir das alles? — Hier schlägt es zehen, wie werde ich im Stande sein, mein Amt zu versehen?

Amalia. Ich will hin zu Barthein. Weiberthränen haben so oft Wunder gewirkt; sie haben einst Rom gerettet, darum laß mich; ich will als Gattinn, als Mutter will ich reden.

Louise kommt und ruft ins Fenster. Hier Vater ist Hülfe — Peter hat euch sein Horn bis morgen früh geliehen, nehmt es, und thut eure Pflicht.

Seebald. Ich danke dir mein Kind, ich danke dir von ganzem Herzen, ob mir gleich dies — unnütz ist. — Welche Verwirrung könnte ich damit anrichten; würden die Bauern nicht denken, wenn sie den Ton dieses wohlbekannten Hornes hörten, es sei die Zeit des Aufstehens? — Darum mein Kind nimm es zurück, und sage Peter ich dankte ihm, und würde, wenn ich schon seine Gutmüthigkeit nicht benutzen könnte — sie so lange ich lebte schätzen. — Hier — nein laß es mir, ich will es als einen Beweis seines guten Herzens bei mir tragen bis morgen, ich will

es ihm selbst zurückgeben — ich will — o weint nicht, sucht mir lieber, mir dem Urheber eurer Quaal! —

Amalia. Mein Gatte!

Louise. Mein Vater!

Seebald. Welch ein Gerausch — man pocht — öffne Louise.

Amalia. Gott! mich ahnet etwas — o daß ich mich täuschte. (Der Amtmann und Schulze treten ein.) Nein es ist wahr, meine Vermuthungen werden zu schrecklicher Gewißheit!

Dritter Auftritt.

Vorige. Amtmann. Schulze.

Amtmann. Warum seid ihr nicht auf euren Posten? Seht hier ein Viertel auf Eilf.

Schulze. Warum versäumt ihr euer Amt?

Amtmann. Ihr seid ein liederlicher Wirth, ein Säufer.

Schulze. Geht auf euren Posten.

Seebald. Ich weiß weswegen sie gekommen sind, Befriedigung für ihren Haß zu suchen. Elende sehen, ist ihre Freude, und Elende machen, ihr Glück. Werden sie sich nun — denn sie wissen ja, daß ich nicht blasen kann.

Amtmann. Und wenn nun Feuer auskommt, liederlicher Mensch, wie dann? — Will er das Unglück des Dorfes auf sein Gewissen laden? — Ei der schönen Dienstpflicht! schlafen ließ er mich nicht in seinem Diensteifer: aber das Dorf mag abbrennen. — Schämt er sich nicht Heuchler?

Seebald. Gott kennt mich und mein Herz — der bürgerlichen Strafe unterwerfe ich mich.

Amtmann. Ich will euer Unglück nicht, versprecht mir nur, daß ihr mich künftig nicht mehr im Schlafe stören wollt, und gebt eure Tochter dem Schulzen hier, und ich will die Sache gütlich beilegen; wo nicht, so bringt ihr die Nacht im Amtsgefängnisse zu, und werdet morgen abgesetzt. — Jetzt wählt.

Seebald. Was ist da zu wählen? Hier giebt es keine Wahl. Die Hand meiner Tochter

hängt nicht von mir ab, sondern von ihr, sie entscheide; und ich soll sie schlafen lassen — auch wenn es nicht gegen meine Pflicht wäre an einem andern Orte abzurufen, von wo ich weniger das Dorf übersehen kann, auch wenn ich sie nicht störte, würden sie nicht ruhig schlafen. — O es ist ein schlimmes Pfühlen, wenn man sich böser Handlungen bewußt ist.

Amtmann. Mensch! — doch ihr sollt mich nicht aufbringen — wie ihr wollt — und was sagt das Töchterchen dazu — hat sie auch solche Romanengrillen im Kopfe? — trete sie doch vor. — Nun wie ist es, wird sie gehorchender sein?

Louise. Sie zwingen mich also, ihnen zu sagen wie ich sie verachte — Nun dann, es sei darum; was hat der Unglückliche noch zu fürchten, der von der übermüthigen Stärke zertreten im Staube liegt. — Hier ist es klug die Uebermacht zu reizen, damit sie sich nicht länger an den Krümmungen des Wurmes weide, sondern ihn mit einem barmherzigen Fußtritte zerschmettere.

Amtmann. Bravo, bravo mein Kind; und sie schlägt also den Schulzen aus?

Louise. Ich würde ihn ausschlagen, und wenn er eine Krone trüge.

Amtmann. Schon gut, schon gut. (Beiseite.) Unser Plan geht fehl, ich möchte vor Bosheit bersten, und sehe er nur, wie Zorn und Verachtung dem Mädchen gut stehen.

Seebald. O, meine Louise, erst heute erfahre ich, daß du die Tugend wahrhaft liebst — laß dich umarmen — o ich schwöre dir, denn ich besitze den größten Schatz — eine tugendhafte Tochter.

Vierter Auftritt.

Vorige. Peter.

Amtmann. Was will er?

Peter. Herr Amtmann eine Fürbitte thun für den ehrlichen Mann, dessen Tochter ich liebe.

Schulze. Aha — darum waren Jungfer Seebald so spröde und tugendreich — nun Glück zu.

Seebald. Ja wohl, Glück zu — Kinder

ich gehe in das Gefängniß; aber ehe ich mich meiner Strafe unterziehe, lege ich hier eure Hände in einander, und spreche den Seegen über euch aus. — Komm her Amalia, laß sie uns mit Thränen einsegnen.

Louise. Jede dieser Perlen, wird mir unendlichen Seegen bringen.

Seebald. Liebt euch meine Kinder, und wenn dann auch am Horizonte Gewitter sich thürmen, so wird ein Lächeln des Gatten sie verscheuchen.

Amalia. Liebe ihn Louise — mit Freuden und Schmerzen spreche ich das Wort — und du darfst den Himmel nicht erst jenseits des Grabes suchen.

Schulze (Wieder heimlich mit dem Amtmanne zu sprechen.) Lassen sie mich nur machen — der Liebhaber muß aus dem Wege. — Was ist denn das für ein Horn dort?

Peter. Es ist meines.

Amtmann. Und wie kommt es hieher? — Ha ich errathe — Antwort und nicht gelogen oder —

Peter. Halt, halt Herr Amtmann! Antwort soll Ihnen werden, ich habe noch nie gelogen, und werde jetzt nicht lügen. Ich wollte es Seebald leihen, um es statt des Seinigen zu gebrauchen.

Amtmann. Und also, Mensch, wolltet ihr einen unredentlichen ungetreuen Staatsdiener in seinen Ausschweifungen bestärken; und bedachtet nicht, daß euer Horn das ganze Dorf in Bewegung bringen würde? — Ihr begleitet ihn ins Gefängniß.

Peter. Nimmermehr.

Amtmann. Wagt es nicht, euch zu widersetzen oder ich rufe Hülfe, wißt ihr, daß ihr ein Rebell seid.

Peter. Ich gehe nicht ins Gefängniß.

Louise. Thue es immerhin.

Seebald. Es ist die Obrigkeit, welche es befiehlt.

Amalia. Lieber Peter, thue es immerhin.

Peter. Nein durchaus nicht — an mir soll die Eigenmacht zu Schanden werden.

Amtmann. Schulze greif er zu.

Peter. Ha! dann müßte ich keine Kräfte haben. (Er wirft den Schulzen beiseite.)

Amtmann. Ha! wagst du es auch an mich deine Hand zu legen? (Geht auf ihn los.)

Peter. Warum nicht (will sich vertheidigen, der Kunst erscheint an der Thür.)

Seebald. Nein das sollst du nicht.

Peter. Laßt mich ich bitte euch, laßt mich.

Seebald. Und wenn es mein Leben kosten sollte. Herr Amtmann, Herr Schulze nähern sie sich mit mir dem rasenden Menschen, wir wollen ihn mit vereinten Kräfte bändigen; der Obrigkeit muß gehorcht werden. (Angriff und Gesammel. Der Kunst tritt vor, knöpft sich den Ueberrock auf, so daß man den Stern sieht und ruft: halt!

Fünfter Auftritt.

Fürst, die Vorigen.

Fürst. Ich komme hier zu einem Auftritt voller Gewaltthätigkeit. Wer seid ihr?

Seebald. Ich bin Ew. Durchlaucht treuster Nachtwächter, dies ist mein Eheweib, dies meine Kinder.

Fürst. Und Ihr?

Amtmann. Ich bin der Amtmann dieses Orts, und dieser ist Schultz des Dorfes.

Fürst. Man erzählt sonderbare Dinge von euch beiden; ihr seid einiger Sinn als das Wohl meiner Unterthanen es ertragen kann. — Doch hiervon hernach, eine strenge Rechenschaft erwartet euch — warum wollt ihr diesen Mann und jenen ins Gefängniß führen? — keine Lüge ich weiß die Wahrheit schon.

Amtmann. Verzeihen Ew. Durchlaucht, er hat durch Veräußerung der zu seinem Amte gehörigen Instrumente sich in die Unmöglichkeit gesetzt es zu verwalten, auch ist er dem Trunke

ergeben, und Peter hat ihn in seinem Ungehorsam gegen die obrigkeitlichen Befehle unterstützt.

Fürst. Und sonst habt ihr keine Ursache, als diese, ihn zu verfolgen? Der Schulz hat keine Absichten auf seine Tochter? der Amtmann hat keine Anerbietungen gethan, um ihn zu Uebertretungen seiner Pflicht zu bringen? — Ihr seht daß ich alles weiß.

Amtmann. Ew. Durchlaucht — — mein Amtseifer — wenn er mich zu weit geführt haben sollte —

Fürst. Ich kenne euch, Amtseifer ist die Decke hinter welcher sie die Kabale verbergen. — Gütiger Gott! ich sitze auf meinem Schlosse, voll Vertrauen auf die Menschlichkeit meiner Subalternen, ohne zu ahnen, daß die schwärzeste Kabale ihr Spiel mit ihnen treibe, und niemand weckt mich aus dem süßen Traume, daß ich Glück umher verbreite. — Dank dir, Edelster, der du mir riethest, mich aufzumachen und incognito durch das Land zu ziehen, um mit eigenen Augen zu sehen. — Ich komme im Dorfe an, und alles ist voll von eurer Härte, mit welcher ihr

diesen Mann behandelt; das Gerücht seines Vergehens und eurer That verbreitet sich; ich komme, ich höre, ich sehe — und ihr nennt euch meine getreusten Unterthanen? — Erwartet mich morgen auf dem Amtshause; und wenn ich nur Eine Rechtsverdrehung, nur Eine Chikane finde in eurer Amtsführung, dann wehe euch — (Amtmann und Schulze ab.) Ich wende mich nun zu euch, Seebald. — Ihr irrt, wenn ihr glaubt, daß ich euch für ganz schuldlos halte; ob ihr gleich solche harte Behandlung nicht verdient habt, lernt daraus, daß ein jeder Fehltritt einen zweiten nach sich zieht, und daß auch der Leichtsinn im Abgrunde des Verderbens endet. —

Seebald. Mein Fürst — wenn sie wüßten wie unmerklich, wie mir selbst unbewußt, ich mich dem Trunke ergab.

Fürst. Ich kann es errathen — aber eben darum haben wir eine Vernunft, daß sie immer wachsam unsere Leidenschaften beobachten und zügeln soll. — Der Amtmann wollte euch absetzen, und ich bestätige seinen Ausspruch, der euch seiner Gewaltthätigkeit entzieht; in Hinsicht eures

Dienstleutes aber, nehme ich euch in meine Dienste und mache euch zum Aufseher der Nachtwächter in der Stadt. — Das Amt ist bequemer und nährt seinen Mann — nur das Eine, daß ihr nicht aus Liebe zu eurem ehemaligen Stande zu nachsichtig mit euren Untergebenen verfahrt.

Seebald. Fürst!

Amalia. Louise. } Oder Mensch!

Fritz. Vater!

Fürst. Louise bleibt hier in den Armen ihres Vaters — du wirst traurig mein Kind? — siehe so hat jede Freude ihr Leiden neben sich. — Zwar wahrscheinlich wäre es zu vermuthen, daß Peter bei meiner neu angelegten Hollanderei angestellt würde, und dann wäre die Tochter von dem Vater und der Mutter nur eine halbe Meile getrennt. Was meint ihr.

Louise. Vater (zu seinen Füßen.)

Louise. Ich habe keine Worte, meine Thränen mögen für mich reden.

Fritz. Vivat der Fürst — Vivat der Fürst!

Fürst. Eures Kind ich muß deine Unschuld

zu bewahren suchen, ich will dich dem Rektor der lateinischen Schule empfehlen, einem wackren Manne. Kannst du lesen und schreiben?

Amalia. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn beides zu lehren.

Fürst. Und die Mutter hat gewiß nicht ohne Erfolg gearbeitet. — — Du wirst in Quinta fortkommen; ich sorge für dich und bezahle das Schulgeld.

Seebald. Und auf Neujahr soll er ihnen die Empfindungen seines Herzens, nicht von einem Fremden eingehaucht, überreichen.

Fürst. Und ihr, Seebald, behaltet dieses Horn und hängt es auf; und so oft ihr es ansehet, so denkt an diese Stunde, die euch glücklich machte; aber auch mich, den Urheber und Stifter derselben.

(Sie gruppiren sich, der Vorhang fällt schnell.)

Als Märker geendigt hatte, sprang die ganze Gesellschaft, von diesem göttlichen Produkte entzückt, auf, um dem Verfasser ihren Beifall zu bezeigen, besonders eifrig war Bunian, welcher ihn sogleich zu seiner gelehrten Gesellschaft ein für allemal einlud. Auch Fink näherte sich ihm, und bat dringend um das Manuscript, welches dieser mit sehr freundlichen Mienen versprach. — Als sich nun der Tumult etwas gelegt hatte, so trat Märker vor, und bat um die Erlaubniß, daß sein Freund Röse eine kleine Abhandlung lesen dürfe, dieses Stück betreffend, und daß seinem Freunde dieselbe gütige Aufmerksamkeit werden möchte, wie sie dem Verfasser geworden sei. Röse und die Gesellschaft setzten sich, und jener las;

Ich richte bei der Kritik dieses Stückes zuerst Ihre Aufmerksamkeit, Verehrungswürdigste, dahin, daß es demselben an einem Titel gebricht, welcher es von allen Seiten charakterisirt. Ja-

miliengemählde ſcheint mir in mehr als einer Rückſicht zu vage zu ſein, und beſonders das Muſter nicht beſtimmt angegeben, dem ſich der Verfaſſer auf einem originellem Wege zu nähern, und welches nachzuahmen er geſucht hat. Man kann freilich fragen: Warum ein Titel, und zwar ein beſtimmter für eine jede Gattung nothwendig ſei; allein wenn man die Verwirrungen kennt, welche in der Aeſthetik eben aus dieſer Unbeſtimmtheit entſtanden ſind — ich erinnere nur zum Beweiſe an die Worte: Ode, Lied, Elegie — ſo wird man eine ganz beſtimmte Terminologie in der Poetik wünſchenswerth finden. Ich wage es daher, für dieſe Gattung den Namen: Iffländerei, welcher mit Holländerei analog iſt, vorzuſchlagen, und welcher auf der einen Seite an dem Erfinder und Ausbilder dieſer Gattung unter den Deutſchen, theils durch die angeführte Analogie an den praktiſchen Inhalt der Stücke ſelbſt erinnert. Doch müßten die Dramen des Erfinders dieſen Namen nicht erhalten, ſondern nur die Nachahmungen, um dieſe ſogleich zu claſſifi-

ciren. Allein laſſen Sie uns von dieſer Kleinigkeit abſtrahiren, uns zum Drama ſelbſt wenden, und einen Weg einſchlagen, um den Hauptcharakter, welchen der Dichter ein wenig ängſtlich gezeichnet, zu beleuchten; einen Weg, welchen der unſterbliche Göthe, in ſeinem eben ſo unſterblichen Meiſter, bei Gelegenheit des unſterblichen Hamlet, genommen hat. Dennoch würde ich dieſe Art darzuſtellen gar nicht gewagt haben, wenn nicht in einem herrlichen Theater-Journal mehrere Charaktere auf jene Weiſe zergliedert worden. Wir wollen nämlich unterſuchen: Wie der Nachtwächter Seebald vorher geweſen ſei, ehe das Stück beginnt. — Sollte dieſes Unternehmen Beifall finden, ſo will ich es mit mehreren Charakteren eben ſo machen, und in einigen andern Abhandlungen den Charakter des Abällino und Papageno durchgehen. — Unſer Nachtwächter war aus demſelben Dorfe als ſeine Gattin gebohren, mit ſtrengen, faſt überſpannten Begriffen von Ehre, Pflicht und Dienſteifer. Seine Lage, nachdem er ſich mit ſeiner

Frau verheirathet hatte, war glänzend; er hatte ein eigenes Haus, und dadurch gewiß eine Reihe von Bequemlichkeiten, welche seine ärmern Nachbarn entbehren mußten; und die eben dadurch seine Seele zu der Weichlichkeit stimmten, die nachher der Grund seines Unglücks ward. — Eine Feuersbrunst, Mißwachs und andere Unglücksfälle brungen ihn nun zum Elend; seine Seele bleibt unerschüttert, aber sein Körper erliegt, und es ist wahrscheinlich, daß er schon damals sich dem Trunke ergeben habe. Noch mehr aber ist dies gewiß geschehen, als er den Nachtwächterdienst, um den er bat, erhalten. Wer die Beschwerlichkeiten dieses Postens kennt, wer es weiß, was es sagen wolle, im Schnee, Regen und Ungewitter auf freier Straße zu wachen, wird es sehr natürlich finden, sich dem Trunke zu ergeben, besonders, wenn der Mann, welcher diesem Posten versieht, kränklich ist, wie auch dieses ganz leise an einem Orte des Dramas berührt wird. Der Zusammenhang zwischen seinem Laster und seiner physischen Natur, welcher hiedurch entsteht, ist

unendlich schön und psychologisch aufgefaßt, wie denn das ganze Stück von ähnlichen Schönheiten wimmelt. Ein Schritt abwärts, zieht den andern nach sich; die Begierde wächst, und mit ihr das Elend; und grade in dem Zeitpunkte, wo es am höchsten gestiegen, läßt der Dichter das Stück beginnen, um so auf dem nächsten Wege zum Ziele zu gelangen. So viel vom Hauptcharakter. Von den einzelnen Schönheiten will ich schweigen, wie zum Beispiel, allenthalben der ehemalige bessere Stand hervorleuchtet in den sententiösen Reden der Frau, in der Erziehung des Kindes, in der Erwähnung Hufelands und Fausts; wie es den Nachtwächter charakterisirt, daß er grade sein Horn versetzt u. s. w. Alles dies, von dem manches sogar dem unkundigen Auge ein Fehler zu sein scheint, ist eine wahre und ächte Schönheit, und mit einem Worte, dies Drama wird bestehen, wenn andere Nachahmungen Ifflands schon längst ihren Tod gefunden haben. Man kann, den einzigen Fehler ausgenommen, daß vom Anfang des Stückes an, bis dahin wo es ge-

den ſchlägt, nicht gänzlich eine halbe Stunde verfließt, dies Drama in jeder Hinſicht klaſſiſch und vollendet nennen, und ich hoffe jeden Freund des Edlen und Schönen mit der Nachricht zu erfreuen, welche ich auf ausdrückliche Erlaubniß des Verfaſſers zum Schluſſe beifüge, daß wir dies Drama bald gedruckt ſehen werden.

Die Geſellſchaft gerieth nun in ein neues Entzücken, und war zweifelhaft, wen ſie mehr mit Lob überhäufen ſollte, den Dichter; oder den Critiker. Bunian lud auch den letztern ein für allemal zu ſeiner Geſellſchaft ein. Fink hatte bei alle dem ſehr vergnügte Augenblicke, er ſaß in einem Winkel, wo er ſich ſatt lachen konnte, ob es ihn gleich innerlich ärgerte, daß Menſchen wie Märker und Röſe, welche eigentlich froh ſeyn ſollten daß ſie auf zwei Beinen gingen, und daß ſie mit einiger Anſtrengung ſich lächerlich machen konnten, daß dieſe Männer wie Iffland, den Fink als denkenden Künſtler und komiſchen Schauſpieler und Dichter ſchätzte, und wie Göthe, deſſen Namen er nie, als mit einer innigen Verehrung und

Liebe aussprach, nachzuahmen, nur die Idee fassen konnten. — Er theilte seine Gedanken Bissing mit, und dieser redete ihn zu, Röse und Marker durch ein Supplement zu ihren Arbeiten lächerlich zu machen. Fink weigerte sich anfangs, allein Bissing wußte durch so viele feine Wendungen und Schmeicheleien die Eitelkeit Finks aufzuregen, daß dieser nachgab, um die Erlaubniß zu reden bat, und folgende Anrede hielt.

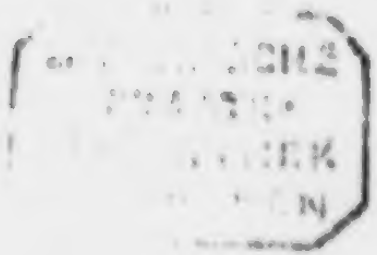
Ich will nicht viel Worte machen, wie Ihre Produkte mich entzückt haben; ich rechne die Anhörung derselben unter die vergnügtesten Momente, welche ich seit langer Zeit genossen; nehmen sie meinen innigsten Dank dafür, welchen ihnen kein Mann von Geschmack versagen wird. — Aber erlauben Sie mir, ihnen noch manches, was ich auf dem Herzen habe, mitzutheilen. Warum sollen wir in den engen Schranken, welche uns Göthe vorgezeichnet hat, stehen bleiben? warum soll der Geist des Jahrhunderts, welcher sich recht klar und offenbar in Ihnen spiegelt, sich nicht weiter über die Linie des Schönen hinaus

verbreiten? — Laſſen ſie uns mit kühnem Fuße weiter ſchreiten, und ſollten wir auch einmal ſtolpern, was iſt es denn mehr! — Ihnen Herr Märkler kann ich nichts ſagen, als daß ſie fortfahren uns mit ähnlichen Stücken zu beſchenken, und mir der verſprochenen Abhandlung ja nicht ausbleiben. Suchen ſie nur immer neu zu bleiben, und nehmen ſie ja in der Darſtellung nichts zu leicht und zu kurz — ſie wiſſen wie glücklich man oft durch Kleinigkeiten charakteriſiren kann, und wie ernſthafte Folgen ſie haben können. — Ihnen aber Herr Roſe muß ich ſagen, daß ſie noch weit weiter hätten gehen können. Warum fiel es Ihnen nicht ein zu unterſuchen: Wie der Nachtwächter nachher geworden ſei? Wie das vorgeſchlagene Mittel gewirkt habe? Wie er ſich gegen ſeine Collegen, gegen ſeine Untergebenen milde und menſchlich betragen? — Hier öffnen ſich neue Schranken des Ruhmes für Sie; ich wage es nicht hineinzutreten ſondern mache als Invalide in dieſem Fache demüthig das Heck auf. Laſſen ſie ſich daher, meine Herren, folgenden Vorſchlag gefallen:

Sie Herr Märker ſetzen ihr Stück fort, ohne es Herrn Röſe zu zeigen, und Herr Röſe ſchreibt die Abhandlung, welche ich vorſchlug, ebenfalls ohne ſie Herrn Märker zu communiciren. Beides wird mir dann gezeigt, und ich möchte prophezeien, daß Geiſter wie die ihrigen in den meiſten Punkten zuſammentreffen werden. Wo dies aber nicht iſt, da verfertige ich eine dritte Abhandlung über die Urſachen dieſer Abweichungen, und an einem beſtimmten Tage, werden alle drei Produkte der Geſellſchaft vorgelegt, wenn ich, da ich kein Mitglied bin, ſo kühn ſeyn darf, und dann —

Hier konnte ſich Forſtner nicht länger halten; er drängte ſich durch und fiel Fink um den Hals. Sie ſind Mitglied, ſagte er, ein Mann von ihren Verdienſten iſt hiermit ein für allemal eingeladen, und da bedarf es keines Stimmens weiter. — Die ganze Geſellſchaft beſtätigte dies durch ein lautes Geſchrei. — Ich beſtehe darauf, fuhr Forſtner fort, daß Herrn Bunian öffentlich gedankt werde, dafür, daß er uns mit einem ſo talentvollem Manne bekannt gemacht hat.

Die ganze Gesellschaft gab durch lauten Beifall ihre Einwilligung zu erkennen, so daß der Bediente, welcher zu Tische rief, kaum gehört wurde. — Man setzte Fink zwischen Märker und Röse, und er soll, wie man sagt, vollkommen contentirt, die Gesellschaft verlassen haben.



Druckfehler.

In den ersten zwei Bogen steht oft: sympatetisch für sympathetisch ꝛc. — welches der Leser zu ändern beliebe; so wie andere dergleichen kleinere Versehen.

Reliquien.

Erzählungen und Dichtungen

von

A. F. Bernhardi und dessen Gattin **S. Bernhardi,**
geb. **Tieck.**

Herausgegeben von

deren Sohne

Wilhelm Bernhardi.

Mit einem Vorworte

von

Varnhagen von Ense.

Erster Band.

Altenburg, 1847.
Verlag von H. A. Pierer.

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK·MUENCHEN

Varnhagen von Ense an den Herausgeber.

Das schöne Vorhaben, welches Sie mir ankündigen, begegnet einem meiner längst gehegten Wünsche, und trifft grade jetzt in eine Zeitstimmung, die für dasselbe als eine günstige gelten darf. Mehr als sonst wenden sich Neigung und Fleiß der Deutschen den Schriftstellern zu, welche unsrer heutigen Literatur vorangingen und ihr die Wege bahnten. Allzurascher Jugendmuth meinte bisweilen, diese Vorfahren unbeachtet vorübergehen, ja wohl gar sie wegstoßen und zertreten zu dürfen, im Wahn dadurch für sich selber mehr Boden und leichteren Ruhm zu erlangen, aber solche Thorheit konnte nicht lange gedeihen; reifer Sinn und vaterländisches Gewissen rufen das Andenken jener

Väter lebhaft hervor, nicht um bei ihren Bildern stehen zu bleiben und ihr Ansehen starr zu verehren, nein, sondern um aus ihnen neue Antriebe sichern Fortschrittes, aus ihren Leistungen Muth und Maß für neue Aufgaben zu nehmen. Mit inniger Freude haben wir in diesem Sinne die neue Erscheinung der Schriften von Kant, Winckelmann, Lessing, Möser, Lichtenberg, Fichte, ja von Gellert und Engel begrüßt, so wie die umfassenden Arbeiten von Gervinus und Hillebrand nebst der Folge literargeschichtlicher Darstellungen von Prutz, Bock und Anderen, — aber Mannigfaches und Großes ist in diesem Gebiete immer noch zu thun.

Besonders ist die Zeit der sogenannten romantischen Schule, deren Häupter schon zum Theil dahingeschwunden, und deren Schriften meist zur Seite gedrängt sind, noch keineswegs nach Gebühr aufgehellt, ihr Verdienst ermessen, ihre Bedeutung anerkannt. Wo findet sich, nach so vielen Jahren seit seinem Tode, eine würdige Darstellung des Lebens und der Schriften Friedrichs von Schlegel, eines Mannes, der zu den Zierden der Nation gehört und zu den merkwürdigsten Erscheinungen aller Literatur? Wo eine Schilderung dessen, was Schleiermacher als Mensch und Schriftsteller gewirkt? denn die sonst aus-

gezeichnete Prüfung des Schleiermacher'schen Geistes durch Schaller hat nicht solchen Zweck, sondern beschränkt sich auf das engere Gebiet des Gedankens. Sehr erwünscht, und doch schon sehr verspätet, kündet sich uns endlich eine erste Ausgabe der Werke August Wilhelms von Schlegel an, und gleichzeitig verlautet aus Wien, daß auch an eine Ausgabe der Schriften Friedrichs von Schlegel neuerdings gedacht werde.

Viel aber bleibt hier noch zu wünschen. Nicht die ersten Häupter allein haben für die Geschichte Geltung; auch ihre Genossen und Gehülfen, das ganze Leben, in welchem sie einherschritten, müssen in das Bild aufgenommen werden, wenn dasselbe den wahren Eindruck geben soll. Bis jetzt hat aus jenem Kreise nur Hardenberg-Novalis durch Ludwig Tieck's liebevolle Sorgfalt ein schönes Lebensdenkmal empfangen. Für Wackenroder, dessen Gefühls- und Sinnesart so einflußreich wurde, ist noch nichts geschehen, für Fouqué nichts, für Achim von Arnim und Brentano wenig. Aber am unbilligsten verabsäumt wurde bisher Bernhardi! Seit einem Vierteljahrhundert uns entrissen, entbehrt er noch immer sein Ehrengedächtniß, und das jüngere Geschlecht weiß kaum, wer er gewesen. Doch war er ein rüstiger Kämpfer seiner Zeit, ein nicht nur in die Literatur und das Theater-

wesen, sondern auch in die strenge Wissenschaft und in die Jugendbildung stark eingreifender Mann. Mit Ludwig Tieck, mit Schleiermacher und beiden Schlegel verbündet, trug er zuerst und nachhaltigst in dem begonnenen Kriege gegen das wuchernde Unkraut gemeiner und geistloser Strebungen, in Berlin den örtlichen Angriff und das schreiende Getümmel der aufgeweckten und täglich gereizten Feinde, warf seine kritischen Schwärmer auf die Bühne, neckte und traf deren Verwaltung, geißelte gelehrte Schwächen und Anmaßungen, und machte durch seinen derben Humor, in welchem der Kenner Jean Paul Richter eine neue ursprüngliche Gattung erblickte, die Widersacher zum Gegenstande der Belustigung. Daneben jedoch pflegte er mit Treue des Lehrberufs, der Philosophie, zunächst auf den Geisteswegen Fichte's, gründete das Gedankengebäude einer allgemeinen Sprachwissenschaft. Was er im letztern Fache geleistet, ist von Friedrich August Wolf und August Wilhelm von Schlegel nach Verdienst gepriesen, spät noch durch Wilhelm von Humboldt mit großen Ehren anerkannt worden.

Werden Sie ein vollständiges Bild dieses eigenthümlichen Mannes geben können? Sie waren, als er starb, noch zu jung, um Alles festzuhalten und zu sammeln, was Ihnen jetzt dienen könnte. Ich zweifle,

daß Sie Alles auffinden und ausscheiden, was von ihm in Zeitschriften und Sammlungen vorhanden sein mag. Die gelehrten Arbeiten ohnehin, die philosophische Sprachwissenschaft, die philologischen Abhandlungen und Kritiken, müssen von Ihrem Zweck ausgeschlossen bleiben, wiewohl solche bei der Schätzung des Mannes schwer in's Gewicht fallen, und auch der Humor und Scherz dadurch, daß sie in solcher Begleitung gehen, einen ganz andern Halt bekommen.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung oder ein Gemälde vorhanden ist, das die Züge Ihres Vaters getreu wiedergiebt. Die Aehnlichkeit seines Profils mit dem Profil Bonaparte's war auffallend. Aus der dunkeln, südlichen Gesichtsbildung sprachen Scharfsinn und Laune, Derbheit und Wohlwollen. Seine Lust am Zerlegen und Verknüpfen nahm gern ihren Auslauf in's Komische, und Spott, Neckerei, Wortspiele und Possen lagen bei seinen ernsten Verhandlungen stets im Hinterhalt. In der Kunst, Witzworte und lustige Geschichten vorzutragen, hatte er die größte Meisterschaft; die zu seiner Zeit hierin Berühmtesten, einen Markus Herz, Engel, Zöllner, Euchel, übertraf er weit; in dem Roman: „die Versuche und Hindernisse" (von Neumann und Varnhagen) ist das dreizehnte Kapitel mit seinen Anekdoten aus Bern-

hardi's Feder, allein die geschriebene Erzählung kann nicht wiedergeben, was die gesprochene leistet. Neben jenen gefährlichen Waffen besaß er, wie zur Ausgleichung, die außerordentlichste Gutmüthigkeit, und die Weichheit seines Herzens ging oft bis zur größten Verläugnung seiner selbst.

Ich würde Ihnen zu Ihrem Buch einen schönen Beitrag anbieten können, hätte ich in frühern Jahren den Vorgängen des Tages gleiche Aufzeichnung gewidmet, wie ich es wohl in spätern gethan. Wie vielmals haben wir, wenn unser Freund Chamisso dem Wachtdienst oblag, die Stunden der nächtlichen Stille mit ihm zusammen verlebt, in heitern Gesprächen und ernsten Studien, in frischer Lust und tiefer Selbstprüfung! Uns in Wissenschaft wie an Alter und Erfahrung überlegen, war dann Bernhardi unser freudiger Vermann, Lehrer zugleich und Gefährte, sprudelnd von Witz und Laune, Kenntnisse mittheilend und Gesinnung anregend; die wichtigsten allgemeinen Fragen und die engsten persönlichen Verhältnisse wurden hier ohne Scheu besprochen, in rückhaltlosem Vertrauen machte jede Wahrnehmung sich Luft, und Lust und Begeisterung der Jugend ließen hier im engen Raume der Wachtstube sich frei und sicher Vieles entfalten, was nachher am nüchternen Tage weder das

Schulamt, noch der Kriegsdienst so ganz hätte vertreten mögen. Von allem diesen ist mir ein tiefer und lebhafter Eindruck, aber leider nur im Allgemeinen verblieben, das Einzelne ist aus der verdüsternden Nebelhülle, mit welcher sich die unbewachte Vergangenheit so schnell bedeckt, nicht mehr genügend heraufzubeschwören.

Verschieden von diesen Unterhaltungen, schärfer und gemessener, jedoch gleichfalls von Witz und Laune durchflochten, waren diejenigen, welche Bernhardi mit Fichte zu haben pflegte; auch bei diesen war ich oft gegenwärtig, meist nur als stiller Zuhörer, wenn die tiefsten Fragen der Philosophie dialektisch behandelt wurden, die Sprachwissenschaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und Staatswesen sich gleicherweise der Prüfung des Gedankens, wie der Geschichte, unterwerfen mußte. War in solchen Erörterungen Fichte der unerschütterlich Feste und Einfache, so glänzte Bernhardi durch reicheren Stoff, den er stets mit Anmuth und oft in überraschenden Schlagworten zu entfalten oder zusammenzufassen verstand, so daß Fichte nicht selten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte.

Von solcher lebendigen Geistesmunterkeit geben freilich die Schriften nur einen schwachen Abglanz;

einen Abglanz aber doch, und dieser wird hoffentlich manchen Sinn erfreuen und vielleicht neue Thätigkeit anregen. Ich glaube versichern zu können, die deutsche Lesewelt wird das von Ihnen Dargebotene mit Dank empfangen und durch frische Theilnahme gern dazu mitwirken, daß künftig eine bereicherte Sammlung und ein vervollständigtes Bild erscheinen könne!

Berlin, den 10. November 1845.

K. A. Varnhagen von Ense.

Geschichte eines Mannes,

welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen.

Erſtes Capitel.

Wer der Mann war, welcher mit ſeinem Verſtande auf das Reine gekommen.

Der Kriegsrath, Herr Peter Naſturtius war das einzige geliebte Kind des Herrn Simon Naſturtius, Gewürzkrämers zu Braunſchweig. Sein Vater hatte durch ſeine Induſtrie ſich von einem armen Lehrburſchen zu einem Manne von 20,000 Thalern aufzuſchwingen gewußt, und um den Glanz ſeiner Familie ſo hoch als möglich zu bringen, hatte er Herrn Peter den Muſen gewidmet, welche ihn aber, da er das Maaß nicht hatte, der Themis überlieferten. Nach einigen Jahren wog ihm dieſe Dame den Titel Kriegsrath, funfhundert Thaler Einkünfte und die Freiheit zu, in M. ſeine Mitbürger zu chikaniren, wenn ſie ſich einfallen ließen, Proceſſe zu führen.

Noch ehe Herr Peter die Univerſität bezog, hatte ſich Herr Simon Naſturtius zur Ruhe geſetzt. Das

heißt: er gähnte nun in seinem Zimmer, statt daß er sonst im Laden gegähnt hatte; denn da er alle Beschäftigungen haßte, so hatte er neben seinen ansehnlichen Renten keine kleine Portion Langeweile zu verzehren, er genoß indeß beide mit Dank gegen den Geber, den er jeden Abend seines langweiligen Lebens um viele folgende anrief.

Um indeß der Langenweile auf irgend eine Art ein Bein unterzuschlagen, griff er zu dem verzweifelten Mittel, die Politik zu studiren, und zu dem Ende las er alle Zeitungen, deren er habhaft werden konnte; bei Tische erzählte er seiner Familie, was er gelernt, nach Tische ging er spazieren, etwas später in die Tabagie, und nach dem Abendessen erzog er seinen Sohn. Ueber Herrn Simons Hause stand: ora et labora, welchen Spruch der Gevatter Maurermeister dem Alten verdeutscht hatte; sein Erziehen nach Tische bestand in erbaulichen Gesprächen, welche sich um diese Sentenz drehten, und: Peter werde mir was rechts, war der Schluß jedes dieser Dialogen.

So ging die Zeit hin bis auf das Jahr 1763. Der Friede machte dem siebenjährigen Kriege ein Ende, die Zeitungen wurden weniger interessant, der junge Peter artiger, als vormals; kurz, mit den einrückenden Rezi-

mentern rückte ein Heer von Langerweile in das Haus des Herrn Nasturtius.

Da dieser Mann jetzt sich immerfort selbst zur Last fiel, so hielt er sich am Ende für krank, und glaubte, sein Stündlein sei nahe. Er betete daher um ein baldiges, sanftes und seliges Ende. Sein Bitten fand zu seinem Verdrusse früher Gehör, als er glaubte, er starb am Schlage, als er einst an einem sehr kalten Winterabend aus der Taverne nach Hause ging. Seinen Tod hatte er aus der sechsten Bouteille doppelter Mumme getrunken, und sein letztes Wort war: die Welt ist doch ein Jammerthal.

Herr Peter Nasturtius kam zwei Jahre nach diesem Todesfalle von Universitäten. Alle Professoren erschöpften sich im Lobe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit. Bescheidenes Betragen und Sittlichkeit sah man in seinem ganzen Aeußern; und seine Reden verriethen, daß er nicht nur die Brodcollegia, sondern auch schöne Wissenschaften und Philosophie studirt habe.

Im Examen bestand er vortrefflich, die Examinatoren versicherten, seine Antworten wären so gelehrt gewesen, und wären dabei so rasch auf einander gefolgt, daß sie ihn nur mit einiger Mühe hätten verstehen können. In

seinen Geschäften war er äußerst accurat, im Umgange höflich, in der Unterhaltung langweilig, im Essen und Trinken mäßig, im Disputiren rechthaberisch und zweifelte daran, daß Jemand lieben könne; Launen kannte er gar nicht, daher war er Tag für Tag langweilig und noch dazu stets auf dieselbe Art; in Krankheiten betrug er sich geduldig, im Glück nicht ausschweifend lustig: kurz, die ganze Stadt wußte nichts Böses von ihm, die ganze Stadt achtete ihn und bediente sich seines Rathes und Beistandes, und die ganze Stadt konnte ihn nicht wohl leiden.

Zweites Capitel.

Wie dieser Mann über sich selbst gedacht und gesprochen hat.

Man sieht ein, daß dieses ein Mann von Grundsätzen war. Es war nur sehr schlimm oder gut, daß bei allen seinen Grundsätzen des Vaters ora et labora zum Grunde lag, und die philosophischen Collegia hatten im Grunde nichts weiter gethan, als dieses Sprüchlein va-

riirt und in die rechten Phraſes ausgeſponnen; wie denn die Gegner der Philoſophie ihr ſtets Schuld geben, daß ſie nichts thue, als das Plattdeutſch der geſunden Vernunft in das Hochdeutſch der Terminologie zu überſetzen, und daß ein Philoſoph im Grunde weiter nichts heiße, als Mitglied der und der Reſource ſein.

Wie dem auch ſein mag; unſer Naſturtius ſetzte darein, daß er Grundſätze hatte, ſeinen Stolz; er führte nichts lieber im Munde, als das Wort Conſequenz, und wer ihn zum Feinde haben wollte, durfte nur an ſeiner Conſequenz, oder an ſeinen Grundſätzen zweifeln. Dabei hatte er nun freilich einige Schwachheiten, die man ihm überſehen mußte, z. B. eine gewaltige Intoleranz gegen Leute, welche anders zu denken für gut fanden, welche er auch, wenn er konnte, lächerlich zu machen ſuchte, und eine eigentliche Erbitterung gegen die ſtarken Geiſter in der Moral, welche alle Grundſätze verachteten. Man wird nicht eher ein ſolider Menſch, ſagte er, als bis man Grundſätze hat, und der erſte Grundſatz aller Grundſätze ſollte billig der Grundſatz ſein: Grundſätze zu haben.

Der Verfaſſer kann ſich hier nicht enthalten, einen Charakterzug des Herrn Naſturtius und eine Anmerkung

anzubringen. Der Charakterzug ist der, daß Herr Peter ein sogenanntes animal disputax war, und mehrentheils in förmlichen Syllogismen disputirte, am liebsten aber seinem Gegner ein Dilemma wie eine Krebsscheere entgegenstreckte, um ihn festzuhalten. Die Anmerkung aber ist diese, daß Leute, welche sich mit ihrem Verstande auf das Reine, das heißt, zur Ruhe gesetzt haben, eigentlich weiter nichts thaten, als ihren Kopf in Fächer, und die Welt nach ihrem Kopfe zu theilen. Daher wird ihnen Manches so leicht, was uns armen Sterblichen, die wir die Welt nicht so en gros übersehen können, so schwer zu begreifen ist. Wo wir irgend eine auffallende Meinung behaupten hören und uns hinsetzen und fragen: was ist daran wahr; und wie kommt der Mensch dazu, dies, und es gerade so zu behaupten? sagen sie: diese Meinung ist entweder wahr oder falsch; da sie auffallend falsch ist, denn sie stimmt mit der meinen nicht überein, so ist der Mensch, welcher sie behauptet, ein Narr, und der, welcher sich über ihn den Kopf zerbricht, ein Thor.

Herr Rasturius liebte, wie gesagt, das Dilemma, und konnte erstaunlich böse werden, wenn Jemand seine Eintheilung in a und b nicht wollte gelten lassen. Ein Menschenkenner will behaupten, er habe dann für sich

folgendes Dilemma gemacht. Entweder ich habe Recht oder mein Gegner. Mein Gegner kann nicht Recht haben, sonst hätte ich Unrecht, ergo etc.

Dieser Mann hatte einen entschiedenen Anhang unter allen älteren Leuten der Stadt. Sie betrachteten ihn (er war 28 Jahr alt) als eine Pflanze, welche früh Früchte trägt, als eine rara avis, und einen weißen Raben. Die Väter stellten ihn ihren Söhnen zum Muster vor, und die Mütter ihren Töchtern als das Ideal eines Mannes, mit dem man eine glückliche Ehe führen könne. Besonders aber nahm der Bürgermeister der Stadt täglich Maaß an dem Kriegsrath, und legte es dann an den Charakter und das Betragen seines Sohnes, und beschwor ihn, er möchte dahinein wachsen. Was Wunder, daß dieser junge zwanzigjährige Mensch den Kriegsrath von Herzen haßte, und sich bei jeder Gelegenheit über ihn lustig machte.

Mein Grundsatz, debutirte er in allen Gesellschaften, wo der Kriegsrath sich von ihm treffen ließ, ist, gar keine Grundsätze zu haben, mein primum mobile ist meine Laune; Laune ist ein Handbuch, welches Jeder bei sich trägt; was man sucht, findet man auf der Stelle und in kurzer Zeit, Grundsätze sind Folianten mit weitläuf-

tigen Citationen, man schleppt sie mit großer Mühe herbei, schlägt einen Band nach dem andern nach, hat am Ende eine ganze Bibliothek um sich versammelt, und Zeit, Lust, Laune und Heiterkeit verloren.

Solche Spöttereien ärgerten den Herrn Kriegsrath gar sehr, allein da unter den Gaben, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, der Witz nicht befindlich war (weßwegen er ihn auch von Herzen haßte und verachtete), so schwieg er still und begnügte sich, den jungen Menschen als einen Windbeutel zu verrufen.

Was in aller Welt hat denn ein Mensch, wenn er Witz hat? sprach er einst in einer Gesellschaft, in welcher man den jungen Werner erwartete. Wir fragen billig: was ist Witz? Antwort: Die Fähigkeit, Aehnlichkeiten zu bemerken, ein Putz, den Jedermann haben kann, wenn er die Kosten nicht scheut, ihn sich anzuschaffen und zu unterhalten. Ich behaupte, der Geschäftsmann hat nur darum keinen Witz, weil er diese gefährliche Spielerei verachtet, denn Witz ist eine Abart oder vielmehr Unart des Verstandes, und wenn man sich von Jugend auf darauf legt, Witz zu machen, so hat man ihn auf's Alter. Aber der Geschäftsmann verachtet den Witz, weil er Verstand kostet, den

er zu nützlichern Sachen anwenden kann, seinen Nebenmenschen nützlich zu sein, und — — —

Der Kriegsrath stockte hier plötzlich, denn der Referendarius Werner war eben hineingetreten, und hatte die letzten Worte gehört. „Sie haben Recht," sagte er, „nützlich zu sein, dazu hat der Mensch seine Kräfte erhalten. Die Gesellschaft ernährt uns, und wir ernähren die Gesellschaft, so wie der Hase bei uns ungestraft die Kohlfelder besuchen kann, bis man im Winter gegen ihn auf die Jagd zieht."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Kriegsrath.

„Nichts," erwiederte der Referendarius, „als daß nach dem Princip, daß man für die Gesellschaft Alles thun müsse, die höchste menschliche Glückseligkeit darin besteht, daß man sich von seinen Mitbürgern hetzen, schießen und verzehren läßt."

„Ei, ei, Fritz!" sagte der Burgemeister, „wo bleibt der Respect?"

„O, lieber Vater!" erwiederte dieser, „erlauben Sie immer, daß ich dem Herrn Kriegsrath Gelegenheit gebe, mich zu widerlegen."

„Aber die Art!"

„O, auf die Art sieht der Herr Kriegsrath nicht, Sie sind ein Mann von Grundsätzen, und unter diesen steht gewiß der oben an, daß es bei der Wahrheit weder auf die Form, noch auf die Person ankömmt, von welcher sie vorgetragen wird, und daß jede Meinung Aufmerksamkeit und die Jugend Nachsicht verdient."

„Mein Herr Referendarius," erwiederte Nasturtius etwas verwirrt, „Sie sind mir als ein Verächter der Grundsätze bekannt. Ich behaupte, man müsse schlechterdings Grundsätze haben, um ein solider Mann zu sein; Sie behaupten das Gegentheil, nun wissen Sie contra principia neganten, denn mein Princip ist: Grundsätze zu haben. Doch wenn Sie ernsthaft über die Sache sprechen wollen —"

„Ernsthaft, um Gotteswillen, das ist die langweiligste Art, langweilig zu sein. Erlauben Sie lieber, daß ich Ihnen ganz kurz meine Meinung sage, vielleicht finden Sie sie im Zusammenhange weniger auffallend. Der Mensch ist ein recht vernünftig eingerichtetes Wesen, welches aber den Fehler hat, daß es Kleider, Essen und eine Menge anderer Dinge braucht, welche nicht auf Bäumen

wachſen. Um alſo einen Rock auf dem Leibe und Speiſe im Magen zu erhalten, muß er als Jagdhund, Bullenbeißer oder Pudel in Dienſte gehen; denn leider ſind nur einige Menſchen ſo glücklich, als Schooßhunde angeſtellt zu werden; wohl dem, wer Domherr, oder Kanonikus oder Pfarrer werden kann. Jeder andere Menſch aber thut ſehr wohl, wenn er ſich früh auf ſeine künftigen Geſchäfte vorbereitet und ſich zu ſeinen künftigen Arbeiten und Pflichten abrichten läßt. Will man die Art, wie man vernünftiger Weiſe ſich dabei nehmen muß, Grundſätze nennen, je nun meinetwegen. Aber von dieſem Geſchäftsleben unterſcheide ich gänzlich das genießende Leben. Hier gilt jene eiſerne Münzſorte nicht, wohl aber Sitten, Herkommen, und vor allen Dingen die Laune.“

„Aber,“ ſagte der Kriegsrath, „man kann im Unglücke ſich nur nicht an Launen halten. Ich ſetze den Fall, Sie wären mit einem Ihrer Vorgeſetzten in Geſellſchaft, bemerkten eine Blöße an ihm, und deckten dieſe der ganzen Geſellſchaft auf, dieſer Mann, darüber beleidigt, verſagte Ihnen einen Poſten, um den Sie anhielten; würden Sie einen Troſt darin finden, zu ſagen: je nun, meine Laune war gerade den Tag ſo, ich mußte ihn zum Beſten haben, ich konnte mir nicht helfen?“

„Statt der Antwort, lieber Herr Kriegsrath, will ich Ihnen auch eine Frage vorlegen. Geſetzt, Sie bemerken an einem Ihrer Vorgeſetzten eine Niedrigkeit, entdecken Sie der Obrigkeit, und Ihr Vorgeſetzter behandelte Sie ſo, als Sie annehmen, daß der meinige mich behandelt hätte: würde Ihr Mißvergnügen geringer ſein, als das meinige?“

„Ja, ich würde denken: kraft Deiner Grundſätze haſt Du recht gehandelt: folglich u. ſ. w. — — aber ärgern würde ich mich.“

„Was verurſachte alſo das Mißvergnügen? Nicht daß ich aus Laune ſo handelte, nicht daß Sie aus Grundſätzen ſo handelten, ſondern das Schickſal, und wenn ich Sie alſo verſichere, daß meine Laune mir ſtatt der Grundſätze dient“ —

Hier fand endlich der Kriegsrath einen Weg, den er auch ohne Verweilen einſchlug. Da es ihm nämlich ſchon oft vorgekommen war, zu disputiren, und eben ſo oft in Verlegenheit zu gerathen, ſo hatte er ſich eine Formel erſonnen, durch welche er aus jeder Streitigkeit als Sieger davon ging, ohne daß ſein Verſtand in den Augen der Welt verlor. Dieſe Formel, welcher er ſich

bediente, verdient, allen animalibus disputacibus bekannt gemacht zu werden, ſie heißt:

„Es iſt ein Wortſtreit, Sie ſind im Grunde meiner Meinung.“

So wie alſo der Referendarius die Worte geſagt hatte, welche er im Grund ganz anders meinte, als ſie klangen: Meine Launen dienen mir ſtatt Grundſätze, ſo fiel der Kriegsrath gleich mit ſeinem Spruche hervor: „ach ſo, ja, lieber Herr Referendarius, das iſt ein Wortſtreit, im Grunde ſind Sie meiner Meinung, was ich Grundſätze nenne, nennen Sie Laune, ſehn Sie alſo wohl, daß Sie Unrecht haben, wenn Sie behaupten, man müſſe keine Grundſätze haben.“ — —

Man ſetzte ſich, der Streit war geendigt, aber die Uneinigkeit nicht; der Mann, welcher mit ſeinem Verſtande aufs Reine gekommen war, hatte ſich demüthigen und ſeine Zuflucht zu kleinen Schlichen nehmen müſſen, um einem Ridicule zu entgehen; er nahm es ſich alſo feſt vor, dieſen Schimpf zu rächen, ſo wie der Referendarius voll Verdruß nur auf eine Gelegenheit wartete, um ſeinen Mann feſt zu faſſen.

Drittes Capitel.

Grundsätze des Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen.

Der römische Kaiser Antoninus Philosophus hat ein dickes Buch geschrieben, in welchem er mit sich selbst redet. Da nun dieses Buch gewiß nicht geschrieben ist, um von dem Verleger Honorar zu bekommen, ein Grund, warum eine Menge Schriftsteller Bücher verfertigen, ferner auch darum nicht, um einen Ruf in der gelehrten Welt zu erhalten, ein Grund, warum auch Mehrere schreiben; so habe ich mir lange den Kopf zerbrochen, welchem Motive wir wohl dieses treffliche Buch zu danken haben. Ich muß es zu meiner Beschämung gestehn, daß alle mein Nachdenken mir nichts geholfen, bis ein offenmüthiger Schriftsteller durch sein edelherziges Bekenntniß in der Vorrede mir die Augen geöffnet. Der Mann, welcher mir diesen befriedigenden Aufschluß gegeben, ist Niemand anders, als der Verfasser der Encyclopädie aller philologischen Wissenschaften, Berlin 1793, man sehe die Vorrede S. 17, wo Folgendes steht: „Endlich wiederhole ich das auch hier,

was ich bei jeder meiner Schriften im Stillen gedacht, und vor einem Jahre in zweien derselben öffentlich, und gewiß herzlich, gesagt habe: daß ich nämlich meine Sachen nie für die Welt, sondern blos für mich, drucken lasse. Es sei Selbsttäuschung oder Spiel der Phantasie: genug, die bloße Ansicht meiner Schreibmaterien im Drucke führt mich oft auf andere Ideen, welche nur leider zu oft auch die bessern sind, welche ich hätte niederschreiben sollen, die ich aber gewiß auf keinem andern Wege so leicht und sicher erhalten haben würde. Daß ich nun diesen Vortheil bei meiner gnügsamen Geldarmuth nur dadurch, daß mein Werk vor der Welt auftrete, erhalten kann; und daß diese Welt eben deßwegen, weil sie diese Welt ist, wähnt, ich habe für sie gedacht, gewacht und geschrieben, und sich daher berufen fühlt, die kritische Geißel in der Rechten, und das kritische Weihrauchfaß in der Linken, gegen mich anrücken zu müssen: dieser scheinbare Hohn wird durch jenen überwiegenden Geistergenuß völlig entkräftet." — —

Durch diese Stelle, welche mir ganz im Geiste des römischen Kaisers gedacht zu sein schien, ward ich auch einmal über den Zweck seines Buchs belehrt. Die Ansicht seiner Schreibmaterien in der zierlichen Abschrift eines Libarii war es, warum der gute Antonin seine Reflexionen

niederschrieb; er ward besser, weiser, wenn er sie in einer andern Form, so wie unser angeführter Verfasser gelehrter, wenn er seine Ideen gedruckt sah. Und aus eben dem Grunde scheint Herr Peter Nasturtius seine Grundsätze niedergeschrieben zu haben; und wahrlich es ist zu bedauern, daß der gute Mann todt ist, sonst könnte die Ansicht seines Geschreibsels im Drucke ihn vielleicht ebenfalls auf die bessern Ideen führen, welche er hätte niederschreiben sollen. Jedoch wir wollen ohne weitere Umstände zur Sache schreiten.

Grundsätze des Herrn Peter Nasturtius.

Es ist ein Gott, denn die Welt ist zufällig und endlich, eben so eine Unsterblichkeit, denn die Seele ist einfach. Anmerkung: die Beweise für diese wichtigen Wahrheiten habe ich vergessen, allein, Liebhaber können sie in Baumgarten's Metaphysik nachsehn. Als ich auf Universitäten war, hatte ich sie sehr genau im Kopfe, jedoch, da sie sehr schwer zu fassen und zu behalten sind, so sind sie meinem Gedächtnisse wieder entschlüpft. Mein Grundsatz ist, daß Derjenige, welcher mir nicht diese Wahrheiten glauben will, sich selbst um die Beweise bekümmern

könne. Was die Einwürfe betrifft, welche man jetzt so oft dagegen hört, so ist es nicht der Mühe werth, sich auf sie einzulassen, denn die allgemeine deutsche Bibliothek versichert, sie wären längst widerlegt. Man könnte auch unruhig werden, und das ist unangenehm. Ich habe den Grundsatz, man muß solche Leute mit gewissen Formeln beschwören, welche sie, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, nicht vertragen können, als z. B. Das ist jugendliche Schwärmerei, werden Sie nur erst so alt wie ich. Oder: das ist das Genieweſen. Was die Landesreligion betrifft, so besteht ja eine ihrer Hauptlehren darin, daß sie nicht begriffen, sondern geglaubt werden soll. Ich raisonnire aber über sie folgendermaßen. Sie ist entweder wahr oder falsch; ist sie wahr, so ist es vernünftig, ja die höchste Pflicht, sie zu glauben und anzunehmen, ist sie falsch, so ist es kein Unglück, sich zu ihr zu bekennen. Keines von beiden ist bewiesen, ein vernünftiger Mann muß also den sichersten Weg gehn, und an sie glauben, besonders da so viele verständige Leute sich zu ihr bekennen.

Hier kann ich, der Verfasser, mich nicht länger zurückhalten, und muß auch ein Paar Worte mit sprechen, weil eine Anmerkung von höchster Wichtigkeit mir

auf der Seele brennt, die deſto ſchöner iſt, da ſie hier gar nicht hergehört.

Wir leben einmal in der Welt und unter Menſchen, was iſt alſo billiger, als daß wir uns nach ihnen richten, und in dem Coſtume auftreten, in welchem ſie uns am liebſten ſehn. Ich hoffe, Jeder wird mir ohne Schwierigkeit dieſen Satz zugeben, und ſchließe alſo weiter, folglich iſt jeder Menſch verbunden, ſich nach der Mode zu bequemen.

Nun iſt ſelbſt dem blödeſten Auge ſichtbar, daß es nicht nur Moden in den Kleidern, ſondern auch in der Lebensart, und endlich auch Moden im Verſtande giebt, ja was das allerwichtigſte iſt, daß die Moden in der Kleidung mit denen, in welchen der Verſtand auftritt, Hand in Hand gehen. In meiner Jugend gingen die Leute in weiten bauchhaften Röcken, Weſten mit langen Schößen und Ehrfurcht einflößenden Perücken. In einem ähnlichen Coſtume trat auch der Verſtand auf. Der Verſtand der Gelehrten kleidete ſich in Folianten, ſtatt der langen weiten Taſchen hatte er ein ungeheures Gedächtniß, in welchem er ſeine und tiefe Ideen verwahrte; und der Ruf, in welchen er bei den Gelehrten gekommen war, diente

ihm ſtatt der Perücke, und hielt die literariſchen Gaſſenbuben ab, ihn mit Koth zu bewerfen. Jetzt gehn wir in kurzen Röcken, in Gilets, und abgeſchnittnen Haaren, daher tritt unſer Verſtand in Duodezbänden auf; in unſerm Gedächtniſſe führen wir gerade ſo viel Ideen, als in unſern Weſtentaſchen Geld (das heißt, ſoviel als hinreicht, um in Geſellſchaft ein l'hombre nicht ausſchlagen zu müſſen) und dies iſt der Grund, warum in vernünftigen Geſellſchaften ſich unſre jungen Leute ſobald ausgeben. Endlich, weil unſer Verſtand keine Perücke mehr trägt, ſo iſt er, wie unſer Kopf, weit leichter den Verkältungen ausgeſetzt, welche hartnäckige Verſtopfungen in der Naſe und Gehirn verurſachen. Jetzt weiter in Naſturzii Grundſätzen.

Im bürgerlichen Leben muß man ſeine Pflicht thun, denn man wird dafür bezahlt; man thut aber ſeine Pflicht, wenn unſre Vorgeſetzten mit uns zufrieden ſind, und wenn wir dabei ſo handeln, daß wir Jeden, der uns Verletzung unſrer Pflicht vorwirft, injuriarum belangen können, ohne den Proceß zu verlieren. Die Ehrfurcht, welche wir unſerm Vorgeſetzten ſchuldig ſind, muß ſich beſonders durch Beifall und durch Bewundern zu erkennen geben. Die Sucht für das Ganze zu arbeiten, der ſogenannte Kos-

mopolitismus, welchen Leute erfunden haben, die sich einbilden, Bürger der ganzen Welt zu sein, und die gemeiniglich nicht einmal in eine Zunft aufgenommen werden können, ist besonders verabscheuungswürdig, weil er mit der Neuerungssucht zusammen hängt, welche einzusehen glaubt, daß manches Gute schlecht, und manches Vortreffliche besser sein könne. In Gesellschaften muß man eine sich herablassende Respectsperson sein und bleiben, damit die etwa gegenwärtigen Subalternen, besonders aber die, welchen Gott aus besonderer Gnade etwas weniges Witz ertheilt, um sich ihre subordinirte Lage erträglich zu machen, nicht die schuldige Achtung aus den Augen verlieren. Ueberhaupt aber muß man merken, daß ein Collegium billig eine Pyramide bilden müsse, wo der zu oberst stehn sollte, welcher den meisten Verstand hat. Da man aber dies nicht allemal haben kann, so muß der, welcher ganz eben steht, wenigstens den größten Verstand, wie die weitste Aussicht zu haben scheinen, und daher die Augen so groß als möglich machen, gesetzt auch, daß er völlig blind wäre.

Die Gesundheit ist ein großes Gut, weil man ohne sie nicht mit Ruhe essen, trinken und schlafen kann. Um sie sich zu erhalten, muß man mäßig arbeiten und früh zu Bette gehn. Das Geld ist die Sprache, womit

man sich in polizirten Staaten am leichtesten verständlich macht. Da man nun mit jedem neuen Worte im Grunde einen neuen Begriff erhält, so sind diejenigen gar nicht zu tadeln, welche sich auf eine gute Manier recht viele von diesen Begriffen zu verschaffen suchen, und dann wieder durch Mittheilung derselben sich um die Menschheit verdient machen. Die Ehe ist eine Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts, um Kinder zu zeugen, und eine gute Suppe zu essen. Eine solche Ehe gründet sich auf Uebereinstimmung der Gemüther, und wird, wenn das Gesinde es nicht merkt, daß man sich oft zankt, eine gute Ehe genannt. Kinder sind junge Menschen, welche für die bürgerliche Gesellschaft müssen präparirt werden. Um sie zu feurigen Köpfen zu bilden, dienen die Ohrfeigen, und das Geniewesen wird am besten durch den Stock pulverisirt. Ein Titel ist zu mancherlei gut, z. B. eine reiche Frau zu erhalten, sogleich den Platz zu wissen, welchen man bei Tische einnehmen muß, seinen Untergebenen zu imponiren; und besonders, daß die Briefe richtig abgegeben werden, wenn zwei Leute gleiches Namens in einer Stadt wohnen. Die schönen Künste sind nicht übel; die Dichtkunst kann man bei Hochzeiten und Geburtstagen, wie bei Sterbefällen, mit vielem Beifall

anbringen; die Bildhauerei iſt auf Kirchhöfen und bei Springbrunnen auch nicht zu verachten, und die Malerei dient, die hohe Landesherrſchaft und andere Hiſtorien zu verewigen. Nur muß man ſich hüten, von allen dieſen Dingen Metier zu machen, indem alle dieſe Profeſſionen nicht zünftig ſind. Die Liebe iſt ein Rauſch des Verſtandes, und eine Perſon aus Liebe heirathen, wird nur dem einfallen, der nicht die richtigen Begriffe von der Ehe hat. Der Tod macht endlich aller irdiſchen Noth ein Ende, und führt uns in den Himmel, in welchem ſolche irdiſche Noth, als hier uns drückt, nicht wird gefunden werden.

Dies ſind meine Grundſätze über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Lebens, ein kurzer Inbegriff aller Moral und Lebensweisheit, welcher nur auf einzelne Fälle angewandt zu werden braucht, um ein frohes und vergnügtes Leben zu führen, wie denn dies ſo viele vernünftige Menſchen in der Welt beweiſen. Der Himmel offenbare ſeine Billigung dieſer Grundſätze auch an mir, ſchenke mir ein geſundes Alter und erhalte mir mein gutes Amt bis an den Tod in Ewigkeit, Amen.

Peter Naſturtius,
Kriegsrath zu M — en.

Viertes Capitel.

Der Mann mit dem reinen Verstande macht eine neue Bekanntschaft.

Zehn Meilen von dem Wohnorte unsers Kriegsraths lag eine Stadt, und in dieser starb ein Geheimerrath. Bei Lebzeiten war er ein vortrefflicher gastfreier Mann, welcher sich den besten Ruf und die besten Weine in der ganzen Stadt hielt; nach seinem Tode aber meinten seine Gläubiger, und seine Freunde fanden die Meinung sehr gegründet: der selige Herr hätte wohl besser haushalten und seine Gläubiger bezahlen können. Es sei Unrecht, seine Witwe in Dürftigkeit, unverantwortlich, seine Kinder unversorgt, seine Schulden aber unbezahlt zu lassen, sei himmelschreiend. Die Frau Geheimeräthin erhielt eine Pension, und da sie von dieser in der theuern Residenz nicht brillant leben konnte, sie auch nach dem Tode ihres Mannes, ihrer Armuth wegen, hinreichend verachtet wurde: so beschloß sie, aus Verdruß hierüber, diese Stadt zu verlassen, und einen Wohnort aufzusuchen, in welchem das Brot größer und die Geheimenräthe selt-

ner wären; sie wählte Nasturtii Stadt, und zog einige Straßen von ihm mit Sohn und Tochter ein.

Ein Delinquent und ein neues Gesicht machen in einer kleinen Stadt viel Aufsehn. Das alte Personale der Stadt fand in der Räthin eine vernünftige Frau, die jungen Herrn in der Mademoiselle Tochter ein charmantes Kind, und in dem Herrn Bruder einen Menschen, welcher die Universitätsstiefeln noch nicht ausgezogen hätte, die jungen Damen in diesem einen kleinen Unart, und in jener eine Coquette.

Nichts empfiehlt so sehr in einer kleinen Stadt, als aus der Residenz gekommen zu sein. Da die Frau Räthin zu den brillantesten Cirkeln der Hauptstadt gehört hatte, so war sie für die Bewohner des Städtchens ein Muster von Lebensart, der ungezwungene Anstand, welchen sie und ihre Familie besaß, gefiel außerordentlich, und die ganze Stadt bemühte sich, unausstehlich zu werden, um ungezwungen zu sein.

Auf diese Art hatte die Räthin hier weit mehr Ansehn erlangt, als sie in der Residenz gehabt hatte. Nachdem sie sich zur Tonangeberin aufgeschwungen, ward sie nicht wenig stolz, und behandelte die ganze Stadt mit

auffallender Verachtung. Auch ihre Tochter ward spröder, nur der Herr Sohn ging nach wie vor nach dem Rathskeller, und verlor sein Geld im Billardspiel. Nichts destoweniger ward die ganze Familie zu allen Gesellschaften gebeten, nichts destoweniger umflatterten junge Herrn die Schöne, und selbst der Bruder sammelte sich einen Cirkel von guten Freunden, zu denen auch des Bürgermeisters Sohn, Referendarius Werner gehörte.

Das Schicksal wollte, daß in einer Gesellschaft bei dem Bürgermeister unser Herr Kriegsrath seinen Platz neben Mademoiselle Bekmann bekam, auf ihrer andern Seite saß ihr Herr Bruder, und rief seine Späße dem Referendarius Werner zu, welchen das Schicksal ganz an das andere Ende des Tisches geworfen hatte. Herr Nasturtius machte bei dieser Gelegenheit zuerst die Bemerkung, daß Mademoiselle eine äußerst feine Haut und sehr schöne blaue Augen hätte, und räuspette sich, um die Unterhaltung anzufangen, aber es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er einen Gegenstand fand, den er für interessant und der Unterhaltung mit einer Dame angemessen hielt.

Herr Nasturtius war ein großer Freund der Wahrheit und der kürzern Wege. Er konnte es daher gar

nicht leiden, daß alle Philosophen und Juristen ein menschenfreundliches Mittel, die Wahrheit zu entdecken, ich meine die Folter, um ihr Ansehn bringen wollten. Bei Tische setzte er also der Mademoisell Bekmann seine Gründe pro weitläuftig auseinander, und als diese nun, das Gähnen und die Langeweile zu verbergen, einige Fragen und Einwürfe dazwischen warf, erstaunte er eben so sehr über den Verstand, als Anfangs über die Schönheit des Mädchens. Dieses Erstaunen ward Entzücken, als sie, um ihn zu persifliren, sich eine Beschreibung der spanischen Stiefeln und des gespickten Hasen ausbat. Er machte sie sogleich mit allen Arten von Folterinstrumenten bekannt, und that endlich noch ungebeten einige abgekommene Arten der Hinrichtung aus der Carolina hinzu.

Die Zuneigung des Mädchens erwarb er sich freilich durch diese Unterhaltung nicht, aber dem Bruder, welcher aufmerksam zugehört und sich über die närrischen Namen der Instrumente halbtodt lachen wollte, gefiel der Kriegsrath nicht übel.

Die Gesellschaft brach auf, weil die Mitternacht stark hereinbrach. Herr Nasturtius, welcher lange an seiner Thür klingeln mußte, bemerkte, daß er schlecht bedient

würde, und als er am andern Mittag seine Speisen schlecht zubereitet und seine Suppe wäßrig fand, war es klar, daß ihm etwas fehle; er schlug seine Grundsätze nach, und das Fehlende war eine Frau.

Der Gegenstand, mit welchem er sich ehelich verbinden wollte, war bald gefunden: wer konnte es anders als Mademoiselle Bekmann sein? Doch, ehe er sich ihr antrug, wollte er erst untersuchen, ob er auch mit ihr eine glückliche Ehe führen werde. Uebereinstimmung des Charakters, sprach er bei sich, ist das Hauptingredienz einer guten Ehe, und — Frage: stimmt der Charakter der Bekmann mit dem meinigen überein? —

Herr Nasturtius hatte einige Wissenschaften, in welchen er in zweifelhaften Fällen nachsah; denn seine Grundsätze, welche wir eben gelesen, waren nur Resultate seiner Erfahrungen, ohne Zusammenhang hingestellt. Diese Wissenschaften hielt er sehr hoch und nannte sie seine geistliche Medicin; sie waren Psychologie oder philosophische Anatomie, Moral, oder philosophische Physiologie, Pathologie und Diätetik, und endlich die Kunst, über welche noch nicht, wie über die Pädagogik, die wissenschaftliche Fahne geschwenkt werden, die Menschenkenntniß oder philosophische Semiotik.

Ich kann hier nicht umhin, meine Leſer darauf aufmerkſam zu machen, welch ein tiefer Sinn in der Vergleichung dieſer Wiſſenſchaften mit der Arzneikunſt liegt. Seit dem Sündenfall, welcher uns das moraliſche und phyſiſche Verderben inoculirte, kommen die Menſchen mit einer Wuth zu curiren auf die Welt, und zwar nicht blos verdorbene Magen und verrenkte Glieder, ſondern auch verrenkte Seelen, und gebrechliche Köpfe. Jener gute Mann behauptete in einer Geſellſchaft, alle Menſchen wollten Aerzte ſein, und bewies ſeine Behauptung durch ein verſtelltes Zahnweh, gegen welches ihm Jeder in der Geſellſchaft ein Mittel vorſchlug; ich behaupte, alle Menſchen wollen auch Philoſophen ſein, und Schreiber dieſer Zeilen ſtellte ſich einmal verliebt, und fand ſeinen Satz eben ſo, wie Jener den ſeinigen gegründet. Seine Freunde wußten tauſend Mittel, die, wie die Mittel gegen das Zahnweh, alle nichts halfen. Denn leider kommt die philoſophiſche Arzneikunſt mit der phyſiſchen auch darin überein, daß beide keine Gewißheit haben, und erſtere noch weniger als die letztern. Beſonders aber iſt die philoſophiſche Semiotik, mit welcher ſich doch die Meiſten beſchäftigen, noch ſehr zurück, und es erregt wahres Mitleiden, wenn ein Menſchenkenner ein Recept nach

dem andern verschreibt, und nie die materiam peccantem trifft.

Herr Nasturtius schlug, wie gesagt, seine Wissenschaften nach, um die Charakterähnlichkeit zwischen sich und Mademoiselle Bekmann zu erforschen, und fand, daß diese so außerordentlich groß sei, als er sie sich nur wünschen könne. Er schloß aber folgendermaßen: die Seele hat einen Trieb zur Thätigkeit, und die Gleichheit der Charaktere kündigt sich dadurch an, daß diese Thätigkeit eine und dieselbe Richtung annimmt. Nun fand Mademoiselle Bekmann an meinen für mich sehr interessanten Gesprächen über die Folter Interesse: also kommen wir allerdings in Rücksicht unsrer Ideen von dem Interessanten überein. Ferner bemerkte ich, daß das Mädchen sehr viel, und beinahe zu viel, von der Weinsuppe genoß, welche mir gleichfalls sehr gut schmeckte, ich schließe daraus, daß auch ihr sie geschmeckt haben muß. Man kann aber keine Vollkommenheit bemerken, ohne den Wunsch zu fühlen, selbst eine solche Vollkommenheit hervorzubringen; es ist daher sehr wahrscheinlich, entweder, daß Mademoiselle schon gute Suppen verfertigt oder wenigstens den Wunsch hat, es zu lernen. Endlich ist sie gesund, eben so ich, folglich sind auch Kinder zu erwarten, und da die Ehe eine Ver-

bindung zweier Personen von verschiedenem Geschlecht ist, um Kinder zu zeugen und eine gute Suppe zu essen, so ist Mademoiselle allerdings die Person, mit der man eine Ehe eingehen könnte, welche um so angenehmer sein würde, da Mademoiselle neben diesen guten Qualitäten auch noch das accessorium der Schönheit besitzt. Es sei also in Gottes Namen, ich will sie näher kennen lernen, und entdecke ich nichts Abschreckendes, um sie anhalten; wir werden, hoffe ich, eine christliche, und da ich friedfertig gesinnt bin, eine gute Ehe führen.

Herr Nasturtius legte nach diesen Worten seine Serviette zusammen und trat an das Fenster. Freilich, sagte er, fehlt ihr das accessorium des Geldes, aber statt dessen besitzt sie eine nicht zu verachtende Schönheit. — Ich wundre mich wirklich, sagte er gähnend, daß ich in meinen Grundsätzen nichts über Schönheit angebracht habe.

Indem er überlegte, was sich über diese Eigenschaft Gründliches sagen ließe, sah er den jungen Bekmann die Straße herabkommen. Da er ein Mittel suchte, mit der Familie bekannt zu werden, so öffnete er das Fenster, und wartete, daß Bekmann ihn grüßen, vielleicht gar ihn anreden sollte, wo er ihn dann zu sich nöthigen, und so die

Laufgräben öffnen wollte. Aber Bekmann konnte weder grüßen, noch reden, sondern er lallte einen Gassenhauer durch die Zähne, und wankte von einer Seite zur andern, denn er kam von dem Rathskeller.

Ein Gedanke schoß dem Kriegsrath bei diesem Anblicke durch den Kopf; es war der, den jungen Menschen heraufzurufen, einen Wagen kommen zu lassen und ihn in eigner Person nach Hause zu begleiten.

„Guten Morgen, Herr Bekmann! Wollen Sie mir nicht die Ehre geben, mich zu besuchen?" fragte Nasturtius ganz höflich.

„Das bin ich wohl im Stande," rief Bekmann, und näherte sich dem Hause, indem aber gleitete er und deckte die schmutzige Straße.

„Sie haben auch sehr schlechte Treppen, Herr Kriegsrath," sagte er trotzig, als er endlich in's Zimmer trat.

Der Kriegsrath war über diesen Vorfall nicht wenig erschrocken, er sah gar kein Mittel, die Reinlichkeit seines Zimmers und seiner Möbeln zu retten, besonders da der junge Mensch von Umkleiden nichts wissen wollte, sondern unaufhörlich nach einem Sopha fragte. Der Kriegsrath

lief in der größten Verlegenheit im Zimmer hin und her, er hatte sich Bekmann's Betrunkenheit nicht so arg vorgestellt, und ersann allerlei kleine Pfiffe, um ihn zu entfernen. Er lief z. B. an das Fenster, und sagte: „Herr Bekmann, dort geht Ihre Frau Mutter."

„Geht sie?" rief der Trunkene. „Ja, ja, lassen Sie sie nur gehn."

Endlich gelang ein Kniff: der Bediente des Nasturtius mußte in das Zimmer treten und erzählen: daß eben auf dem Rathskeller eine große Schlägerei wäre.

„Schlägerei!" sagte Bekmann, „Schlägerei! Element! da muß ich hin;" und nun schleppte er sich die Treppen hinab, zur großen Freude des Kriegsrathes.

„Himmel, welch ein Mensch!" dachte der Kriegsrath bei sich, „eine schöne Aussicht mit dem zu einer Familie zu gehören. — Indeß, man gibt ihm einen Posten auswärts, was kümmert er mich dann."

Während seiner Ueberlegungen, welch ein Posten für einen Menschen, wie dieser, wohl der schicklichste sein würde, hörte er sich einige Male beim Namen rufen, und endlich ward er durch einige Steine, welche klingend in sein Zimmer flogen, an das Fenster gelockt, und sah

Bekmann auf der Mitte der Straße stehen und ihm mit der Faust drohen:

„Kann Er nicht gleich kommen?“ rief er dem Kriegsrath zu. „Wart Er — hüte Er sich. — Mich zu veriren — will Er ehrliche Leute zum Narren haben? — Ist Er etwa heute betrunken?“

Einige Bürger, welche hinzutraten, machten endlich der Sache ein Ende, sie führten den jungen Menschen nicht ohne Widerstreben nach Hause, wo sie ihn der Sorgfalt seiner Mutter und Schwester übergaben, zugleich aber den Lärm und den Schaden, welchen er angerichtet hätte, mit so übertriebenen Farben schilderten, daß die Geheimeräthin sich sehr ängstlich nach dem Befinden desselben erkundigen und tausendmal um Verzeihung bitten ließ.

Etwas Erwünschteres konnte dem Kriegsrath nicht begegnen. Er ließ zurücksagen: er wünschte sich noch heute Abend zu überzeugen, ob der Herr Sohn sich von seiner Unpäßlichkeit erholt, und der Schreck auf Frau Geheimeräthin und Mademoiselle Tochter keine nachtheiligen Wirkungen gehabt habe.

Und nun durchsuchte er seine Garderobe, wählte sein bestes Kleid, durchlas seine Grundsätze, nahm sich vor,

heute vernünftig unterhaltend zu sein, und dabei auf Alles Acht zu geben, was vorfiele. Bei alle dem beschloß er, gegen die ganze Familie doch etwas zurückhaltender zu sein, als er sich Anfangs vorgesetzt, und besonders die Geheimeräthin genau zu beobachten.

Die Stunden schlichen, die Ungeduld stieg, seine Einbildungskraft machte ihm das Mädchen unendlich schön, wie sie war, als sie war, er wurde wirklich verliebt. Endlich schlug die verwünschte Stunde, er eilte hin und ward ausnehmend gefällig aufgenommmen, denn nie sind die Damen liebenswürdiger, als wenn sie die Wirthinnen machen.

Er brachte zwei selige Stunden zu, denn er gähnte nicht ein einziges Mal. Sein Besuch endigte sich damit, daß Beckmann ihm einen Besuch auf morgen Mittag versprechen mußte, welches dieser mit einem hohen Fluche nicht zu vergessen versicherte. Nasturtius aber eilte nach Hause, und wollte alle die Vorfälle, welche ihm an diesem Tage begegnet waren, bei Nacht sich noch einmal überlegen, vor das Forum seines Verstandes ziehen, und sich zu dem, was er morgen thun wollte, entschließen. Ein süßer Schlummer umfing ihn, er träumte von

Mademoiselle Bekmann, und erwachte verdrießlich, als der Bediente pflichtschuldigst gegen 7 Uhr mit dem Caffee hineintrat.

Fünftes Capitel.

Herr Bekmann.

Die Glocke hatte Eilf geschlagen; der Kriegsrath hatte neben seinen Acten die gehörige Portion Caffee und Langeweile genossen, und wollte eben vor Tische noch eine kleine Promenade machen, als etwas anklopfte und, ohne ein freundliches Herein abzuwarten, eintrat. Wer konnte es anders sein, als Bruder Bekmann, welcher zwar erst zu Tische gebeten war, aber für nöthig gefunden hatte, zwei Stunden früher zu kommen.

Der Kriegsrath stand, ehe Bekmann eintrat, mit Hut und Stock bewaffnet, am Fenster; so wie er aber Bekmann erblickte, legte er beides aus der Hand, und seine Gesichtszüge erheiterten sich merklich; nicht etwa, weil er von diesem eine besonders angenehme Unterhaltung erwartete, oder weil er als Bruder seiner Geliebten ihm

vorzüglich willkommen gewesen wäre, sondern weil er jetzt eine vernünftige Ursache hatte, zu Hause zu bleiben.

Nasturtius hatte nämlich irgendwo gelesen, daß die Gesundheit des Körpers vorzüglich durch Spazierengehn erhalten werde, und daß der Genuß der frischen Luft Gebrauch einer beständigen Arznei für den Körper sei. Kaum hatte er dies erfahren, als er sogleich täglich eine Stunde zum Spazierengehen festsetzte, und zwar, die Sonntage ausgenommen, die Stunde von 11 bis 12. Mit dieser Promenade hatte er sich schon seit mehreren Jahren emanzipirt, weil er sie selten, und nur aus vernünftigen Ursachen, unterließ.

Der Ausdruck, vernünftige Ursache, welchen Kantianer, Geschäftleute und Menschen von Grundsätzen eben so oft über die Zähne springen lassen, als sie Tabak nehmen, ist ein zu wichtiger Ausdruck, als daß wir ihn hier ohne Erklärung lassen sollten. — Ueberhaupt aber wird sich der Verfasser bemühen, nichts, was Leute von Grundsätzen charakterisirt, aus der Acht zu lassen, sondern Alles mit einer deutlichen und verständlichen Erklärung zu versehn. Es heißt, darauf es dahin zu bringen, daß wir nicht nur Leute finden werden, welche, ohne zu wissen

wie, und ganz wider Wissen und Willen, mit ihrem Verstande auf das Reine gekommen sind, sondern auch solche, welche durch Studium und Anstrengung zu dieser Größe sich aufschwingen.

Die Vernunft besteht, nach dem Urtheil dieser Leute, in der Fähigkeit so zu handeln, wie die meisten Menschen; weil man dann überzeugt sein kann, daß Andere unsre Handlungen vernünftig finden werden. Ferner darin, daß man der Nothwendigkeit nachgibt und gehorcht. So ist es z. B. sehr vernünftig, aus einer Gesellschaft zu gehn, wenn vorauszusehn ist, daß man, im Falle man bleibt, die Treppe werde hinuntergeworfen werden. Endlich ist Alles vernünftig, was bequem ist, so ist es z. B. äußerst vernünftig, keinem Bettler etwas zu geben, weil die Arbeitsamkeit und unser Geld dadurch erhalten wird.

Die vernünftige Ursache, zu Hause zu bleiben, war für den Kriegsrath Behmann = Besuch. Zwar regnete es stark, zwar war es unangenehm und verdrießlich, bei Regenwetter spazieren zu gehn; aber noch hatte man keinen Grund, der bei den Grundsätzen wichtig genug, das heißt, vernünftig genug, wäre erfunden worden. Indem aber Behmann eintrat, so sagte der Kriegsrath im Stillen zu

seinen Grundsätzen; ja, was will ich machen, ich ginge gern aus, auf das Naßwerden sollte es mir nicht ankommen; aber ich kann doch dem Bruder meiner Geliebten nicht die Thür weisen, so sehr es mich genirt. Ich werde also zu Hause und — dachte er mit heimlicher Freude — trocken bleiben.

Der Kriegsrath legte also seine Waffen, Hut und Stock, aus der Hand, und fragte sehr freundlich, wie er so früh zu der Ehre komme?

„Ergebenster," sagte Bekmann, „ja sehen Sie, ich wollte mich eigentlich nach dem Rathskeller tragen, um dort zu frühstücken; und da ich nun hier vorbeiging, mich vorläufig erkundigen, wie der Herr Kriegsrath sich befanden." Dabei fiel Bekmann beiläufig ein, daß der Kriegsrath in voriger Woche den verschriebenen Mallaga, welches ein herrlicher Frühstückswein sei, erhalten habe.

Der Kriegsrath verstand zwar den Wink, allein er hatte vernünftige diätetische Ursachen, warum er niemals frühstückte, und suchte daher auszubeugen, indem er so unbefangen als möglich sagte: „Versteht sich, lieber Bekmann, daß wir ihn bei Tische probiren; Sie sollen ihn kosten."

„Kosten?“ sagte Bekmann, „probiren? bei Tisch! Das würde schön gehn! da ist die Zunge ja gar nicht vorurtheilsfrei“

„Nun,“ sagte Nasturtius höflich, „befehlen Sie etwa jetzt eine Probe? —“

„Nichts zu befehlen, mein lieber Herr Kriegsrath,“ erwiederte Bekmann, setzte sich auf das Sopha, und zog einen Tisch davor, „nichts zu befehlen, sondern nur gehorsamst zu bitten.“

Der Kriegsrath klingelte, der Wein kam und Bekmann's Zunge löste sich, nachdem er den ersten Gläsern gebührende Lobsprüche ertheilt, folgendermaßen.

„Lieber Herr Nasturtius, meine Mutter und Schwester lassen auch gehorsamst um Verzeihung bitten, daß sie Sie gestern so incommodirt haben, und ich bitte gleichfalls um Verzeihung! aber ich war auch selten, ja kaum an meinem Geburtstage, so betrunken, als ich gestern am Zwanzigsten dieses um die zwölfte Stunde war. Es war aber auch kein Wunder, daß ich so geladen hatte; der Referendarius Werner, mein guter Freund, der Sie nicht recht leiden kann, ist eigentlich daran Schuld; er hielt

mich gestern frei, und trank so oft auf meiner Schwester Gesundheit, daß ich am Ende nicht wußte, ob zweimal zwei vier sei oder nicht. Ich weiß nur einmal, daß ich betrunkener gewesen bin, als gestern; das war auf Universitäten, als ein Landsmann von mir abging, und wir auf einem Ponte zusammen getrunken hatten. Ich weiß es noch, als wenn es heute wäre. Meine Cameraden konnten mich nicht fortbringen, und legten mich am Ende auf einen Rasen nieder. Element, was machte ich für Augen, als ich aufwachte und mich auf freiem Felde befand. Das Schlimmste war nur, daß ich meinen Pfeifenkopf verloren hatte, wofür mir schon sechs Ducaten geboten waren. Apropos vom Pfeifenkopf, sehn Sie mal diesen an, ich will nicht hier sitzen, wenn der beste Husarenebers ihn so schön hat. Der muß mir in einem Vierteljahr so braun sein, als mein Rock, denn ich rauche täglich fünfzehn Pfeifen daraus; ich hatte ihn zu mir gesteckt, um auf dem Rathskeller ein Pfeifchen beim Frühstück zu rauchen, denn das ist was Delicates." —

„O, genieren Sie sich nicht," unterbrach ihn der Kriegsrath mit einer verdrüßlichen Höflichkeit.

„Nun, wenn Sie also erlauben, so will ich laden. Aber da Sie nicht rauchen, wird es Sie vielleicht zu

sehr incommodiren, so wie Wernern. Aprepos, von Werner. Der kann Sie, wie gesagt, gar nicht leiden, das hat er mir hundertmal gesagt, aber unter uns, ich glaube, Sie sind Schuld daran. Erst konnte ich ihn auch nicht leiden. Er schien mir gar nicht männlich, weil er immer angezogen geht, als wenn er tanzen wollte, und keinen Tabak raucht; aber einmal war ich mit ihm in Gesellschaft bei dem alten Oberst, der, wie Sie wissen, auf Rechtschaffenheit und ein gut Glas Wein, wie der Teufel, hält, und da sah ich ihn trinken. Element! Da bekam ich Respect. Und gestern, ich verführe Sie, an dreißigmal, schlecht gerechnet, trank er meiner Schwester Gesundheit; ich war betrunken, aber er konnte noch in einem Striche das Einmaleins hersagen."

„Da er Ihrer Mademoiselle Schwester zu Ehren so viele Becher geleert," fiel der Assessor mit einer sehr pfiffigen Miene ein, „so scheint es mir fast, als ob Ihre Mademoiselle Schwester seine Augen auf sich gezogen."

„Das wollen wir nicht hoffen," sagte Bekmann, „wenn ich so etwas merke, so sage ich: Basta. Das Mädchen muß einen vernünftigen Mann haben, der ihr den Daumen auf das Auge drückt — denn wild ist sie wie der Henker, — vor allen Dingen aber einen reichen Mann,

der nicht nöthig hat, sich Geld zu borgen, wenn er ein Paar neue Handschuh kaufen will, und wahrlich! sie verdient einen braven Mann. Ich habe sie gut gezogen; sage ich: halte Maul! kein Wort sagt sie mehr. Dabei kocht sie gut, wäscht, strickt und parlirt Ihnen; auch hat sie einmal Clavier zu spielen angefangen, und die Menuet à la Reine kann sie noch auswendig."

„Aber," sagte der Kriegsrath, „wenn nun Mademoiselle Schwester den Herrn Referendarius leiden könnte, der Bürgermeister seinem Sohn eine Stelle schaffte und —"

„Je nun, dann wäre es was anders. Aber mir geht nur das durch den Kopf, daß der Referendarius sich vielleicht an mich gehangen hat, um meiner Schwester willen. Das heiße ich geneppt, aber wart, das will ich wohl herausbringen." —

Nun wandte sich das Gespräch auf andre Dinge, und die Herren unterhielten sich von der Jagd, dem Deserteur, welcher morgen Gassen laufen sollte, der französischen Revolution, dem wahren Staatsinteresse und von andern wichtigen Dingen.

Unter diesen Gesprächen war die Tischzeit herangerückt. Man aß, trank. Nasturtius erzählte, wie fleißig er auf

Universitäten gewesen sei, und Bekmann, wie oft und warum er im Carcer gesessen habe. Bekmann lachte über Nasturtius, und dieser bildete sich ein, er bewundre seinen Witz. Nasturtius verachtete den reichen Bekmann, welchen er weit zu übersehen glaubte, und beschloß, ihn auf irgend eine Weise in sein Interesse zu ziehn.

Endlich war die Stunde des Aufbruchs da. Nasturtius freute sich, daß er morgen mit Mademoiselle Bekmann zu einer Landparthie mit dem Obersten gebeten sei, und wünschte Herrn Bekmann ein Lebewohl; dieser taumelte nach Hause, während Nasturtius, höchst unruhig über das, was er durch Bekmann von der Liebe des jungen Werner's gehört hatte, sich auf einen Sessel warf, und bei sich Alles hin und her überlegte.

„Es sei," rief er endlich grübelnd aus, „ich will mich ihr zu erkennen geben, ich will ihr sagen, wie sehr ich sie liebe, zwar mit Bescheidenheit und Vorsicht, aber doch mit Nachdruck und Ernst. Morgen auf dem Dorfe habe ich die beste Gelegenheit. Unter dem Vorwande, ihr die schöne Gegend zu zeigen, führe ich sie beiseite, und sage ihr dann, daß die Schönheit einer Gegend unendlich dadurch gewönne, wenn man sie an der Seite einer Person

betrachtet, welche man sehr liebt. Fragt sie dann, wie kommen Sie darauf? so sage ich, daß ich selbst in dem Fall wäre. Und dann," setzte er mit Selbstzufriedenheit hinzu, „wird sich das Uebrige wohl finden."

Er wiegte sich noch lange mit dem entzückenden Gedanken, wie wohl ihm an der Seite einer Gattin sein werde, welche er durch ein: Schweig! stille machen konnte, und welche dabei nähete, wusch und gut kochte. Unter diesen Betrachtungen rückte der Abend und die Nacht herbei, und Nasturtius ging fröhlich zu Bette.

Aber der Schriftsteller kann noch nicht zu Bette gehn; auf ihm ruht noch die schwere Pflicht, den Lesern die Familie Bekmann's bekannt zu machen, und da diese aus Mutter, Tochter und Bruder besteht, so wird er von Jedem allein sprechen, wenn er erst im Allgemeinen wird bemerkt haben, daß Keinem von allen Dreien die Liebe des Kriegsraths zur Mademoiselle Tochter unbemerkt geblieben sei, und daß alle Drei beschlossen hatten, jedes auf seine Art von dieser Allianee Vortheil zu ziehn; denn dies hat die Ehe mit allen Allianeen gemein, daß alle dabei interessirte und contrahirende Mächte, weit eher alle Theilnehmer der Allianee, als sich selbst, aus den Augen verlieren.

Zwar die Plane der weiblichen Parthie schlummerten noch tief in dem Busen, sie reichten weit in die Zukunft hinaus; deste mehr für den gegenwärtigen Augenblick berechnet, waren die Plane des jungen Beckmann. Die Rathin wollte nicht blos Sonntags einen Braten auf ihrem Tisch sehn, sondern auch in der Woche, sie wollte ferner, wenn es schmutzig war, nach der Kirche fahren, mit einem Worte: sie wollte den Wohlstand ihrer Familie, oder, wie sie es nannte, den Glanz derselben wieder herstellen, und hatte zu dem Ende das Geld des Kriegsraths Nasturtius ausersehn.

Mademoiselle Beckmann fand weit mehr Behagen an dem muntern Werner, als an dem altklugen Kriegsrathe. Da sie aber neulich, als ihr Geburtstag gefeiert wurde, mit Schrecken bemerkt hatte, daß sie vierundzwanzig Jahr erlebt, oder, wie sie sich ausdruckte, Sommer gesehen habe, so hatte sie freilich einen herzlichen Wunsch, unter Dach und Fach zu kommen, ehe der Winter einbräche. Sie beschloß daher den Kriegsrath Nasturtius vor ihren Triumphwagen zu spannen, und ihn so lange daran ziehn zu lassen, bis Werner ein Amt hätte; sollte dies aber zu lange währen, oder Werner untreu werden, sich dem

Kriegsrathe, obgleich mit scheinbarem Widerstreben, in die Arme zu liefern.

Der junge Bekmann endlich ging mit seinem Plane gar nicht so sehr in's Feine. So wie er nüchtern geworden, hatte er es weg, daß der Kriegsrath ein Auge auf seine Schwester habe, und diesen Umstand wollte er sich mit allem Fleiße zu Nutze machen. Er trank gern und der Kriegsrath hatte guten Wein, er hatte Schulden, und der Kriegsrath viel Geld, daß der Mann, welcher seine Schwester heirathete, seine Schulden bezahlen und seine Kehle feucht erhalten müsse, war für ihn ausgemacht. Die Grundsätze, wodurch er dies rechtfertigte, finden wir im folgenden Capitel.

Sechstes Capitel.

Memorabilia Bekmanni.

Die Grundsätze des jungen Bekmann habe ich auf eben dem Wege erhalten, wie Lykurg die Gesänge des göttlichen Homer erhielt. Er fand sie in dem Munde der Rhapsoden, und indem er diese Menschen, welche nicht wußten, was sie sangen, nach europäisch Griechenland brachte, erhielt er der Welt diese Gedichte, indem er sie mit ihnen bekannt machte. Ich fand folgende tiefe Betrachtungen uber den Menschen, angestellt von dem göttlichen Bekmann, in dem Munde der Marqueurs, welchen er sie mitgetheilt hat, und aus deren Munde ich sie niederschrieb, um sie der Welt vorzulegen.

Zwar hörte ich diese Wahrheiten nicht in dem Zusammenhange, in welchem man sie hier liest, sondern fragmentarisch, wie die Sprüche der Weisen; allein da sie mir des Aufbehaltens werth schienen, so habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, sie als ein zweiter Pisistratus in Ordnung und unter gewisse Rubriken zu bringen,

so daß sie so ziemlich die Lebensweisheit Bekmann's darstellen werden.

Vor allen Dingen aber bemühte ich mich immer, die Veranlassung zu erforschen, bei welcher Bekmann diese oder jene Meinung geäußert habe, und auf diese Art habe ich mich zum Xenophon dieses Helden aufzuschwingen versucht. Wie mir dies gelungen, mag der Leser selbst beurtheilen.

I.

Was Bekmann vom Schuldenmachen geurtheilt habe.

Als einst Bekmann von einem Marqueur gefragt wurde: ob er nicht seinem Herrn die rückständige Zeche bald bezahlen werde, und ob er nicht wegen der vielen Schulden, welche er überall gemacht, besorgt sei? erwiederte er: „Lieber Marqueur! was das betrifft, ob ich Seinen Herrn bald bezahlen werde oder nicht, so geht Ihn das nichts an, und Er thut gut, wenn Er sich darum unbekümmert läßt. Was aber das Schuldenmachen betrifft, so wird mir hoffentlich Niemand dies zum Vorwurfe machen, der da weiß: erstlich, daß ich wenig habe, und zweitens, daß ich viel brauche. Dazu kommt drittens, daß die Leute, welche mir Geld borgen, recht gut wissen,

daß ich selbst wenig habe, und es nur der hohen Procente wegen thun. Wenn ich nun nicht bezahlen kann, denken sie, so werden sie mir mit Gefängniß drohen, und meine Mutter auf diese Art zur Bezahlung meiner Schulden zwingen. Aber sie werden sich irren, ich werde entweder in's Gefängniß spazieren, oder was mir wahrscheinlicher ist, davon gehn, um diese Leute ihres schändlichen Wuchers wegen zu bestrafen. Uebrigens sehe ich kein anderes Mittel, aus meinen Schulden herauszukommen, als daß irgend eine gute Seele, z. B. Gott sich meiner erbarmt, und mich in der Lotterie gewinnen läßt, oder daß meine Schwester einen reichen Mann heirathet, oder daß der König durch die Stadt fährt und sagt: "Bekmann, hier hat er eine Pension." Dies war Bekmann's Meinung über das Schuldenmachen.

2.

Daß Bekmann kein Schmarotzer gewesen.

Ein andermal gerieth Bekmann beim Billardspiele mit Jemandem in Streit, und dieser warf ihm in der Hitze vor: er sei ein Schmarotzer, und verschaffe sich darum eine Menge guter Freunde, um einen nach dem

andern zu besuchen, und bei ihm zu essen.' Alle, welche gegenwärtig waren, erwarteten, daß Bekmann diese Vorwürfe auf dem Rücken des Beleidigers abwaschen werde; aber er blieb zu Aller Verwunderung ganz kalt und sagte: wäre ich ein Schmarotzer, so hätten die Leute mir längst die Thüre gewiesen, da das aber nicht geschehen ist, so sehe ich, daß die Leute mich gern haben. Der Andere, welcher in voller Hitze war, erwiederte darauf: daß dies keine Folge sei, und daß die Leute nur aus einer Art von Höflichkeit oder Blödigkeit sich nicht merken ließen, wie unangenehm sein öfterer Besuch ihnen sei. Bekmann erwiederte darauf: Bester. Blödigkeit ist eine Schwachheit, und sich aus Höflichkeit geniren, ist närrisch. Wenn Leute so sind, so ist es billig, daß man ihnen zur Last falle, damit sie sich diesen Fehler abgewöhnen, oder wenn sie das nicht thun, wohl, so ist es ein Zeichen, daß sie für Leute, wie ich, geschaffen sind. Ich für meinen Theil bin, wenn mir Jemand zur Last fällt, oder wenn ich Jemand nicht leiden kann, ganz aufrichtig, und sage, wie jetzt Ihnen, Sie sind mir fatal.

Ueber diese unerwartete Antwort gerieth der Andere in eine solche Verwunderung, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und auf diese Art endigte sich der Streit.

3.

Auf welche Art man Menschenkenntniß erlangen kann.

Wie aber Bekmann über die Menschen gedacht hat, wird folgende Geschichte lehren. Er hatte einst einen sehr seltnen und schönen Hund, einen Pudel. Diesen, welcher für den schönsten in der Stadt gehalten wurde, zeigte er einst einem seiner Freunde, welcher ein großer Liebhaber von Hunden war, und dieser lobte ihn über die Maßen. Zwei Tage darauf vermißte Bekmann das Thier, und suchte, und fand es bei seinem guten Freunde, welcher, durch die Schönheit des Hundes gereizt, ihn entwendet hatte. Als nun Bekmann diese Geschichte dem Caffewirth erzählt hatte, fragte dieser lächelnd: „Sagen Sie mir, Herr Bekmann, woher kennen Sie die Menschen so gut?" — „Weil ich mich selbst kenne," erwiederte dieser. — Und da der Wirth über diese Antwort verwundert schien, fuhr er fort: „Wenn ich meinen Pudel ansehe und mir einbilde, daß er nicht mein, sondern das Eigenthum eines Andern sei, so fühle ich deutlich, daß ich wohl in die Versuchung, ihn zu entwenden, gerathen könne. Da ihn also mein Freund so gelobt hatte, so dachte ich bei mir, daß wahrscheinlich die Versuchung bei ihm so groß

gewesen, daß er unfähig gewesen sei, ihr zu widerstehen."

Bei dieser Gelegenheit ließ er sich auch noch weiter über den Menschen aus, und erwieß: daß im Grunde alle Menschen einerlei Neigungen und Charakter hätten, und also auf dieselbe Art könnten gelenkt und regiert werden. „Denn," sagte er, „haben nicht alle Menschen Ohren, Nasen, Zungen und Augen? Hören nicht Alle lieber den Dessauer Marsch, als Katzengeheul? Riechen nicht Alle lieber Rosen, als Teufelsdreck, und essen nicht Alle lieber Kalbsbraten, als trocknes Brod? Wollen sie nicht lieber reich, als arm, lieber gesund, als krank, lieber schön, als häßlich sein? Will ich also wissen, ob Jemand Dies oder Jenes thun oder unterlassen werde, so darf ich mir nur aufrichtig sagen, was ich in diesem Falle thun oder unterlassen würde, und so kann ich versichert sein, daß der Andere es beinahe eben so machen werde."

Dagegen wandte der Wirth ein: Daß zwar im Ganzen die Menschen einerlei Neigungen und Charakter hätten, aber daß doch Jeder viel Eignes habe, das Niemand genau berechnen könne. So gäbe es wunderliche Leute, sagte er, welche eigne Grillen hätten, z. B. einen honetten

Pfiff für unerlaubt hielten, und sich es zur Ehre rechneten, anders als andere Leute zu handeln. Hierauf fragte Bekmann: „Sagen Sie mir, lieber Herr Wirth, setzen Sie wohl des Mittags ihren Gästen bisweilen Schweinebraten vor?“ —

„Allerdings, lieber Herr Bekmann,“ erwiederte Dieser. — „Ist es nicht ein gutes Essen?“ fragte Bekmann weiter. — „Gar sehr,“ erwiederte der Wirth. — „Gibt es aber nicht dennoch Leute, welche vor dieser Speise einen Abscheu haben?“ — „Leider! lieber Herr Bekmann, ich kenne selbst solch einen Menschen.“ — „Ja sogar,“ fuhr Bekmann fort, „essen alle Juden kein Schweinefleisch.“ — „Diese närrische Gewohnheit,“ sagte der Wirth, „haben die Juden von Jugend auf an sich.“ — „Wenn nun,“ sagte Bekmann, „dreißig Gäste bei Ihnen einträten, die Sie Alle nicht kennen, werden Sie sich wohl bedenken, ihnen einen Schweinebraten aufzutragen, und besorgen, daß er ungegessen bleiben wird, weil sie Alle Juden sein könnten? — Ist es nicht weit wahrscheinlicher, daß Achtundzwanzig diese Speise genießen, und nur etwa Zwei — der Eine, weil er ein Jude ist, und der Andere, weil er einen natürlichen Widerwillen dagegen hat, dieselbe verschmähen? Nun sehen Sie, lieber Wirth, was

bei den Juden das Gesetz, bei einigen andern Menschen ein natürlicher Widerwille ist, das sind bei einzelnen Menschen diese angeführten Grillen. Diese Menschen machen Ausnahmen von der Regel, aber zum Glücke sind ihrer nur Wenige. Sie weichen ab, um etwas Apartes zu haben, haben aber, das kann ich Ihnen versichern, so großen Appetit zur gewöhnlichen Handlungsweise, als die Juden nach Schinken, nur denken sie eben so wie diese: Wein, was werden unsre Leute dazu sagen? Gebt einem Hebräer unter vier Augen ein Stück Schweinebraten, er schiebt es in die Tasche, geht in einen Winkel und verzehrt es mit Danksagung gegen Euch; gebt einem sogenannten edlen Manne nur Gelegenheit, im Verborgenen durch eine kleine Ungerechtigkeit ein Profitchen zu machen, er sagt: Halbpart, nur silentium. Und die, welche einen natürlichen Ekel gegen Pfiffe haben, sind noch seltner, als die den gegen Schweinebraten haben, und ich für meinen Theil kenne keinen Einzigen dieser Art."

4

Wie vierlei Arten von Menschen Bekmann angenommen hat.

Ein andermal behauptete Bekmann, es gäbe nur zweierlei Arten von Menschen: Leute, mit welchen man

umgeben könnte, und Solche, mit denen man dies nicht könnte. Die Letztern pflegte der Philister zu nennen. Diesen, behauptete er, müsse man, wo möglich, recht viele Possen spielen. Denn, sagte er, jeder von diesen Menschen hat gewiß irgend eine oder die andere Capitalnarrheit, und an diese muß man sich halten. Dabei kann man versichert sein, daß, wenn man diese trifft, der Getroffene eben so laut aufschreit, und sich eben so toll gebehrdet, als hätte man auf sein Hühnerauge getreten. Auf die Art habe ich mir schon tausend Spaß gemacht. War z. B. ein solcher Patron ganz vorzüglich reinlich, so trat ich mir die Stiefeln vor der Thür nicht ab; war er geizig, so besuchte ich ihn alle Tage ungesehen um Essenszeit, und blieb, wenn er mir nur das kleinste Ehrenwort sagte. War einer feige und konnte nicht gut reiten, so empfahl ich ihm das wildeste Pferd in der Stadt, und behauptete, ein Kind könne es regieren, oder ich machte solche Herrn betrunken, oder rauchte schlechten Tabak in ihrem Zimmer, oder brachte meinen Hund mit. Das Alles aber that ich nicht eigentlich, um sie zu kränken, sondern einzig und allein um meinen Spaß zu haben.

5.

Noch einige merkwürdige Ausſprüche von Bekmann.

Auch folgende Ausſprüche von Bekmann verdienen theils wegen ihrer Wahrheit, theils wegen des Eigenthümlichen, welches ſie an ſich tragen, aufbewahrt und behalten zu werden.

Er merkte recht gut, daß Naſturius durch viele Ränke und Pfiffe die Menſchen auszuhohlen und kennen zu lernen ſuche, behauptete aber immer, dies ſei eine ganz unrechte Manier. Ueberhaupt kommt es mir immer vor, ſagte er, wenn Naſturius mit mir ſpricht, als ob dieſer mit Barbiermeſſern Brod ſchneiden wollte.

Mit Wein und Braten, ſagte er ein andermal, kann man mich von Braunſchweig nach Hamburg locken, und ſo hat jeder Menſch etwas an ſich, woran er regiert werden kann.

6.

Schluß des Verfaſſers.

Ungeachtet dies nicht alle merkwürdige Ausſprüche Bekmann's ſind, ſo ſind ſie doch, wie es mir ſcheint, völlig hinreichend, um zu zeigen, wie ſehr unrecht die M e hatten, wenn ſie Bekmann verdammten, und

von ihrem Umgange völlig ausschlossen. Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, wie sich die M — r haben können überreden lassen, daß Beckmann ein unausstehlicher und boshafter Mensch sei. Denn was das Erste betrifft, so hatte er offenbar eine Menge Freunde, welche seinen Umgang sehr unterhaltend fanden; was aber das Andere betrifft, so sieht man, daß er weder dumm, noch ausgezeichnet boshaft gewesen; denn Alles, was er den Leuten zum Possen gethan, hat er nicht aus Liebe, Andern zu schaden, sondern um seinen Scherz zu treiben, ausgeübt. So ließ er dem podagraischen Wirth in der goldnen Weintraube nicht selten seinen Knotenstock auf den Fuß fallen, um die sonderbaren Mienen zu sehn, welche dieser alsdann auf seinem Gesichte anbrachte, aber nicht, um ihm Schmerz zu verursachen, denn er pflegte oft den darüber sich Beschwerenden zu versichern, daß, wenn er die oben angeführten Mienen, ohne daß er ihm Schmerzen erregte, nur halb so natürlich machen könne, er sogleich den Spaß mit dem Stocke unterlassen werde.

Dies sind kurzlich die Gesinnungen und Meinungen Beckmann's gewesen.

Siebentes Capitel.

Der Kriegsrath Naſturtius lobt das Landleben und meldet ſeine Liebe.

Der Kriegsrath Naſturtius war gewohnt, alle Morgen ſeinem Friſeur zwei Fragen vorzulegen, erſtlich: „Was iſt die Glocke?“ Und Zweitens: „Was iſt für Wetter?“ Auf die letzte Frage erhielt er die Antwort: es regnet.

„Verdammt!“ ſagte der Kriegsrath laut, „wir werden keinen Fuß aus dem Jägerhauſe ſetzen können;“ und „verdammt!“ ſagte er in Gedanken, „meine ſchöne, von der ſchönen Gegend hergenommene Liebeserklärung wird nun unbrauchbar.“

Indem er auf- und abging, und überlegte, in welchem Kleide er ſich als Liebhaber, und in welchen Worten er ſeine Liebe präſentiren ſolle, rollte der Wagen und der alte Oberſt vor, Naſturtius ſtieg ein, und Beide holten die Geheimeräthin und ihre Tochter ab.

„Fährt der junge Herr Bekmann nicht mit?“ fragte Naſturtius. „Wir werden ihn vor dem Thore finden,“ ſagte die Tochter.

Bekmann ſtand unter einem Baume und erwartete den Wagen. Er placirte ſich ſogleich auf den Bock, nahm die Zügel, und beſtand darauf, ſelbſt zu fahren. Durch das große Geſchrei, welches Mutter und Toch[illegible] erhoben, als er Anſtalt machte ſich der Zügel zu bemächtigen, merkte Naſturtius, daß er ſehr wild fahren müſſe, und bat ihn ſehr, er möchte doch ſeine Mutter und Mademoiſelle Schweſter nicht in Angſt ſetzen. „Ich will Sie," ſagte Naſturtius, „wenn Sie, ohne ſelbſt zu fahren, auf dem Bocke nicht ſitzen können, lieber zu mir auf den Schoß nehmen."

Aber das Anerbieten kam zu ſpät. Der Wagen, von Bekmann's Hand geleitet, ſprang über Stock und Stein; der Kriegsrath, in der größten Angſt, ſah zum Schlage heraus, und rief den Damen unaufhörlich zu, ſich nicht zu fürchten. Die Damen waren ſtill; der Oberſt lachte

Nach einer halben Stunde ſtand der Wagen vor dem Jägerhauſe, und Bekmann ſprang ſogleich ab, und verrichtete Bedientendienſte. Kaum waren die vier Perſonen zu der übrigen Geſellſchaft, unter welcher ſich auch der Burgemeiſter und ſein Sohn befanden, in's Zimmer getreten, als Naſturtius, welcher ſeinen Verdruß über Bekmann's

Betragen nicht verbergen konnte, ausbrach: „Aber das muß ich Ihnen sagen, lieber Herr Bekmann, daß es sich für Sie gar nicht ziemt, Kutscher sein zu wollen, und mich in Gefahr zu bringen, den Hals zu brechen.“

„Haben Sie ihn denn gebrochen?“ sagte Bekmann, „nun so warten Sie, bis Sie ihn gebrochen haben, dann haben Sie ein Recht zu reden.“

„Ich bitte inständigst, lieber Herr Bekmann, daß Sie sich moderiren!“ Sie sagten diese Worte mit einem Tone, welchen ich nicht gern höre, und den ich mir wenig gesagt verbitte. Ein Mann, wie ich, braucht sich dergleichen nicht von Ihnen gefallen zu lassen.“

„Wie Sie,“ rief die Räthin. „Wie Sie,“ rief Mademoiselle. „Und warum denn nicht von Ihm?“ fuhr die Räthin fort, „warum denn nicht? Sind Sie mehr als er?“

„Der Geburt nach, nein,“ erwiederte der Kriegsrath, „denn mein Vater war Gewürzkramer, und der seine, Geheimerrath; aber qua Mann im Amte — und dann,“ indem er lächelte, und seine Ungezogenheit durch einen witzigen Einfall wieder gut machen wollte — „qua Kutscher.“

„Kutscher! Herr Kriegsrath, Kutscher!“ rief die Geheimeräthin.

„Lassen Sie nur, Mutter,“ sagte Bekmann, „ich will wohl allein mit ihm fertig werden.“

„Und ich mit dem Mallaga, wenn Sie nicht bald kommen,“ sagte der Oberst.

„Gleich,“ sagte Bekmann. „Ich habe Ihnen also nicht zu Dank gefahren, Kriegsrath, nicht wahr? Nun, ich möchte gern fahren lernen: wenn wir nach Hause fahren, sollen Sie kutschiren.“

„Wir haben ja einen Kutscher,“ sagte der Kriegsrath, „ich kann nicht fahren.“

„Sie müssen,“ rief Bekmann, „oder mir abbitten, weil Sie von einer Sache geurtheilt haben, welche Sie nicht verstehen.“

„Gern, lieber Bekmann: ich bitte tausendmal um Verzeihung.“ Die Gesellschaft lachte, und Alle wurden nach und nach vergnügt, wozu besonders dies nicht wenig beitrug, daß das Wetter sich völlig aufklärte und man im Freien essen konnte.

Niemand verlangte nach diesem Augenblicke so sehr als Bekmann, welcher immer behauptete; wenn man auf

dem Lande wäre, so müsse man auch wie auf dem Lande leben, so viel er aber wisse, esse der Bauer um 11 Uhr.

Endlich erschien der so längst ersehnte Augenblick. Die Suppe war verzehrt, und Bekmann fing an, das Rindfleisch zu zerlegen, während Nasturtius ein noch ganz frisches Brod aufschnitt. „Wie glücklich ist doch der Landmann!“ sagte Nasturtius, und roch dabei an eine abgeschnittene Brodscheibe, — „wo finden wir wohl solch Brod in der Stadt, so ausgebacken, so groß für das Geld! Wahrlich! wenn ich mir die Sache genau überlege, so wünschte ich wohl, immer auf dem Lande leben zu können.“

„Man kann mit wenigem Gelde weit reichen,“ sagte die Geheimeräthin.

„Die Jagd ist auch nicht zu verachten,“ sprach der alte Oberst.

„Nur schade,“ sagte Bekmann, „daß man Fleisch, als Rindfleisch, Kalbfleisch, so selten auf dem Lande frisch bekommen kann.“

„Und die göttliche Natur,“ sagte Mademoiselle Bekmann.

„Und die Autorität, welche der Amtmann über die Bauern hat," sagte der Burgemeister.

„Schon recht," sagte Kasturius, „Sie nennen doch reelle Güter, wegen welcher Sie das Landleben dem Stadtleben vorziehen. Mich kann nichts so sehr ärgern, als wenn man den Romanen und andern solchen excentrischen Büchern die Glückseligkeit aufs Wort glaubt, welche auf dem Lande zu Hause sein soll. Mademoiselle werden verzeihen, wenn ich besonders gegen die göttliche Natur, welche Sie anzuführen beliebten, viel spreche. Was heißt das, Natur? Scheint nicht die Sonne eben so gut in der Stadt als auf dem Lande? Und wenn ich sie aus meinem Fenster kann untergehen sehen, soll ich erst mich echauffiren und einen Hügel auf dem Felde erklettern? Will ich blühende Bäume sehn, so sehe ich in der Stadt in meinen Garten; will ich an Kornfeldern mich laben, vor das Thor, und ich finde dort dasselbe, was ich zwei Meilen davon auf dem sogenannten Lande finde. Ja, ich finde sogar eine Menge Unbequemlichkeiten mehr, als in der Stadt. Man bekommt z. B. die Zeitungen weit später; bei einer zustoßenden Unpäßlichkeit ist Niemand als der ungeschickte Dorfbarbier in der Nähe. Herr Beckmann führte sehr richtig an, daß frisches Fleisch auf dem Lande eine Selten-

heit sei. Kurz, auf die eigentlichen Vorzüge des Landes vor der Stadt ist man noch gar nicht aufmerksam geworden."

„Und diese sind?" fragte Werner.

„Außer den schon genannten, z. B. der Wohlfeilheit der Jagd, der Folgsamkeit gegen die Obrigkeit, besonders die gesunde Luft; es scheint mir kein Zweifel übrig zu sein, daß, da, der Mensch dann in seinem natürlichen Zustande ist, wenn er gesund ist, und die Landluft die Gesundheit befördert, in dieser Rücksicht das Landleben der Natur des Menschen angemessener sei."

„Lieber Herr Kriegsrath," sagte Werner, „rechnen Sie denn das Vertrauen, die Annäherung dieser schuldlosen unverdorbenen Menschenclasse, wenn man unter ihnen lebt, für nichts?"

„Lieber Himmel!" sagte Nasturtius, „wie freue ich mich, daß Sie darauf kommen; eben wollt' ich davon sprechen. O wie lieb ist es mir, daß hier unsre Meinungen übereinstimmen. Wie geht es in der Stadt her? Kaum grüßt man noch; das Vertrauen fehlt ganz. Leute, denen ich einen Proceß geführt habe, gehen zu einem andern, wenn ihre ungerechte Sache einen schiefen Ausgang be-

kommen hat; um und neben mir sind Leute, die ebenfalls studirt haben, und die, wenn sie nicht eben so klug sind, wie ich, es dennoch zu sein glauben. Kurz, in der Stadt ist man auf alle Fälle in einer sehr bedrängten Lage. Wie ganz anders auf dem Lande! — Unser Herr Pastor — Unser Herr Amtmann, sagen dort die Leute, und das Wort Unser in ihrem Munde, heißt: der gelehrte, brave, verehrungswürdige Mann. — Ich hoffe, daß diese meine letzte Aeußerung über das Landleben keiner aus der Gesellschaft übel deuten wird, wie man freilich leicht könnte. Die Eitelkeit, welche darin zu liegen scheint, ist wirklich nur scheinbar. Denn Jedermann will ja an dem Platze, an welchem er steht, gern gesehen und geliebt sein."

Mit solchen schönen Gesprächen langweilte sich die Gesellschaft bis gegen drei Uhr, als um welche Stunde sie sich vom Tische erhob, und Einer dem Andern versicherte, er habe sich prächtig amüsirt.

Mademoiselle Bekmann war so einfältig nicht, daß sie nicht gemerkt hätte, was Herr Nasturtius beabsichtige; sie beschloß, ihm nicht einen Schritt entgegen zu kommen. Beide gingen also schweigend neben einander.

„Um Verzeihung," fing endlich Nasturtius an, „wie finden Sie diese Gegend?"

„Den Boden feucht und dumpf, die Aussicht beschränkt, kurz, nicht sonderlich.“

„Je,“ sagte der Kriegsrath, „was mich betrifft, so kommt sie mir sehr schön vor.“

„Der Geschmack ist verschieden.“

„Ja,“ sagte er, „wenn ich mit Ihnen gehe, kommt jede Gegend mir schön vor.“

„Sie denken sehr gutig von mir.“

Nun war guter Rath theuer. Natürlius suchte nach einer Antwort in seiner Tabaksdose, indem er den Tabak unaufhörlich mit den Fingern zerrieb. Endlich fiel ihm eine Wendung ein, welche seitdem oft gebraucht worden. Er erinnerte sich, daß er ein Deutscher sei, und sagte: „warum mache ich so viel Umstände; bin ich nicht ein deutscher Biedermann? warum soll ich einem deutschen Mädchen nicht sagen, daß ich sie liebe und heirathen will?“

Mademoiselle Bekmann ward roth, und sagte endlich: „mein Herr, ich schätze Ihren Antrag, wie ich soll, so unerwartet er mir auch kommt, aber bei der Verschiedenheit unserer Gesinnungen, welche sich noch bei Tische so merklich äußerte, und bei dem wenigen Anspruch, welchen ich

auf eine solche Ehre zu machen habe, sehn Sie wohl, daß ich mich für jetzt nicht so erklären kann, als Sie es wünschen."

„Und warum nicht?" erwiederte der Kriegsrath. „Wenn wir verheirathet sind, so werden Sie meine Grundsätze annehmen, und so hat der Streit ein Ende. Und was die Ansprüche betrifft, welche nicht zu haben Sie vergeben, so fühle ich sehr deutlich, daß Sie wohl Ansprüche auf einen bessern Mann machen können als ich bin."

„Und dann kenne ich Sie nicht genug, um mich ganz nach Ihren Wünschen zu erklären. Ich habe Sie erst zehn oder zwölfmal gesehn und gesprochen; also sehen Sie leicht, daß ich eine bestimmte Erklärung vermeiden muß."

„Aber lieben Sie mich denn nicht ein wenig? — Sagen Sie ein deutlich Ja oder Nein."

„Die Liebe ist Wirkung eines öftern Umganges, eine Wirkung der Zeit."

„Ja oder Nein, liebe Mademoiselle. Er hatte ihre Hand gefaßt, und drückte sie gegen sein Herz."

„Ich bin überzeugt, daß, wenn meine Mutter gegenwärtig wäre, sie finden würde, daß ich schon zu viel gesagt habe."

„Sie ist gegenwärtig," rief die Geheimerathin, und sprang hinter dem Gesträuch hervor. „Bist Du nicht eine

Märrin, Lottchen, daß Du Dich mit einem Menschen einläßt, der so weit unter Deinem Stande ist; mit eines Gewürzkrämers Sohn, einem Kriegsrath, der noch dazu Deine Familie verachtet, Deinen Bruder einen Kutscher nennt, und Dir gröblich ins Gesicht hinein widerspricht. Fort zur Gesellschaft. Ich glaube, die Märrin weint — Herr Kriegsrath! Sie werden mit dem Burgemeister fahren, ich werde dafür sorgen, daß mein Sohn Sie nicht mehr in Anast sehen soll. Merken Sie sich bei der Gelegenheit, daß seine Sitten und Lebensart bei Frauenzimmern weit sicherer empfehlen als ein — deutsches Betragen. Adieu."

Der Kriegsrath nahm nach einer langen Pause eine Prise Tabak und sagte: „Die Frau hat Grillen und keine Grundsätze."

Achtes Capitel.

Entschluß.

Es giebt viele Menschen, welche ihre Seele nur für das Salz halten, wodurch der Körper vor Fäulniß bewahrt wird. Menschen, deren Lebensweisheit und Lebensglück darin besteht, sich im Genusse des ebenen, trivialen bürgerlichen Lebens recht fest zu setzen, um von allen Verirrungen poetischer Menschen bewahrt zu bleiben. Diese zweifüßigen Thiere ohne Federn haben einen ganz andern Maßstab für Unglück, als bessere, höhere Menschen; wie der Gebirgsbewohner einen andern Maßstab für Größe hat, als der Bewohner einer sandigen Ebene.

Wenn ein edler alter Mann, der sich, wie ein kräftiges deutsches Sprüchwort sagt, manchen rauhen Wind hat müssen um die Nase wehen lassen, unter bürgerliches Dach und Fach unterkriecht, weil er des Ungewitters müde ist: so ist das vernünftig, rührend und erbaulich. Vernünftig, weil der Mann Zeit seines Lebens genug gelitten hat, und sein geschwächter Körper sich nach Ruhe sehnt; rührend, wegen der dankbaren Genügsamkeit, mit welcher

ein solcher Mann die bei weitem nicht köstlichsten Gaben der Natur empfangt und genießt; erbaulich endlich wegen des schönen Wohlwollens gegen die Natur, wegen dieser Aussöhnung für Beleidigungen der Jugend, welche sich nur in diesem Alter und in dieser Lage denken läßt.

Wenn aber ein junger Mensch in den Zwanzigern, der von der Welt nichts gesehn hat, als den Zipfel, welcher in die Zimmer seiner Familie hineinhangt; wenn ein solcher, der blos alt sein möchte, um ohne Vorwurf trage und eigensinnig zu sein, sein ganzes Wohl und Weh von dem burgerlichen Amte und dem burgerlichen Zirkel, welcher ihn umzieht, abhangen läßt: so bleiben die köstlichen Gaben der Natur zwar auch aus, aber mit ihnen auch das Wohlwollen gegen die Welt, die Menschen und das Schicksal, welches den strengen Ernst des Alters einzig und allein genießbar macht. Es entsteht in der Seele ein Mißverhältniß, welches bald lächerlich, bald widrig wird. Ein solcher Mensch verfolgt jugendliche Plane mit nüchternem Ernste des Alters, und spricht ohne Erfahrung über das, was nur Erfahrung lehren kann über menschliche Empfindungen. Die Seele eines solchen Menschen gleicht einem Zwerge, welchen man, dem Gesichte nach, für alt halten sollte, der aber trotzdem die Kinderschuhe noch nicht

ausgetreten hat, und nur Kinderschritte machen kann. Solche junge Greise oder alte Jünglinge haben immer viel Unglück zu erdulden, denn sie verbinden mit diesem Worte ungefähr eben den Begriff, wie eine ärmliche ängstliche Hausmutter, deren Mund und Seele den Herrn lobt, wenn es um die Waldheit nicht regnet, das Essen nicht anbrennt, der Kaffee wohlfeil und im Winter die Stube warm ist.

Wenn solchen Menschen etwas Unerwartetes zustößt, so glauben sie, dies sei etwas Ungewöhnliches, und ihre eingeschränkte Seele braucht dieselbe Zeit, das Unerwartete zu übersehen, welche der bessere Mensch vonnöthen hat, das Ungewöhnliche zu fassen, zu prüfen und zu ertragen.

Unser Kriegsrath Maturius war in allen diesen Fällen. Wenn man ihn reden hörte, so hatte man geschworen, er habe alles Unglück der Menschen allein auf sich genommen; wenn man aber genauer zusah, so kannte er von allen Krankheiten nur den Schnupfen, von allen Affecten den Miniaturen gegen das Gesinde. Freudigkeiten, welche er erfahren hatte, bestanden darin, daß seine Freunde einigemal das für sie bestellte Abendbrod versäumt hatten, und sein tiefster Gram, daß der Dieb, welcher ihm seine goldene Taschenuhr gestohlen, noch unentdeckt sei.

Kein Wunder daher, daß, als die Räthin Bekmann und ihre Tochter aus seinen Augen verschwunden waren, er vor Erstaunen außer sich nach einer Prise und seinen Grundsätzen griff, um sich so lange im Gleichgewichte zu erhalten, bis er überlegen konnte: was er gethan, ertragen, gelitten, um Mademoiſell Bekmann zu heirathen, und wie ihm alles dieſes von der Räthin ſchnöde vergolten werde.

Es kam unſerem Kriegsrath ſehr zu ſtatten, daß er in ſeiner Jugend einige Romane geleſen, und Manches von den Qualen der Liebe behalten hatte. Er konnte nun ſeinem gepreßten Herzen durch Worte Luft machen, und das that er denn auch unverzüglich.

„So fühle denn auch ich," ſprach er, „was ich nie geglaubt, die Qualen der Liebe; denn in der ganzen Stadt bin ich durch dieſen Vorfall beſchimpft, die Räthin hat mich vor Lottchen zur Rede geſtellt, die Geſellſchaft wird mein Schickſal erfahren, ich bin unglücklich. Aber ſoll ich die Hände in den Schooß legen? Soll ich meine Ehre, ohne etwas dagegen zu thun, preisgeben? Nur, wenn ich jetzt Lottchen heirathe, iſt dieſer Schandfleck aus meinem Leben getilgt. Die Eiche fällt nicht auf den erſten Hieb, und Rom ward nicht in einem Tage gebaut; ich will Alles verſuchen."

Nach diesen Worten und mit diesem Entschlusse ging er zur Gesellschaft zurück, in welcher Aller Augen auf ihn sahn, um sich zu unterrichten, was eigentlich vorgefallen sei. Man fuhr nach Hause; der Kriegsrath mit dem Burgemeister, und Werner mit Lottchen. Der Kriegsrath konnte die ganze Nacht nicht schlafen, und dachte am andern Morgen lange hin und her, wie er Alles in's Geleis bringen wollte, als ihm dies auf eine eigne Art erleichtert ward.

Neuntes Capitel.

Ein Familiengemälde oder die liebenswürdige Familie.

„Es ist aber gar nicht recht, liebe Mutter!" sagte Lottchen am Abend, „daß Sie es so gemacht haben, nun ist mit dem Kriegsrath Alles vorbei."

„Das verstehst Du nicht, dummes Ding!" sagte die Mutter, „wenn man einem Liebhaber etwas hart und rauh begegnet, das frischt an."

„Aber nur grob und schlecht muß man Niemandem begegnen; das ist sehr unrecht. Ich armes Mädchen! mein Vater hat Alles verschwendet, ich werde nun wohl im Alter darben müssen! — Gestehn Sie es nur, daß Sie sich übereilt haben."

„Nun, Lottchen," sagte die Mutter nachgiebig, „Du bist ja noch nicht alt."

„Was nicht ist, wird werden," sagte Jene, „aber es ist himmelschreiend, Jemanden, und noch dazu solch einen Narren, seine Abkunft verunwerthen, einem Dummkopfe seine Dummheit so hoch anrechnen und ihn dadurch zu beleidigen. Wenn einmal unser Glück von einem Narren abhangt, so sollten wir ihn auch nicht vor den Kopf stoßen."

„Nun ja, Kind! sei nur ruhig."

„Gestehn Sie es nur, daß Sie sich übereilt haben Es war recht gut, daß Sie uns überraschten, aber auf die Art. — Ein Glück, daß ich noch darauf kam, ein Paar Thränen fallen zu lassen, das bringt vielleicht die Sache wieder in Ordnung. Wenn er es gesehn hat, so bildet er sich vielleicht ein, ich sei in ihn verliebt. Aber sich so zu vergessen, wie Sie, Mutter, ist mir unbegreiflich."

„Nun, ich gestehe ja meine Uebereilung. — Das ist nicht genug," sagte Lottchen und stampfte mit dem zierlichen Fuße, „das ist nicht genug! Sie sollen auch die Sache wieder in's Geleis bringen."

„Wie denn, Lottchen! wie denn?"

„Das geht nicht mich an — genug, Sie haben schlimm gemacht, machen Sie wieder gut."

„Nun sieh einmal Karl," sagte die Räthin, „ist sie nicht wie eine Furie?"

„Wird wohl zahm werden, wenn Sie nur stille schweigen wollen," sagte Bekmann.

„Nun, das fehlte noch," sagte die Räthin, „daß Du ihre Partei nimmst!"

„Nun, warum denn nicht, wenn ich Recht habe?" sagte Lottchen.

„Und warum denn nicht, da sie Recht hat?" sagte Bekmann. „Einen Mann muß doch das Mädchen haben, und einen reichen Mann; denn bei uns ist, bekanntermaßen, der Reichthum nicht zu Hause. Und wer in dem Neste hier kann sie heirathen als Werner, der aber nichts bis dato hat, womit er seine Liebe füttern könnte; und der

Kriegsrath, der reich ist, und sie heirathen will. Ich dächte, Mutter, Sie machten so viel Umstände nicht; zugegriffen, ehe der Vogel wegfliegt. Lottchen fängt nach gerade an zu verfallen. Um die Augen bekommt sie schon kleine Falten, und zwei Vorderzähne hat sie auch schon eingebüßt."

„Das brauchst Du mir nicht zu sagen," fuhr Lottchen auf. „Ueberhaupt gehst Du immer darauf aus, mich zu kränken; lieber solltest Du überlegen, wie die Sache wieder gut zu machen sei."

„Was ist denn eigentlich vorgefallen?" sagte Bekmann.

„Ei! der Kriegsrath sagte mir, er wolle mich heirathen, und Mutter beherrscht ihn, springt hervor, schilt ihn eines Gewürzkrämers Sohn, und einen plumpen Menschen, weil er Dich Kutscher geschimpft; giebt ihm in meinem Namen einen Korb, empfiehlt ihm seine Sitten, und läßt ihn so stehn. Ich frage jeden Menschen — —"

„Nun," sagte Bekmann, „gieb Dich nur zufrieden; den Kriegsrath kenne ich als mich selbst den will ich noch wohl herumbringen. Der Kriegsrath ist ein Narr, bildet sich etwas darauf ein, ein unbescholtener Narr zu sein — und grämt sich gewiß, weil er meint, seine Unbescholtenheit litte unter der Geschichte. Morgen will ich zu ihm

gehn, und, nenne mich wie Du willst, wenn ich nicht Alles in den vorigen Zustand bringe. Nur das bitte ich mir aus, Frau Mutter, und Jungfer Schwester; daß mir erstlich freisteht, ihm zu sagen, was ich will, und zweitens, daß, so dumm ich künftig der Kriegsrath nehmen mag, man ihn nie merken lasse, daß er sich dumm nimmt."

„Lieber Sohn!" sagte die Räthin, „wenn Du das ausführst, und Lottchen wieder stille machst."

„Nun, ich verspreche es," sagte Bekmann gähnend, „und jetzt Ruhe! Laßt uns zu Bette gehn."

Der Verfasser dieses Werks versetzt sich im Geiste in des Recensenten Stube, welcher eben diese Scene gelesen, und schreibt nach, was er dort hört. Diese Scene, sagt der Eine mit an die Nase gelegtem Finger, scheint mir nicht zur Handlung zu gehören. Zur Handlung! sagt ein Zweiter, der schon zwei Jahre von Universitäten ist, zur Handlung gehört nun diese Scene allerdings, indem man daraus die Gemüthsstimmung ersieht, mit welcher die Worte des siebenten Capitels von der Räthin gesagt worden; aber warum haben Sie uns den ganzen Dialog erzählt?

Alles was hier zu sagen nöthig war, konnte in zwei Perioden zusammen gepreßt werden.

Unnatürlich, sagte der Dritte, wenn ich auch den Dialog entschuldige; unnatürlich bleibt immer diese Scene; denn wer erwartet von einem sanften, unschuldigen Mädchen, wie sie uns der Verfasser selbst capite 6 seq. geschildert, ein solches Betragen gegen ihre Mutter? Wie hängt dies mit ihren sonstigen Aeußerungen zusammen?

Ich will zum Scherze diese Scene in das gehörige Licht stellen, um mich gegen Recensenten Nr. 3 durch das Zeugniß zu sichern.

„Die Mädchen haben drei Charakter, wie sie drei „Arten von Kleidern haben. Der erste ist der Putzcharak„ter; das ist derjenige, mit welchem sie in Gesellschaft „auftreten. Wenn sie in diesem spielen, so tragen sie auch „immer die Putzkleidung dazu, welche aus feidnen und „modischen Kleidern, Blumen, Federn u. s. w. besteht; „in diesem Charakter ist die Geistesphysiognomie aller „Mädchen ziemlich gleich. Sie mediſiren, coquettiren, „schnattern Französisch u. s. w., woraus klärlich erhellt: „daß ein Mann, der in vollem Ernste seiner Freiheit „überdrüßig ist, diese in unsern Gesellschaften nur an „ein schönes Gesicht, nicht an eine schöne Seele verlieren „kann."

„Der zweite Charakter ist der der Liebenswürdigkeit,
„und das Kleid, welches dazu paßt, ist das Negligee. In
„diesem Charakter wird gespielt, wenn ein junger Mann
„schon Zutritt im Hause hat, und plötzlich, aber nicht un-
„vermuthet, des Morgens die Schöne überrascht. Da ist
„sie denn in einem knappen, weißen, reinlichen Jäckchen
„und plaudert, und alle Liebenswürdigkeiten dieses sanften
„Geschlechtes werden dem entzückten jungen Mann un-
„ter die Augen gerückt, bis das Herzchen und die Frei-
„heit fort ist, und er darauf schwört, daß die schöne Seele
„des Mädchens ihn gefesselt habe."

„Den dritten Charakter und das dritte Kleid bekom-
„men nur Die zu sehn, welche auf irgend eine Art das
„Vergnügen haben, mit diesen Geschöpfen in näherer
„Verbindung zu stehn! Als z. B. Kammermädchen, Gesinde,
„der Ehemann. (Denn als Braut spielt das Mädchen
„noch im zweiten Charakter.) Es besteht aber dieser dritte
„Charakter in einer gewissen Zanksucht, Rechthaberei, und
„besonders in einem bei jeder Gelegenheit ohne Absatz
„strömenden Wortflusse. Alle vernünftigen Vorstellungen,
„diesem Strome entgegengestellt, sind Steine, welche sein
„Brausen mehren und seinen Lauf nicht hemmen. Das
Kleid, welches zu diesem Charakter paßt, heißt auch

„Negligee, aber so wie der Teufel ein Engel heißt. Es „ist eben so schwarz, als jenes weiß, eben so widrig als „jenes reizend ist. Der Verfasser, welcher sehr neugierig „ist, hat sich bisweilen in dieses Heiligthum eingeschlichen, „und ist über den sonderbaren Anblick erstaunt, welchen „eine Dame, die er Tages vorher im ersten Charakter be„wundert, und zwei Stunden darauf im zweiten geliebt „hatte, im dritten Morgens zwischen acht und neun Uhr „darbot."

„Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, ich glaube Di„derot, daß ein Vater, welcher an seinem Sohne eine zu „heftige Neigung für das Theater bemerkt, ihn während „des Spieles hinter die Coulissen führen solle, um den „Zauber zu vernichten, der nur in der Entfernung und „aus einem Punkte gesehn, reizt. Ehestandslustige, welche „ihre Schönen nur immer im Charakter Nummer eins und „zwei erblicken, sollten, wie Clodius das Fest der Bona Dea „belauschte, ihre Schönen bei Waschfesten, besonders wenn „schlecht Wetter ist, überfallen, um einen kleinen Vorschmack „von dem Glücke des Ehestandes zu genießen."

Aber damit man nicht behauptet, ein Frauenzimmer habe dieses Capitel geschrieben, zurück zu meiner Verthei-

dauung. Der Leser sieht klärlich und also auch der Recensent, wenn er bis hierher liefet, daß ich Mademoiselle Bekmann in diesem Capitel in einem ganz anderen Charakter geschildert habe, als bisher. Capitel vier trat sie im Putscharakter auf, Capitel sieben fing sie an, in den Realitätscharakter überzugehen, und erst Capitel neun zeigte sie sich in dem dritten Charakter.

Aber, lieber Herr Auctor! sagt mein Recensent, dem, wie allen diesen Herren, mit dem Diplom zu recensiren, die Unfehlbarkeit inoculirt ist, lieber Herr Auctor! Bedenken Sie doch, daß zu die Realität eines solchen Charakters, wie Sie ihn eben geschildert, nicht geläugnet wird; aber daß Sie ihn in Ihrer Erzählung treffen, wird geläugnet. Wo sind hier die Mittelstufen? Wo ist das Band, z. B. welches Charakter Nr. zwei an den Nr. drei bindet?

Ich nehme bei dieser Gelegenheit eine neue Feder, denn hier wird viel Tinte fließen, und antworte: Lieber Herr Recensent! merken Sie denn nicht, daß Sie besser thun, wenn Sie schweigen? In meinem Buche, das heißt, auf diesem meinem Territorio bekommen Sie Unrecht, selbst wenn Sie Recht haben. Sie fragen noch warum? Sie schelten mich parteiisch? Hören Sie nur, ich will eben so

unparteiisch sein, als ein gewisses kritisches Blatt. Sie finden mein Buch in diesem meinem Buche, höchst schlecht und elend. Ich vertheidige mich dagegen; Sie glauben nicht und wollen antworten. Sehr gerne, ich nehme Ihre Rechtfertigung an, aber NB. Sie bezahlen Zeile für Zeile, welche Ihre Rechtfertigung einnimmt, zwei Groschen, ich aber bezahle, da es mein Buch ist, nicht nur nichts, sondern bekomme auch noch von meinem Verleger Ihre Rechtfertigung und meine Antwort bezahlt. Kann man, frage ich, wie jenes kritische Blatt einst fragte, kann man die Unparteilichkeit höher treiben? Wenn Sie ein ächter Vertheidiger desselben sind, so werden Sie diesen ganz in Ihrem Geiste geschriebenen Zeilen ihr Bravo nicht versagen können.

Das allerschlimmste aber, lieber Recensent! ist nur, daß Sie gänzlich Unrecht haben; denn wenn Sie das Ende des fünften Capitels recht genau überlegen, und bedenken, daß die Coquetterie bei Mädchen, wie der Geiz bei Männern, eine Wurzel alles Uebels ist, so werden Sie einsehn, daß ein so geartetes Mädchen gar wohl gegen ihre Mutter sich so betragen kann, als sie sich betragen hat.

Und nun, meine Herren Leser, wollen wir uns, um diesem Capitel einen guten Schluß zu verschaffen, von dem speciellen Kriegsrath Nasturtius zu dem Schicksale der Männer im Allgemeinen erheben. Was sind wir, und wozu machen uns die Weiber? Erst zu ihrer Puppe, dann zu ihrem Manne, und dann zu ihrem Kinde. Armer Nasturtius! Du wirst nicht mehr lange in Ungewißheit sein, ob Lottchen Dich liebe oder nicht; heirathen wolle oder nicht; aber es wird eine Zeit kommen, die ich, Gottlob! nicht zu beschreiben brauche, wo Du ungewiß sein wirst, ob sie Dich je geliebt hat, und wo du gewiß gemerkt haben wirst, daß Du sie geheirathet hast. Bis dahin Friede mit Deiner Seele!

Zehntes Capitel.

Der Kriegsrath Nasturtius wird herumgebracht.

Der Kriegsrath saß noch nachdenkend in seinem Sopha, und quälte sich, wie er anderer Leute dumme Streiche gegen sich gut machen wolle, als Bekmann eintrat. Eine freudige Bewunderung legte sich über das Gesicht des Kriegsrathes; denn er glaubte nun die beste Gelegenheit zu haben, sich der Familie, welche, wie er glaubte, im höchsten Grade beleidigt und auf ihn erzürnt sei, wieder zu nähern.

Nur mit der Einleitung wollte es nicht fort. Eine Einleitung zu einer Sache zu machen, scheint überhaupt sehr schwierig zu sein, daher Demosthenes so viele Exordien, als den künstlichsten Theil der Rede, schriftlich hinterließ, und der Kriegsrath Nasturtius beim Vortrage in den Sessionen in Exordien so viel hustete. Man denke sich über die Freude des Nasturtius, als Bekmann folgendermaßen sprach.

„Lieber Herr Kriegsrath! ich sehe es Ihnen recht gut an, daß Sie sich in Verlegenheit befinden, indem

Sie mit einem so groben Menschen, als ich bin, sprechen sollen; ich würde Sie auch nicht incommodirt haben, wenn ich es nicht für meine Schuldigkeit gehalten hätte, Sie wegen des Schreckens, welchen ich Ihnen gestern durch mein schnelles Fahren verursacht habe, um Verzeihung zu bitten."

„Ueber Bekmann!" sagte der Kriegsrath in voller Freude seines Herzens, „das hat ja gar nichts zu sagen, da ich Ihnen vergeben kann, so habe ich Ihnen längst vergeben."

Bekmann verstand den Witz nicht, welcher in der letzten Periode liegen sollte, und sah daher den Kriegsrath mit einem etwas dummen Gesicht an.

Unter allen Verlegenheiten, worein ein braver Mensch gerathen kann, gibt es keine, welche so drückend wäre, als Schulden gemacht zu haben, welche zu bezahlen man nicht im Stande ist, und Witz, welchen man erklären muß. In der letzten Verlegenheit steckte jetzt der Kriegsrath, und da er den Kunstgriff noch nicht kannte, seinen dummen Witz mit eigenem Lachen zu accompagniren, — eine Methode, welche besonders die witzigen Köpfe an sich haben, welche sich selbst dann schmeicheln, so mußte

er nolens volens mit einem Commentar zu seinem Einfall herausrücken.

„Sehn Sie," sagte er, „lieber Herr Bekmann, da ich Ihnen vergeben kann, nämlich, da es mir, indem ich hier mit aufrichtem Halse sitze, möglich ist, Ihnen zu vergeben ..."

„Ach!" sagte Bekmann, „verstehe schon und danke. Ich verspreche Ihnen, es soll nicht wieder geschehn. Aber sagen Sie mir doch noch eins: meine Schwester, sie sitzt im Zimmer neben an, was fehlt der? Die ganze Nacht hat sie geweint, und — ich weiß nicht, was Sie ihr gethan haben müssen. Ihren Namen genannt, und meine Mutter ist gestern Abend um uns herumgestrichen als gleichsam wie ein wildes Thier — böse im höchsten Grade, sie nahm eine Prise nach der andern, und wenn ich nicht irre, so nannte auch sie Ihren Namen."

„Lieber Bekmann!" sagte der Kriegsrath, „also geweint hat Lottchen? Sehn Sie, mit Ihrer Mutter ist das eine üble Sache. Ich erklärte Lottchen meine Liebe, und nun möcht ich fast darauf schwören, daß sie mich liebt. Ihre Mutter kam dazu, warf mir vor, daß ich Sie einen Kutscher genannt ..."

„Darein hat meine Mutter nicht zu reden; das verzeih ich Ihnen.“

„Schalt mich eines Gewürzkramers Sohn, welches mich, unter uns gesagt, sehr verdrossen hat.“

„Das thut mir leid. Nun hören Sie. Wenn Sie das wieder sagen sollte, so sagen Sie weiter nichts, als: Sie wüßten, was es mit dem Vetter, welchen sie immer so sehr lobt, und von welchem sie sagt, er sei an einer Vollblutigkeit gestorben, für eine Bewandniß habe.“

„Und, wenn ich fragen darf, was für eine hat es?“

„Sehn Sie, ich will es Ihnen sagen, Sie werden es nicht mißbrauchen. Mein Vetter war Cassenbedienter in P. und ein ganz hübscher Mensch, nur ein wenig zu vollblutig, dazu hatte er immer einen gewissen Schimmer vor den Augen, welcher ihn hinderte, die fürstliche und seine Casse gehörig zu unterscheiden. Nach einigen Jahren fand sich die Verwechselung. Darüber ward der Fürst so böse, und mein Vetter bekam einen solchen Schreck, daß einige Zeit nachher das Blut ihm zu heftig nach dem Kopfe stieg, und ihn auf freiem Felde, vor den Augen mehrerer hundert Zuschauer, der Schlag rührte. Verstehn Sie mich?“

„E — ja,“ sagte der Kriegsrath, und dachte bei sich: „eine hübsche Familie!“

„Ich wette,“ fuhr Bekmann fort, „wenn Sie ihr das sagen, ist sie still wie ein Mäuschen.“

„Und dann ist ihr mein Stand, als Kriegsrath, so wichtig.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, sie sieht darüber weg.“

„Und endlich empfiehlt sie mir seine Sitten und Weltkenntniß. Denken Sie —“

„Das ist nun ein schlimmer Punkt! Meine Mutter will, alle Männer sollen so sein, wie die Affen in den Residenz, aus denen man nie klug wird, und welche ich in meinem Leben nicht habe leiden können. Aber es wird doch gehn, lieber Kriegsrath! Sehn Sie, für das Mädchen expire ich Ihnen. Seitdem wir hier wohnen, hat sie von nichts, als von Ihnen gesprochen. Aber das ist das Unglück, daß meine Mutter auf Sie böse, und meine Schwester eine gar zu zärtliche Tochter ist. Das verführe ich Ihnen, sie würde eher vor Liebe sterben, als meiner Mutter ungehorsam sein; also die Tochter, ohne die Mutter, auf Ihre Seite zu bringen, ist nichts. Aber meine Mutter liebt dagegen ihre Tochter so außerordentlich, daß Alles,

was ihrer Tochter geschieht, sie als ihr selbst erwiesen ansieht. Sie sagt oft, sie könne sich keine bessere Tochter wünschen; und noch gestern Abend hat sie vor Freuden über ihr Kind beinahe geweint."

„Was soll ich thun?"

„So wie Werner, Verse auf meine Schwester machen, ihr ein Ständchen bringen, meine Mutter um Verzeihung bitten, Briefchen an meine Schwester schreiben — ich will sie bestellen — sich um die Familie irgend ein Verdienst zu erwerben suchen."

„Aber wie? lieber Bekmann!"

„Halt," sagte Bekmann, „mir fällt etwas ein; doch nein; meine Mutter würde mir für immer gram werden, freilich Ihnen für immer gut." —

„O, lassen Sie hören!" sagte der Kriegsrath.

„Haben Sie etwa zwei oder dreihundert Thaler liegen?"

„O ja," sagte Nasturtius, „einen Nothpfennig."

„Nun gut," sagte Bekmann, „ich will es für Sie wagen; ich gehe jetzt gleich nach Hause, und sage meiner Mutter, ich hätte Schulden, und wüßte weder aus, noch

ein. Sie wird böse werden und fürchterlich auf mich schelten; dann komme ich zu Ihnen zurück: Sie geben mir zweihundert Thaler, ich Ihnen eine Verschreibung. Kaum bin ich fort, so schreiben Sie an meine Mutter, und schicken ihr die Verschreibung; sagen, bei einer Familie, wie die ihrige, gelte ein Wort so viel, als ein Wechsel. Ich wette, sie schickt Ihnen statt der Verschreibung das Geld zurück, und findet sich wegen des zweifelnen Zutrauens unendlich geschmeichelt."

„Aber," sagte der Kriegsrath, „könnte das ganze Geschäft nicht, ohne daß ich Ihnen das Geld auszahle, abgemacht werden?"

„Für's Erste," sagte Bekmann, „wissen Sie, wie das mit Geldsachen ist. Sie würden meine Verschreibung nicht mißbrauchen, das weiß ich; aber man kann doch nicht alle sonderbaren Zufälle berechnen — und zudem habe ich wirklich Schulden; sehn Sie nur, der Pfiff ist dieser, daß meine Mutter auf diese Art zum Bezahlen gezwungen wird, und sich noch obenein bei Ihnen bedanken muß."

„Ja," sagte der Kriegsrath, „wir wollen uns das überlegen."

„Gut," sagte Bekmann, und ging, kehrte aber an der Thür noch einmal um. „Noch eins: Werner ist wirklich in meine Schwester verliebt, aber das Allerschlimmste ist, was er mir sub rosa vertraut hat: sein Vater will ihm in X. einen Geheimenrathsposten verschaffen; machen Sie also geschwind, wenn Sie etwas thun wollen, denn der Geheimerathstitel könnte meine Mutter leicht blenden, und ohne Einwilligung der Mutter thut meine Schwester nichts."

Eilftes Capitel.

In welchem der reine Verstand des Kriegsraths Nasturtius in's Unreine übergeht.

Als Bekmann den Kriegsrath verlassen hatte, so war der erste Gedanke, welcher ihm einfiel, ob auch Bekmann ihn nicht vielleicht foppe. Er setzte sich hin und summirte Alles. „Erstlich," sagte er, „soll das Mädchen mich lieben, wie Bekmann sagt. — Nun, das glaub' ich; denn als die Mutter dort im Walde sie schalt, so weinte sie bitterlich; das habe ich gesehn; und dann wäre es ja

so etwas Außerordentliches nicht, wenn sich einmal ein Mädchen in mich verliebte. Zweitens soll Werner eine Stelle in L. bekommen und Geheimerath werden; der Bürgermeister hat mir schon oft merken lassen, daß er in L. Connexionen habe; darin ist also auch nichts Widersprechendes. Ferner, die Mutter, welche freilich Ursache zu haben glaubt, auf mich böse zu sein, wird dem Geheimenrath Werner das Mädchen eher geben, als mir, dem Kriegsrath, ihre Eitelkeit verrieth sich ja deutlich genug bei der Szene im Walde. Summa, ich werde geliebt, habe einen Nebenbuhler, welcher furchtbar ist, und muß also eilen, wie Bekmann richtig bemerkt. Aber die Mittel, welche er vorschlägt: sich Geld zu leihen, — das ist bedenklich, und noch dazu zweihundert Thaler, von denen das Brautkleid bestellt und die Hochzeit bequem könnte ausgerichtet werden.

„Ein Ständchen bringen, ginge eher an; aber werden sich nicht Leute auf der Gasse versammeln? Wird man sich nicht über den Kriegsrath wundern, welcher, wie ein Jüngling, die Straßen mit Musik durchzieht? O, daß hier Spanien wäre! aber, eben weil es hier nicht ist, wird mein Betragen den Leuten spanisch vorkommen.

„Die Mutter um Verzeihung bitten! Was hat sie

mir im Grunde zu verzeihn? Am Besten, ich mache Verse. Diese setzen mich nicht in Unkosten, und wirken vielleicht, wie ich es wünsche."

Der Kriegsrath räusperte sich, nahm Papier und Feder, goß frische Tinte in das Tintefaß, setzte sich, schrieb, strich aus, und auf dem Papier stand nach Verlauf von anderthalb Stunden noch immer nichts, was einem Gedanken, vielweniger einem Reime ähnlich gesehen hätte.

Er sprang auf, ging in der Stube herum, nahm den Quistorp über das peinliche Recht aus seiner Bibliothek, las eine Stelle, ob er etwa durch ein Wort auf einen Gedanken zu einem Gedichte käme, vergeblich! — Voller Verzweiflung trat er an das Fenster, und eben ging Werner vorbei und grüßte ihn freundlich. Dem Kriegsrathe schoß ein Gedanke durch die Seele, der seinen Beifall so sehr hatte, daß er ihn sogleich ausführte. Mein Nebenbuhler, dachte er, soll mir selbst die besten Waffen in die Hand geben, mit welchen ich ihn besiegen will; diese Rache ist zu lustig und zu menschlich, um nicht erlaubt zu sein. Werner soll mir die Verse machen, die das Herz des spröden Lottchens auf meine Seite bringen sollen. — Er rief den Referendarius.

„Lieber Herr!“ sagte Nasturtius, „ich bin in keiner kleinen Verlegenheit: ein guter Freund von mir ist verliebt, und hat mich gebeten, Verse auf sein Mädchen zu machen. Verse machen war von jeher meine Sache nicht, da es nicht zum praktischen Leben gehört; und also wurden sie mir sehr sauer, und doch dabei schlecht werden. Ich weiß, Sie treiben solche galante Allotria; wollten Sie mir wohl den Gefallen thun und einige verfertigen?“

„Es ist wohl ein Geheimniß, wer der schmachtende Schafer ist?“

„Ja,“ sagte der Kriegsrath.

„Sie sind es gewiß nicht,“ sagte Werner lachend.

„Bewahre mich Gott!“ sagte der Kriegsrath, und wurde im Gesichte roth.

Werner fixirte ihn, setzte sich, und fragte lachend: „Lieben Sie die längere oder kürzere Gattung?“

„Die kürzere,“ sagte der Kriegsrath. „Wenn Sie etwas von den schönen Augen anbringen können —“

„Gut,“ sagte Werner. „Kennen Sie denn die Dame? Hat sie wohl so schöne Augen, als Mademoiselle Bekmann.“

„O ja," sagte der Kriegsrath bestürzt.

„Eine kleine Geduld," erwiederte Werner, welcher nach und nach die ganze Sache errieth, und setzte sich zum Schreiben. Nach zwei Minuten, in welchen er es sich recht sauer werden zu lassen schien, sagte er: ich bin in die epigrammatische Gattung hineingerathen — hören Sie:

„Deiner Augen funkelnd Feuer,
Schmelzet Rußlands tiefsten Schnee,
Und das Eis wird selbsten theuer
An dem innern Caspier-See.
Ihre helle Gluth entbrennet,
Mein Dich zärtlich liebend Herz;
Lindre, Freundin, den Schmerz,
Der der ewig Dein sich nennet.

Peter Nasturtius,
Kriegsrath."

„Wie gefällt Ihnen das?"

„Gut," sagte der Kriegsrath. „Sie haben dabei die Hyperbel anzubringen gesucht; sehr gut."

Kaum war Werner fort, als Nasturtius dieses Gedichtlein zierlich abschrieb und an Mademoiselle Bekmann adressirte.

Der Bediente war noch nicht zurück, als Bekmann schon bei dem Kriegsrathe war. In der Freude seines

Herzens erzählte er ganz offenherzig, wie Werner, wenn er am Ende erfahren würde, daß er das Werkzeug zur Beförderung der Absichten des Kriegsraths gewesen, gewiß sich ärgern werde; aber Beckmann schüttelte den Kopf, und eine leise Ahnung der Zukunft durchflog seine Seele.

Der Bediente kam von der Räthin Beckmann, mit einem Billet versehen, zurück, welches von Wort zu Wort so lautete:

„War es noch nicht genug, daß Sie meiner Tochter mit einer ihr unangenehmen Liebe zur Last fielen? Mußten Sie sie auch noch verspotten? Oder meinen Sie, daß wir im Ernste glauben sollen, Sie hätten das an uns geschickte platte Gedicht als ein gutes poetisches Produkt, und nicht aus Spott und Neckerei uns gesandt? Wir verbitten uns dergleichen, für einen Mann in Ihren Jahren sehr unanständige Späße."

Beckmann ärgerte sich innerlich, daß seine Mutter und Schwester seine Warnung den Kriegsrath nicht für gar zu klug anzusehn, so wenig befolgten; noch mehr aber ärgerte er sich über Werner, welcher hier wider Vermuthen zwischen alle seine Plane trat und sie zu zerstören drohte. Er verbarg weislich seinen Verdruß und sagte

zum Kriegsrathe; es thue ihm leid, er müsse auf etwas Anderes denken, um sich seiner Schwester zu empfehlen.

Der Kriegsrath war in Verzweiflung; wie ein Pfeil schoß es durch seine Seele, daß Werner ihn blos zum Besten gehabt, das Gedicht mit Willen in solch einem eignen Tone abgefaßt habe, um ihn einer Prostitution auszusetzen. Er erinnerte sich, wie oft ihn Werner gereizt, daß er während des Schreibens dieses Gedichtes oft gelacht, und daß in der Verwirrung er es vielleicht zu deutlich habe merken lassen, daß das Gedicht für ihn oder vielmehr für Mademoiselle Bekmann sein sollte. Er dachte sich, wie die Mathin und Lottchen dies Gedicht, als seine Arbeit und als eine Probe seines Talents für die Musen, in allen Gesellschaften verspeisen, wie Werner über ihn triumphiren, und eben dadurch Lottchens Liebe in hohem Grade gewinnen werde. Sein Kopf ward ihm wirre, er wendete sich mit einem betrübten Blicke an Bekmann, und sagte: „Helfen Sie mir, ich bitte Sie um Gotteswillen! sonst werde ich zum Stadtmädchen.“

Bekmann hatte die ganze Zeit über in Gedanken gestanden. „Beruhigen Sie sich. Bringen Sie meiner Schwester auf meine Verantwortung heute Abend ein

Ständchen. Ich stehe Ihnen dafür, daß sie es gut aufnimmt, dem jungen Werner soll aber dieser Streich nicht für genossen hingehen. — — Noch eins: haben Sie sich das mit dem Gelde überlegt?"

„Wenn es nur nicht gar zu viel wäre," sagte der Kriegsrath.

„Sie haben Recht," sagte Bekmann, und überrechnete, daß er nur hundertunddreißig Thaler Schulden habe. „Wissen Sie was, geben Sie mir hundert Thaler, und wenn Alles nichts helfen sollte, so schicken Sie die Verschreibung meiner Mutter. Da ich gänzlich ohne Sicherheit bin, so wird sie aus dieser Handlung Ihre uneigennützige Großmuth und Ihre Zuneigung gegen unsere Familie hinreichend ersehen."

„Es sei!" sagte der Kriegsrath in der Betäubung, und nahm das Geld aus dem Schranke, zählte es auf, und indem er den Arm darüber hingebreitet hielt, sagte er freundlich zu Bekmann: „Hier nehmen Sie, bringen Sie es dahin, daß ich Lottchen heirathe, ohne mir von meinem Ansehen etwas zu vergeben, ohne das Mährchen der Stadt zu werden, gern, gern, will ich noch einmal so viel verlieren."

Bekmann hob die Summe sogleich in die Tasche und ging nach Hause. Hier schalt er sowohl die Schwester, als die Mutter, weil, wie er sagte, sie sich den Kriegsrath nicht dumm genug vorgestellt hatten, entdeckte ihnen den Zusammenhang mit dem Gedichte, sagte ihnen, daß der Kriegsrath auf den Abend gegen neun Uhr seiner Schwester ein Standchen bringen werde, und bat Beide, sich gut zu nehmen; dann ging er nach einigen Tabagien, zu mehrern Pferdeverleihern, und endlich auf den Rathskeller, weil er an allen diesen Orten schuldig war.

Zwölftes Capitel.

Ein Vorfall, welcher von dem reinen Verstande des Nasturtius nichts übrig läßt.

Nasturtius ging etwas beruhigt im Zimmer umher; er schickte nach den Musikanten, überlegte, welche Lieder er vor Bekmann's Thur wollte spielen lassen, und wünschte der Zeit Flügel und die Nacht herbei, welche diesmal heiter und schön durch den Mondschein erhellt zu werden schien.

Ein Larmen auf der Gasse machte ihn aufmerksam; Bekmann und Werner, welchen ein Trupp Leute folgte, kamen sankend die Straße herab und gerade auf Nasturs Haus zu.

Als Bekmann nämlich auf den Rathskeller gekommen war, hatte er Werner getroffen, und weil er diesem die Verhaft mit dem Gedichte nicht vergeben konnte, welche neue Zeugen und neuen Aufenthalt verursacht hatte; so suchte er Gelegenheit zu Handeln, welche bei beiden jungen Leuten bald in Thätlichkeiten übergingen. Bekmann demonstrirte mit geballter Faust Wernern sein Unrecht, bis dieser auf die Straße lief und Bekmann zum Kriegsrathe citirte, dem die Schlichtung solcher kleiner Polizeihändel nach einer alten Gewohnheit aufgetragen war. Bekmann ließ sich dieses nicht zweimal sagen, sondern folgte ihm sofort.

„Ich komme," sagte Werner, indem er vor den Kriegsrath trat, „diesen ungezogenen Menschen, welcher mich schimpft und ohne alle Ursache schlägt, bei Ihnen zu verklagen."

Der Kriegsrath ward blaß wie die Wand, besonders da Bekmann einfiel: „Ja, allerdings! ich habe diesem

Patron hier, diesem Philister, welcher Sie und mich und meine Schwester zum Besten gehabt hat, eben ein wenig den Rücken gewärmt."

„Bemerken Sie, Herr Kriegsrath! daß er sein Vergehen eingesteht?" sagte Werner. „Oder haben Sie nicht ausgeschlagen?"

„Allerdings!" sagte Bekmann; „aber warum macht er Ihnen solche Gedichte vom runden Casper-See!"

Der Kriegsrath stand in der größten Angst da. „Liebe Herren!" sagte er endlich schwitzend, „Alles genau erwegen, haben Sie Beide Recht — versöhnen Sie sich!"

„Ich mich versöhnen?" sagte Bekmann; „er blutet ja nicht einmal; nein! dem muß ich noch einmal zu Bucket steigen."

„Er Recht?" sagte Werner; „Er, der zuerst a verbis ad verbera übergingt Ich verlange strenge Gerechtigkeit, Herr Kriegsrath! und bitte darum, daß Sie mich und ihn den Gesetzen gemäß richten."

„Lieber, lieber Werner!" sagte der Kriegsrath in der größten Angst, „Sie sind offenbar Schuld an allen Händeln, Sie haben diese Verse in-iidiose et dolose geschrieben."

„Gesetzt," sagte Werner, „ich gestände das ein. Haben Sie sie nicht approbirt? Haben Sie sie nicht gelobt? Und alles Mögliche zugegeben; was folgt anders daraus, als daß Sie Ursache haben, auf mich böse zu sein; aber nicht dieser Herr hier."

„Während der Zeit hatten einige Einwohner des Städtchens den Bürgermeister von dem Unglücke, welches seinen Sohn betroffen (wie sich die Leute ausdrückten) benachrichtigt, und er kam in Person zum Kriegsrath. Dieser ließ Beide abtreten und wendete sich dann an den Bürgermeister und erzählte ihm die Sache, ohne ihm jedoch seine Liebe und Absichten gegen Lottchen zu entdecken. „Ich weiß nicht," sprach er, „was ich thun soll. Ihr Herr Sohn dringt so bitter in mich, und hat offenbar das Recht auf seiner Seite, und doch möchte ich so gern den jungen Bekmann schonen."

„Schonen!" sagte der Bürgermeister; „das sollen Sie wohl bleiben lassen! ja, wenn mein Sohn Unrecht hätte, da wäre das Schonen am rechten Orte. Aber der Bekmann, das ist der rechte Mensch, der chicanirt ja hier Jeden, und ist doch nicht einmal in dieser Stadt geboren. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht einfallen, diesen

hochmüthigen Habenichts gegen ein Stadtkind und den Sohn Ihres Vorgesetzten in Schutz zu nehmen."

Der Kriegsrath antwortete in der höchsten Angst: „aber, lieber Herr Burgemeister! bedenken Sie doch nur das Eine, daß Herr Bekmann ebenfalls von Familie, und eines Geheimenraths Sohn ist."

„Aber nicht aus der Stadt, wo ich Burgemeister bin," sagte Jener; „er ist ein Mensch, dem man den Daumen auf's Auge drücken muß, und dazu findet sich grade hier die Gelegenheit. Ich hoffe, Sie werden ihn so strenge als möglich halten, und da keine Zeugen vorhanden sind, die Sache so drehen, daß mein Sohn, und nicht Bekmann, zum Eide gelassen wird."

„Aber," schrie der Kriegsrath, welcher plötzlich in Verzweiflung fiel, „aber lieber Herr Burgemeister! es sind ja **mitigantia** genug für Bekmann da. Werner hat offenbar gewußt, daß die Verse an Mademoiselle Bekmann gelangen sollten." — — —

„Gut," sagte der Burgemeister, „meinethalben! Wollen Sie Fremde gegen Einheimische in Schutz nehmen; meinetwegen! Ich weiß, was sich mit der Gerechtigkeit machen

laßt, und sehe voraus, mein Sohn wird Unrecht erhalten. Aber das schwöre ich Ihnen! daß dann der Publication des Urtheils an, wenn mein Sohn nicht Satisfaction erhält, ich Ihr Feind werde, Ihr bitterer, persönlicher Feind! Sie wissen, was das sagen will, wenn ein Vorgesetzter uns nicht wohl will."

„Lieber Herr Burgemeister!" sagte Nasturtius bittend —

„Thun Sie, was Sie wollen," fuhr Jener fort. „Meinen Sohn werden Sie wohl entlassen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich für ihn verbürge. — Komm, Fritz!" sagte er, und rief seinen Sohn aus dem Nebenzimmer — dann näherte er sich dem Kriegsrath noch einmal und sagte leise: „meine Feindschaft oder Freundschaft; wählen Sie."

Kaum war der Burgemeister fort, als Nasturtius Bekmann rief und zu ihm sagte: „Lieber Bekmann! ich bitte Sie um Alles in der Welt, gehn Sie zum Burgemeister, zu Werneru, und bitten Sie ab; ich kann Sie nicht retten, ich muß Sie condemniren."

„Wie?" sagte Bekmann, „ich abbitten? Sie mich condemniren? Machen Sie nur, daß ich zum Eide komme.

Zeugen waren ja nicht bei der ganzen Geschichte. Der Marqueur war ja im andern Zimmer und der Wirth in der Küche."

„Ich kann mir doch den Bürgermeister nicht zum Feinde machen," sagte Nasturius.

„So! aber mich, mich kann der Herr sich zum Feinde machen. Gut, Sie sollen mich condemniren, immerhin! — aber meine Schwester heirathen: das sollen Sie nicht; und das Gedicht, was Sie, dumm genug, für ein schönes Product ansahen, wollen wir in der Stadt so bekannt machen, daß die Buben auf der Straße mit Fingern auf Sie zeigen sollen."

„Verdammtes Schicksal!" schrie Nasturius, und stampfte mit den Füßen.

„Adieu!" sagte Bekmann kaltblutig, „ich gehe nach Hause und erzähle meiner Schwester, wie zärtlich Sie sie lieben."

„Haben Sie denn nicht selbst eingestanden, daß Sie ausgeschlagen?" sagte Nasturius.

„Allerdings!" erwiederte Bekmann, „aber wem habe ich es eingestanden? Ihnen. Niemand hat der Geschichte zugesehn, und Sie werden doch nicht gegen mich zeugen?" —

Er sah ihm fest in's Gesicht und sagte endlich, mit einer bedeutenden Bewegung an seinem Stocke — „hören Sie!"

„Was soll ich anfangen!" sagte der Kriegsrath, „entweder ich werde von Ihrer, oder von der Familie des Bürgermeisters beschimpft; ich werde zum Stadtmährchen. O, daß das Schicksal sich meiner erbarmte! — Nun gut, lieber Reimann! ich verspreche, alles Mögliche für Sie zu thun, lassen Sie mir nur Zeit bis morgen. Heute Abend bringe ich übrigens Ihrer Schwester ein Ständchen."

„Meinetwegen," sagte Reimann und ging. „Aber ich sage es Ihnen vorher, es hilft Ihnen nichts, wenn Sie sich nicht vernünftig nehmen."

Der Kriegsrath erwartete nun in der größten Unruhe den Abend.

Dreizehntes Capitel.

Welches ohne Ueberschrift bleibt.

Der so lange gewünschte Abend kam. Alles war, wie es der Kriegsrath sich gedacht hatte: eine schöne mondhelle, etwas kühle Nacht, welches den Mantel rechtfertigte, den der Kriegsrath, um der Sache einen mehr romantischen Anstrich zu geben, umnahm, wenig Leute auf der Straße, nur hier und da vertrat sich ein Unteroffizier mit zwei Mann Soldaten, unter der Rubrik Patrouille, die Zeit. Unter diesen günstigen Aspecten, mit Liebe im Herzen, stellte der Kriegsrath mit seiner musikalischen Suite das Haus, und zog vor das Bekannische.

Kaum hatten die Musikanten auf ihren Fagots, Geigen und Clarinets die ersten zehn Tacte von dem bekannten Liede: Dein gedenk ich ꝛc., hergeflötet, als sich die umliegenden Fenster und nicht wenig nahgelegene Thüren öffneten, und eine Menge zuschauender Zuhörer den Kriegsrath umringten, sich in seinen blauen Mantel tief einzuhüllen, damit er nicht erkannt werde. Endlich klirrte ein

Fenster des geliebten Hauses. Lottchen, im Kleide des zweiten Charakters, zeigte sich, und bewies dadurch, daß sie diese Bemühung des Kriegsraths um sie nicht mißbillige. Unser Nasturtius fühlte hier einmal wieder eine schwache Ahnung jener schönen Leidenschaft, welche unser Herz so hoch schwellt, und würde ganz glücklich gewesen sein, wenn er nicht in der Entfernung ebenfalls einen blauen Mantel gewahr geworden wäre, welcher sich ihm immer mehr und mehr näherte und um ihn herumschlich.

Der Kriegsrath fühlte eine Art von Furcht, da die ganze Gestalt dicht vor ihm vorbeistrich, und war eben deßwegen mehr aufgelegt zum Beleidigen, als sonst. Plötzlich eilte der Unbekannte weg, und erschien bald darauf wieder, als eben die Musikanten das Lied: Schön wie Florens Grazien, aus ihren Instrumenten hervorzerrten. Der Unbekannte war jetzt masquirt und stellte sich hinter die Musikanten, zog eine kleine Trommel unter dem Mantel hervor und fing an zu trommeln.

Niemand der Umstehenden unterstand sich, Einspruch zu thun, Manche, weil sie glaubten, der Unbekannte gehöre mit zu den Musikanten, und die Trommel zur türkischen Musik, Andere, weil ihnen die ganze Sache

nichts anging, und sie sich nicht in unnütze Händel verwickeln wollten.

Der Kriegsrath dagegen war außer sich vor Zorn und Verdruß, besonders da sich der Unbekannte mit den Musikanten in Reih und Glied stellte, und ohne Aufhören den Zapfenstreich schlug. Gern hätte er seinen Verdruß in sich selbst erstickt, wenn er nicht deutlich aus Lottchens zärtlichem Munde gehört hätte: „Wenn nur der fatale Mensch mit der Trommel stille wäre.“ Ehe er daher das Lied, welches er noch vor ein paar Tagen von Lottchen lesen und singen hörte: „Wenn die Nacht mit süßer Ruh, anfangen ließ, so näherte er sich, zitternd vor Furcht, dem Unbekannten, und sagte ihm höflich: „Lieber Herr! Sie haben nämlich die Freiheit, auf Ihrer Trommel zu spielen, so viel als Sie wollen; allein ich bitte inständigst, nur so lange sie ruhn zu lassen, bis ich mein Ständchen vollendet.“

„Ich will nicht!“ sagte dieser ganz kaltblütig und fing an den Fahnenmarsch zu schlagen. „Sie haben mir nichts zu befehlen.“

Die Stimme kam dem Kriegsrath, trotzdem, daß die Maske sie dämpfte und der Mensch sie geflissentlich verstellte, dennoch bekannt vor.

„Wissen Sie wohl," sagte der Kriegsrath, „daß Sie ein Tumultuarius sind?"

Der Unbekannte antwortete nur durch Trommelschlag.

„Ei!" sagte der Kriegsrath in vollem Aerger, „schon getrommelt? in Wahrheit schon getrommelt! Wollen Sie," setzte er spöttig hinzu, „nicht auch Feuerlarm schlagen?"

„Wenn Ihnen damit gedient ist," sagte der Unbekannte, und fing an; aber kaum hatte er die ersten Schläge gethan, als der Kriegsrath seinen Mantel von sich warf und den herumliegenden Leuten mit lauter Stimme zurief:

„Ich bin der Kriegsrath Naturius, im Namen der Polizei befehle ich Euch, greift mir diesen Tumultuanten, welcher die Stadt in Allarm bringen will."

Die Leute standen ungewiß, ob sie zuerst an ihre Nasen oder den Trommelschlager greifen sollten.

„Greift ihn!" schrie Naturius, „im Namen der Polizei!"

„Verhaftet!" rief Werner, riß die Maske ab und warf dem Kriegsrath die Trommel an den Kopf, „daß sich Keiner unterfängt," sagte er zu den Leuten, welche, indem sie den Sohn des Bürgermeisters erkannten, schon zurückwichen.

„Packt ihn!“ sagte der Kriegsrath.

Hier vergaß Werner sich selbst. Es erbittert nichts mehr, als kleine Niederträchtigkeiten, und Werner, welcher wirklich die Verächtlichkeit des Kriegsrathes tief fühlte, konnte sich nicht enthalten, mit allen fünf Fingern dem Kriegsrathe seine Empfindung auf die Backen zu schreiben.

Aber nun verlor auch der Kriegsrath die Besinnung. Vor den Augen seiner Geliebten von seinem Nebenbuhler auf diese Art geliebkost zu werden, das war zu viel. Er stürzte wüthend auf Wernern los, und fiel ihm geradezu in die Haare. Die Zuschauer, welche noch nie zwei Honoratiores sich hatten prügeln sehn, standen in starren Gruppen umher, und die Musikanten wußten nicht, ob sie gehn oder bleiben sollten. Plötzlich aber kam Hülfe, freilich nicht vom Himmel, aber doch von oben. Aus dem zweiten Stocke des Bekmannischen Hauses war Herr Carl Bekmann, die Hände bewaffnet mit einem Knotenstock, in dem Nachtcamisol, Pantoffeln und Schlafmütze, herbeigeeilt, und drohte der Bataille den Ausschlag auf Natursine' Seite zu geben.

Eben machte sich Werner fertig, mit Verlust seiner Trommel und seines Mantels, das Feld zu räumen, weil

Bekmann seine Batterie — den Knotenstock — unaufhörlich auf seinen Rücken spielen ließ; schon hatte der Kriegsrath einige Wunden an der Nase und dem Munde erhalten, als plötzlich die militärischen Spaziergänger, jene eben gedachte Patrouille, die Straße herabkam, und froh, endlich etwas Anderes in die Hände zu bekommen, als die Musketen und Commisbrod, mit schnellen Schritten nach dem Orte des Streites hineilte.

„Halt!" rief der Unterofficier, und streckte seinen Stab über die Kämpfer aus, wie Moses einst über das rothe Meer. Aber die Kämpfer trennten sich nicht; denn eben war Werner zwar zu Boden gerissen, aber zugleich mit ihm der Kriegsrath, und dessen Rücken fing, wie ein Schild, die Streiche auf, welche Bekmann Wernern zugedacht hatte.

„Burschc, greift zu!" sagte der Unterofficier, und in einem Momente waren alle Parteien entwaffnet, von den Soldaten in die Mitte genommen, und nun ging der Zug, begleitet von einer Menge Zuschauer, nach der Hauptwache.

Wenn Herkules zu unsern Zeiten gelebt hätte, und von Soldaten arretirt wäre; so hätte er keine bessere Figur

machen können, als Bekmann, welcher in einer Jacke und langen Hosen aus Nanking, mit aufgelöstem Haare, seinen Knotenstock, gleich einer Keule, auf der Schulter, zwischen den Soldaten, mit zur Erde gesenktem, aber nicht betrübtem Blicke einherging. Ganz anders betrug sich Werner; er sprang lustig und lachend zwischen den Soldaten herum, erkundigte sich, wer die Wache habe? und freute sich, daß er den Officier kenne. Aber ein wahres Jammerbild war der Kriegsrath. Beschmutzt, blutig, mit geblautem Rücken, mit gesenktem Auge, ging er einher, und erwartete, daß in jedem Augenblicke die Welt vergehen sollte, damit er von der Schande befreit werde.

Endlich kam man an die Hauptwache. Der Unterofficier präsentirte seine Arrestanten dem Officier, welcher seit einem halben Jahre das Recht erhalten, sich auf dem Rücken seiner Untergebenen eine Motion zu machen, und dieser examinirte die Gefangenen auf der Stelle. Da Werner sein guter Freund war, das heißt, da er sich mit Wernern mehrmals betrunken und mit ihm öfters gespielt, dieser ihn in Punsch freigehalten und sein Geld an ihn verloren hatte, so behielt er den Referendarius bei sich, Bekmann aber und den Kriegsrath schickte er in die Wachtstube und ließ sie unter die Pritsche kriechen. Zwar

betheuerte Naſturtius, er ſei ein Mann vom Stande, zwar drohte Bekmann, er würde den Officier ſchon zu faſſen wiſſen; allein da Werner ſchlechterdings darauf beſtand: Beide nicht zu kennen; ſo that der Officier ſeine Pflicht und chicanirte Beide ſo viel als möglich.

Der arme Naſturtius mußte alſo eine ganze Nacht hindurch die Musketierſpäße in der Wachtſtube anhören, welche Bekmann übrigens ſehr beluſtigten. Naſturtius ſchrieb am frühеſten Morgen ein Billet an den alten Oberſten, worin er um ſeine Freiheit bat, wobei ſein zerknirſchtes Herz Wernern mit einſchloß. In einer Viertelſtunde war Befehl an den Officier und ein Verweis wegen der Behandlungsart da, und nach 6 Uhr Morgens gingen alle Drei nach ihrer Wohnung zurück.

Vierzehntes Capitel.

In welchem Naſturtius ſeinen verrenkten Verſtand einzurichten verſucht.

Kaum war Naſturtius in Freiheit, als er ſich in ein anderes Kleid warf und zu dem Burgemeiſter eilte.

„Was wollen Sie?“ fuhr ihn dieſer an.

„Ach!“ ſagte Naſturtius, „nichts als eine Sache in's Geleis bringen, welche verdammte Zufälle aus demſelben gebracht haben: mich mit Ihnen verſöhnen. Hören Sie nur, ſo wie die Sache jetzt liegt, kommt es nur auf mich an, Ihren Sohn einer Proſtitution auszuſetzen. Das, was Bekmann gegen ihn gethan hat, das Ausſchlagen, hat er gegen mich gethan; und da er ſich gegen Bekmann und ich mich gegen ihn gewehrt habe, ſo ſteht von dieſer Seite die Sache ganz gleich; und es iſt das Beſte, daß wir gleich und gleich mit einander aufgeben laſſen, für meine Partheilichkeit gegen Bekmann bin ich durch die Nacht, welche ich auf der Wache zugebracht habe, geſtraft genug. Aber nun könnte ich allerdings Ihren Sohn belangen, daß er gegen den Officier geläugnet, daß er mich

kenne und mir dadurch jene herabwürdigende Behandlung zugezogen hat. Aber ich biete die Hand der Versöhnung, und will Alles gern vergessen, wenn Sie mir Ihre Freundschaft nicht entziehn, und Ihren Sohn dahin vermögen wollen, daß er Bekmann nicht verklagt. Denn ich will Ihnen entdecken, was noch Niemand in der Stadt weiß — ich werde wahrscheinlich Mademoiselle Bekmann heirathen."

„Heirathen," sagte der Bürgermeister, „wollen Sie die Bekmann? Hätten Sie mir das gestern gesagt, so hätten wir uns sogleich vertragen können; denn ich will es Ihnen nur gestehn: mehrere Leute haben mir gesagt, daß mein Fritz sich um das Mädchen Mode gäbe, welches mir, da sie keinen Heller Vermögen hat, sehr unlieb war; nun, dachte ich, hätten Sie auch eine Liebesgeschichte mit ihr, und mein Fritz, der Sie gar nicht leiden kann, würde aus Eigensinn, Eifersucht und Caprice, auf die Idee kommen, das Mädchen zu heirathen, welches mir im höchsten Grade unlieb gewesen sein würde. Nun, wie gesagt, also Alles ist vergessen und vergeben."

Nun rief der Bürgermeister seinen Sohn, welcher zu gutmüthig war, lange zu zürnen, sondern den Kriegsrath umarmte und ihm Glück wünschte.

Der Kriegsrath flog nach Hause, und schrieb folgendes Billet an Lottchen, dem er die Verschreibung Bekmann's hinzufügte.

„Mademoiselle!

„Ich wage es noch einmal, Ihnen meine Liebe zu erklären, welche wie Gold durch das Feuer, so durch Unfälle und Trübsale geläutert ist. Aus großer Liebe zu Ihrer Person habe ich Verse machen wollen, und mich durch den Referendarius Werner lächerlich machen lassen. Aus bloßer Liebe habe ich Sie beleidigt und mich von Ihrer Frau Mutter beleidigen lassen; aus bloßer Liebe habe ich ein ungerechtes Urtheil sprechen und mir den Bürgemeister zum Feinde machen wollen; aus bloßer Liebe habe ich Ihnen ein Ständchen gebracht, mich schlagen und arretiren lassen — und beiliegender Beweis des Zutrauens und der Achtung gegen Ihre Familie, welchen ich Ihrem Bruder einzuhändigen bitte, wird Sie von meiner reinen Leidenschaft noch deutlicher überführen. O, wenn Sie die Meine werden wollen! Endesunterschriebener würde Zeitlebens sein Ihr

Sclave

Peter Nasturtius."

Nach einer Viertelstunde erhielt der Kriegsrath folgendes Billet.

„Mein Herr!

„Ihre Ausdauer, Ihre Liebe hat das Herz meiner Tochter gerührt; sie hat sich (so stark ist ihre Liebe für Sie) nach einem kurzen Kampfe entschlossen, die Ihrige zu werden. Wenn Sie es wünschen, so kann die Verlobung in unserm Hause noch heute vor sich gehn; und wenn dieses Arrangement Ihren Beifall hat, so bitte ich, in meinem Namen den alten Herrn Bürgermeister und Gemahlin als Zeugen und Freunde einzuladen.

„Ich bin die Ihrige

Käthin Bekmann."

Wer war froher als Nasturtius über den glücklichen Ausgang dieser so betrübten Geschichte. Denselben Abend war Verlobung; Alle waren versöhnt und fröhlich, und Nasturtius eilte mit der Hoffnung einer heitern Zukunft nach Hause.

Funfzehntes Capitel.

In welchem der Kriegsrath Naturtius seinen Verstand wieder auf's Reine bringt: oder neue Kritik der reinen Vernunft.

Am andern Morgen war ein Theil der Entzückung des Kriegsraths verflogen, er richtete seinen Blick auf die drei vergangenen Tage, und, welche Figur machte er in dem bunten Gemälde! Von Lottchen, von der Rathin, von Bekmann, von dem Burgemeister, von Wernern, von dem Officier, zum Besten gehabt; hintergangen, gefoppt, gescholten, geprügelt und chicanirt — wirklich, der Kriegsrath hätte sich geschämt und schamen müssen, wenn er nicht diese Scham sich dadurch erspart hätte, daß er für seine Person in Allem unschuldig zu sein behauptet hätte.

„Es war das Schicksal," sagte er, „und eine kleine Schwachheit von mir, welche mich in alle diese Vorfälle verwickelte. Meine Schwachheit war, daß ich meine Grundsätze vergaß, und Schicksal war es, daß eine solche Reihe von Verlegenheiten aus diesem kleinen Fehltritte entsprangen." — „So wie," dachte er jetzt, „man einen wackern

Manne wohl ein kleines Räuschchen verzeihe: eben so wird man mir eine Reihe von Narrheiten, welche ich aus Liebe, einer Leidenschaft, welche die Seele ebenfalls benebelt, begangen habe, verzeihen." Dabei nahm er sich fest vor, seine Grundsätze künftig nicht zu vergessen, sondern sie fest und in Ehren zu halten. Er dachte lange nach, ob es wohl noch eine Lage im menschlichen Leben geben könnte, in welcher die Seele, wie bei dem Verliebtsein, absolut nicht zu Hause wäre, um sich in diesem Falle ebenfalls Principien zu setzen, nach welchen er alsdann handeln könnte. Da er aber keine auffinden konnte, so beschloß er, wenigstens seine alten Grundsätze, welche, wie er bemerkte, gleich alten Schuhen, ihm zu weit und unpassend geworden waren, zu revidiren, und da er ein großer Liebhaber des Completten war, wo sich Löcher oder Lücken fanden, sie zu stopfen oder auszufüllen. Dieses Mal wollen wir dem Leser ebenfalls mittheilen

Univ. Bibl. ...n

Erweiterung und Verbesserung meiner Grundsätze nach den neuesten Erfahrungen.

Im bürgerlichen Leben muß man seine Pflicht thun; denn man wird dafür bezahlt. Man thut aber seine Pflicht, wenn unsre Vorgesetzten mit uns zufrieden sind.

und wir dabei so handeln, daß wir Jedem, welcher uns Verletzung unserer Pflicht vorwirft, ohne den Proceß zu verlieren, injuriarum belangen können. „Wenn aber zwischen unserer Pflicht und zwischen unserm Privatnutzen eine „Collision besteht und das honestum und utile sich einander „entgegenstehen: dann ist es nicht nur erlaubt, sondern „auch Pflicht, einen Mittelweg, welcher zwischen der „Pflicht und dem Nutzen liegt, einzuschlagen; doch muß „man dabei die Vorsicht gebrauchen, damit solche honnête „Pfiffe, so nennt die Welt diese recht nützlichen Mittel„wege, nicht Veranlassung zu Verspottungen oder gar „zu unangenehmen Vorfällen werden." Die Ehrfurcht, welche wir unsern Vorgesetzten schuldig sind, muß sich besonders durch Beifall und Bewundern zu erkennen geben. „Sind wir aber aus Ursachen, welche vernünftig sind, „z. B. aus Liebe zu einer Person, gezwungen, unsern „Vorgesetzten zu widerstreben, so sei man nicht nur, wenn „man Unrecht, sondern ganz vorzüglich, wenn man Recht „zu diesem Betragen hat, bemüht, ihre Gunst durch „sogenannte Demüthigungen, das heißt, durch schickliche „Respektsbezeugungen wieder zu erhalten."

Die schönen Künste sind nicht übel. Die Dichtkunst kann man bei Hochzeiten und Geburtstagen, wie auch

bei Sterbefällen, mit vielem Beifalle anbringen; „auch „ist es gut, wenn man Kindern schon früh einen Geschmack an der sogenannten Poesie beibringt, damit sie, „wenn Zeit und Jahre es mit sich bringen, daß sie sich „verlieben und heirathen, diese Gedichte nicht zu bezahlen „nöthig haben, oder damit sie nicht von einem guten „Freunde zum Narren gehalten werden — —"

„Die Liebe ist ein Rausch des Verstandes, welchem „Männer von Grundsätzen mehr als Andere unterworfen „sind, so wie mäßige Menschen von einer kleinen Portion Wein eher betrunken werden, als Trunkenbolde. „Wer verliebt ist, pflegt oft dümmere Streiche zu machen, „als Derjenige, welcher es nicht ist; daher muß man „diesen Rausch des Verstandes sobald als möglich ausschlafen, welches am Besten im Stande der heiligen Ehe „geschieht, als in welchem Stande jede Liebe, die gegen „die Frau ausgenommen, Sünde und gegen die Gebote „der Moral, das heißt der Vernunft, ist."

„So wenig Diejenigen zu tadeln sind, welche sich „viel Geld zu erwerben suchen, so gibt es doch Fälle, in „welchen man das Geld aufopfern muß, um seinen guten „Ruf nicht zu verlieren. Der gute Ruf ist gleichsam die

„Hand, vermöge welcher man das Geld an sich bringt,
„welche Vergleichung besonders bei Personen paßt, welche
„in öffentlichen Aemtern stehn; wenn nun die Hand, das
„ist der gute Name, abgeschnitten ist; womit soll man
„das Geld an sich bringen? Man muß also zwischen zwei
„Uebeln das kleinste wählen und das Geld verlieren. —
„Wenn man einmal durch das Schicksal genöthigt wird,
„sogenannte dumme Streiche zu machen, so muß man
„sich sehr wohl hüten, daß dies öffentlich geschehe, und
„der Staat, z. B. der wachthabende Lieutenant, keine
„Notiz davon nehme, denn die executive Macht unseres
„Staats, die Soldaten nämlich, pflegen vor keinem Stand
„Ehrfurcht zu haben, als vor dem Backerstande und ihrem
„Officier."

Diese Erweiterungen meiner Grundsätze habe ich meinen neuesten Erfahrungen, vor welchen Gott Jedermann bewahren möge, zu danken. Sollten sie, woran ich gegenwärtig stark zweifle, noch einiger Erweiterung fähig sein, so werde ich, wenn ich noch in meinem Leben Erfahrungen machen sollte, die Resultate derselben niederzuschreiben nicht unterlassen.

Peter Nasturtius.

Und nun überließ sich unser Kriegsrath seiner Liebe zu Lottchen; sie machte, daß er bald vergaß, was vorgefallen war, und da diese Vorfälle, so sehr sie Anfangs seine Grundsätze erschüttert hatten, dennoch Ursach gewesen waren, daß er neue, unveränderlichere gefunden und niedergeschrieben hatte, so war sein Glück bald wieder hergestellt, und sechs Wochen darauf hieß Lottchen Bekmann, Madame Nasturtius.

Ein Mährchen.

Es war ein König, der mit seiner Königin sehr glücklich lebte, und sein Land vortrefflich regierte, seine Gemahlin war sehr schön und tugendreich. Sie hatten eine Prinzessin, die erst sechs Jahre alt, aber schon ein Muster der Schönheit war, Jeder, der sie sah, mußte sie lieben, und das ganze Land erwartete einst die vollkommenste Königin in ihr.

Diese Prinzessin ging einst mit ihrer Amme im Garten spatieren; es war ein schöner warmer Sommertag, die Sonne flimmerte golden auf den hellgrunen Blättern junger Buische, und die hohen Baume warfen einen lieblichen Schatten auf einen frischen Grasplatz. Kühlende Lüfte wehten in den hellgelben Haaren der Prinzessin, sie sprang munter im Garten herum und pflückte bald Blumen, bald suchte sie goldene Schmetterlinge zu erhaschen.

„Ach, wenn ich doch, wie ein Vogel, in dem glänzenden Himmel herumfliegen könnte!" sagte die kleine Rosalinde, „sieht nur meine Liebe, wie ihnen die Flügel

sollen werden, wenn sie erst über uns das blaue Land erreicht haben, wo des Nachts die Sterne wohnen." Sie stand und sah den Vögeln nach.

Ein Wind rauschte in den Bäumen, es stiegen einige Wolken auf, eine lichte rosenrothe Wolke bedeckte einen großen Theil des blauen Himmels, sie schwebte immer näher auf das Haupt der kleinen Rosalinde, jetzt war sie ganz dicht über ihr, als der König und die Königin kamen, ihre Tochter zu holen. „Komm, mein Kind," sagte die Mutter, „die Strahlen der Sonne verderben Dein zartes Gesicht." Die Prinzessin wollte antworten, als sie ganz von einem rosenfarbigen Duft eingeschlossen vor den Augen ihrer Eltern aufwärts schwebte. Sie wußten nicht, was mit ihr vorging, sie wurde mit einer großen Schnelligkeit durch die Lüfte getragen, sie glaubte einige Augenblicke, sie sei ein Vogel geworden, und wollte wieder zu ihren Eltern zurück. „Ach!" rief sie, „so ist es mir gegeben, was ich mir wünschte, die Kunst zu fliegen, aber ich bin zu ungeschickt die Flügel zu regieren, und kann nur aufwärts steigen, aber nicht zurück zu meinen Eltern und zu meiner lieben Amme." Bald bemerkte sie, daß ihr die Flügel ganz fehlten, und daß sie von einer unsichtbaren Macht emporgehoben wurde.

Sie sah nun herunter zur Erde, und große Berge und Seen und Städte lagen zu ihren Füßen wie auf einem Gemälde vereinigt. Sie schlug den Blick aufwärts und goldne Wolken und große Vögel zogen über ihrem Haupte hinweg. Sie war ganz in Erstaunen verloren, als sie in der Luft zu schwanken anfing, sie fürchtete zu fallen und schrie laut. Ein sanfter Stoß setzte sie nieder, ein weicher Rasen umfloß ihren zarten Körper, sie sah verwundert in die neue Welt hinein. Bäume von seltsamen Farben, worauf Vögel mit goldnen Federn saßen und liebliche Melodien sangen, beschatteten Rosalindens Lager. Das Gras zu ihren Füßen bewegte sich in kleinen Wellen und entdeckte bald kleine silberne Blümchen und schüttete sie eben so schnell wieder zu.

„Wo bin ich!" rief die Prinzessin. „In dem Lande, wonach sich Dein Auge sehnte, wohin die Vögel mit goldnen Flügeln eilen, wenn sie ihre Strafe, ihre Verbannung nach Eurer Erde überstanden haben;" tönte es von allen Bäumen. Rosalindens Augen irrten umher, ihr Blick suchte irgend etwas Bekanntes, worüber sie sich in diesem schönen Lande erfreuen könnte. Als sie nichts entdeckte, kamen Thränen der Angst in ihre Augen, sie entschlief vom Weinen und lieblichen Melodien eingewiegt.

Ein Geräusch wie ein starkes Säuseln der Blätter erweckte die Prinzessin, wohlriechende Düfte umgaben sie, ein Vogelgesang erschallte von fern; als sie die Augen aufschlug, sah sie einen Wagen von Elfenbein mit Gold und Edelsteinen geziert in der Luft schweben, prachtvolle Pfauen trugen ihn, die ihren Schweif weit ausbreiteten, daß ihre köstlichen Federn von der Sonne beschienen in tausend Farben glänzten. Eine Dame saß in dem Wagen, sie war groß und majestätisch, das Kleid, das ihren schlanken Leib umfloß, schien Abendroth, worin goldne Sterne flimmerten. Ihr schwarzes lockiges Haar war so mit kostbaren Steinen durchwebt, daß das Auge den Glanz davon nicht ertragen konnte. Ein Lied zum Lobe der Königin erschallte von allen Zweigen. Der Wagen senkte sich herab, die Dame stieg aus und kam auf Rosalinden zu, die zitternd da stand, und bald sie, bald die prächtigen Thiere anstaunte. „Willst Du mit mir gehn?" sagte die Königin. Die Prinzessin war von Neuem verwundert, denn ihre Stimme war der schönste Gesang, den ungesehene Instrumente in der Luft leise begleiteten. „Ich will Dich wie meine Tochter lieb haben," fuhr die Dame fort, „Du sollst Alles bei mir erhalten, was Du wünschest, willst Du mir folgen?"

„Ich gern," antwortete Rosalinde, „wenn es nur meine Eltern zufrieden wären, und wenn ich meine liebe Amme zuweilen sehn könnte." „Ich will sie zu Dir bringen," versetzte die Königin, „bist Du nun zufrieden?" Die Prinzessin ging auf den Wagen zu, die Königin stieg ein, hob Rosalinden auf und warf sie in ihren Schooß, es war der Prinzessin als ob sie im Abendroth untergingen. Die Pfauen trugen Beide von Neuem durch die Luft, sie eilten so sehr, daß alle Gegenstände an Rosalinden wie unförmliche Bilder vorübergingen. Endlich sanken sie vor dem goldnen Thore eines prächtigen Palastes nieder. Der blaue Himmel über dem Palaste war mit goldnen Streifen durchwebt, Musik und Gesang erscholl in dem Hof, und bei jedem Ton zitterten die goldnen Streifen, als ob sie die Saiten wären, die angeschlagen wurden.

Die Thore rauschten auf und eine Schaar von verschiednen Vögeln zog der Königin entgegen; mit einigen sprach sie leise, dann ging sie mit Rosalinden die marmornen Stufen hinauf, sie traten in ein prächtiges Gemach, dessen krystallne Wände ihre Bilder unzählige Male zurückwarfen. Die Königin setzte sich auf ein Ruhebett nieder, wo sie der Schatten, den ein hoher Palmbaum

hinein lächelte, bedeckte, die Prinzessin konnte nun erst die ganze Pracht und Schönheit der Dame bemerken, da der Glanz der Sonne ihr Auge nicht mehr blendete. Nachdem sie sie eine Zeitlang mit ruhiger Verwunderung angesehen hatte, wurde es ihr plötzlich deutlich, daß diese Königin unmöglich zu den Menschen gehören könne, sie fürchtete sich und fiel auf die Knie nieder. „Was ist Dir, meine Tochter?“ sagte die Dame, indem sie sie liebreich aufrichtete. Rosalinde wurde von der Musik ihrer Stimme betäubt und beugte ihr Gesicht lautschreiend auf den Boden.

Die Königin hob sie auf und wiegte sie an ihrem Busen. „O meine Mutter, meine Mutter!“ rief die Prinzessin schluchzend. — „Du sollst sie ja sehn, meine Tochter,“ sagte die Königin mit tröstender Stimme. Eine Tafel, die mit den köstlichsten Speisen besetzt war, wurde hereingebracht, man setzte sich zu Tische, Vögel aller Art, wunderlich bekleidet auf und ihre seltsame Geschicklichkeit, womit sie die Schüsseln auf und abtrugen, bewunderte die Prinzessin so sehr, daß sie ihre Angst darüber vergaß. „Geht meinem lieben Kinde schöne Kleider und Spielzeug,“ sagte die Königin nach der Tafel. Viele Vögel führten Rosalinden in ein andres Gemach, wo eine große Anzahl Kleider von wunderbaren Zeugen ihre Augen belustigten.

viele schienen von Duft von allerlei Farben, und andere von goldnen Federn kleiner Vögel gewebt zu sein. Die Prinzessin freute sich über diese Herrlichkeit, und als sie die Kleider genug betrachtet hatte, begehrte sie ihr Spielzeug. Tausend seltsame künstliche Sachen wurden herbeigebracht, und als sie auch Puppen verlangte, wurden ihr viele, die aber alle die Gestalten von Vögeln hatten, gereicht. Nur eine menschliche Gestalt, die einen kleinen buckligen Mann vorstellte, war darunter, Rosalinde freute sich besonders über diesen. Sie brachte den ganzen Abend unter fröhlichen kindischen Spielen hin, ohne an ihre Eltern oder an ihre Amme zu denken. Nach dem Abendessen aber als die Königin befahl, man sollte sie entkleiden und zu Bette bringen, fing sie an zu weinen und begehrte ihre Amme.

Die Königin suchte sie zu trösten, und versprach, daß die Amme gewiß am folgenden Tage bei ihr sein sollte. Rosalinde fürchtete sich vor der Königin und ging mit den Vögeln in ihr Schlafzimmer, sie fingen an sie zu entkleiden, und sie weinte von Neuem; endlich sankte sie mit ihnen und schalt sie häßliche Thiere.

„Wie, eitle Närrin!“ rief ein jener mit Gold gestreifter Vogel, „häßlich nennst Du uns? sind wir nicht

schöner als Du und Dein ganzes Geschlecht! zeig' uns einmal prächtige goldne Farben, die an Deinem Körper wachsen wie an uns; wenn Ihr uns das nicht mit Edelsteinen und Seide nachmachtet, was würde man denn Merkwürdiges an Euch sehn!" Der Vogel war während seiner Rede so böse geworden, daß sich alle Federn an seinem Körper ausbreiteten. „Helft mir die Narrin bestrafen!" rief er den Andern zu. Sogleich eilten alle Vögel auf Rosalinden zu, und fingen an, sie mit ihren Flügeln zu schlagen, zu kratzen und mit ihrem Schnabel zu beißen. Die Prinzessin schrie laut, die Königin trat in das Gemach, alle Vögel wichen ehrerbietig zurück. Als sie die Ursache des Streites gehört hatte, verwandelte sie die Vögel zur Strafe in schwarze Raben und verbannte sie auf die Erde, Rosalinden verwies sie sanft ihre Unart und gab ihr zwölf silberne Tauben zur Bedienung.

Die Prinzessin wurde am andern Morgen vom Vogelgesang erweckt, die Tauben standen um ihr Bett herum, und fragten, ob sie sich wollte ankleiden lassen. Rosalinde sah sie an, Alle blickten mit so unschuldigen gutmüthigen Augen auf sie, daß sie sie herzlich lieb gewann. Sie richtete sich auf und wurde prächtig gekleidet, sie konnte die schönen Vögel nicht genug bewundern, ihre silbernen

Federn glänzten so rein in der Morgensonne, der Hals einer Jeden war mit einem Reif wie ein Halsband umgeben, bei der einen schienen es Rubinen, bei der andern Smaragden, und so bei einer jeden andere Edelsteine zu sein.

Als Rosalinde fertig war, wurde sie zur Königin geführt, diese nahm sie mit sich in den Garten des Palastes und die Prinzessin erstaunte von neuem. Ein Bach floß durch die Mitte des Gartens und theilte ihn, eine silberne Brücke, deren Geländer mit Rubinen besetzt war, vereinigte ihn wieder. hohe Palmbäume mit goldnen Blättern standen am Ufer des Baches, diese Blätter der Bäume waren so lang, daß sie sich in das Wasser tauchten, wenn ein Wind sie bewegte, und wenn sie sich wieder heraushoben, schütteten sie Wassertropfen, die sogleich zu Edelsteinen wurden, in das weiche hohe Gras des Ufers. Mit kindischem Entzücken sah Rosalinde diesem Spiele zu, sie schrie freudig auf, als sich die Steine im Grase immer vermehrten und immer schöner glänzten. Sie gingen über die Brücke und eine Allee silberner Birken nahm sie auf, zwischen jeder Birke stand eine Statue von hellblauem Marmor; Rosalindens Auge konnte noch nicht das Ende dieser Bäume und Birken erreichen.

„Gefällt es Dir bei mir, mein Kind?“ fragte die Königin.

„Ach ja!“ versetzte die Prinzessin, „wenn nur meine Amme da wäre, daß sie in diesen Gängen mit mir spielen, meine schönen Kleider sehen, und mir aus den Steinen am Wasser ein Halsband und Armbänder machen, oder sie mir meine Haare flechten könnte.“

„Das können ja alles Deine Tauben auch,“ sagte die Königin. „Du hast mir meine Amme versprochen,“ erwiderte Rosalinde weinend, „ich dächte wohl, daß Du es nicht thun würdest, wenn ich doch wieder bei meinen Eltern in meinem Garten wäre!“

„Sei ruhig, mein Kind, Du sollst Deine Amme sehen,“ rief die Königin, „o, wenn Du doch älter wärst und einen Begriff von Gefahr hättest, so könnte ich Dir sagen, es ist zu gefährlich für Dich und mich, aber so verstehst Du mich nicht und ich muß Dein Verlangen erfüllen.“

Als sie noch eine Zeitlang gegangen waren, kam ein schöner großer Vogel auf sie zu, er neigte ehrerbietig seinen Kopf bis auf den Boden, die Königin küßte ihn und sprach, die Prinzessin näherte sich und streichelte seinen

glänzenden Nacken, er küßte ihre Hände und Rosalinde wurde dreister und beschäftigte sich immer mehr mit ihm. Sie erklärte endlich, daß ihr dieser Vogel am meisten gefiele und bat die Königin, sie möchte ihn ihr zur Bedienung geben. „Das geht nicht, mein Kind," erwiederte diese lächelnd, „allein er wird den ganzen Tag bei Dir sein." Der Vogel freute sich über diesen Befehl, und versicherte, daß er kein größeres Glück kenne, als in Rosalindens Gesellschaft zu sein. Sie nahm ihn sogleich mit sich in ihr Zimmer, wo sie ihm alle ihre schönen Kleider, ihre Kostbarkeiten, und ihre Puppen zeigte, sie verlangte, er sollte mit ihr spielen. Er wußte aber mit den Puppen gar nicht umzugehen, er zerbrach den Puppen die Schnabel und die Beine. Rosalinde wäre sehr böse geworden, wenn er nicht versprochen hätte, andere zu schaffen. Zuletzt zeigte sie ihm die bunteste Figur, der Vogel wurde plötzlich zornig, er ergriff die Puppe und war bemüht, sie mit seinem Schnabel zu zerreißen. Rosalinde weinte und bat um ihr liebstes Spielzeug, er ließ endlich die Figur los, die Prinzessin ergriff sie hurtig und trieb den Vogel mit Schlägen und Drauen über seine Bosheit aus ihrem Zimmer.

Bei der Mittagstafel war er wieder gegenwärtig, er näherte sich der Prinzessin und bat sie demüthig um Ver-

zeihung, sie wollte gar nicht antworten, als aber die Königin für ihn bat, sagte sie: „ich vergebe Dir, aber ich will Dich nimmermehr auf meinem Zimmer sehn.“ Er flehte um die Widerrufung dieses harten Befehls, er versprach durch einen strengen Gehorsam gegen ihren Willen sein Vergehen wieder gut zu machen, sie versöhnten sich endlich, und er folgte ihr nach der Mahlzeit in den Garten.

Rosalinde setzte sich am Ufer des Baches nieder, und sammelte die Steine aus dem Grase, der Vogel suchte ihr die schönsten und legte sie in ihren Schooß, dann brachte er ihr köstliche Erdbeeren aus dem nahen Gehölze, er hütete sich immer dem Bache zu nahe zu kommen; die Prinzessin bemerkte es und fragte um die Ursach, er sagte, „er könne das Wasser nicht leiden.“ Sie verlangte, er sollte seinen Kopf in ihren Schooß legen, sie wollte mit seinen schönen Federn spielen; er bat, sie möchte nur vom Wasser weggehen, so würde es ihm die größte Freude sein. Rosalinde schmälte und warf ihm seinen Ungehorsam vor, nannte ihn ein häßliches ungeschicktes Thier, betheuerte, sie wollte ihn nicht mehr sehn und weinte von Neuem um ihre Amme.

Der Vogel ging zur Königin und klagte ihr sein Leid, diese ging sogleich zur Prinzessin und suchte sie zu be-

rubigen. Rosalinde weinte unaufhörlich und warf ihr vor, daß sie ihr nicht Wort hatte, sie verlangte mit großer Heftigkeit zu ihren Eltern zurück. Alles was die Königin anwendete, sie zu trösten, war vergeblich, sie sagte ihr endlich, sie sollte sich von dem Vogel zu einem Beet voll Tulpen führen lassen, dort würde sie ihre Amme finden. Die Prinzessin sprang freudig auf und folgte ihrem Führer, dieser senkte den Kopf traurig und bat sie auf dem Wege noch einmal, ihren Wunsch aufzugeben und sich mit der genauesten Sorgfalt von ihnen bedienen zu lassen. Rosalinde hörte gar nicht auf ihn und verlangte nur immer ihre Amme. Sie sah jetzt Gegenden des Gartens, die ihr noch ganz unbekannt waren. Blumen, die so hoch wie Bäume gewachsen waren, bildeten eine Art von Wald, sie stand still und freute sich, daß hoch über ihr Rosen und Nelken die Köpfe zusammenschlugen, und so einen Strom von Wohlgeruch in die Luft schütteten. Als sie dieses Blumenbeet, wie es der Vogel nannte, verlassen hatte, bot sich ihren Augen ein neues Schauspiel dar, Tulpen von allen Farben, deren Blätter durchsichtig wie Edelsteine waren und eben so glänzten, bedeckten ein großes Feld, dessen Ende mit hellgrünen Bäumen, auf denen rothe Streifen der Abendsonne lagen, bekränzt war.

Ein Wühlen im Grase vor Rosalindens Füßen machte sie aufmerksam, ein kleiner schwarzgelber Bär arbeitete sich aus dem Boden hervor, sie schrie überlaut, der Vogel wurde besturzt, der Bär näherte sich diesem: „Du weißt, wessen Gesandter ich bin?“ „Ich weiß es,“ war die Antwort. Der Gesandte zog aus einer Tasche, die er auf dem Rücken trug, ein Pergament und reichte es dem Vogel. „Sage Deinem Könige, daß wir uns gegen seine Tücke so gut schützen werden, wie es uns möglich ist,“ rief der Vogel zornig, als er gelesen hatte; „er wird gewiß nicht im Besitz des Talismans bleiben, den er auf eine diebische Art dem rechtmäßigen Besitzer entwandt hat, und der ihn allein so frech macht, uns zu drohn! Wenn Du noch darauf bestehst, Deine Amme zu sehen,“ sagte er zur Prinzessin, „so folge mir.“ „Lebt wohl,“ sagte der Bär, indem er bemüht war mit seinen Pfoten die Erde wieder aufzuwühlen und hineinzukriechen. Rosalinde folgte dem Vogel mit großer Angst, sie gingen zwischen den Tulpen hindurch und näherten sich den Bäumen. Am Fuße des einen sah die Prinzessin die Amme, die beschäftigt war, einen Blumenstrauß zu winden. Sie umarmten sich mit der größten Zärtlichkeit, alle Angst war vergessen. „Jeden Abend könnt Ihr Euch um diese Zeit hier finden,“ sagte

der Vogel, „aber hüte Dich," fuhr er fort, indem er sich zur Amme wandte, „daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bleibst." Sie versprach es und er ging nach dem Palaste zurück.

Die Prinzessin hatte nun so viel zu erzählen und zu fragen, daß sie noch lange nicht zu Ende war, als sich die Sonne hinter den Bäumen senkte. „Jetzt muß ich zurück," sagte Bertha. „Ach, nur noch einen Augenblick!" rief die Prinzessin, „komm nur noch mit in den Palast, um alle die herrlichen Sachen zu sehn." — „Morgen, morgen," rief die Amme, indem sie sie schnell umarmte. Sie riß sich los, trat hinter einen Baum, Rosalinde folgte schnell, aber sie war vor ihren Augen verschwunden. Die Prinzessin stand zwischen schwarzen Bäumen und ein kalter Schauer ergriff sie, ihr war es, als ob dies ein Ort wäre, wo alle Menschen, die ihn betraten, sterben müßten; blaß vor Furcht sprang sie in das Tulpenfeld hinein und eilte dem Palaste zu.

Am folgenden Tage war Rosalinde unschlüssig, ob sie sich dem Orte wieder nähern sollte, wo sie gestern so viel Freude und Anlaß gehabt hatte, endlich siegte die Liebe zu Bertha, sie ging früher als gestern durch den Wald von Blumen, eilte den glänzenden Tulpen vorüber und

fand ihre Amme wieder eben so am Fuße des Baumes sitzen. „Es ist schön, mein Kind, daß Du so früh kommst," rief Diese ihr entgegen, „so können wir heute länger beisammen bleiben." Rosalinde setzte sich zu ihr und die Zeit verfloß wie am vorigen Abend. Als sich die Sonne neigte und die Amme aufstand, um in den Wald zu gehen, erinnerte sich die Prinzessin ihres gestrigen Schrecks und lief, ohne ihre Bertha zu umarmen und zurückzusehn, mit der größten Schnelligkeit davon. Athemlos sank sie auf eine Rasenbank nieder, der Vogel trat zu ihr und fragte nach der Ursache ihrer Bestürzung. Sie erzählte sie ihm und verlangte zu wissen warum ihre Amme immer in den häßlichen Wald hinein müßte; er suchte sie zu beruhigen und sie gingen nach dem Schlosse zurück. Als sie zur Brücke kamen, wollte der Vogel, wie er immer gethan, hinter Rosalinden gehn. Das schnelle Laufen aber und ihre Angst hatten sie so matt gemacht, daß sie sich auf ihn stützen mußte. Er suchte ein so anziehendes Gespräch anzuknüpfen, um ihre Augen nach sich und von dem Bache zu lenken, aber Rosalinde sah immer in den Fluß, dessen krystallne Wellen über die goldnen Palmblätter hüpften. Sie bog sich sogar über das Geländer, um dies schöne Schauspiel noch besser zu genießen. Der Vogel mußte neben ihr stehn. Lautschreiend

fuhr sie plötzlich auf, denn ihr liebstes Spielzeug, das bucklichte Bild, schwamm im Wasser. Sie behauptete, der Vogel hätte es hineingeworfen, er betheuerte, sie würde es auf ihrem Zimmer finden. Die Prinzessin sah unverwandt in den Bach, wie es die Wellen bald hoben, bald senkten, es schien ihr jetzt zu sprechen und sich zu bewegen. Wüthend riß sie sich von dem Vogel los, eilte von der Brücke herunter, er folgte ihr, sie stand am Wasser, das Bild war ihr ganz nahe, sie streckte die Hand aus, um es dem Wasser zu entreißen, und stürzte in dem Augenblick hinein, der Vogel sprang ihr nach. Die Prinzessin erschrak heftig, als sie kalte Wellen umfaßten, sie war einige Augenblicke ohne Besinnung, endlich schlug sie die Augen auf, sie fühlte sich mit starken Armen umfaßt, und als sie den Kopf umdrehte, sah sie, daß sie von eben der bucklichten Figur gehalten wurde, die mit großer Anstrengung arbeitete das Ufer zu erreichen. Die Sinne verließen Sie, und als sie nach langer Zeit erwachte, fand sie sich in ihrem Zimmer, von ihren silbernen Tauben umgeben. „Was ist mir begegnet?“ fragte Rosalinde; die Tauben suchten sie zu überreden, daß ein böser Traum sie so erschreckt habe. Die Prinzessin glaubte es am Ende, sie stand auf, und um sich zu zerstreuen, suchte sie all ihr

Spielzeug hervor. Sie hatte schon eine Stunde vertändelt und ihren Schreck fast vergessen, als die Puppe ihr in die Augen fiel, starr sah sie sie an und erwartete jeden Augenblick, daß Leben und Bewegung in die nachgemachten Glieder kommen, und daß sie das Bild mit starken Armen ergreifen würde. Schreiend warf sie sich nieder und zerschlug in der Angst ihr Gesicht auf dem Boden. Nach einer Stunde kamen die Tauben, um sie zu entkleiden, sie fanden sie leblos liegen.

Sie erwachte im Schooße der Königin, sanfte Musik erscholl. Rosalindens Augen schwärmten in der monderhellten Gegend umher, sie hatte den Garten noch nie bei Nacht gesehn. Der ganze Himmel war die reinste goldne Fläche; woran die große Scheibe des Mondes wie ein Edelstein funkelte, es schien als wäre ein dünner Flor über den Himmel gespannt, der sich zuweilen ein wenig verschob, und so ein unzählbares Heer glänzender Sterne einige Augenblicke zeigte. Die Königin reichte Rosalinden einen Becher und hieß ihr den stärkenden Trank nehmen, Rosalinde that es und war in dem Augenblicke wieder völlig gesund. Die Geschichte, die sie so geängstigt hatte, war ihr zwar noch im Gedächtnisse, aber wie einzelne Begebenheiten aus dem Leben einer andern Person, sie

schien sich viel zu erwachsen und verständig, als daß sie es hätte sein können, die ein Spielwerk, wie eine Puppe, belustigen und erschrecken sollte.

Sie wurde zu Bette gebracht und schlief sehr ruhig ein. Am Abend des folgenden Tages ging sie mit der Königin und dem Vogel in dem Garten spatzieren, sie näherten sich dem Wald von Blumen; „wollen wir nicht zurückgehn?“ fragte die Königin. — „Vergieb, ich wollte gern meine Bertha diesen Abend noch sehn,“ antwortete Rosalinde. — „Ach! das dachte ich wohl,“ rief die Königin weinend, „daß der Trank nicht im Stande sein würde, das Andenken von geliebten Menschen bei Dir zu vertilgen; so gehe nur, ich muß mich meinem Schicksale überlassen.“ Die Prinzessin konnte sich diese Worte nicht erklären, sie war schon halb entschlossen, der Königin nach dem Palast zu folgen, als ihr wie ein Traum die Erinnerung aufstieg, daß sie aus kindischer Furcht am vorigen Abend ihre Amme verlassen hatte, ohne Abschied von ihr zu nehmen. Sie ging also dem Tulpenbeet zu und fand wie an den vorigen Tagen ihre Bertha, sie konnte einer Furcht nicht widerstehn, als sie den Bäumen nahe war und bat daher ihre Amme, mit ihr ein wenig zwischen den Blumen zu gehn und ihr von ihren Eltern zu

erzählen. Die Amme that es und ſie entfernten ſich immer weiter von den Bäumen, die Prinzeſſin wollte wiſſen, ob ſich ihre Eltern über ihre Abweſenheit getröſtet hätten. Bertha verſicherte, daß ſie völlig beruhigt wären, man habe auf der Prinzeſſin Zimmer einen Brief, das Bildniß eines ſehr ſchönen Prinzen und eine große goldne Feder gefunden. In dem Briefe habe man dem Könige geſchrieben, daß ſeine Tochter nach zehn Jahren mit dem Prinzen vermählt, deſſen Bild man ihm ſchicke, zurückkommen würde, wenn er Muth genug habe, ihr dahin entgegenzukommen, wohin ein Vogel ihn führte, der am ſechszehnten Geburtstage der Prinzeſſin in ſein Schloß kommen würde. Dem Vogel würde dieſe goldne Feder aus dem rechten Flügel fehlen, der König möchte ſie ihm wieder einſtecken, und er würde für dieſen Dienſt gern ſein Wegweiſer ſein und alle Mühe und Gefahr mit ihm theilen. Der König ſei entſchloſſen, Alles für ſeine Tochter zu wagen, und da es nur auf Muth ankomme, um ſie glücklich wieder zu ſehen, ſo ſei er völlig beruhigt. „Aber ich muß fort," rief Bertha, „die Sonne iſt ſogleich unter." Sie hatten ſich weit von den Bäumen entfernt, die Amme eilte, ſie zu erreichen, die Prinzeſſin folgte ihr eben ſo ſchnell und wollte mehr von ihr hören, ſie hielt ſie beim Kleide

und Beide erreichten beinah den Wald als die Sonne völlig unterſank. Krächzend flatterte die Amme empor, es war ein ſchwarzer Rabe, Roſalinde hatte immer ihr Kleid feſtgehalten, ſie war zuletzt auf die Knie geſtürzt, beim Aufſteigen riß ein Stückchen los, und die Prinzeſſin hatte eine Rabenfeder in der Hand. Immer noch knieend ſah ſie dem Vogel verwundert nach, der ſich bald in den Wolken verlor, endlich erhob ſie ſich und ging betrübt mit der Feder zurück in den Palaſt.

Die Königin ſtand auf den marmornen Stufen als Roſalinde zurückkam. „Was haſt Du gemacht!“ rief ſie ihr entgegen, als ſie die Feder in ihrer Hand erblickte. — „Sage mir,“ antworte Roſalinde, „warum iſt meine Amme als ein häßlicher Rabe davon geflogen?“ — „Ich habe Deine Unbeſonnenheit erwartet,“ rief die Königin zornig, und die Prinzeſſin wurde von dem Schall der Trompeten, Pauken und Waldhörner, die bei den zornigen Worten der Königin durcheinander ſchmetterten, betäubt. „Habe ich Dir nicht befohlen,“ fuhr die Königin gelaſſen fort, „Du ſollſt nie bis nach dem Untergang der Sonne bei ihr ſein!“ Die Muſik wurde nach und nach ſchwächer und Roſalinde erholte ſich etwas, ſie ſagte, ſie hätte gern ſo viel von ihren Eltern wiſſen wollen und darüber

die Sonne vergeſſen. — „Es iſt nun nicht zu ändern,“ ſagte die Königin ſeufzend und wehmüthige Flöten und Harfen ſeufzten leiſe mit; die Prinzeſſin folgte ihr weinend in den Palaſt.

Am folgenden Tage war die Königin ganz traurig und ſtill, Roſalinde wagte es nicht, nach ihrer Bertha zu fragen, heimlich ſchlich ſie am Abend nach dem Tulpenbeet, aber der Platz, wo ihre geliebte Amme zu ſitzen pflegte, war leer, die Prinzeſſin warf ſich nieder, ſie ſah, daß der Raſen da noch niedergedrückt war, wo ſie geſtern geſeſſen hatte, ſie richtete einige ſilberne Blümchen auf, die Thränen floſſen aus ihren Augen. Ihr ehemaliger Liebling, der große ſchöne Vogel näherte ſich und ſuchte ſie zu tröſten. „Sage mir,“ fragte ſie, „werde ich meine Amme wiederſehn?“ — „O gewiß,“ verſetzte er, „aber jetzt, meine liebe Roſalinde, iſt es unmöglich.“ Sie weinte von Neuem, ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie an ihrer Verwandlung ſchuld ſei; der Vogel bat die Prinzeſſin zurückzukommen und ſeinen Kummer nicht durch den ihrigen zu vermehren. Sie waren in dem Blumenwald, als ein Rauſchen die Prinzeſſin erſchreckte, einige von den Blumen hoben ſich aus dem Boden und fielen zu ihren Füßen nieder, die Erde that ſich weit auseinander und

ein großer ſchwarzer Bär, der eine goldne Krone, die reich mit Edelſteinen beſetzt war, trug, ſtieg hervor, ſein Leib war ganz mit goldnen Ketten behangen, an allen Klauen trug er koſtbare Ringe; er ſtützte ſich auf einen ebenhölzernen mit Perlen umwundenen Stab, zwanzig kleine Bären, alle mit prächtigen Ketten und goldenen Spangen um die Tatzen, hielten die Schleppe eines Mantels von Goldſtoff, der von den Schultern des großen Bären hing. „Ich komme in meinem königlichen Staat, um Euch die gebührende Ehre zu erweiſen," ſagte er ſpottend zum Vogel; „mein ſtolzer Prinz! — Du und Deine Mutter, Ihr habt doch alſo Alles angewandt, um die Bezauberung, worin Du durch meine Kunſt lebſt, aufzuheben, aber Ihr habt wohl nicht berechnet, daß Ihr durch Euren Betrug deſto leichter in meine Gewalt kommt; wenn Ihr nun in funfzehn Monaten nicht im Stande ſeid, ungerechte Bezauberungen aufzuheben, ſo kündige ich Euch den Krieg an; Ihr wißt, keine von den Feen darf Euch beiſtehen, wenn Ihr Euch Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen laßt, und ſo hoffe ich, Euch durch Hülfe meines Talismans zu überwinden, und mein Eisland gegen Euren Sonnenſchein zu vertauſchen." — „Den Talisman," rief der Vogel, „den Du meinem Vater ſchändlicher Weiſe

geſtohlen haſt und ihn ſelbſt gefangen hältſt! Ich hoffe, die Zeit ſoll noch kommen, wo ich ihn befreien und rächen werde, denn nur Dein Raub macht Dich ſo mächtig, daß Du es wagen kannſt, uns zu drohen."

„Du weißt jetzt meine Meinung," ſagte der Bär, „entweder in funfzehn Monaten hebt Ihr jede Ungerechtigkeit auf oder rüſtet Euch zur Vertheidigung." Er ſtieg bei dieſen Worten in den Boden, ſein Gefolge mit ihm, die Blumen richteten ſich auf und ſtanden wieder auf ihrem Platz.

Die Prinzeſſin wußte nicht, ob ſie träumte, der Vogel ſtand nachdenklich vor ihr. Sie bat ihn endlich, ihr alle dieſe wunderlichen Sachen zu erklären. „Ach, verſchone mich!" rief er aus, „Du wirſt es nur zu früh erfahren." Beide traten den Weg zum Palaſte an, die Königin kam ihnen entgegen: „Ich weiß Alles," ſagte ſie weinend, als der Vogel zu ihr trat, um ihr des Bären Wort zu erzählen. „Laßt uns auf Vertheidigung denken, denn Du weißt, daß ich ohne den Talisman die Bezauberung nicht aufheben kann, woran dieſe Unbeſonnene ſchuld iſt." — „O mache ihr keine Vorwürfe," ſagte der Vogel, „denn, wenn wir verlieren, würde ſie nicht mit uns leiden

müssen?“ Sie gingen hinein und Rosalinde hörte die Königin sagen, daß sie diese Nacht noch ihren ganzen Rath zusammenrufen wollte, er möchte auf ihrem Zimmer gegenwärtig sein.

Rosalinde war der wunderbaren Erscheinungen jetzt schon etwas mehr gewohnt, sie fürchtete den geheimen Rath der Königin nicht, sondern wurde vielmehr von einer großen Neugier geplagt, ihm beizuwohnen; Alles, was vorging, waren ihr Räthsel, und sie wünschte sie aufgelöst. Sie strengte ihren Kopf an, um ein Mittel zu erfinden, wodurch sie in der Königin Zimmer kommen könnte, sie sah den Palmbaum an dem Fenster, und fand, daß man das Zimmer übersehen könne, wenn man nur oben wäre. Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging sie hinaus und betrachtete den Baum von außen. Die Pfauen der Königin begegneten ihr und fragten nach der Ursach ihres Kummers. Rosalinde sagte, daß sie eine unwiderstehliche Neigung habe, sich oben auf dem Wipfel des Baumes im Mondschein zu wiegen, und kein Mittel erfinden könne, ihn zu ersteigen. Die Pfauen erboten sich, sie hinaufzutragen, wenn sie ihnen eine kleine Gefälligkeit dagegen erzeigen wollte. Rosalinde fragte, was sie wünschten. „Es ist Dir ein Leichtes,“ antworteten sie, „da Du der Liebling der

Königin bist, bitte sie, daß sie uns zu unserm schönen Körper bessere Füße schenkt." Die Prinzessin versprach es gern und versicherte, daß ihr die Königin eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen würde. Die Pfauen hoben sie auf und in einigen Augenblicken saß Rosalinde auf den weichen Blättern des Baumes und sah in das Gemach der Königin. Diese lag auf einem Ruhebette und weinte, der Vogel stand vor ihr und hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt. „O mein theurer Sohn," rief die Königin, indem sie sich erhob, „sollte es möglich sein, daß ich Dich immer in dieser Gestalt sehn muß?" Der Vogel tröstete sie und bat sie, ihre Geister zusammen zu rufen, um ihren Rath zu hören.

Die Königin stand auf und sprach einige Worte, die Rosalinde nicht hören konnte, und plötzlich entstand ein Rauschen, ein Wind erhob sich und wehte den Baum hin und wieder. Die Prinzessin hielt sich zitternd fest und wünschte; daß sie unten geblieben wäre, sie war im Begriff die Pfauen zu rufen, als verschiedene Stimmen im Gemach ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen, es war als ob das Brausen eines Stroms in unvernehmliche Worte gezwängt sei. Sie konnte den Inhalt des Gesprächs nicht verstehn, und sah auch Niemanden als die Königin und

den Vogel, endlich hörte sie, wie die Königin befahl, daß die Geister sichtbarlich im Zimmer erscheinen sollten. Plötzlich wurden die Lichter im Zimmer trübe, verschiedene schwarze Wolken fuhren zuckend hin und wieder, der helle Lichtstrahl schien zuweilen wie ein Blitz hindurch und in einigen Augenblicken saß eine ehrwürdige Versammlung an den krystallnen Wänden umher, die ihre Bilder zurückwarfen und so dem Auge eine unzählige Menge vorspiegelten. Rosalinde belustigte sich eine Zeitlang damit, die Versammlung zu betrachten und jedes Bild zehnmal in den Spiegeln wiederzufinden; aber wie erschrak sie, als sie in der gegenüberstehenden Wand bemerkte, daß die Königin ihren Platz im Schatten des Palmbaumes nahm, denn sie sah in eben dem Augenblicke den Baum und Rosalinden im Spiegel. Zornig stand sie auf und winkte mit der Hand, die Prinzessin fühlte sich von einer unsichtbaren Gewalt gefaßt und befand sich in ihrem verschlossenen Zimmer. Aengstlich erwartete sie den Morgen, sie fürchtete den Zorn der Königin, ihre Besorgniß wurde noch vermehrt, als sie früher als gewöhnlich zu ihr gerufen wurde. Die Königin war sehr gütig, erwähnte des gestrigen Vorfalls nicht, frühstückte mit der Prinzessin und bat sie dann, sie in den Garten zu begleiten. Beim Spatzierengehn

wurde dieſe ſo dreiſt, die Bitte der Pfauen vorzutragen. „Roſalinde," ſagte die Königin ernſthaft, „mißbrauche meine Güte nicht, Du hätteſt weit mehr Urſache, für Dich ſelbſt um Verzeihung zu bitten, die Pfauen büßen für ihre Eitelkeit und Deine Thorheit, ſie ſchwimmen als Enten in einer ſumpfigten kalten Gegend im Waſſer." Der Vogel trat zu ihnen, die Prinzeſſin bemerkte, daß Beide weit ruhiger, als am vorigen Tage waren, und daß ſie von ihnen mit noch mehr Sorgfalt, als ſonſt, behandelt wurde.

Von jetzt an war der Aufenthalt bei der Königin der Vögel ſehr ruhig für Roſalinden, es fiel nichts Merkwürdiges vor, ſie gewöhnte ſich immer mehr an den großen Vogel, ſie konnte faſt gar nicht mehr ohne ihn ſein, ſein eifrigſtes Beſtreben war, der Prinzeſſin gefällig zu ſein. So wurde ein ganzes Jahr verlebt, es war ſo eilig vorübergeflattert, daß Roſalinde die Länge der Zeit gar nicht bemerkt hatte. Eines Tages ſaß ſie im Zimmer der Königin, als ein dunkelblauer Vogel, der an jeder Feder einen ſilbernen Stern trug, eingeführt wurde. Die Königin ſtand auf, als ſie ihn erblickte, und ging ihm weinend entgegen. „Vergib," rief ſie, „ich bin nicht ſchuld an Deinem Schickſale." Der Vogel neigte ſich ehrerbietig. „Alles,

was ich thue," fuhr sie fort, „um es für jetzt zu mildern, ist, daß ich Dich Deinem Liebling zur Gesellschaft gebe. Du wirst gern in der Gesellschaft dieses Vogels sein," sagte sie, indem sie sich zur Prinzessin wendete, „ich bin gewiß, Du wirst ihn liebgewinnen." Rosalinde hatte sich so an die Gesellschaft der Vögel gewöhnt, daß sie ihr ganz wie Menschen vorkamen, sie neigte sich also höflich und versicherte, daß ihr diese neue Bekanntschaft viel Vergnügen machen würde und bat den schönen Fremden, sie auf ihr Zimmer zu begleiten, wo sie sich bemühn wollte, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben, der Vogel folgte ihr gern und Rosalinde bat ihn, ihr nach dem Frühstück zu erzählen, wo er bis jetzt gelebt, und was er erfahren habe, ehe er an den Hof der Königin gekommen sei, der Vogel versprach es und man setzte sich zum Frühstück nieder.

„Du scheinst hier sehr zufrieden zu sein," sagte der Vogel, indem er aufstand. — „O ja," antwortete Rosalinde, „sollte Dir dies Land nicht gefallen?" — „Das kann es mir unmöglich so wie Dir," versetzte der Vogel, „Du hast Deine menschliche Gestalt darin behalten, aber ich, — es ist wahr, für einen Vogel bin ich sehr schön, aber ein Vogel ist doch immer kein Mensch." — „Warst Du denn je ein Mensch," rief Rosalinde verwundert. —

„O gewiß, und Du hatteſt mich damals ſehr lieb.“ — „Wie? ſo biſt Du doch wohl gar meine Amme, meine liebe Bertha?“ Beide umarmten ſich nun mit der größten Zärtlichkeit, die Prinzeſſin fragte, ob ſie ihr nicht verhaßt wäre, da ſie die Urſache ihrer Verwandlung ſei. „Ach nein, mein Kind,“ rief die Amme, „ich bin ſelbſt ſchuld daran, ich hätte nicht ſo lange bei Dir bleiben ſollen.“ Roſalinde erkundigte ſich, wie ſie nunmehr zu ihr gekommen wäre.

„Ich ſchlief an dem Tage, als ich Dich zum erſten Mal ſah, ermüdet ein, da war mir, als ob Hände, die ich nicht ſehen konnte, mich forttrugen und mich am Fuße des Baumes niederſetzten, wo Du mich fandeſt, ich weidete meine Augen an den ſchönen Blumen, der herrlichen Muſik, die umher ertönte und an dem heitern Himmel. Ich ſaß in Gedanken, als ſich mir ein Vogel mit glänzenden Federn näherte; Bertha, rief er, Du ſollſt Deine verlorne Roſalinde wiederſehn. Vor Freuden über dies Anerbieten, vergaß ich das Wunderbare, daß ein Vogel ſprach; nur hüte Dich, fuhr er fort, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bei ihr bleibſt, ſonſt muß Dich die Königin der Vögel in einen ſchwarzen Raben umwandeln, dies iſt das unvermeindliche Schickſal aller Sterb-

lichen, die, nachdem die Sonne verſchwunden iſt, im Gebiete der Vögel leben, und unſere große Königin kann es nicht ändern, darum ſuche vorher den Wald zu erreichen und Du wirſt Dich in Deinem Zimmer wiederfinden. Du kamſt bald darauf zu mir und kaum hatte ich Dich verlaſſen, ſo erwachte ich in meinem Bette, ich hielt dieſe ganze Begebenheit für einen Traum. Am folgenden Abend überfiel mich dieſelbe Schläfrigkeit, ich entſchlief in meinem Zimmer und erwachte am Fuße des Baumes, der Vogel ſtand wieder vor mir und wiederholte ſeine Warnung. Wie iſt es denn, fragte ich, daß meine geliebte Roſalinde ihre Geſtalt behalten hat? Meine Mutter hat vom Schickſal die Erlaubniß, eine menſchliche Geſtalt bei ſich zu haben, doch aber muß dieſe mit freiem Willen und ohne einiges Mißvergnügen bei ihr bleiben und darum iſt ſie gezwungen, alle Wünſche der Prinzeſſin zu erfüllen und durch ihre Zofen Dich jeden Abend hierher tragen zu laſſen, ob ſie ſich gleich durch dieſe Gewaltthätigkeit die Feindſchaft der andern Vögel zuzieht. Aber, fragte ich wieder, wie kann der Königin ſo viel daran liegen, ein kleines Mädchen zu ihrer Geſellſchaft zu haben, da ſie ſich dadurch in ſo große Gefahr bringt? Ich kenne Deine Liebe zu Roſalinden, fuhr der Vogel fort, und kann Dir daher wohl Alles

entdecken. Mein Vater war ein mächtiger König unter den Feen, beinah alle Geister waren ihm unterthan, diese Macht verschaffte ihm ein kostbarer Talisman, den er beständig am Finger trug, ich war damals ein schöner Prinz, der Stolz und die Freude meiner Eltern. Der König der Bären, ein falscher Mann, der nach meines Vaters Macht trachtete, hatte einen Sohn, der bucklicht und ungestaltet war, er suchte meinen Vater durch viele Schmeicheleien zu gewinnen, daß er endlich dem bucklichten Prinzen die Erlaubniß gab, mein Gesellschafter zu sein; dieser wußte sich so freundschaftlich zu betragen, daß ich meinen Vater oft bat, seine häßliche Gestalt zu verschönern, er versprach es einmal, indem er mit uns Beiden spazieren ging; als er in den Wald von Blumen kam, sagte er, die Hitze des Tages hat mich müde gemacht, laßt mich hier ein wenig ausruhen, dann will ich Dich, mein Prinz, von der Gestalt, die Dir zuwider ist, befreien, und ich hoffe, Dein Vater soll mir es Dank wissen. Er befahl, so lange er schliefe, nicht von seiner Seite zu gehn und ihn zu wecken, wenn ihm Jemand nahe käme. Ich versprach es, fuhr der Vogel fort, ich hatte aber nur wenige Minuten mit meinem Freunde bei meinem schlafenden Vater gesessen, als sich dieser über einen

heftigen Durſt beklagte und von mir einige Erdbeeren verlangte, ich lief ſogleich, ihm welche zu ſuchen, indeß zog dieſer Niederträchtige den Ring von meines Vaters Hand, durch deſſen Macht der König der Bären ſogleich herbeikam und meinen Vater gefangen nahm und mit ſtarken goldnen Ketten belegte. Ich hatte Erdbeeren gefunden und brachte ſie auf breiten Palmblättern, wie erſchrak ich aber, als ich meinen unglücklichen Vater ſah, der mich mit Vorwürfen überhäufte; daß ich ihn ſeinen Feinden übergeben hätte, ich wußte damals von dem unglücklichen Talisman nichts. Gut, daß Du kommſt, rief der Bär hämiſch, Dir iſt ja meines Sohnes bucklichte Geſtalt immer ſo zuwider geweſen, trage ſie von jetzt an ſelbſt. Bei dieſen Worten berührte er mich mit dem Ringe, und ich glaubte zu ſterben, denn meine ſchlanken, geraden Glieder ſchrumpften zu einer abſcheulichen Figur zuſammen und ſein eigner Sohn ſtand wie mein ehemaliges Bild vor mir. Die Thränen floſſen bei dieſer Erzählung aus des Vogels Augen. Mein Vater, fuhr er fort, ſuchte mich über mein Unglück zu tröſten und der König der Bären ſchleppte ihn in die Erde zu ſeiner Wohnung. Meine Mutter hatte nicht die Macht, meine Verwandlung aufzuheben, und doch war es ihr unmöglich, mich in dieſer Geſtalt zu ſehen, ſie

verwandelte mich daher in einen Vogel. Alle Geister und Feen, die meine Mutter um Rath fragte, antworteten ihr: daß es einer Prinzessin möglich wäre, meinen Vater zu befreien, den Talisman wieder zu erhalten, mich selbst in meinen vorigen Stand zu setzen und am Ende meine Gemahlin zu werden, nur müßte sie freiwillig bei uns wohnen; auch hätte der König der Bären so lange keine Gewalt über uns, wie wir uns keiner Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Darum, mein Kind, schloß die Amme, wurdest Du Deinen Eltern entführt und und man mußte mich zu Dir bringen, weil Du es verlangtest; durch unsre Unvorsichtigkeit wurde ich am dritten Abend in einen Raben verwandelt und führte ein Jahr lang ein betrübtes Leben auf der Erde und jetzt habe ich die Erlaubniß, in diesem schönen Lande zu leben."

Rosalinde hatte mit der größten Aufmerksamkeit diese Geschichte angehört. Als die Amme geendigt hatte, fragte sie, „warum hast Du mir aber, als ich Dich das letzte Mal sah, nicht das Alles erzählt." Bertha antwortete, daß sie dem Prinzen einen Eid habe leisten müssen, ihr davon so wenig, als ihren Eltern zu sagen, denn die Prinzessin sei noch zu jung und könnte leicht zu ernstlich zurück nach ihren Eltern begehren und dann sei alle Hoffnung

verloren; und der König, wenn er den Zusammenhang der Geschichte wüßte, würde gewiß mehr Sorge für seine Tochter haben, als jetzt, da er nur mit Sehnsucht wünschte, die zehn Jahre möchten erst verflossen sein, daß er sie und ihren Gemahl umarmen könnte.

„Ach," sagte die Prinzessin, „wer weiß, wie viel wir Alle noch zu leiden haben!" Die Amme tröstete sie und suchte sie zu überreden, daß vielleicht die Zeit nahe sei, wo sie Alle glücklich werden würden. Rosalinde, der Prinz und die Amme waren nun beständig beisammen. Die Prinzessin war jung und froh und vergaß den dritten Tag schon, was sie den ersten und zweiten geängstigt hatte, sie hatte so oft von Gefahr sprechen hören, und doch blieb Alles so ruhig wie zuvor, daß sie am Ende glaubte, es könne auch wohl eine schwermüthige Einbildung der Königin sein und der Prinz würde einmal plötzlich seine ehemalige liebenswürdige Gestalt wieder haben.

So waren zwei Monate verflossen, als die Prinzessin am Abend mit ihrer Amme im Garten ging, die Königin trat zu ihnen, „Rosalinde," sagte sie, „Du weißt meine Geschichte, die Amme hat sie Dir erzählt, sage mir, hast Du seit der Zeit einmal den Wunsch gehabt,

mich zu verlassen? Die Prinzessin versicherte, daß sie die Königin und den Prinzen über Alles liebe und sie nie verlassen wolle. „Mein Kind," fuhr die Königin fort, „heute ist meines Sohnes Geburtstag, in dieser Mitternacht, da ich mich seiner zum ersten Mal erfreute, sehe ich ihn in seiner wahren Gestalt, er selbst weiß nichts davon, er schläft, wenn ich ihn erwecken wollte, würde sie sogleich wieder verschwinden und mein Sohn würde wieder in der Gestalt meines Todfeindes vor mir stehn. Ich will Dich mit mir nehmen, Du sollst Deinen künftigen Gemahl kennen lernen." Rosalinde bat sie, ihr doch die Angst zu erklären, die er fast an dem Bache wegen der bucklichten Figur gehabt habe. Die Königin sagte ihr, daß dieser Bach alle Bezauberungen, die ohne Hülfe des Talismans geschehn wären, entdeckte, darum habe sie das bucklichte Bild des Prinzen, aber nicht sein eignes gesehn. Komm," fuhr sie fort, „daß ich Dich von irdischen Irrthümern reinige, ich will Dich in den Strahlen des Mondes baden und Du wirst, halb selbst eine Fee, allen Bosheiten feindseliger Geister widerstehn." Sie nahm die Prinzessin bei der Hand und führte sie in ein dunkles Gebüsch. Die Sonne war schon untergegangen und der veilblaue Duft zog sich nach und nach zurück, um dem

Golde, worin der Himmel bei Nacht prangte, zu weichen. Sie hatten das Gebüsch verlassen und standen auf einer grünen Wiese, es schimmerte Alles rings umher, die Gräser und Blümchen am Boden schienen aus Goldstaub hervorgewachsen zu sein, in der Mitte stand ein Tempel aus weißem Elfenbein, vor dessen Eingang eine rothe Wolke als Vorhang schwebte. Der Tempel war von einem Fluß umgeben, dessen blauliche Wellen hin und wieder hüpften, sie standen einen Augenblick und die Wellen hoben den Mond aus der Tiefe empor und schienen ihn scherzend zu nöthigen, seinen Platz am Himmel einzunehmen. Der Mond schwamm langsam am Himmel herauf und die Königin führte die Prinzessin zum Ufer des Flusses, ein kleiner Nachen schwamm zu ihnen herüber, sie stiegen ein und befanden sich bald an den Stufen des Tempels, bei ihrer Annäherung theilte sich die purpurne Wolke und ein goldner Schein umfloß Beide. Als sie in den Tempel eintraten, erblickte die Prinzessin eine große goldne Schaale, sie kam näher und sah, daß die reinsten Mondstrahlen sich darin durcheinander bewegten, die Prinzessin stand am Rande und sah hinein und eine sanfte Wehmuth erfüllte ihre Brust, Thränen flossen aus ihren Augen und mischten sich mit den Wellen des Mondes, die davon ein wenig

zu brauſen anfingen, aber gleich wieder beſänftigt ſich wie zuvor bewegten. Die Königin hob Roſalinden auf und ſetzte ſie in die Schaale, Schauder und Entzücken ergriffen die Prinzeſſin, ſie meinte, ſie müßte ſterben und untergehn, und doch war ihr dies Gefühl eine Seligkeit. Nach einiger Zeit warfen ſie die Wellen aus, und ſie lag knieend vor der Königin, dieſe hob ſie auf, drückte ſie ſchweigend an ihren Buſen und Beide traten den Weg zum Palaſte an.

Sie kamen zum Zimmer des Prinzen, der ſchlafend auf einem Bette lag, die Königin zog die goldnen Vorhänge auf und freudig überraſcht trat die Prinzeſſin einen Schritt zurück, der ſchönſte Jüngling lag wie ein Gott ſchlummernd auf weichen Kiſſen, ſein braunes Haar lag in gefälligen Locken um ſeinen weißen Nacken, die rothen friſchen Lippen ruhten lächelnd übereinander und die langen ſchwarzen Augenwimpern ſchienen neidiſch den holdſeligen Blick ſeiner Augen zu verſtecken, ein Gewand von kleinen ſilbernen Federn ſchmiegte ſich an ſeinen Körper. Die Königin betrachtete ihn eine Zeitlang mit Entzücken, dann brach ſie in Thränen aus, ſie ſetzte ſich am Fuße des Bettes nieder. Roſalinde ſtand neben ihr, es war ihr unmöglich, die Augen von dem ſchlafenden

Jüngling wegzuwenden, der kleinſte Zug ſeines Geſichts prägte ſich ihrem Gedächtniß ein; die Königin näherte ſich dem Schlafenden und drückte einen leiſen Kuß auf ſeine Lippen. „Erlaubſt Du mir auch, daß ich ihn küſſe?“ fragte Roſalinde. — „Gern,“ ſagte die Königin, zwiſchen Thränen lächelnd, „nur wecke ihn nicht.“ Die Prinzeſſin näherte ſich, ſie küßte ihn leiſe und lehnte ihr Geſicht an das ſeinige, ihre Thränen floſſen heiß auf ſeine Wangen, ſie wollte ſie abtrocknen und der Prinz erwachte.

Schreiend ſprang die Prinzeſſin auf, weinend warf ſich die Königin nieder, der ſchönſte Prinz war verſchwunden und eine kleine unförmliche Figur richtete ſich auf. „Wie kömmt es, meine theure Mutter, daß Du um dieſe Zeit zu mir kömmſt, und Du, meine geliebte Roſalinde?“ — „Es iſt die Zeit, da Du geboren wurdeſt,“ ſagte die Königin, die ſich indeß gefaßt hatte, „ich ging mit Roſalinden ſpazieren, da konnte ich mir es nicht verſagen, Dich zu ſehn.“ Der Prinz dankte ihr ihrer Zärtlichkeit wegen und beide Damen entfernten ſich.

„Wirſt Du mir vergeben,“ fragte Roſalinde, „daß ich alle Deine Freuden ſtöre? ſelbſt den Anblick Deines

Sohnes habe ich Dir geraubt.“ Die Königin küßte sie stillschweigend und die Prinzessin ging auf ihr Zimmer. Das Bild des Prinzen wohnte wie ein milder Sonnenschein in ihrem Busen, sie rief sich unaufhörlich alle Züge seines schönen Angesichts in ihr Gedächtniß zurück und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, als sie am andern Morgen dem Vogel begegnete.

Nach einigen Tagen sagte die Königin, indem sie Rosalinden einen kleinen Spiegel reichte: „Trage diesen Talisman auf Deinem Busen, keine Macht ist im Stande, Dir ihn zu entreißen, wenn Du ihn nicht freiwillig weggibst, weder schlafend, noch wachend kann man ihn Dir entwenden, er wird Dich gegen Betrug schützen, es könnte sonst leicht der Sohn des Königs der Bären Dich betrügen und Du würdest den Betrug nicht ahnen. Die Bezauberung kann dieser Stein zwar nicht aufheben, Du wirst immer seine erborgte schöne Gestalt sehn, aber ihn nicht lieben, darum versprich mir, den Talisman immer zu behalten.“ Rosalinde versprach es feierlich. Sie bemerkte, daß die Königin, der Prinz und ihre Amme immer betrübter wurden, jemehr sich dieser Monat zu Ende neigte, alle Musik verstummte im Palast und im Garten, alle Vögel saßen nachdenkend auf den Zweigen, die größten

und stärksten waren täglich in dem Blumenwald beisammen.

Die Prinzessin fragte ihre Amme um die Ursache dieser Zusammenkunft und erfuhr, daß der Wald von schwarzen Bäumen, wovor Rosalinde eine geheime Furcht hatte, die Grenze des Königreichs der Vögel sei, aber noch ganz dazu gehöre; in diesem Walde befanden sich alle Geheimnisse der Zauberei und alle Geister, die die Finsterniß und den Schatten liebten, sobald der König der Bären den Krieg anfinge, müßte er dort mit seiner Macht angreifen.

Indem Beide noch darüber sprachen, erhob sich ein schreckliches Geschrei der Vögel in der Luft, alle scharfen Winde bliesen hin und wieder und rissen die Blätter von den Bäumen, die Luft, die sonst immer in melodischen Tönen erklang, brauste heulend durcheinander. Die Königin stürzte auf Rosalinden zu: „Halte Dein Wort!“ rief sie, „und werde mir nicht abtrünnig;“ sie ließ sie los und eilte der Gegend zu, woher der Lärm kam. Das Geschrei und Geheul verdoppelte sich, viele Vögel kamen mit zerrissenen Flügeln mühsam durch die Luft, endlich auch die Königin mit fliegenden Haaren. Der König der Bären folgte mit seinem ganzen Heer und seinem Sohne.

„Legt ihnen Ketten an," rief er, und eine große Anzahl Bären ergriffen die Königin und Rosalinden. Einige andere brachten den Prinzen blutend mit ganz zerrissenen Flügeln. — Der König berührte ihn mit dem Talisman und die Federn flossen von seinem Körper hinab und eine bucklichte menschliche Gestalt umgab ihn. „Jetzt sollst Du ihn doch so sehn müssen," sagte der Bär, indem er sich zur Königin wendete, die vor Schmerz auf den Stufen des Palastes niedergesunken war.

Der Sohn des Bären hatte sich indeß Rosalinden genähert und sie aufmerksam betrachtet, die Prinzessin sah ihn an und fand, daß es ganz das geliebte Bild des Prinzen sei! aber sie fühlte die Kraft des Talismans; er war ihr verhaßt.

„Weine nicht, meine Theuerste," sagte er mit sanfter Stimme zu ihr, „Du wirst bei diesem Wechsel nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen, wir haben Dich der Gewalt einer unwürdigen Königin, die Dich durch Betrug erhielt, entrissen, und Du sollst selbst meine Königin sein." Rosalinde antwortete nicht, ihre Augen waren auf die Königin gerichtet. „Wie?" fuhr der Prinz zornig fort, „Du antwortest mir nicht einmal, nun wohl, so

soll meines Vaters Befehl sogleich vollzogen werden. Es wurden nun schwere goldne Ketten um ihre zarten Hände gewunden, und der König der Bären hieß die Gefangenen sogleich in die Kerker bringen, die er für sie bestimmt hatte. Ein großer Bär mit rauhen kalten Tatzen umfaßte Rosalinden, ein anderer die Königin und Beide wurden fortgetragen.

Sie kamen zu dem Wald von Blumen, Rosalinde sträubte sich in den Klauen des Bären und riß in der Angst eine Rose von einem Zweige. Die Erde war weit von einander gespalten, die Bären stiegen endlich mit ihren Gefangenen hinein. Rosalinde schrie laut auf, eine feuchte kalte Luft wehte ihr entgegen, sie fuhren bei hohen rauhen Felsen vorüber, in dunkeln, schwarzen Steinen schimmerten ganz schwach einige Streifen Gold. Sie fürchtete sich in jedem Augenblick, der Bär würde sie loslassen und sie würde an den spitzigen Steinen zerschmettern; endlich wurde die Luft etwas freier, sie standen auf einem dürren Platze, wo hin und wieder einzelne Dornsträucher mühsam hervorgewachsen waren, die Luft war grau und neblicht, Dünste, die aus der Erde stiegen, hingen wie graue Schleier über den gegenüberstehenden Felsen. Ein heftiger Frost schüttelte Rosalinden zusammen; „folge mir!“ sagte der Bär, der

sie getragen hatte, und ergriff ihre Kette, Rosalinde ging über den kalten Boden, die Königin folgte ihr, sie näherten sich den Felsen, die sparsam mit Moos bedeckt waren, die Kraft der Sonne hatte es hervorgetrieben, die manchmal an heißen langen Tagen mit einigen Strahlen durch diesen Nebel brach.

So fürchterlich Rosalinden diese ganze Gegend war, so wünschte sie sich dahin zurück, als sie in die Höhle eines Felsens eintrat; die Luft darin war so kalt und naß, so daß die Federn, woraus ihr Kleid bestand, sich zusammenkrümmten und sich naß an ihren erstorbenen Körper schmiegten, eine Feuchtigkeit floß beständig von den Wänden herab, die sogleich gefror und so die Höhle wie mit Spiegeln bekleidete, sie dachte an die krystallnen Wände ihrer ehemaligen Wohnung und Thränen flossen aus ihren Augen, die auf ihren Wangen zu Perlen gefroren. Rosalinde hatte noch die Rose in ihrer Hand, die unter einem milden Himmel emporgewachsen, hier schon erstarrt war; „ach, so wird es mir auch gehn," rief die Prinzessin aus, indem sie sich auf ein ärmliches Lager von Moos niederwarf, „ich werde den morgenden Tag nicht mehr sehn!" Ein kleiner weißer Bär kroch freundlich um die Füße der Prinzessin und suchte sie zu erwärmen. Rosalinde beugte sich

mehmüthig zu ihm. „Du gutes Thier," sagte sie, indem sie ihn in die Arme schloß und mit ihren Thränen benetzte, „hast Mitleid mit mir!" — „Ich bin Deine Amme," antwortete der Bär. „Wie Du weggefuhrt warst, sagte der Prinz hämisch zu seinem Vater: Da ich Dich am Hofe der Königin als Vogel bedient hätte, so möchte er mich Dich an seinem Hofe nun auch als Bär bedienen lassen; er berührte mich nur, und ich lief als Bär auf allen Vieren." — „Und was ist aus dem Prinzen geworden?" fragte Rosalinde. „Das weiß ich nicht," war die Antwort.

Am folgenden Morgen besuchte sie der Sohn des Königs. „Bist Du noch nicht freundlicher gegen mich?" fragte er Rosalinden. „Wie kannst Du das fordern," antwortete die Amme, „in dieser kalten, nassen, unbequemen Wohnung, sie, die Pracht und Sonnenschein gewohnt ist." — „Du sollst sehen, daß ich Dich liebe," sagte der Prinz, „mein Vater hat mir dies Königreich und die Bären geschenkt, Du sollst mit mir sein ehemaliges Schloß bewohnen." Er winkte und ein Wagen von schwarzem Marmor, von schwarzen Bären brummend gezogen, erschien; er hob Rosalinden hinein, sie fuhren langsam durch dicke Wälder und wüste Plätze, wo Bären in Höhlen wohnten, die die Köpfe herausstreckten, um

ihren neuen König zu sehn; endlich erreichten sie einen hohen Felsen, auf dessen Spitze das Schloß des Königs stand, sie erkletterten ihn mit Mühe. Der Prinz zeigte Rosalinden ihre Wohnung, ein enges finstres Zimmer, dessen Wände, wie das ganze Haus, von schwarzem Marmor war, durch kleine Fenster fielen nur sparsame Lichtstrahlen, dies beängstigte sie von Neuem, die Luft darin war kalt und drückend, zugleich die Fenster so hoch, daß man sie nicht erreichen konnte, ein Lager aus Fellen bereitet nahm die eine Wand ein, verschiedene andere Felle, die ihr zu Kleidern dienen sollten, waren darüber hingebreitet, ein Tisch und einige Stühle, ebenfalls aus schwarzem Marmor, machten das übrige Geräthe aus. Die Prinzessin legte sich nieder und schlief ermüdet ein, sie träumte, sie befände sich wieder an den Stufen des elfenbeinernen Tempels, worauf sie niederkniete und weinte. Die purpurne Wolke trennte sich wieder, ein blendender goldner Schein, in dessen Mitte ein Greis in silbernem Gewande stand, überraschte sie. „Ich kenne Deine Geschichte," sagte der Greis, „und ich will Dir beistehn, Du wirst glücklich sein, wenn Du dem jungen König der Bären glauben machen kannst, daß Du ihn liebst, so wird durch Deine Klugheit und seine Falschheit am Ende

der wunderbare Talisman in Deine Gewalt kommen. Rosalinde erwachte, von neuem Muth belebt, sie rief ihre Amme und erzählte ihr ihren Traum. Beide trösteten sich nun und überlegten, wie man das Zutrauen des Prinzen gewinnen könnte.

Er erschien am andern Morgen und Rosalinde fragte, was aus der Königin geworden sei; er sagte, daß sie mit dem Könige, ihrem Gemahl, in ein Gefängniß unter der Erde verschlossen sei, wo sie von hundert Bären bewacht würden. Die Prinzessin konnte die Thränen nicht zurückhalten; er sagte, daß die Königin schon allein diese Strafe verdiente, weil sie den Vorsatz gefaßt habe, die Prinzessin mit ihrem ungestalteten Prinzen zu verheirathen und machte ihr den Willen seines Vaters bekannt, daß sie ihm an ihrem dreizehnten Geburtstage vor den Augen der Königin, ihres Sohnes und des schon lange gefangenen Königs, die Alle Rosalinden als ihre letzte Hoffnung betrachteten, vermählt werden sollte. Die Prinzessin hatte Mühe, ihren Unwillen zu verbergen, die Worte des Greises aber schwebten in ihrem Gedächtniß.

Der Prinz besuchte sie jeden Morgen, er erzählte, daß sich sein Vater sehr darüber freue, daß Rosalinde so freundlich

gegen ihn sei. Die Prinzessin fragte, ob denn der König jetzt das Schloß der Königin bewohne? „Ja," versetzte der Prinz, „er liegt jetzt den ganzen Tag im Sonnenschein und wärmt sich die Pfoten, ich beneide ihn recht, besonders da ich so spät die Hoffnung habe, dies schöne Land zu besitzen und Du, mein Kind, wirst es wohl gar nicht erleben." — „Wie so?" fragte Rosalinde erschrocken. — „Ach, so ein Feenkönig lebt viele hundert Jahre, also bist Du dann längst gestorben; ich muß Dir nur sagen, daß wir Dich überhaupt umgebracht hätten, damit wir ganz vor der Königin der Vögel sicher wären, aber mein Vater sagte, daß es zu gefährlich für uns sei, wir erzürnten durch einen Mord alle andre Geister gegen uns; wir hätten es aber vielleicht doch gethan, wenn ich mich nicht gleich in Dich verliebt hätte."

Rosalindens Bestürzung war unbeschreiblich, sie glaubte jetzt erst die Gefahr zu sehn, worin sie schwebte; denn, dachte sie, kann es diesen Barbaren nicht noch einfallen, mich zu ermorden und wer wird mich hier beschützen? Ihre Thränen flossen häufig. Der Prinz fragte nach der Ursache ihres Kummers; sie gestand, daß sie sich fürchtete, er würde sie noch umbringen; er versicherte, daß sie ganz ruhig sein könnte, da er sie liebe. Er sprach nun wieder

viel von dem warmen sonnigen Lande und wie sehr er es zu besitzen wünsche. Die Prinzessin äußerte den Wunsch, es einmal wiederzusehn; er versprach, bei seinem Vater um die Erlaubniß zu bitten, daß er sie einmal mit dorthin bringen könnte. Rosalinde fragte, ob er denn immer die Reise auf die Art machte, wie sie hieher gekommen wäre. „Ach nein," versetzte er, „mein Vater hat eine große Macht, ich darf mich nur setzen, so zieht er mich in einem Augenblick zu sich." Die Prinzessin dachte an den Ring und seufzte.

Am folgenden Tage sagte ihr der Prinz, daß sein Vater sie selbst einmal wieder sehn wollte, und daß sie in einem Augenblicke bei ihm sein würde. Sie wollte antworten und stand schon vor dem Könige der Bären, der ohne allen Schmuck auf einem weichen Rasen im Sonnenschein lag, der ihm so wohl gefiel, daß sich alle Haare seines Pelzes weit auseinander dehnten; aus Wohlgefallen streckte er die Tatzen weit von sich und brummte aus innerer Zufriedenheit.

Die Prinzessin fürchtete sich bei seinem Anblick. „Mein Sohn ist mit Dir zufrieden," rief er ihr entgegen, „das freut mich, komm, setze Dich zu mir, Du siehst, daß

wir Dir wie seiner künftigen Gemahlin begegnen, Du bewohnst mein Schloß und sogar der Wunsch, diesen Garten wiederzusehn, wird Dir erfüllt, ich hoffe, daß Du das dankbar erkennst." Rosalinde versicherte es. Sie sah den Garten an, alle Musik war verstummt, nur noch einzelne Vögel saßen auf den Bäumen, Bären hatten den Boden aufgewühlt, der Blumenwald war umgerissen, die Bären hatten nie Blumen gesehn und rissen eine von den hohen Stauden nach der andern aus. Die goldnen Saiten über dem Palaste waren verschwunden, seit sie nicht mehr von zarten Geisterhänden angeschlagen wurden, Rosalindens ehemalige Dienerinnen, die silbernen Tauben, befanden sich noch im Garten, sie näherten sich ihr und küßten ihre Hände und Füße. Die Prinzessin erwiederte ihre Liebkosungen, eine Taube flatterte etwas zu schnell zurück und blieb in dem Pelze des Bären hängen, zornig warf er sie von sich, ihre Füße kratzten ein wenig seine Haut, mit seiner Klaue schlug er sie nieder, daß das rosenrothe Blut zu den Füßen der Prinzessin schwamm. „Grausamer!" rief diese aus. — „Hohe!" schrie der Bär, „ich kann die ganze Brut vertilgen." Er ergriff nun alle Tauben, die sich in seinen Klauen krümmten, in einigen Augenblicken bedeckten ihre zerrissenen Körper den Rasen.

Rosalinde glaubte sie noch vor sich zu sehn, als sie sich schon wieder auf ihrem Lager im Marmorpalaste befand. Der Prinz stand vor ihr. „Wie hast Du es wagen können, meinen Vater so zu erzürnen?“ fragte er. „Grausam darf man ihn grade am wenigsten nennen, mich wundert, daß er nicht Dich und die Tauben zugleich zerriß.“

Nach einigen Tagen sagte er ihr, daß er seinen Vater in den Krieg gegen einen andern König begleiten müßte, als einen Beweis seiner großen Liebe gab er ihr die Erlaubniß, im Schlosse herumzugehn, nur sollte sie sich hüten, dem See zu nahe zu kommen, der am Fuße des Felsen läge, denn wenn der König der Bären aus seinem Lande abwesend wäre, so würde er immer von einem Geiste bewohnt, der eine besondere Feindschaft gegen die Menschen hätte und sie sehr leicht in seine Gewalt bekäme. Rosalinde versprach, sich zu hüten und der Prinz nahm Abschied von ihr. Sie war sehr erfreut, daß sie seine Gesellschaft auf einige Zeit los wurde. Sie ging sogleich mit ihrer Amme, um die andern Zimmer des Schlosses anzusehn, alle waren finster und klein, das Geräth von schwarzem Marmor, in einem hing an einer Wand ein kleiner, überaus glänzender Spiegel, die Prinzessin sah

von ungefähr hinein und dachte: ach wie verschieden ist es hier von dem schönen sonnigen Lande, und wie mag es jetzt aussehn, ob es der grausame Bär wohl noch mehr verwüstet? Wie erstaunte sie, als sie durch den Spiegel in eine weite Gegend zu sehen glaubte. Der Palast der Königin stand mit aller seiner Pracht vor ihren Augen, in dem Garten wiegten sich die goldnen Blumen. Bären liefen geschäftig hin und wieder, kriegerische Trompeten ertönten. Der König kam ganz bewaffnet aus dem Palaste, der Prinz folgte ihm und ein Zug von Bären, dessen Ende das Auge kaum erreichen konnte. Sie hatten den Garten kaum verlassen, als einige glänzende Vögel fröhlich zusammenflatterten, Lieder sangen und sich über die Abreise des Königs freuten. Bären, die zur Wache zurückgeblieben waren, hörten es, überfielen die Vögel auf einem Grasplatze, wo sie zusammenstanden und zerrissen sie als Verräther. Rosalinde kehrte weinend den Blick davon; als sie wieder hinsah, war die ganze Aussicht verschwunden und sie sah nichts, als ihr eignes Bild im Spiegel. „Was mag wohl mein Vater und meine Mutter machen?" fragte sie, „ob sie mich wohl vergessen haben?" Sie sah den König, ihren Vater, mit ihrer Mutter an eben dem Platz im Garten, wo sie vor ihren

Augen verschwunden war; sie hörte, daß der König die Königin tröstete: einige Jahre sind doch schon vorüber, wie bald vergeht die Zeit unsrer Trennung noch, und wir schließen sie dann mit doppelter Freude in unsere Arme. Rosalinde sah die sonst so geliebten und bekannten Bäume wieder, nach denen sich ihr Herz so oft gesehnt hatte, ihre Eltern, bei denen sie im immerwährenden Andenken lebte. Der König brach einen Apfel von einem niedrigen Bäumchen und gab ihn der Königin, „iß ihn," sagte er, „und denke dabei an unsre Tochter." Länger konnte es die Prinzessin nicht ertragen, weinend mit ausgestreckten Armen fiel sie vor dem Spiegel nieder, es war der Baum, den sie an einem schönen Sommerabend spielend pflanzte. Als sie sich erholt und aufgerichtet hatte, war auch dies Bild verschwunden. Sie dachte an die Königin der Vögel und an den geliebten Prinzen und ihre Augen wurden von dem Jammer dieses Anblicks erschreckt. Sie sah eine schwarze Höhle, die sich eng und finster wölbte, an deren Wanden der König, ein ehrwürdiger Greis, die Königin und der Prinz in häßlicher bucklichter Gestalt, mit großen goldnen Ketten angeschlossen waren. Ein Strom trieb mit Gewalt durch die enge Höhle und nagte mit großen Eisschollen die Füße der armen

Gefangenen. „Und wenn sie uns nun vergißt!“ rief der König, „wenn sie den Talisman bekömmt und sich mit dem Sohne unsers Feindes verbindet, der unsers Sohnes schöne Gestalt trägt, so müssen wir Jahrhunderte hier im Elende schmachten und so vergehn; denn wenn sie einmal mit ihm verbunden ist, so kann sie uns nachher nicht retten, wenn sie auch selber wollte.“ — „Nein, nein,“ rief Rosalinde, „könntest Du meine Stimme doch hören, ehrwürdiger Vater.“ Die Amme erinnerte die Prinzessin, daß sie nicht so laut sein möchte, da die Diener, die der Prinz hier gelassen hätte, gewiß aufmerksam auf sie wären, und es würde ihnen auch gewiß auffallen, wenn sie so lange in diesem Zimmer verweilte. Sie verließen das Schloß und standen auf der Spitze des Felsens. So weit ihre Augen reichten, sahen sie nichts, als feuchten, sandigen Boden, worauf sehr schwarze Felsen standen. Ganz fern von ihnen, so daß es dem Auge kaum deutlich war, schien sich etwas in der Luft, wie Wipfel der Bäume, zu wiegen. „Das Zimmer, worin der Spiegel hängt, soll mein Lieblingsaufenthalt sein,“ sagte Rosalinde; „denn wie ist es möglich, daß man ohne den Anblick von frischen Bäumen und heiterm Himmel leben kann! Hier, so weit ich sehn kann, kein Grashen, kein Blumchen.“ Sie spahte

suchend mit dem Auge umher und entdeckte ganz unten am Rande des Felsens eine kleine rothe Blume, die zwischen drei schönen Blättern hervorgewachsen war, sie stieg den Felsen hinunter, um sie zu holen, sie sah, daß sie ganz nahe am Ufer des Sees stand, vor dem sie der Prinz gewarnt hatte, sie wollte schon zurück; aber, dachte sie, wie schnell ist eine Blume abgepflückt, sie bückte sich nun, es zu thun. Das Wasser rauschte ein wenig und der Greis, den Rosalinde im Traume gesehn hatte, stieg aus dem Wasser hervor. Die Prinzessin wollte schnell entfliehn. „Warum fürchtest Du Dich, mein Kind?" fragte er mit sanfter Stimme. Sie drehte den Kopf um und seine Gestalt war so ehrwürdig und doch so milde, daß alle ihre Furcht verschwand. „Ich weiß es wohl, daß man Dich gewarnt hat, Du sollst dem See nicht nahe kommen, der König der Bären weiß es wohl, daß er mich zu fürchten hat. Ueberwinde Dein Mißtrauen und komme in meine Arme, so kann vielleicht der Talisman bald in Deiner Gewalt sein." Rosalinde stand zweifelhaft. Der Greis fuhr fort: „Der Bärenkönig wird morgen als Sieger in sein Land einziehn und der Prinz in sein Schloß, dann ist es mir vielleicht nicht mehr möglich, Dir beizustehn, denn das Schicksal hat mich ver-

dammt, daß ich nichts in diesem Lande thun kann, wenn sein Besitzer gegenwärtig ist, entschließe Dich bald, sonst ist es zu spät.“ Der Gedanke, daß sie vielleicht bald alle ihre Freunde befreien könnte, wurde lebhaft in Rosalinden, sie eilte auf den Alten zu, der sie schnell in seine Arme schloß und in den See stieg. Das Brausen des Wassers betäubte die Prinzessin, und als sie sich erholt hatte, befand sie sich im Zimmer eines Pallastes, dessen Wände so, wie das Dach, durchsichtig waren. Die Prinzessin konnte in dem klaren Wasser alle Fische sehn, die munter darin herumscherzten, über das Dach des Pallastes floß das Wasser hinweg, ohne es zu berühren. Sie sah den Greis in einem von den Zimmern, er war durch viele Wände von ihr getrennt, aber sie waren so klar, daß sie jede Bewegung, die er machte, sehn konnte. Er hielt ein großes Buch, worin er zu lesen schien, in der einen Hand, und einen Stab, womit er an der Wand zeichnete, in der andern; er machte so wunderliche Gebehrden, daß sich Rosalinde fürchtete. Endlich legte er das Buch und den Stab weg und kam zu ihr. „Hast Du Dich erholt, mein Kind?“ fragte er freundlich. — „Sage mir, warum hast Du mich hier im Wasser eingeschlossen?“ rief die Prinzessin. — „Ich habe vollkommene Gewalt über Jeder-

mann, über Feen und Menschen, wenn sie auf den See, auf mein kleines Gebiet kommen, und ich hoffe nun, da ich Dich bei mir habe, den Talisman wieder zu seinem rechtmäßigen Besitzer, meinem theuren Freunde zu bringen.

Er ließ Rosalinden von Mädchen, die in wäßrigten Kleidern eingebüllt waren, bedienen, deren freundliches Betragen und sanfte Mienen die Prinzessin ihre liebe Amme vergessen ließen. Am folgenden Morgen kam der Greis zu ihr; „der Prinz wird sehr bald zurückkommen," rief er ihr entgegen, „und wenn er Deine Abwesenheit erfährt, in dem Spiegel nachforschen, wo Du Dich aufhältst. Beklage Dich dann unaufhörlich, daß ich Dich ihm entrissen habe und verlange zurück, damit er von Deiner Liebe fest überzeugt wird." Er hatte kaum ausgeredet, als ein Brausen der Wellen die Ankunft des Prinzen verkündigte. Der Alte schwebte auf dem Wasser empor und sah ihn in sein Schloß einziehn; er hörte ihn nach Rosalinden fragen. Der Greis eilte nun zur Prinzessin zurück, die sich auf einen Wink von ihm sogleich zu seinen Füßen warf, und ihn anflehte, er möchte sie zu ihrem Prinzen zurückführen. „Du bist einmal in meiner Gewalt," antwortete er mit rauher Stimme, „und keine

Macht soll Dich mir entreißen. Rosalinde bat von Neuem und er vermehrte die Härte seiner Rede. Nachdem sie ihn sehr lange gebeten hatte, erklärte er endlich, daß er sie dem Prinzen unter einer Bedingung überlassen wollte. Er verließ nun die Prinzessin, die sich auf ihr Lager warf, und ihr Gesicht in dem Kissen versteckte, damit, wenn der Prinz noch in den Spiegel sähe, er glauben möchte, sie weine um ihn.

Der Prinz hatte kaum gehört, daß der Alte Rosalinden unter einer Bedingung frei geben wollte, als er sogleich den Felsen hinuntereilte, um sie zu hören. Er stand am Rande des See's und rief mit lauter Stimme den Greis. Im silbernen Gewande, auf einer Muschel schwamm dieser aus dem Wasser hervor, „was verlangst Du?" fragte er den Prinzen unfreundlich. „Du hältst meine Geliebte, Rosalinde, bei Dir eingeschlossen, ich fordre sie zurück." Der Greis wollte sich wieder untersenken, indem er dem Prinzen sagte, daß er sie künftig höflicher begehren möchte. „Ich weiß wohl," antwortete ihm Dieser, „daß Du sie mir unter einer Bedingung zurückgeben willst, ich bitte Dich, sage sie mir." — „Nun wohl," versetzte der Alte, „ich hoffe, daß Sie Dir angenehm sein werde. Ich hasse Deinen Vater, und kann nicht leiden, daß er das

schöne Land der Vögel besitzt, wenn Du nun meinen Rath befolgst, so wirst Du Rosalinden und dies Land zugleich bekommen." Der Prinz war äußerst begierig, diesen Rath zu hören und versprach ihn sogleich zu befolgen; „denn ich muß Dir nur gestehn," sagte er, „ich habe eine so große Lust zu diesem schönen Lande, daß ich meinen Vater lange todt geschlagen hätte, wenn das bei den Feen nur möglich wäre." Der Alte berichtete ihm nun, daß er seinen Vater völlig in seine Gewalt bekommen könnte, wenn er ihm den Talisman, welchen er ehedem auf Befehl seines Vaters dem Könige der Vögel geraubt habe, wieder entwenden könne. Er machte ihn mit der Kraft des Ringes bekannt und versicherte, daß sein Vater alle seine Macht allein diesem Kleinod zu verdanken hätte.

Der Prinz versicherte, daß es ein Leichtes sei, diesen Ring zu stehlen; denn, wenn sein Vater im Sonnenschein eingeschlafen sei, so könne man mehr thun als das, und er würde nicht erwachen. Er freute sich sehr, daß er nun nicht mehr die Menschen zu beneiden brauche, daß sie einander umbringen könnten; denn, wenn er den Ring bekäme, könnte er mit seinem Vater machen, was er wolle. Er wollte ihn wieder zum König der Vögel machen, und

er sollte in dem schwarzen Hause wohnen, er selbst aber wollte dann mit Rosalinden in den glänzenden Palast einziehen. Der Greis berichtete ihm noch, daß, wenn er den Ring habe, er ihn nur zu drehen brauchte, so werde er am Ufer des See's stehn, dann wolle er ihm Rosalinde wieder geben und mit ihm in ewiger Freundschaft leben.

Der Prinz ging auf sein Schloß zurück und erwartete mit Ungeduld, daß ihn sein Vater zu sich rufen möchte. Endlich erschien dieser erwünschte Augenblick, aber der König schlief nicht; er hatte so viel zu sprechen, er war so voller Freude, daß er noch einen Feind besiegt hatte, der ihm nun unterthan sein mußte. Der Prinz konnte seine Ungeduld kaum verbergen, er kam auf seinem Schloß äußerst mißvergnügt an. Nach einigen Tagen kam er wieder zu seinem Vater, er fand ihn im Garten liegen. Nachdem sie einige Zeit gesprochen hatten, stellte sich der Prinz sehr ermüdet und schläfrig, er bat den König um die Erlaubniß zu schlafen, und meinte, er würde dann selber einschlafen, und es würde sich so eine Gelegenheit finden, den Ring zu bekommen. Der Vater ertheilte ihm diese Erlaubniß gern und sagte: er wolle sich indeß manche Regierungsgeschäfte überlegen. Der Prinz machte die

Augen zu und stellte sich schlafend. Der König lag neben ihm, er hörte ihn immer brummend überlegen; er war in der größten Wuth, daß er durchaus nicht schlafen wollte, endlich glaubte er, sein Vater habe Verdacht auf ihn; er drehte also, um ihn sicher zu machen, den Kopf herum und schnarchte stark. Ueber die Anstrengung, die es ihm kostete, den Schlaf natürlich nachzuahmen, schlief er am Ende wirklich ein, und fand sich zu seinem Verdrusse nach vielen Stunden in seinem Schlosse. Er war nun gezwungen, eine andere Gelegenheit zu erwarten, sie zeigte sich endlich; als sein Vater ihn wieder zu sich rief, fand er ihn krank; er setzte sich vor seinem Bette nieder und bedauerte ihn zärtlich. Der Bär war über seine Krankheit verdrüßlich und warf sich brummend auf seinem Lager herum. „Ich weiß, daß ich noch sieben Tage krank sein werde," sagte er zu seinem Sohne, „Du sollst diese ganze Zeit über bei meinem Bette wachen, damit sich mir Niemand nähere, wenn ich schlafe." Der Prinz versprach es gern; der König schlief bald darauf fest ein, der Prinz näherte sich und suchte an seiner rechten Tatze den Talisman. Die langen krausen Haare waren so herüber gewachsen, daß er ihn Anfangs gar nicht entdecken konnte, endlich fand er ihn und zog ihn leise herunter.

Er war außer sich vor Freuden, als er ihn an seiner Hand sah; er wollte seine Kunst sogleich versuchen, drehte ihn und stand am Ufer des See's.

Freudig glänzten die Augen des Greises, als er ihn erblickte. „O wie viel Dank bin ich Dir schuldig!" rief ihm der Prinz entgegen. „Ich habe schon in meinen Büchern Dein Glück gelesen," sagte der Greis. „Setze Dich zu mir in meine Muschel und komm' und empfang' Deine Braut." In seiner Freude vergaß der Prinz, daß es gefährlich sei, sich auf den See zu begeben; er stieg neben dem Greis ein. Als die Muschel sich auf den Grund des Wassers herabließ, dachte er zwar daran, aber er glaubte, die Kraft des Ringes würde ihn gegen jede Gefahr schützen.

Als sie am Thore des durchsichtigen Palastes standen, sah der Prinz in einem der innern Zimmer Rosalinden sitzen, er eilte hinein, um sie zu umarmen. Er war kaum in den ersten Saal getreten; als ein Brausen des Windes und Klatschen der Wellen ihn erschreckten, der Palast wankte, er fühlte sich von tausend nassen kalten Händen ergriffen, die ihn zu Boden warfen. Der Alte näherte sich ihm und zog lachelnd den Ring von seinem Finger

„Haſt Du vergeſſen," fragte er ihn ſpottend, „daß in meinem Gebiet Alles meiner Macht weicht?" Er drehte den Ring, und er und Roſalinde ſtanden in dem unermeßlich langen Birkengang im Garten der Königin der Vögel; er reichte der Prinzeſſin den Ring und ſagte, „daß ſie nun im Stande ſei, ihre Freunde zu befreien." — „O," rief die Prinzeſſin, „ſo komme, mein theurer Prinz mit Deinen Eltern!" ſie drehte den Ring und der König, die Königin und der Prinz ſtanden vor ihr mit fliegenden Haaren und nackten Füßen. Roſalinde fiel vor der Königin nieder, und reichte ihr den Ring, dieſe hob die Prinzeſſin auf und drückte ſie an ihre Bruſt. So wie der König den Talisman am Finger hatte, berührte er den Prinzen; der ſogleich als der ſchöne Jüngling im goldnen Gewande vor Roſalinden kniete. Alle dankten dem Könige der Gewäſſer, und gingen nach dem Palaſt. Der Prinz ſagte, daß er Roſalinden als ſeine Königin jetzt einführte. Alle hatten in ihrer Freude den König der Bären vergeſſen; ein kleiner Schrecken befiel ſie, als ſie das Zimmer öffneten und ihn auf einem goldnen Bette ſchlafend fanden. Der König der Vögel näherte ſich, um ihn zu wecken, er ſchlug aber ſchon die Augen auf. Das Getöſe von den vielen Inſtrumenten, die in der Luft

erklangen, und von den tausend Vögeln, die von jedem Zweige Siegslieder sangen, weil die Königin des Gesangs und der Vögel wieder gegenwärtig war, hatte ihn erweckt. „Ich habe es schon oft gesagt," rief er, „ich will noch alle Vögel umbringen, wie können sie es wagen, mich in der Ruhe zu stören? Warum bist Du von meiner Seite aufgestanden," sagte er zum Prinzen, den er für seinen Sohn ansah. „Deine Macht ist jetzt zu Ende!" rief der König der Vögel, indem er sich ihm zeigte. „der Talisman ist wieder in meiner Hand, und dies ist mein Sohn, nicht der Deinige." Der Bär wälzte sich vor Wuth mit den Zähnen knirschend auf seinem Lager. „Ziehe wieder hin in Dein kaltes Land," fuhr der König fort, „und sei mir wieder unterthan wie ehemals." — „Wo ist mein Sohn?" schrie der Bär. „In meinem Hause," antwortete der Greis. Der König der Vögel drehte den Talisman, und vom Wasser triefend stand der Prinz vor ihnen. Die Geister hatten ihn am Boden fest gehalten, und allen Wellen die Erlaubniß gegeben, hereinzudringen; klatschend waren sie über den Prinzen hinweggeeilt. „Ich kann nicht dulden," redete ihn der König der Vögel an, „daß Du meines Sohnes Gestalt schändest, nimm Deine eigne wieder," sagte er, indem er ihn berührte, und

sogleich stand er als ein häßlicher Zwerg da. Der König verbannte sie nun von seinen Augen; sie kamen in ihr altes Land zurück. Rosalinde erinnerte die Königin an ihre treue Amme, und sie stand zu unaussprechlicher Freude der Prinzessin vor ihnen.

Anfangs wollte nun die Prinzessin sogleich zu ihren Eltern, aber die Königin stellte ihr vor, daß diese sich schon darin gefunden hätten, sie in zehn Jahren nicht zu sehn, und bat sie also, diese Zeit über noch bei ihr zu bleiben, besonders da sie sonst ihren Sohn schon ganz wieder verlieren müßte, wenn er mit Rosalinden die Erde bewohnte. Die Prinzessin blieb also bis an ihren sechszehnten Geburtstag im Lande der Vögel, wo ihr Leben unter beständigen Harmonien dahinfloß.

An diesem Tage erwartete der König mit Sehnsucht den Vogel mit goldnen Schwingen; er stand am Fenster und sah in den Garten und in den blauen Himmel hinaus; endlich sah er in der Luft einen glänzenden Schein flimmern, der sich immer mehr näherte. Er erkannte nun deutlich einen großen Vogel, der mit seinen breiten goldnen Flügeln die Luft auseinander schlug. Er näherte sich dem Könige und bat ihn demüthig um die Feder, die er bei einem Gefechte aus seinen Flügeln verloren habe; ich

weiß, daß ſie in Deiner Gewalt iſt," ſagte er, „und ſeit ſie mir fehlt, wird mir das Fliegen ſehr beſchwerlich; ich bitte Dich alſo, ſtecke ſie mir auf der rechten Seite wieder ein, ich will Dich dafür zu Deiner Tochter führen."

Der König ſteckte die Feder mit großer Freude dem Vogel ein, der ihn nun bat, herunter in den Garten zu kommen. Die Königin ging im Garten ſpatzieren; ſie wollte ſo gern zu ihrer Beruhigung dem Verſprechen glauben, daß ſie ihre Tochter noch an dieſem Tage wiederſehn ſollte, und doch ängſtigten ſie ſo viele Zweifel. Sie begegnete dem König und dem Vogel, und ihr Herz ſchlug vor Freude. „Wohin willſt Du mich nun führen?" ſagte der König; ohne zu antworten, hob ihn der Vogel auf und eilte mit der größten Schnelligkeit durch die Luft davon.

Die Königin ſah ihnen betrübt nach. Sie glaubte, ſie würde den König niemals wiederſehn, ſo wie ihre Tochter und die Amme, die auch ſo plötzlich verſchwunden waren.

Der Vogel trug den König mit großer Leichtigkeit über unermeßliche Länder hinweg; endlich, als die Luft viel milder und reiner wurde, flog er langſamer. „Jetzt

ſind wir an der Grenze des Landes, worin Deine Tochter lebt," ſagte er zum Könige, indem er ihn niederſetzte, „hier wollen wir uns ein wenig erholen." Der König ſah ſich um, es war derſelbe Platz, wo Roſalinde niedergelaſſen wurde, als man ſie ihren Eltern entführt hatte. „Sollte man nicht meinen, die Sonne, der Himmel, die Bäume und Blumen auf unſrer Erde, wären nur nachgemacht, und das hier die wirklichen? O, meine Tochter lebt im Himmel!" rief der König verwundert aus. Er wurde von Neuem entzückt, als die Vögel ihren Geſang erhoben. „Aber, ſage mir," fragte er ſeinen Führer, „welche Gefahren habe ich denn zu beſtehn?" — „Keine," antwortete der Vogel, „Du haſt ſie ſchon beſtanden, Du haſt eine unermeßliche Reiſe durch die Luft gemacht." Er hob den König wieder auf und ſetzte ihn in wenigen Augenblicken vor den goldnen Thoren des Palaſtes nieder. Der König war über die Pracht erſtaunt; er zweifelte, ob er wachte und das Alles wirklich ſei, als die Thore aufrauſchten, lieblicher Geſang und Flötenton ihm entgegen klangen, und der König und die Königin ihn bewillkommneten. „Vergiebſt Du mir, daß ich Deine Tochter raubte," redete die Königin ihn mit dem ſchönſten Geſange an. Der Prinz führte Roſalinden bei der Hand, und

Beide knieten vor ihm nieder. Er erstaunte über Beider Schönheit und schloß sie freudig in seine Arme.

Der König der Vögel machte ihnen nun bekannt, daß Rosalinde und der Prinz mit dem Könige zurück in sein Land gehn sollten, und so lange darin leben, bis ein Sohn von ihnen die Regierung übernehmen könnte; dann, setzte er hinzu: „werden Eure Unterthanen glauben, Ihr seid gestorben, und Trauerglocken durch das ganze Land tönen, Ihr aber werdet in unsre Arme zurückkehren, und bei uns im ewigen Frühlinge leben.“ Man nahm Abschied von einander. Die Königin umarmte ihren Sohn und Rosalinden mit vielen Thränen; der König küßte ihre Stirn, und ein Heer von Vögeln war in dem Augenblick bereit, sie zurück zur Erde zu führen. Sie standen in weniger Zeit in dem Garten, wo die Königin noch den Verlust ihres Gemahls betrauerte. Ihre Freude, als sie ihn und ihre Tochter wiedersah, war unbeschreiblich. Von der Schönheit des Prinzen wurde sie, wie der König, überrascht, auch die treue Amme war ihrer geliebten Rosalinde gefolgt.

Die Vermählung des Prinzen wurde in wenigen Tagen mit vieler Pracht gefeiert. Rosalinde hatte sich Anfangs sehr gefreut, den Garten wiederzusehen, wo sie

als Kind so gern spielte; aber die Freude daran verlor sich sehr bald; es kam ihr Alles so klein und eng vor; das schöne Land der Vögel mit seinem ewigen Sonnenschein war beständig in ihrem Gedächtniß. „Ach," sagte sie oft zum Prinzen, „sind wir nicht selber wie die verbannten Vögel, nur daß unsre Strafe viel länger währt?"

Als sie einen Sohn geboren hatte, war ihre einzige Freude, sein Wachsen und Starkwerden. Sie erwartete mit Ungeduld sein funfzehntes Jahr. Es erschien endlich, und sie sagte zu ihren Eltern, daß sie sie nur noch einmal auf eine kurze Zeit verlassen würde; sie wolle den König der Vögel bitten, daß er sie auch bald in sein Reich aufnähme.

In einer schönen mondhellen Nacht ging sie mit ihrem Gemahl im Garten spazieren; eine tiefe Stille herrschte rings umher; sie gingen auf und ab, und freuten sich, daß die Zeit ihrer Rückkehr nahete. Da traf plötzlicher Gesang der Vögel ihr Ohr; er kam näher, und die vornehmsten Diener der Königin schwebten in der Luft. Sie senkten sich nieder, und führten den Prinzen und Rosalinden davon. Am andern Morgen fand man ihre Leichen in ihren Zimmern. Der König ließ sie prächtig

begraben und das ganze Land betrauerte sie. Bald darau
wurden auch Rosalindens Eltern in das schöne Land de
Vögel getragen. Der junge Prinz wurde zum Könige
gekrönt. Er betrübte sich sehr über den Tod seiner Eltern
und Großeltern, aber die Zeit heilte seinen Schmerz. Er
wählte sich eine schöne Gemahlin und lebte in seinem
Lande recht glücklich mit ihr, weil er das schöne Land
der Vögel nicht kannte.

Der Greis im Felsen.

Schon seit langer Zeit lebte im dunkelsten Theile des Waldes ein Greis, den Niemand kannte; er wurde in der ganzen Gegend umher nur der Greis im Felsen oder der wohlthätige Zauberer genannt; denn Jeder, der zu ihm kam und seinen Rath begehrte, ging getröstet hinweg. Aus Dörfern und Städten kamen die Einwohner, um ihn bei zweifelhaften Fällen zu fragen. Wenn sie ihm ein kleines Geschenk mitbrachten, so nahm er es dankbar an; wenn aber einer der Reichen meinte, daß er ihm seinen Rath hinlänglich vergolten hätte, wenn er ihm eine Menge Goldstücke reichte, so legte er sie lächelnd bei Seite, und der erste Arme, der seiner Hülfe bedurfte, ging getröstet hinweg.

Es war ein heitrer Morgen und der Alte saß vor seiner Höhle, sah lächelnd, wie die Sonnenstrahlen einzelne Blätter vergoldeten, und wie es nur eines leisen Windes bedurfte, um sie aus dem glänzenden Scheine in den dunklen Schatten zu jagen. „O du Bild des

menſchlichen Glücks," rief er aus, „welch ein kleiner Wind darf Dich berühren, und Du ſtehſt mit allen Deinen glänzenden Blüthen im finſtern Schatten!" Indem er ſo mit ſich ſelber ſprach, näherte ſich ihm ein Jüngling mit nachdenkender Miene. „Ich grüße Dich ehrerbietig, alter Vater," redete er ihn an; der Greis dankte und lud ihn ein, auf dem Steine vor der Höhle zu ſitzen. „Was hat Dich dem Schlaf ſo früh entriſſen?" fragte der Greis den Jüngling; „man ſagte mir," erwiederte Jener, „Du ſeiſt ein weiſer Zauberer." — „Nun und Du bedarfſt meiner Hülfe?" fragte der Alte lachelnd. — „Ja, weiſer Mann," rief der Jüngling, „aber glaube nicht, daß ich Dich mit ſolchen Dingen plagen will, die Du wohl täglich von der unbedachtſamen Jugend hören magſt; ich will nicht, daß Du mir beiſtehen ſollſt, die Gunſt eines Mädchens zu gewinnen, auch ſollſt Du mir nicht den Weg zeigen, wie ich zu Ruhm und Ehre gelangen kann; nein! weit edler iſt mein Beſtreben." — „Nun, und was wünſcheſt Du denn," ſagte der Greis, „wenn dieſe Dinge ſo wenig Reiz für Dich haben?" — „Glaubſt Du nicht, daß des Menſchen edelſtes Beſtreben iſt," fuhr der Jüngling fort, „Alles in und außer ſich zu erkennen und beſonders in ſich?" — „Nachdem man es verſteht,"

ſagte der Greis, „doch nenne mir Dein Begehren.“ — „Ich wünſchte,“ ſagte der Jüngling, „daß Du mir die Gabe verleihen mögeſt, alle meine Gedanken, wenn ich ſie in mir ausgearbeitet habe, vor mir zu erblicken, damit ich beurtheilen möge, was meine Seele denkt, ob es gut oder böſe, klug oder einfältig genannt zu werden verdient. Ich weiß wohl, daß es viel iſt, was ich bitte, aber, theurer Greis, meine Dankbarkeit wird unbegränzt ſein.“ — „Es iſt weniger, als Du glaubſt,“ ſagte der Alte, „aber ich glaube nicht, daß Du mir für dies Geſchenk danken wirſt; ich thue nichts weiter; als daß ich Deinen Augen eine größere Kraft mittheile, damit Du die Geſtalten, welche Deine Seele erzeugt und in die Welt ſendet, erblicken magſt, aber ich ſage es noch einmal, Du wirſt mir nicht danken. Du mußt es nun ein ganzes Jahr ertragen, alle Deine Gedanken und Entſchlüſſe zu erkennen; wenn das Jahr verfloſſen iſt, ſo kehre wieder zu meiner Höhle, und ich will die Laſt von Dir nehmen, die Du jetzt auf Dich herabgebeten haſt.“ Der Greis ſtand auf und ging in ſeine Wohnung; die Thür ſchloß ſich, und der Jüngling blieb auf ſeiner Bank allein. „Wie ſollte ich,“ ſagte er, indem er nachdenkend vor ſich hinblickte, „es jemals bereuen, ein ſo gutes

Geschenk empfangen zu haben. Zu welcher neuen Weisheit bahnt mir diese Sehkraft den Weg? Ich werde mit scharfen Blicken Alles prüfen, und ich nur allein werde über mich und den Menschen mit Wahrheit urtheilen können.“ Er stand auf und wollte zur Stadt zurückkehren, da erblickte er zu seinen Füßen eine kleine, blinde, verwachsene Figur, die eine ungeheure Brille auf der Nase trug. Leonhard erschrak vor dem Anblick dieses lächerlichen Unholds und wollte entfliehen, da zerflatterte das Wesen in die Luft. „Wie!“ rief der Jüngling erstaunt, „sollte dies das Bild meines Gedanken sein?“ er dachte diesen Gedanken noch einmal, und die lächerliche Gestalt kam mit ihrer Brille ihm wieder näher. „Boshafter Zauberer,“ rief Leonhard, „Du spottest meiner und willst mir meine Gedanken so entstellt zeigen.“ Als er diese Worte ausgesprochen hatte, erblickte er neben sich ein Kind, das ihn mit überaus dummen Augen ansah, und auf die lächerliche Mißgestalt zueilte und sich zu ihr gesellte. „Nun,“ sagte Leonhard spottend, „das muß ich gestehen, ein Paar vortreffliche Abdrücke von sich hat meine Seele in die Welt gesendet.“ Er hatte kaum diese Rede geendigt, so stand noch ein Bube mit schwarzen krausen Haaren und feurigen Augen neben den Andern und sah sie erbittert an. „Nun,

es wird mit meinem Forschen nach Weisheit einen schlechten Fortgang gewinnen," sagte Leonhard; „besser wäre es doch gewesen, ich hätte den Alten gar nicht um dieses Geschenk gebeten." Ein Knabe mit schlichten, blonden Haaren und blauen Augen, nicht schön und nicht ungestaltet, stand neben ihm, sein Gesicht war nicht dumm und nicht verständig; er sah Leonhard gleichgültig an, und gesellte sich zu den Uebrigen. „Nun, das ist sauber!" rief Leonhard erzürnt; „von vier Gedanken ist kaum einer erträglich, und auch dieser eine, ist er nicht ein Gedanke der Reue, was kann er mir also helfen? Wenn ich nichts Gescheutes hervorbringen kann, sondern nur das Einfältige ganz mäßig gescheut bereuen, so wünschte ich, ich könnte die ganze Brut zerstören. Er trat unter seine Gedanken und wollte sie verscheuchen, aber weit entfernt, daß sie sich vor ihm hätten fürchten sollen, schlossen sie sich recht eng an ihn. „Ist es mir denn nicht möglich, etwas Gescheutes zu ersinnen," rief er, „daß ich dies Gezücht von mir entferne!" Er stützte den Kopf mit den Händen und wollte gleichsam mit Gewalt etwas Kluges denken, aber nur desto lebhafter mußte er sich aller dieser Gedanken erinnern, und selbst wenn er glaubte, er habe etwas Neues erfunden und aufblickte, so naherte sich ihm eins

der vier Kinder. Verzweiflungsvoll ging er zur Stadt zurück, und seine Gedanken begleiteten ihn. Sein Weg führte ihn durch den dichtesten Theil des Waldes; hohe, hundertjährige Eichen rauschten über ihm, und sein Herz wurde ergriffen; seine vier Gedanken verließen ihn; heilige Schauer zogen durch seine Brust, und er hatte seine Bitte, die er dem Greise gethan hatte, ganz vergessen; endlich erreichte er den Ausgang des Waldes, doch als er die Stadt mit ihren Thürmen vor sich sah, blickte er auf und bemerkte, daß von seiner Seite ein schöner Jüngling hinwegflatterte, und die vier Gestalten schwebten in weiter Ferne und eilten, ihn wieder zu ergreifen. Leonhard bemühte sich, den Gedanken, der ihn so schön und freundlich durch den Wald begleitet hatte, zurückzurufen, aber seine Anstrengung war vergeblich; je eifriger er sich bemühte, sich zu erinnern, um so eifriger drängten sich seine albernen Gefährten hinzu. „Also nur unwissend ist es mir möglich, etwas Gutes zu denken," sagte er, und ging in sich gekehrt nach seiner Wohnung. Er hatte nicht den Muth, aufzublicken, er fürchtete, daß eine neue Gestalt, denen die ihn begleiteten, ähnlich, entstanden sein möchte.

Als er durch eine enge Straße der Stadt nach seiner

Wohnung ging, hörte er aus dem Fenster eines niedrigen Hauses Klagetöne; er trat hinzu und sah durch die Scheiben; ein junges Mädchen stand am Bett einer Kranken; zwei kleine Kinder saßen jammernd am Boden. „Erbarmt sich denn Keiner der Unglücklichen," sagte das Mädchen, und hob die blauen Augen auf zum Himmel; zugleich erblickte sie Leonhard und trat schüchtern zurück. Mitleid riß ihn hin, er öffnete die Thür des Hauses und trat in das ärmliche Zimmer. Hier sah er die Mutter der Kinder, eine junge Frau, bleich und dem Tode nahe. Leonhard näherte sich der Kranken und sagte: die weinenden Kinder hätten ihn aufmerksam gemacht, und er bitte sie, von seinem Vermögen etwas anzunehmen. Die Kranke richtete sich empor und wollte ihm danken; sie winkte ihren Kindern, die sich Leonharden näherten. Er sah sich um und auf das erwachsene Mädchen; er hatte erwartet, sie würde sich ihm nähern und gerührt in Dank ausbrechen; sie hatte sich aber zurückgezogen und sah vor sich nieder; keiner ihrer Blicke traf Leonhard, den nur — ihr Blick in diese Wohnung des Elends hineingezogen hatte. „Nun," dachte Leonhard, „das ist sonderbar; der Blick, den sie zum Himmel richtete, schien so dringend um Rettung für die Armen zu flehen, und nun, da sie ihnen wird, erkennt

sie meine Handlung der Großmuth so wenig, daß kein dankender Blick mich belohnt.“ Er sah diesen entstandenen Gedanken neben sich und erschrak über die ungemeine Albernheit, mit der er ihn aus dummen Augen ansah. Er wurde verwirrt und ging; er versprach der Familie, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen, und hoffte, daß ein freundlicher Blick des Mädchens ihn für dies Versprechen belohnen sollte; aber vergebens, sie blieb unbeweglich stehen und sah auf den Boden. Als sich nun Leonhard verdrießlich entfernte, begleitete sie ihn bis zur Thür. Er wollte diesen günstigen Augenblick benutzen und sagte, indem er ihre Hand faßte: wer wäre ungerührt über das menschliche Elend, wenn es die schönsten Augen beweinen. Das Mädchen sah ihn an und lächelte, sie öffnete den Mund, um ihm zu antworten, aber sie verschwand vor Leonhards Augen, er fühlte noch, wie ihre weiche Hand aus der seinigen glitte, als er sie nicht mehr sah. Betäubt sah Leonhard auf die verschlossene Thür, viele Gedanken schwebten vor seinen Augen; sie folgten schnell auf einander; er dachte keinen vollständig und alle verschränkten sich in einander, so daß die wunderbarsten Gedanken vor ihm schwebten und einen seltsamen Tanz zu bilden schienen. Seine Verwunderung über das verschwundene

Mädchen verlor sich bald in ein Betrachten dieser Phantome, dadurch wurden sie noch vermehrt. Leonhard wußte sich nicht zu lassen, er gerieth in Wuth über diese ihm sichtbaren Gedanken, aber eben durch diese Wuth wurden neue erzeugt, ohne daß er die alten von sich zu entfernen vermochte. „Ich Thor," rief er endlich aus, „der ich dergleichen Unsinn erbeten habe, dies nichtswürdige Gewirr wird noch machen, daß ich den Verstand verliere; auf ein ganzes Jahr soll ich diese Plage ertragen, und schon an diesem einzigen Tage ist sie mir unerträglich." Er rannte nach seiner Wohnung und konnte kaum sein Haus von den andern unterscheiden, so umwimmelte ihn der seltsame Haufe. Er warf sich auf sein Lager und hoffte Ruhe zu finden; aber auch hier hatte er noch lange mit seinen Plagegeistern zu kämpfen, ehe ein wohlthätiger Schlummer sie seinen Augen entrückte.

Als Leonhard die Augen schloß, da stand er wieder in der Hütte und sah das Mädchen mit den himmelblauen Augen; er redete mit ihr, er entdeckte ihr seine Liebe, und sie antwortete so liebevoll, daß er es wagte und sie in seine Arme schloß. Er erwachte und blickte unmuthig um sich, ein Traum hatte ihn getäuscht, er bemühte sich, von Neuem zu schlafen, und so das holde Bild herbei-

zuzuhören, aber vergeblich. Als die Sonne die ersten Strahlen über den Himmel ausbreitete, da fiel ihm ein, er wollte den Greis im Felsen von Neuem besuchen, und ihm seine vielfachen Leiden klagen. Er sah sich gar nicht um, er fürchtete, auch dieser Gedanke werde keine empfehlende Gestalt an sich tragen, und doch wollte er ihn ausführen. Nach einer halben Stunde war er schon auf dem Wege, und eilte dem Thore der Stadt zu. Als er durch die Gasse kam, und das Haus erblickte, worin er am vorigen Tage die seltsame Begebenheit erlebt hatte, stand er still und betrachtete es ganz genau. Er trat zu dem Fenster, aber die Laden waren geschlossen, und Alles darin so still, als ob es gänzlich ohne Bewohner wäre. „Es ist noch früh am Tage," sagte Leonhard, „und die Unglücklichen schlafen noch und vergessen alles Leid, das zu ihnen tritt, so wie sie die Augen öffnen." Er stand noch sinnend an der kleinen Thür, da sah er ein altes Mütterchen, die an einem Stabe mühsam durch die Gasse schlich. Sie bot Leonhard einen guten Morgen, er dankte ihr und fragte sie, ob sie in dieser Gasse wohne. „Nur wenige Häuser von hier," sagte die Alte. — „So könnt Ihr mir wohl sagen," fuhr Leonhard fort, „wer die Bewohner dieses Hauses sind." — „Die Bewohner dieses Hauses?"

rief die Alte, „ei, lieber Herr! Niemand; schon seit vielen Jahren steht das Haus leer; der Eigenthümer hat es verschlossen, er verließ es, wie gesagt, vor vielen Jahren, und seit der Zeit hat es keines Menschen Fuß betreten; Ihr könnt es auch an dem hohen Grase sehen, das vor der Thürschwelle gewachsen ist.“ Leonhard erstaunte, er hatte das hohe Gras bis jetzt noch nicht bemerkt, die Alte verließ ihn, und er stand sinnend, die Augen immer noch auf das Gras geheftet, das der Morgenwind in Wellen bewegte. „Habe ich denn geträumt,“ rief er endlich aus, „ist der ganze Vorfall nur eine Geburt meines Gehirns? — Ich gewinne nichts damit,“ rief er endlich, „so sehr ich mich auch quäle. Ob diese Begebenheit wirklich, ob sie ein Traum war, darüber soll mich der Greis belehren.“

Er eilte nun, den Wald zu erreichen, er ging durch die dunkeln Gänge, die zu dem Felsen des Greises führten, und fühlte sich halb ängstlich und halb beruhigt, als er den Greis wieder auf der steinernen Bank erblickte. Er näherte sich ihm, der Alte aber bemerkte ihn nicht; er zeichnete mit seinem Stabe gedankenvoll Figuren in den Sand. Leonhard wollte ihn in seiner Betrachtung nicht stören; endlich blickte der Greis auf. „Du kommst mir ungelegen,“ redete er Leonhard unfreundlich an, „Du

störst mich in einer wichtigen Stunde meines Lebens.“ — „Ehrwürdiger Greis,“ fing Leonhard an zu reden. — „Ich weiß, was Dich zu mir führt,“ sagte der Alte. „Hättest Du sie geliebt, sie wäre nicht verschwunden.“ — „Ich hätte sie nicht geliebt?“ rief Leonhard. „Ihr Bild begleitet mich unaufhörlich, als ihr erster Blick mich traf, wurde mein Herz auf ewig ihr Gefangener.“ — „Du lernst vielleicht einmal, was Liebe ist,“ sagte der Greis, „bis jetzt kennst Du diese Empfindung nicht.“ Er stand auf und ging in den Felsen, und Leonhard saß auf der Bank allein. „Und wenn es nicht Liebe ist,“ sagte er zu sich selbst, „welche Empfindung ist es denn, die mich immerfort an sie zu denken zwingt?“ Er vertiefte sich in Betrachtungen, und zeichnete, ohne es zu wissen, wie vor Kurzem der Greis, Figuren in den Sand. Als er nach einiger Zeit aufblickte, sah er den Greis neben sich stehen, der heftig weinte. Leonhard erschrak und rief: „Was ist Dir begegnet?“ Der Alte hat mit wehmüthiger Stimme die Figur, die er so eben gezeichnet hatte, zu verwischen; befremdet that es Leonhard, und wie auch die letzte Spur vertilgt war, sah der Alte den Jüngling lächelnd an: „ich danke Dir,“ sagte er, „Du hast mir, ohne es zu wissen, eine große Wohlthat erzeigt.“ Wie

Erſtaunen fragte Leonhard, worin die Wohlthat beſtande. „Die Zeichen," erwiederte der Greis, „die Du, ohne es zu wiſſen, in den Sand zeichneteſt, zwangen alle Bilder meines Leidens und meines Unrechts vor meine Seele, und machten Dich zum Herren über alle meine Handlungen; Du vertilgteſt auf meine Bitte dieſe Zauberei; Du haſt nun das Zeichen vergeſſen, auch mit aller Mühe wirſt Du es nicht treffen, und das Schickſal begünſtigt nie ſo zum zweiten Male." — „Wie," rief Leonhard, „ſo hatte ich alſo, ohne es zu ahnen, eine Zaubergewalt?" — „Jedermann hat ſie," ſagte der Greis, „und die eigentliche Zauberei beſteht nur darin, daß wir die wunderbaren Kräfte der magiſchen Zeichen kennen. Wie würden die Menſchen oft erſtaunen, wenn ſie wüßten, in welchem Zuſammenhange ihre gleichgültigen Beſchäftigungen mit den wunderbarſten Begebenheiten der Natur ſtehen. Doch, komm mit mir, und begleite mich in meine Wohnung; denn, ob Du gleich Deine Herrſchaft über mich aufgehoben haſt, ſo zwingt mich doch dies Zeichen, dadurch, daß es einmal da war, Dich für immer zu lieben, ſo wie oft wenige Worte zwei Herzen unauflöslich an einander feſſeln." Er öffnete die Thür des Felſen, dann wandte er ſich noch einmal zu Leonhard, und ſagte lächelnd: „Du mußt Dich

nicht über meine Gesellschaft wundern, die Du drinnen antreffen wirst, und mir auch versprechen, ihnen mit keiner Frage beschwerlich zu sein.“ Leonhard versprach es, und folgte dem Greise. Als der Alte die Thür des Felsen sorgfältig verschlossen hatte, nöthigte er seinen Gast, sich zu setzen. Leonhard that es, und wunderte sich, die Höhle leer zu finden, da der Greis ihm von einer Gesellschaft gesagt hatte. Er dachte noch darüber nach, da sah er, daß der Alte verschiedene Stühle um den Tisch setzte, der schon mit Brod und Früchten besetzt war. Der Greis sah mit freundlicher Miene nach dem dunkelsten Theile seiner Wohnung, und ein matter weißer Schimmer fing an sich zu bewegen; er schwebte dem Tische näher, und Leonhard sah zu seinem Erstaunen, wie die Gestalt der Frau, die er in der Hütte gesehen hatte, sich aus der Dunkelheit entwickelte, sie trug ihr jüngstes Kind auf dem Arm, das andere folgte ihr an der Hand des Mädchens, die ihre himmelblauen Augen freundlich auf Leonhard richtete. Schweigend setzte sich die Gesellschaft, und der Greis winkte Leonhard, daß er auch seinen Platz einnehmen möchte. Erstaunt that er das, der Alte legte seinen Gästen vor, und nöthigte sie mit freundlichen Geberden zum Essen. Leonhards Augen waren immer auf das Mädchen

gerichtet, und er bemerkte erst jetzt ihre hohe Schönheit, die blonden Locken, die um ihre Schultern fielen, den schlanken Wuchs, die zarten Glieder und die unnennbare Anmuth, die über alle ihre Bewegungen ausgebreitet war. Die kleine Mahlzeit war bald geendigt, und Alle erhoben sich mit ernsthaften Mienen. Der Alte faltete seine Hände, und blickte einige Augenblicke vor sich nieder; ein leises Zittern ergriff die beiden Gestalten, sie zogen sich nach der Dunkelheit zurück, ein matter Schimmer bezeichnete sie noch einige Augenblicke, aber auch dieser war bald verschwunden. In den blonden Locken des Mädchens hing ein Kranz von frischen Rosen; als sie aufstand, hatte Leonhard bemerkt, daß eine Rose aus ihrem Haar zur Erde fiel; er näherte sich jetzt dem Sitze, welchen sie verlassen hatte, und sah die schöne frische Knospe zu seiner Freude auf dem Boden liegen; schnell bückte er sich, und hob sie auf; aber wie erstaunte er, als die Blume, die noch in ihrer höchsten Schönheit prangte, in seiner Hand sogleich verdorrte. Der Greis sah ihn lächelnd an, öffnete die Thür des Felsen, Beide traten heraus, und Leonhard verbarg die Blume seufzend in seinem Busen. Er blieb noch einige Zeit bei dem Greise; doch wagte er es Anfangs nicht, ihn zu fragen, wer das Mädchen sei; endlich dachte

er an seine Gedanken, und wunderte sich, keinen einzigen zu erblicken. „Wie," sagte er, „sollte ich denn jetzt mit Dir, den ich so verehre, ohne alle Gedanken gesprochen haben?" Der Greis lächelte und sagte: „ich habe sie, so lange Du bei mir bist, Deinen Augen verborgen, ich weiß, daß es Dich verwirrt, wenn Du bemerkst, daß nicht Alles so vortrefflich ist, was Du denkst, als wie Du es wünschest." Leonhard fragte nun nach dem Mädchen; der Alte sagte ernsthaft, „vielleicht kommt einmal die Zeit, daß es Dir nützlich ist, ihre Herkunft zu wissen, jetzt verschone mich damit. Dir nur, um Deine Neugierde zu befriedigen, Dinge zu erzählen, die mich betrüben." Leonhard wollte versichern, daß es nicht Neugierde sei, sondern nur die wärmste Liebe, die ihn genöthigt habe zu fragen. Der Alte sah ihn an, und sagte: „Du kennst die Liebe nicht, und Wenigen unter den Menschen ist sie bekannt; Ihr sprecht unter Euch so oft darüber, daß Jeder endlich meint, es müsse doch etwas Angenehmes sein, zu lieben, und darum glaubt Ihr es oft schon zu thun, weil Ihr es wünschet." — „Du hast ein kaltes Herz," sagte Leonhard, „und bist den Gefühlen der Jugend abgestorben, darum richtest Du so strenge."

„Das thue ich nicht," erwiederte der Greis, „denn mir

sind alle Deine Gedanken sichtbar, und ich überlasse es auch Dir, sie wieder zu betrachten.“ Er ging in seinen Felsen, und eilfertig drangte sich ein Heer von bunten Gestalten um Leonhard; er betrachtete nun sein ganzes Gespräch, welches er mit dem Greise geführt hatte, und erstaunte, als er bemerkte, daß sein Gedanke, den er selbst als einen gemeinen verworfen, und nicht ausgesprochen hatte, mit einem andern ging, den Leonhard für den besten und schönsten hielt, welchen seine Seele gedacht hatte; Beide hatten sich so innig umarmt, und sahen einander so ähnlich, daß eine nahe Verwandtschaft nicht zu verkennen war. Verdrüßlich stand Leonhard auf, und ging durch den dunklen Wald. Als die Eichen und Buchen über ihm rauschten, erinnerte er sich, welche sanfte Empfindung sein Herz bewegte, als er am vorigen Abend in dem Schatten dieser Baume ging; dachte nun daran, wie er das Mädchen in dem kleinen Hause sah und eine innige Sehnsucht erfüllte sein Herz, so lebendig erschienen vor seiner Seele alle ihre Bewegungen, und je mehr er an sie dachte, je tiefer schlich der Zauber in sein Herz, er blickte auf zu den Baumwipfeln, und eine selige Freude zuckte mit ihren Sonnenstrahlen durch seine Seele, er

senkte den Blick auf den Boden, und ängstlich beklemmt sah er das Gras und die Blumen sich bewegen; kleine blaue Vergißmeinnicht standen am Boden, und ihm war, als wenn sie ihn mit unschuldig liebenden Augen ansähen; er bückte sich und brach eins von dem Stengel, um es an seine Lippen zu drücken. Da dachte er an die Rose, die er in seinem Busen verbarg, er nahm sie hervor und sie blühte von Neuem in ihrer höchsten Schönheit; er küßte sie entzückt, und ihm war, als ob die Lippen seiner Geliebten den Kuß erwiederten. Er blickte auf, und viele liebliche Kinder mit goldgelben Haaren gaukelten in unschuldigen Spielen um ihn her. Das erste Mal war Leonhard mit seinen Gedanken zufrieden, er ging nach seiner Wohnung, und die Sehnsucht ergriff ihn von Neuem, als er sie so leer fand; er dachte sich die Seligkeit, wenn dies geliebte Mädchen seine Habe mit ihm theilte, wenn sie alle Freuden mit ihm genösse, und er in ihren Augen neue Wünsche las, mit welchem Entzücken er eilen würde, sie zu erfüllen. Alle diese Bilder umschwebten ihn, bis der Schlaf sich seiner bemächtigte. Er träumte, wie sein Haus in Flammen stände, er strebte und arbeitete, etwas von seinem Vermögen aus dem Feuer zu erretten, kein

Gedanke an seine Liebe kam ihm vor; er ruhte endlich von der Anstrengung, und fühlte sich ermattet. Die Sonne schien freundlich in sein Gemach; er dachte an seine Geliebte, aber er konnte sich nicht mehr ihr Bild mit der Lieblichkeit zurückrufen, die ihn gestern entzückt hatte. Betrübt stand er auf und kleidete sich an. „Bin ich denn," sagte er zu sich selbst, „so unglücklich, daß ich sie nicht mehr mit wahrer Liebe umfassen kann, und daß ich sie dadurch verlieren muß? Ach, alle mein Glück würde dann verloren sein; nichts könnte mich trösten und erfreuen!" Er eilte nach dem Walde, um von den Lippen des Greises ein tröstendes Wort zu hören; er fand ihn vor seiner Höhle, freundlich lächelte er dem Jüngling entgegen. Leonhard war schwermüthig; „was bekümmert Dich," fragte der Greis. — „Ach," erwiederte Leonhard, „ich war am vergangenen Abend glücklich, ich fühlte die Liebe, und nun ist mein Herz wieder kalt und Du wirst mich streng richten, und sagen, ich soll nicht glücklich sein." Er erzählte nun dem Greise, wie die Empfindung in seiner Brust, und die Rose, die er an seinem Herzen verwahrte, aufgeblüht wäre, und dieselbe Empfindung zog mit ihren Sonnenstrahlen durch seine Brust.

„Tröste Dich," sagte der Greis freudig, „Du liebst und wirst glücklich sein. Nicht alle Menschen, die Liebe fühlen, sind so glücklich, daß sie in allen Stunden mit gleicher Kraft in ihrem Busen wohnt. Kleinliche Sorgen verscheuchen diese Gottheit oft, aber wenn sie wiederkehrt, so empfange diesen himmlischen Gast mit aller Herrlichkeit des Herzens." „Du sagst, ich soll glücklich sein?" rief Leonhard mit Entzücken; „aber, o sage mir, wo finde ich die theure Geliebte?" „Jetzt will ich Dir sagen, wer sie ist," sprach der Greis; „jetzt will ich von meinen Schmerzen sprechen, denn nun sind sie vorüber. Auch ich war jung und liebte, und war glücklich. Das Mädchen, welches mein Herz gewählt hatte, ward meine Gattin. Ich hatte mich frühe den Wissenschaften geweiht, und viele Kräfte der Natur standen meinem Willen zu Gebote. Ich hätte mir leicht den Besitz von vielem Golde verschaffen können, aber unser genügsames Herz verschmähte die Pracht. Ich und meine Gattin, wir lebten in dem kleinen Hause, worin Du zuerst das Mädchen sahest, und wir entbehrten nichts. Meine Gattin gebar mir zwei Töchter; bei der Geburt der zweiten mußte ich sie verlieren. Mein Schmerz war unbeschreiblich, ich glaubte mich

verlassen, und vergaß auf eine Zeitlang ganz den Trost, den meine Wissenschaft mir geben konnte. Endlich erholte ich mich so weit, daß ich wieder nachdenken konnte, und nun war ich auch getröstet: denn es stand in meiner Macht, den Umgang mit meiner geliebten Elwire fortzusetzen. Jeden Mittag und jede Mitternacht erschien das geliebte Wesen, und lächelte Trost und Frieden in meine Brust. Sie wachte mit der reinsten Liebe über unsere Kinder. So vergingen noch viele Jahre meines Lebens in einem glücklichen Zustande; endlich gewann ein Jüngling das Herz meiner ältesten Tochter: ich rieth ihr, diese Liebe zu überwinden, denn ich sah es, daß seine Liebe die ihrige nicht belohnte; sie war schön, und einzig, ihre Schönheit zog ihn an. Wider meinen Willen entfernte sie sich aus meinem Hause; dieser Undank, der meine Liebe und Sorgfalt so schlecht belohnte, brachte mich auf, und ich beschloß, ihr nicht zu verzeihen. Meine Gattin sah ich noch eben so oft als sonst, sie nannte die Tochter, die uns verlassen hatte, nicht, und schien alle ihre Liebe auf die zweite niederzulegen. Nachdem einige Jahre verflossen waren, machte sie mir Vorwürfe, daß ich meinen Unwillen so lange nähren könnte, und rieth mir, unserer Tochter

zu verzeihen; — ich verweigerte ihr zum erſten Male etwas, und zum erſten Male wendete ſich der geliebte Schatten unwillig von mir weg. Nach einigen Tagen hatte ich einen Spaziergang in den Wald gemacht, und dieſen Felſen mit der Höhle, die Niemand bemerkte, gefunden. Ich hatte mich ziemlich lange verweilt und eilte nun, um die Stunde nicht zu verſäumen, in der mich Elwire beſuchte, nach meiner Wohnung zurück. Als ich in mein Haus trat, ſah ich eine kranke Perſon im Bette liegen, zwei Kinder ſaßen auf dem Boden und jammerten, und meine zweite Tochter ſtand neben dem Bette. Ich näherte mich voll Mitleid: aber dieſe wohlthätige Wirkung ging in Zorn über, als ich meine älteſte Tochter in der Kranken erkannte. — „Wie," rief ich aus, „Du wagſt es, das Haus Deines Vaters wieder zu betreten, deſſen Liebe Du verachteſt, den Du ſchändlich verlaſſen haſt!" — Ich wollte noch mehr zornige Worte ſagen, da ſtand meine geliebte Elwire vor mir. — „Du mißbrauchſt," rief ſie, „die ſchönſte Empfindung der Menſchen, die Liebe, zum Haß, und darum biſt Du der Liebe nicht werth. Geh! verlaß dies Haus, das nur der Aufenthalt der Liebe war, und wohne unter den

Thieren des Waldes; mich siehst Du nicht wieder, bis Liebe und Mitleid das wieder gut machen, was Dein Haß und Deine Härte verdarben." — Sie war es, die einen sanften Schlummer auf meine Kinder legte, und die die Jahre, die sie so verträumen, sie nicht verlieren läßt. In jedem Jahre, an dem Tage, da ich durch meine Härte den Himmel beleidigte, sind meine Kinder eine Stunde in der Gestalt, in der ich sie fand, erwacht, und den Augen der Sterblichen sichtbar; bis auf Dich hat sie aber noch Niemand bemerkt. Nach einiger Zeit versöhnte ich den Geist meiner Gattin, und es war mir nun erlaubt, meine geliebten Kinder zu der Zeit des Tages zu sehen, in welcher ich sonst nur ihrer Gesellschaft genoß. Durch meine Kunst brachte ich es auch dahin, daß meine zweite Tochter sogleich dem Auge dessen entschwand, der sie wünschte, ohne sie zu lieben, weil ich sie vor einem Leben voll Elend, wie es ihrer Schwester geworden war, bewahren wollte. Die Unglückliche hatte bald für ihren Gemahl die Blüthe der Neuheit verloren — er hatte sie verlassen; sie ward endlich krank, und so elend, daß sie es nicht wagte, vor mir zu erscheinen, und mich um Mitleid anzuflehen; sie wurde vor meiner Zurückkunft

so schwach, daß ihre Schwester ihr ein Lager bereitete, und ich war so grausam, sie nicht liebreich zu empfangen." — Thränen flossen bei diesen Worten aus den Augen des Greises. — „Es ist nun vorüber," sagte er endlich, „ich hoffe, wir werden nun glücklich sein. Folge mir, es ist Mittag geworden. Du wirst meine Kinder in der Höhle finden, umarme Deine Geliebte, und wenn sie bei Deiner Umarmung nicht Deinen Augen entschwindet, so ist sie Dein, und Elwire ist versöhnt, und ich lebe wieder in ihrer Gesellschaft." Beide gingen nun in den Felsen, der Tisch war wie am vorigen Tage bereitet, und als der Alte die Plätze geordnet hatte, näherten sich die Gestalten. Entzücken und Furcht bebten durch Leonhards Herz; er trat zu dem Mädchen, sie sah ihn freundlich an, er wagte es und schloß sie in seine Arme, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen; er sah sie immer noch, und konnte sich nicht überzeugen, daß er glücklich sei, und versuchte es immer von Neuem sie zu küssen. Mit Freundlichkeit trat der Greis hinzu, und zog das Mädchen aus Leonhards Armen. „Ich bin wieder glücklich," sagte er, „seid Ihr es auch." — Jetzt trat auch die älteste Tochter mit ihren Kindern zu ihnen; „vergieb mir, mein Vater,"

ſagte ſie. „O meine Tochter!“ rief der Greis, „verzeih Du mir.“ Alle umarmten und grüßten ſich, und das froheſte Geſpräch belebte die kleine Geſellſchaft, die am vorigen Tage ein ſo ſtummes Mahl gehalten hatte. „Denkſt Du denn gar nicht,“ ſagte endlich ſcherzend der Greis zu Leonhard, „an Deine Gedanken, die Dich immer ſichtbar umſchweben ſollten?“ — „Wo ſind ſie hingekommen?“ ſagte Leonhard, und ſah ſich nach ihnen um. „Ich habe Dich von dieſer Plage befreit,“ erwiederte der Greis; „denn, wie es mir ſcheint, haſt Du es nun aufgegeben, Dich ſelbſt ſo zu ſtudiren.“ — „Was habe ich nun,“ ſagte Leonhard beſchämt, „mit einem Vorzug gewonnen, der mir ſo wichtig ſchien.“ — „Nichts,“ antwortete der Greis, „ſo wie man überhaupt mit einer zu genauen Betrachtung ſeiner ſelbſt nichts gewinnt, als daß man dadurch verwirrt wird.“ — „O, ich war ein Thor,“ rief Leonhard, „als ich den Wunſch, ein geliebtes Mädchen zu beſitzen, eine Thorheit nannte. Die Liebe, ja die Liebe iſt das höchſte Glück, das der Himmel ſeinen Lieblingen unter den Menſchen zutheilt.“ — „Für Dich,“ ſagte der Greis, „und ſo haſt Du eine allgemein gültige Wahrheit — über Dich geſagt. Tröſte Dich, der Weiſe kann

auch nichts weiter.“ Leonhard blieb seinem Vorsatze, der Weisheit zu leben, dennoch treu; er nannte die Liebe, die wahre Weisheit. Seine Gedanken sah er nicht mehr; also erschienen sie ihm wie vormals vernünftig, und er lebte mit seiner Gattin so glücklich, als es ein Mensch nur vermag.

Eine Reise.

Der Geheimerath Bernard hatte einen einzigen Sohn, er glaubte nicht, daß er nöthig hätte, irgend ein bestimmtes Geschäft zu treiben, da er ihm ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen konnte; er hatte ihn nur studiren lassen, damit er die Universitätsjahre genießen sollte, und nun hatte er den Plan, daß er einige Jahre auf Reisen zubringen möchte, und wenn es sein Sohn wünschte, meinte er, würde ihm der Weg zu jeder Ehrenstelle offen stehn, wenn er als ein vollkommen gebildeter Mann zurückkäme.

Die Mutter des jungen Bernard betrübte sich sehr, daß sie ihren einzigen Sohn so viele Jahre entbehren sollte; sie zweifelte daran, daß sie ihn jemals wiedersehen würde, weil ihre schwächliche Gesundheit ihr nicht die Hoffnung auf ein langes Leben erlaubte.

Indeß der Tag zu seiner Abreise war angesetzt; man hatte alle Verwandte und Freunde zum Mittagsessen eingeladen, und nach Tische erwartete der junge Herr Post-

pferde, die ihn zuerst nach Dresden bringen sollten. Alle Oheime und Tanten vereinigten ihren guten Rath, um den jungen Vetter gegen die Gefahren einer langen Reise zu schützen.

„Sie wollen also zuerst nach Dresden," fragte ein alter Geheimerath, „das ist recht. Dresden ist ein Sitz der Künste; Sie werden doch Ihre meiste Zeit dort auf der Gallerie zubringen?"

„Und das grüne Gewölbe nicht vergessen!" schrie ein Andrer.

„Und sich vor den Verführungen der bösen Welt in Acht nehmen!" sagte eine Tante.

„Ei, mein Sohn ist ja schon zwei Jahre auf der Universität gewesen, da wird er ja wohl gelernt haben, wie er mit Menschen umgehn soll."

„Freilich, freilich," sagte der alte Geheimerath, „da lernt man so etwas; ein Student wird auf allen Ecken und Orten betrogen, da sieht er, was man von den Menschen zu halten hat."

„Sie wollen aber nach Italien und Frankreich, so weit in die Welt hinein," lispelte Mademoiselle Will-

mann, „da werden Sie alle Ihre hiesigen Freunde vergessen.“

„Sie gewiß nicht, meine Theuerste,“ rief der junge Bernard mit großer Hitze, „Ihr Bild wird mir überall folgen, ich werde immer in Ihrer Gesellschaft sein, und wenn Meere und Länder zwischen uns liegen.“

„Man hat dort auf der Gallerie vortreffliche Werke, meinen Freund, meinen Liebling, Hannibal Caracci werden Sie dort finden,“ sagte der Geheimerath.

„Was Teufel, Ihr Liebling, Ihr Freund?“ schrie ein alter Oberst; „Hannibal? — war das nicht ein General unter den Griechen?“

„Ja,“ sagte der Geheimerath mit einer verächtlichen Wendung der Hand.

„Nein, erlauben Sie, Herr Geheimerath,“ sagte ein junger Referendarius und der Freund des jungen Bernard; „Hannibal war allerdings Feldherr, allein Hannibal Caracci war ein berühmter Maler aus der —“

„Meinen Sie, daß ich das nicht weiß,“ unterbrach ihn der Geheimerath verächtlich.

„Na, und mir ist es egal!“ sagte der Oberst. Werner trat bescheiden zurück.

„Befinden Sie sich etwa nicht wohl, liebe Frau Schwägerin," sagte die Frau des Obersten, indem sie sich zu Bernards Mutter wendete; „Sie sind ja so still."

„Sollte ich mich über die Abreise meines Sohnes nicht betrüben? wer weiß, ob ich ihn jemals wiedersehe, und doch ist diese Reise zu seinem Glücke und zu seiner Bildung nöthig, und die Eltern müssen sich über die Kinder vergessen."

„Aber mein Gott, liebe Frau Schwester, Ihr Herr Sohn, mein lieber Neveu, war ja schon einmal zwei Jahre in Halle."

„Ach, das war ganz anders, damals war er unter der Aufsicht eines vernünftigen Hofmeisters, hatte einen ordentlichen Wohnort, von wo aus er uns mit jedem Posttage schrieb, und uns alle halbe Jahre besuchte. Aber nun reist er so in die weite Welt, und hat die Jahre erreicht, wo er keinen Hofmeister mehr braucht, nun ist er sich selbst überlassen."

„Und wenn er die Jahre hat, wird er doch auch wohl den Verstand haben."

„Ach, man kennt wohl die Jugend."

„Also wirklich, lieber Bernard, Sie werden so oft an mich denken," sagte Mademoiselle Willmann leise, indem sie seine Hand drückte, „darf man das einem Manne wohl glauben?"

„Es würde mich unglücklich machen, wenn Sie es nicht glaubten! Darf ich mir wohl schmeicheln, daß Sie in manchen Augenblicken flüchtig an mich denken werden."

Sie seufzte, schlug die Augen nieder und drückte schweigend seine Hand.

„O, machen Sie mich zum Glücklichsten der Menschen, und sagen Sie, daß Sie sich meiner mit Theilnahme erinnern."

„Sie nehmen einen Theil meiner Ruhe mit sich, lieber Bernard. Beweisen Sie mir, daß Sie sich meiner erinnern, und schreiben Sie mir oft."

„Darf ich wohl so kühn sein, und die Beantwortung meiner Briefe hoffen?"

„Jede Frage ist einer Antwort werth," sagte sie lächelnd.

Man stand vom Tische auf und Bernard's Vater und Mutter wurden immer betrübter. Der Augenblick,

wo sie von ihrem Sohne scheiden sollten, kam immer näher. Endlich kam der Wagen, Bernard nahm von der Gesellschaft Abschied; als er seinen Freund Werner in die Arme drückte, sagte ihm dieser: „Ich begleite Dich noch bis Mittenwalde.“ Bernard dankte ihm; er nahm nun von Mademoiselle Willmann Abschied, er küßte ihre Hand; sie drückte die seinige heftig, seine Thränen erregten die ihrigen. Seine Eltern umarmten und segneten ihn; die guten Wünsche seiner Oheime und Tanten erschollen rings um ihn her; er und sein Freund Werner stiegen endlich in den Wagen, die ganze Gesellschaft war sehr von seiner Rührung erbaut; man empfahl sich und der Geheimerath Bernard und seine Frau gingen auf ihr Zimmer, um ihre Mittagsruhe zu halten.

„Werner!“ rief der junge Bernard, als sie zum Thore hinaus waren, „Du glaubst nicht, wie schwer es mir wird, Berlin zu verlassen; mir ist, als blieben alle Freuden des Lebens hinter mir; mir ist es, als ginge ich in den Tod.“

„Du hast kein Vertrauen zu mir, Du bist nicht aufrichtig, Dich drückt noch etwas mehr, als der Abschied von Deinen Eltern.“

„Vergieb, ich hätte Dir es längst sagen sollen, ich gestehe Dir, ich liebe die Willmann; ich glaube, ich bin ihr nicht gleichgültig, und das, was mein Glück machen könnte, wird jetzt meine Qual; wie schnell würden mir mit dem Bewußtsein ihrer Liebe alle Stunden verfließen, wenn ich sie in ihrer Gegenwart zubringen könnte, und nun muß ich von ihr entfernt sein, und mich mit jedem Augenblicke weiter entfernen.“

Werner bedauerte seinen Freund von ganzem Herzen; „Du verlierst,“ sagte er, „mit dieser Qual im Busen, einen großen Theil des Genusses Deiner Reise.“

„Freilich, und nun, mein Freund, nur noch wenige Meilen, und auch von Dir muß ich mich losreißen; wir wollen auch diese wenigen Augenblicke noch recht kostbar genießen.“

Nachdem sie noch eine Viertelstunde gefahren waren, seufzte Bernard: „Ich hätte doch etwas später reisen sollen, die Sonne sticht so gewaltig.“

„Das konnte ich mir wohl gefallen lassen, wenn sie nur nicht so entsetzlich müde machte.“

„Du hast recht,“ antwortete Bernard gähnend.

Beide setzten nun das Gespräch noch eine Viertelstunde ziemlich langweilig mit großer Anstrengung fort. Keiner wollte seinen Freund dadurch beleidigen, daß er einschliefe, da sie nur noch wenige Stunden beisammen waren. Endlich entschlief Bernard. Werner war froh, daß er sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, und neigte seinen Kopf in die andere Ecke des Wagens und schlief bald eben so sanft, wie sein Freund.

Beide erwachten nicht eher, bis sie in Mittenwalde einfuhren. „Wollen wir noch Caffee mit einander trinken?" fragte Bernard.

„Gern," war die Antwort.

Während des Trinkens sprach man wenig; endlich waren neue Pferde vor Bernard's Wagen gelegt; Werner's Bediente war mit dem Pferde, das er sich hatte bringen lassen, da; endlich mußten die Freunde Abschied nehmen. Beide waren sehr betrubt. „Lebe wohl, mein Bester," rief Bernard, „vergiß mich nicht, wie ich Dich nie vergessen werde." Sie drückten einander zärtlich an die Brust; „besuche meine Geliebte und schreib mir Alles, das kleinste Wort, was sie spricht."

„Gewiß, gewiß."

„Und besuche meine Eltern, sag ihnen, daß ich sie ewig lieben werde; daß ich mich ihrer mit großer Zärtlichkeit erinnert hätte, wie ich Abschied von Dir nahm.“ — Auch das versprach Werner. — „Und habe Dank für Deine Begleitung; ich danke Dir unendlich, daß Du mir Deine Gesellschaft noch ein paar Stunden gegönnt hast.“ — Sie küßten sich noch einmal und schieden nun von einander.

Werner eilte nach Berlin zurück und brachte am andern Morgen Bernards Gruß seinen Eltern, die sehr von der Zärtlichkeit ihres Sohnes gerührt waren. Er ging auch zur Mademoiselle Willmann, und bestellte mit der sorgfältigsten Genauigkeit die Empfehlungen seines Freundes, er sagte ihr, wie sehr sich Bernard betrübt habe, daß er auf so lange das Glück ihrer Gesellschaft entbehren müßte. Sie antwortete, daß sie außerordentlich dadurch geschmeichelt würde, daß ein Mann von so vielem Verstande und so vortrefflichen Herzen sich ihrer erinnerte. Sie sagte das so gleichgültig, daß Werner auf die Vermuthung kam, sein Freund könnte sich wohl geirrt und Aeußerungen von Achtung und Freundschaft für Liebe genommen haben, er hatte ganz leise den Wunsch, daß es so sein möchte. Er verließ Mademoiselle Willmann mit einem zärtlichen Handkuß; sie drückte die seinige leicht.

Erst auf seiner Stube konnte er sich von diesem Glück erholen. Er konnte es nicht müde werden, in Gedanken jedes Wort, das sie gesprochen hatte, sich zu wiederholen, er sah sie vor sich, wie sie ihm die Hand drückte, er sah den gütigen Blick, der ihn begleitete, als er ging, er sah noch die Kälte in ihren Mienen, als sie von Bernard sprach.

Jetzt erst fiel ihm sein Freund ein, er war nun unschlüssig, ob er seine Besuche bei Bernards Geliebten fortsetzen, oder sein Glück der Ruhe seines Freundes aufopfern sollte; er setzte sich endlich nieder, und schrieb über diese rührende Situation einen ganzen Bogen wohlklingender Verse.

Am folgenden Tage erhielt Werner folgenden Brief von seinem Freunde Bernard.

„Theurer Freund!

„Ich schreibe Dir aus Baruth; ein Unglück, das „mich betreffen hat, macht, daß ich mich hier einige „Tage aufhalten muß.

„Wie Du mich verlassen hattest, wiegten tausend „traurige Vorstellungen mich in einen betäubenden

„Schlummer. Nahe vor Baruth bekömmt der Wagen „einen harten Stoß, wirft um und schleudert mich „heraus; ich bekam eine beträchtliche Wunde am Kopf, „und am Wagen selbst zerbrach ein Rad.

„Mein Kopf ist verbunden, und ich hoffe, wenn „morgen der Wagen fertig ist, daß ich meine Reise „werde fortsetzen können.

„Verbirg meiner Mutter meinen Unfall, es würde „ihr nur unnütze Sorgen machen, gieb ihr den inliegen„den Brief und auch den andern an meine theure Luise. „Was macht sie, Du hast sie doch schon gesehn? Schreib „mir ja, wie Du es versprochen hast, jedes Wort „Eurer Unterredung, Du kannst schon immer Briefe „an mich nach Dresden schicken, ich will sie von der „Post abfordern. Luisens Brief kannst Du einlegen; „sie hat versprochen, mir zu antworten.

„Ich kann Dir nicht sagen, lieber Freund, wie „sonderbar mir ist, wenn ich denke, daß ich nun doch nicht „mehr in meinem Vaterlande, sondern auf sächsischem „Boden bin, und ich werde nun mein liebes Berlin und „Dich, Du Guter und meine theure Luise, und meine „liebevollen Eltern so lange, vielleicht niemals wiedersehen.

„Lebewohl, ich muß mich von diesen traurigen Ge-
„danken losreißen.

„Dein

„Freund."

Werner brachte Luisen mit dem festen Vorsatz Bernards Brief, daß er seines Freundes Glück nicht auf eine schändliche Art stören wollte. Luise kam ihm sehr freundlich entgegen. „Das ist schön, daß Sie mich wieder besuchen," sagte sie; „ich gestehe, ich bin eigentlich so unverschämt gewesen, Sie schon gestern zu erwarten."

„Sie sind sehr gütig gegen mich," versetzte Werner, „es würde mich glücklich machen, wenn ich diese Güte verdienen könnte." Er reichte ihr mit einer Verbeugung Bernard's Brief.

„Ihr Freund hat ein kleines Unglück gehabt," sagte sie gleichgültig. „Meinen Sie nicht, daß er es etwas zu ernsthaft nimmt, seine Wunde kann doch unmöglich gefährlich sein, da er schon den folgenden Tag weiter reisen wollte."

„Freilich," war Werner's Antwort, „er ist immer etwas weichlich gewesen."

„Das sollte doch ein Mann nicht sein, ich würde es einem Frauenzimmer kaum vergeben, wenn sie von einer solchen Kleinigkeit so viel Aufhebens macht. Herr Bernard muß sich sehr wichtig vorkommen; wenn er verlangt, daß seine Freunde so viel Antheil daran nehmen sollen."

„Sie sind sehr strenge gegen meinen Freund," sagte Werner lächelnd, „wirklich, ich fürchte jetzt Ihr Urtheil über mich mehr, als jemals."

„Glauben Sie denn, daß ich, wenn ich Sie nicht von den mehrsten Schwachheiten der Männer frei spräche, so offenherzig über Ihren Freund mit Ihnen sprechen würde? Vergeben Sie mir die Dreistigkeit, die darin liegt, und nehmen Sie es blos als einen Beweis meiner Freundschaft."

Werner kußte mit vieler Ehrerbietung ihre Hand.

Luisens Vater, der Kriegsrath Willmann, trat hinein. Nach den ersten Complimenten, sagte er zu Werner: „Es freut mich recht, daß ich Sie grade hier treffe, so kann ich doch der Erste sein, der Ihnen gratulirt. Sie sind Rath, Sie haben die Stelle, weßhalb Sie sich beworben haben, erhalten."

Luise wünschte ihm herzlich Glück. Werner war freudig überrascht. „Nun," sagte der Kriegsrath, „nicht

wahr, wir werden nun bald noch einmal Glück wünschen können? Sie werden uns gewiß bald Ihre Braut vorstellen?"

„O wenn Sie eine Braut haben," sagte Luise, „so müssen Sie mich ja recht bald mit ihr bekannt machen; ich bin doch sehr begierig, die Glückliche kennen zu lernen."

„Sie spotten über mich, Mademoiselle, wirklich Sie allein wären im Stande, mich mit meiner Braut bekannt zu machen, von Ihnen allein wird es abhangen, ob ich glücklich sein soll oder nicht."

„Wie meinen Sie das, Herr Werner?" fragte Luise sehr beschämmt.

„Wenn ich anders recht verstehe, so wünschen Sie meine Tochter zur Frau?"

„O, Sie würden mich unaussprechlich glücklich machen."

„Nun, Sie sind ein braver Mann, Sie haben ein hübsches Vermögen und jetzt ein gutes Einkommen, ich bin es zufrieden, und Luise wird auch keine Närrin sein."

„Was sagen Sie, schönste Luise?"

„Meines Vaters Wünsche sind mir Befehle;" sie reichte ihm die Hand. Werner drückte sie mit Entzücken an sich.

„O," rief er, „Bernard, Du mußt mir vergeben; wer kann der Liebe widerstehen?"

„Denken Sie an den Narren nicht," sagte Luise, „ich habe nie einen Funken von Liebe für ihn empfunden. Es ist wahr, ich hatte einige Freundschaft für ihn, was kann ich dafür, daß er das verwechselt."

„Sie haben Recht," sagte Werner, „schon als ich Sie das erste Mal besuchte, bemerkte ich das; wir haben uns Beide nichts vorzuwerfen."

Es wurde nun noch verabredet, daß die Hochzeit in wenigen Wochen sein sollte, und man ging sehr vergnügt und sehr zärtlich auseinander.

Als Werner zu Hause kam, fiel ihm ein, daß die Post nach Dresden am andern Morgen abgehe; er wollte an Bernard schreiben. „Was soll ich thun? er verlangt von mir jedes Wort zu wissen, was ich mit Luisen gesprochen habe! nein, ich kann ihm das Herz nicht so zerreißen, er mag es von einem Andern erfahren, wenn er dann auch auf mich böse wird, so wird er den Haß während seiner Reise vergessen."

„Wenn ein Mensch viele Länder durchreist und viele tausend Menschen sich vorübergehen sieht, kann er dann

den Haß auf einen Einzelnen, der ihn in seinem entfernten Vaterlande beleidigte, behalten?" — —

Bernard war indeß wieder hergestellt und wollte seine Reise fortsetzen, er war eben beim Frühstück, als die Post von Berlin ankam. Es waren nur wenige Passagiere; ein junger, wohlgebildeter Mann setzte sich zu Bernard. „Sie reisen mit Extrapost?" fragte er.

„Ja," war die Antwort; „es ist mir zu unbequem, bei Nacht zu fahren, und überdies, wer, wie ich, zu seinem Vergnügen reist, hat nicht solche Eil."

„Das ist wahr; wollen Sie weiter reisen, wenn man fragen darf?"

„Nach Italien, England und Frankreich; für jetzt, denke ich mich aber eine Zeitlang in Dresden aufzuhalten."

„In Dresden? Dahin will ich auch, es ist mein Geburtsort; ich war nur zum Besuch bei meinem Onkel in Berlin."

„In Berlin? wie geht es da? Ist nichts Neues vorgefallen? Kein Lärm im Theater gewesen? Kennen Sie den Kriegsrath Willmann und seine Tochter?"

„Nein, ich habe nicht die Ehre. Ich beneide Sie, daß Sie eine so angenehme Reise machen können; ich

wünschte, ich könnte Sie begleiten, aber meine Verhältnisse erlauben das nicht. Für jetzt wollte ich, ich wäre nur erst wieder in Dresden, es gibt kein abscheulicheres Fahren, als mit der ordinären Post."

Bernard bot ihm seinen Wagen an, es wäre ihm sehr lieb, wenn er in so angenehmer Gesellschaft reisen könne. Der junge Mann nahm sein Anerbieten mit vielem Dank an. Aus Luckau schrieb Bernard folgenden Brief an Werner:

„Ich habe in Baruth eine sehr interessante Bekanntschaft mit einem jungen Mann, Namens Waldorf gemacht, gleichgestimmte Seelen erkennen und verrathen sich gleich; wir sind auf dem Wege von Baruth nach Luckau die vertrautesten Freunde geworden. Jeder kennt und weiß die Familienverhältnisse des Andern ganz genau. Er ist der Sohn des verstorbenen Kriegsrath Waldorf, er fühlt erwarten sehr bald eine Versorgung, seine Mutter und Schwester, die Beide sehr geistreich sein sollen, leben von einer Pension; er hat versprochen, mich in seine Familie einzuführen. Ich habe ihm auch Alles, was ich selber von mir weiß, erzählt, nur meine Liebe zu Luisen

„habe ich ihm verschwiegen. Er wünschte sehr, Dich kennen zu lernen; ich versichere Dich, es ist ein Mann von vielem Geist.

„Gieb diesen Brief meiner theuern Luise, an meine „Eltern habe ich auch geschrieben; o, könnte ich Euch, „meine Theuern, nur erst wiedersehn! lebe tausendmal „wohl und vergiß ja nicht Deinen Dich über Alles lie„benden Freund."

Die beiden neuen Freunde, Walldorf und Bernard, setzten nun ihre Reise fort. Bernard war sehr begierig, Dresden zu sehen, wovon ihm Walldorf eine so herrliche Beschreibung gemacht hatte. Auf der nächsten Station aßen Beide zu Mittag und ihre Seelen knüpften sich immer fester aneinander. Als sie endlich die folgende Poststation erreicht hatten, erforderte ihr müder Geist Ruhe; nach dem Abendessen umarmten sich Beide zärtlich und legten sich zu Bette.

Im Bette dachte Bernard an Luisen, auch dachte er, ich werde nun Walldorf's Schwester kennen lernen, es ist gewiß ein vortreffliches Mädchen, sie muß Luisens Freundin werden. Wenn ich Dich erst mein nennen darf, theure Luise; o, dann mache ich mit Dir eine Reise nach

Dresden; ich mache sie mit einander bekannt, und bin ich dann nicht zu beneiden, wenn ich zwischen Beiden stehe, von der Einen zärtlich geliebt, von der Andern mit ihrer Freundschaft beglückt. Unter diesen süßen Gedanken schlief er ein.

Am folgenden Morgen setzten sie ihre Reise fort. Sie erreichten ohne den kleinsten Unfall Dresden.

Bernard fragte sogleich auf der Post, ob Briefe an ihn da wären; er wunderte sich sehr, als man nein antwortete. Sein Freund suchte ihn zu beruhigen, er sagte ihm, Werner könnte wohl durch Geschäfte abgehalten sein. „Nein," rief Bernard, „es ist nicht möglich, seine Freundschaft würde sich gewiß durch nichts abhalten lassen, besonders da er so wichtige Nachrichten von mir hat, es ist ihm gewiß ein Unglück begegnet, er ist gewiß sehr krank, er ist vielleicht mit dem Pferde gestürzt, ich muß ihm sogleich schreiben."

Walldorf bat Bernard, ihm den Gasthof zu nennen, wo er abzusteigen gedächte, damit er ihn auf den Abend abholen und ihn seiner Familie vorstellen könnte. Bernard nannte ihm das **Hôtel de Saxière**, und Beide schieden von einander.

Bernard hatte kaum den Gasthof betreten, so ließ er sich sogleich seine Zimmer anweisen, forderte schnell sein Mittagessen, denn er wollte gleich nach Tische an seinen Freund Werner schreiben. Er schrieb folgenden Brief:

Theurer Freund meiner Seele!

„Ich kann Dir nicht sagen, was ich gelitten habe, „keine Briefe von Dir, keinen von Luden. Ich habe „Dresden noch keine Zeile gewürdigt, ich eile nur, „Dir zu schreiben. Ich bitte Dich bei Allem, was „Dir heilig und theuer ist, eile mich aus dieser Angst „zu befreien, laß mich wissen, was Dein Stillschweigen „bedeutet. Unmöglich ist es, daß es hier Nachlässigkeit „sein kann, denn müßte ich nicht an Deine Liebe zu „mir glauben. Gewiß ist Dir ein Unglück begegnet, „laß es mich wissen, mein Theurer, damit meine Seele „mit der Deinigen leide.

„Vergieb mir, daß ich Dir nicht mehr schreibe, ich „bin noch müde von der Reise, und doch muß ich noch „vor fünf Uhr fertig und angezogen sein, mein Freund „Waldorf wird mich heute Abend seiner Familie vor„stellen.

„Empfiehl mich meiner Luise, ich werde ihr mor-
„gen schreiben, ich kann es heut mit meiner unruhigen
„Seele unmöglich. Lebewohl, und reiß mich ja bald
„aus dieser Unruhe."

Nachdem er diesen Brief auf die Post geschickt hatte, ließ er sich frisiren, kleidete sich anständig und erwartete seinen Freund, der ihn um funf Uhr abholte.

Madame Walldorf und ihre Tochter Wilhelmine erwarteten die beiden Freunde. „Ich bin doch begierig, den jungen Mann zu sehn," sagte die Mutter.

„Es soll ein sehr liebenswürdiger Mensch sein," sagte die Tochter.

„Kind, gieb doch das weiße Porzellan zum Thee." Wilhelmine ging, um es zu holen.

Walldorf und Bernard kamen, nach den gewöhnlichen Complimenten setzten sie sich und das Gespräch wurde interessanter.

Bernard wunderte sich uber Alles, was Wilhelmine gelesen hatte, er sah, daß sie weit mehr wußte, als er, er bekam eine große Ehrfurcht vor ihrem Verstand.

„Willſt Du nicht etwas ſpielen, Wilhelmine," fragte Karl. „Das kommt nicht auf mich an," antwortete ſie lächelnd, „es fragt ſich, ob es Sie nicht ennuyirt."

„O, wenn Sie die Güte haben wollten, Mademoiſelle, ſo würden Sie mich ſehr glücklich machen."

„Sie erwarten aber vielleicht, daß ich ſehr ſchön ſpiele, da mein Bruder die Dreiſtigkeit hat, mich in Ihrer Gegenwart dazu aufzufordern. Ich muß aber leider geſtehn, daß ich kaum ein Paar Lieder mittelmäßig ſpielen kann; und wenn ich das bedenke, komme ich in Verſuchung, Sie nicht mit meinem Geklimper zu quälen: indeß, damit Sie nicht denken, ich ziere mich — —"

Sie ſetzte ſich und ſpielte nun wirklich ſehr ſchön.

Bernard ſtand hinter ihr, und bewunderte ihr Spiel und ihren Geſang. Seine Augen ruhten auf den kleinen weißen Händen, die ſich ſo artig auf dem Fortepiano hin und her bewegten. Kein Gedanke an Luiſen kam in ſeine Seele.

Als der Geſang beendigt war, fragte ihn Walldorf lächelnd: „meinen Sie nicht, daß ſich meine Schweſter unrecht thut, wenn ſie glaubt, daß ſie keine Stimme habe?"

„Gewiß," sagte Bernard, „es kann nicht Ihr Ernst sein, wenn Sie das sagen."

„Sie beurtheilen mich sehr gütig; aber was bei Ihnen Güte ist, würde bei mir Unbescheidenheit sein, wenn ich es von mir selber glaubte."

Man setzte sich zu Tische, Bernard saß neben Wilhelminen, ihre Augen begegneten sich zuweilen, und Wilhelmine sah erröthend vor sich nieder.

Die Zeit bis 11 Uhr verging Bernard so schnell, daß er durch das Blasen der Wächter daran erinnert wurde, er müsse endlich gehn. Er wurde beim Abschied von der ganzen Familie gebeten, am andern Morgen einen kleinen Spaziergang mit ihnen zu machen, er nahm das Anerbieten mit Freuden an.

Als er in seinem Zimmer war, schlief er sogleich freudig ein. Am andern Morgen kleidete er sich vergnügt an und eilte zu Walldorfs; er fand Alle schon fertig, man erwartete ihn nur noch.

„Ach," sagte Wilhelmine, „welch ein schöner Tag ist es heute, der Himmel ist so blau, die Luft so lieblich, die Sonne scheint so milde wie die Freundschaft."

Man machte einen Spaziergang; in der freien Natur dehnte sich Wilhelminens Seele immer mehr auseinander.

Das Gespräch wandte sich auf die Liebe. „Sie glauben also nicht," fragte Bernard Wilhelmine, „daß die Männer im Stande sind, so heftig zu lieben als die Damen?"

„So heftig wohl, aber nicht so treu, so zartlich, es ist auch, dünkt mich, sehr natürlich, die Männer leben weit mehr in der Welt, selbst ihre Geschäfte zerstreuen sie, und dann theilen sich ihre Gefühle; denn jeder Mann hat doch wenigstens Einen Freund, den er herzlich liebt und dessen Herz eben so warm für ihn schlagt; aber wir armen Geschöpfe, wenn sind wir wohl so glücklich, eine Freundin zu finden? Eben dadurch werden wir gezwungen, alle unsre Gefühle auf Einen Mann niederzulegen, in diesem einzigen all' unser Glück zu suchen."

Sie sprach mit einer großen Warme, und als sie endigte, trafen ihre Augen die Blicke Bernards.

„O," rief er aus, „wäre ich so glücklich, daß sich Ihr Herz zu mir neigte! wie wollte ich mein ganzes Leben

dazu anwenden, Ihnen zu beweisen, daß wenigstens einzelne Manner auszunehmen sind. Mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher Treue wollte ich Sie lieben!" — Er sank vor ihr auf die Knie nieder, und drückte ihre Hand an seine Lippen, sie neigte sich zu ihm herunter, und seine Lippen berührten die ihrigen; er sprang auf und drückte sie an sich. — „Ach, ich weiß es wohl, Engel, ich verdiene Dich nicht!"

Madame Walldorf, die mit ihrem Sohne in ein ernsthaftes Gespräch verwickelt war, hatte nicht bemerkt, daß Bernard und Wilhelmine weit vorausgingen, sie kam jetzt zu ihnen, da Bernard Wilhelminen in den Armen hielt.

Sie sah ihn befremdet an; „ich weiß nicht, Herr Bernard —"

Bernard war sehr verlegen, Wilhelmine sprach kein Wort

„Vergeben Sie mir," fing endlich Bernard an, „wer kann Ihre reizende Tochter sehn und sie nicht lieben?"

„Und was hat meine Tochter von Ihrer Liebe zu erwarten."

„Wenn Sie und Wilhelmine mir Ihre Einwilligung nicht versagen, so nenne ich sie, sobald ich von meiner Reise zurückkomme, meine Gattin.“

„Sie müssen mir verzeihen, ich würde die Ehre, die Sie meiner Tochter anbieten, mit allem Dank annehmen; aber eine Mutter muß für das Glück ihrer Kinder sorgen, unter dieser Bedingung kann ich Ihnen meine Einwilligung nicht geben. Denn, wie ist es möglich, daß ich erlauben kann, daß meine Tochter Sie einige Jahre erwartet? wer weiß, was Ihnen auf der Reise begegnen kann? Sie können ja krank werden und sterben, Menschen sind sterblich, und dann hätte meine Tochter vielleicht ansehnliche Partieen Ihretwegen ausgeschlagen. Oder man kennt den Wankelmuth der menschlichen Gemüther — —“

„Können Sie mir das zutrauen?“

„Ihnen am ersten; denn, wenn Sie eine große Zärtlichkeit für meine Tochter hätten, würden Sie sich wohl entschließen, sie so lange zu verlassen?“

„Aber meine Eltern? — —“

„Werden die das Glück ihres einzigen Sohnes hindern wollen, wenn Sie es für Ihr Glück halten, meine

Tochter zu besitzen? Und überdies, wer hindert Sie denn am Reisen, wenn Sie sich auch erst verheirathen? Sie können es dann ja eben so gut wie jetzt."

„Sie haben Recht," sagte Bernard, „ich begreife nicht, wie ich so blind sein konnte, das nicht gleich einzusehn! Schönste Wilhelmine, geben Sie Ihre Einwilligung zu meinem Glücke, so kann noch heute unsre Verlobung sein."

Wilhelmine reichte ihm die Hand und die Gesellschaft ging zurück, um Anstalten zu diesem Feste zu machen.

Während dem Gehen dachte Bernard an Luise und Werner. „Was kann ich dafür," dachte er, „daß ich mich selbst getäuscht habe? Dieser Irrthum wird mir noch manchen Seufzer kosten. Was werde ich ihr sagen? Ich will sie auf den Knieen um Vergebung bitten, und sie wird mir vergeben und meine Freundin sein."

Bernard war nun fast beständig in Walldorfs Hause. Wilhelmine sang oder las ihm vor, wenn die Mutter oder der Bruder dabei war, waren sie aber allein, so hielten sie ihre Zärtlichkeit nicht zurück, er war in ihren Armen der glücklichste Mensch. Es war aber kein Wun-

der, daß er in diesem Taumel seinen Freunden und Eltern zu schreiben vergaß. Seine Eltern besonders waren sehr betrübt darüber.

Werner hatte indeß dem Geheimerath Bernard und seiner Frau, Luisen als seine Braut vorgestellt, die Geheimeräthin war unzufrieden, daß Luise ihren Sohn so bald vergessen hatte.

„Gewiß," sagte sie einen Abend, als Luise allein bei ihr war, „Sie haben Unrecht gethan. Sie haben meinen Sohn um die schönsten Freuden seines Lebens gebracht; ich gestehe, daß ich mit Angst daran denke, daß Ihre Hochzeit in acht Tagen sein wird. — Wenn nun mein Sohn zurückkommt und findet Sie in den Armen seines Freundes? — und daß es grade Werner ist, das kränkt mich unaussprechlich, daß grade er meines Sohnes Glück zerstört."

„Aber wer weiß denn auch, ob Ihr Sohn mich so sehr liebt?"

„O Sie Heuchlerin, stellen Sie sich doch, als ob Sie das nicht bemerkt hätten, und ich hätte darauf schwören

wollen, daß Sie ihn auch liebten — und nun — — Es ist wirklich wahr, was man von der Flatterhaftigkeit der Weiber sagt, darin sind doch die Männer wenigstens mehr werth. Doch, was spreche ich so viel darüber, wer weiß, ob mein Sohn noch lebt, es ist ihm gewiß ein großes Unglück begegnet, sonst hätte er nicht vier Briefe von mir unbeantwortet gelassen. Ich habe ihm Ihre Heirath noch verschwiegen, ich fürchte seine Verzweiflung. Sie mögen es bei sich selbst verantworten, daß Sie einen Menschen unglücklich machen."

Der Geheimerath trat hinein. „Noch keine Antwort von meinem Sohne?"

„Nein," antwortete seine Frau seufzend.

Man wollte sich eben zu Tische setzen, als ein Wagen vorfuhr. „Wer kömmt denn noch so spät?" fragte der Geheimerath.

„Es ist vielleicht Werner," antwortete Luise. Plötzlich hörte man einen Postillon blasen; Alles lief zum Fenster, wenige Augenblicke darauf trat der junge Bernard mit Madame Walldorf und Wilhelmine in's Zimmer.

„Mein Vater! meine Mutter!“ rief er, und stürzte seinen Eltern in die Arme. Luise stand und betrachtete die Frauenzimmer.

„Wo kommst Du her?“ rief der Vater. „Wer sind die Damen?“ fragte endlich die Mutter. Bernard begegnete Luisens Augen und stand verlegen da; er wußte kein Wort zu sprechen. Luise sah auf den Boden. Wilhelmine und ihre Mutter waren bei diesem allgemeinen Stillschweigen in der größten Verwirrung.

Der Vater unterbrach endlich die Stille: „was ist Dir, mein Sohn? warum antwortest Du nicht?“

„O, vergeben Sie mir, mein Vater,“ rief Bernard, „vergeben Sie mir Alle.“ Er erzählte nun seine Geschichte und stellte endlich Wilhelminen als seine Frau vor.

„Schon Deine Frau?“ rief die Mutter.

„Ja, theuerste Mutter, schon seit drei Tagen nenne ich sie mein.“

Seine Eltern waren zwar sehr überrascht, so schnell eine Schwiegertochter zu haben, indeß, da ihnen ihr Sohn

vorſtellte, daß Wilhelmine zu ſeinem Glücke nöthiger wäre als die Reiſe, ſo waren ſie es zufrieden.

„Nun ſehen Sie doch ein, Frau Geheimeräthin, daß ich Ihre Vorwürfe nicht verdiene," ſagte Luiſe, „Herr Bernard iſt ſehr über meinen Verluſt getröſtet."

Die Geheimeräthin ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte ſie zu Luiſen: „Nun, wollen Sie denn, daß mein Sohn ſich Ihretwegen erſchießen ſoll?" Dann wendete ſie ſich zu ihrem Sohn und ſtellte ihm Luiſen als Werner's Braut vor. Bernard war herzlich froh darüber.

Werner kam bald darauf, um Luiſen abzuholen. Er wunderte ſich nicht wenig, Bernard und die Damen zu finden; man erzählte ihm die Geſchichte, und Alle wünſchten ſich Glück und umarmten ſich mit erneuerter Freundſchaft, die ganze Geſellſchaft ſetzte ſich ſehr vergnügt zu Tiſche.

Werner fragte am Ende den jungen Bernard: „wie wird's denn nun mit Deiner Reiſe?"

„Dazu iſt noch immer Zeit genug, ich denke noch lange zu leben."

„Aber die Gallerie in Dresden haſt Du doch geſehn?“

„Nein, noch nicht; aber ich werde ja nun öfter hinreiſen, um meine Schwiegermutter zu beſuchen, da kann ich ſie ja noch genug anſehn.“

Der Fremde.

In dem kleinen Städtchen L. war der heutige Tag ein großer Festtag. Der Burgemeister Reiner verlobte seine älteste Tochter an den Sohn des Oberförsters Waldmann, und feierte diese wichtige Begebenheit durch einen großen Schmaus auf dem Rathskeller.

Es war gegen halb sechs; der Saal war noch leer, nur die Musikanten saßen in einem Winkel, klimperten mit den Saiten und den Gläsern und schickten den Marqueur abwechselnd nach Colofonium und Bier.

Endlich öffnete sich die Thür und ein Amtmann trat mit vielem Gepolter hinein. „Daß dich," rief er in der Thür und schwenkte den Hut, welcher vom Regen naß war. „Bin ich nicht gefahren, komm nur, mein Schatz" Seine Frau folgte ihm unmittelbar, „nur herein, Herr Berger." Der Hofmeister trat mit drei muntern Knaben herein. „Es ist noch nicht hoch an der Zeit, halb sechs und drüber. Hohl mich der Henker, ich

hätte nicht gedacht, daß der Braune so schnell laufen könnte. Nun setzt Euch, Kinder," rief er seinen Knaben zu, „setzt Euch und artig, Kinder, hübsch artig, nicht mit den Beinen gebaumelt, nicht überall mitgesprochen, und bei Tische nicht mit den Fingern gegessen und nicht zu viel! verstehst Ihr mich? Doch, dies überlasse ich Ihnen, Herr Berger, sehn Sie ja zu, daß die Kinder nicht gegen die Lebensart anstoßen und Ihrer Erziehung Ehre machen."

„Sorgen Sie für nichts," sagte Berger, „ich will schon Alles dirigiren sorgen Sie nicht."

„Und daß," fiel die Frau ein, „Sie sie nur anhalten, der Braut die Hände zu küssen und zu sagen: Ich gratulire Ihnen zur glücklichen Verlobung."

„Soll besorgt werden, Madame, soll besorgt werden."

Die Thür flog jetzt mit großem Geprassel auf. Förster Müller trat heftig ein. Seine Frau, zwölfjährige Tochter und drei Hunde mit ihm.

„Da bin ich mit meiner ganzen Familie. Sultan! Packan! wollt ihr. Setze Dich, Mine, zu den Musges da, was die Hunde für Lärm machen — wollt ihr hier.

O lieber Herr Berger, dürfte ich Sie bitten, ein wenig auf die kleine Gesellschaft Acht zu geben? Ihre Kleinen können ja wohl mit den Hunden spielen — so wird ihnen die Zeit nicht lang. Mine, gieb Du auch ein wenig Acht. Nun, wie geht's denn, alter guter Freund? Ist das Leben noch frisch? ist der Muth noch jung? — Wollen wir eine Pfeife rauchen? — ich habe hier einen herrlichen Knaster bei mir, — Tabak, so raucht ihn der Edelmann nicht — Contrebande, ächte Contrebande. — Nun, Ihre Familie ist doch wohl? Die Jungen sehn ja ganz munter aus. — Schönster Diener von Ihnen, Madame, auch noch wohl? — freut mich — freut mich recht sehr. Stopfen Sie doch eine Pfeife von meinem. Wie ist es denn in Politicis? ja ja, die Franzosen rücken vorwärts und wieder rückwärts — ich sah mal einen, das war ein schnurriger Kerl — aber munter war er — wahrhaftig munter!"

„Sie sind ja heute bei sehr guter Laune, Herr Förster," sagte der Amtmann. „Warum sollte ich nicht? — Ich sage Ihnen, ich bin jederzeit bei guter Laune, jederzeit. — — Ab — Vater und Schwiegervater!"

Der Burgemeister Reiner trat mit der Försterin Waldmann am Arme, und der Förster Waldmann mit der

Burgemeiſterin herein; das Brautpaar folgte, und eine Menge Honoratiores des Städtchens.

„Guten Abend," ſagte der wohlbeleibte Burgemeiſter mit herablaſſender Freundlichkeit, „guten Abend."

„Blaſt doch, Ihr Herrn," rief der Förſter, „blaſt doch — Tuſch! — Tuſch für das Brautpaar!"

„Es iſt mir recht rührend zu Muthe," ſagte die Burgemeiſterin zu ihrem Manne, „mein Kind ſoll nun ſo außer dem Hauſe ganz allein —"

„Mein Kind, das verſtehſt Du nicht," erwiederte der Burgemeiſter, „was ſein muß — muß ſein, das ſind ja Weiberpoſſen; wer wie ich in Geſchäften grau geworden — ſiehſt Du, der iſt an ſo etwas gewöhnt!"

„Was ſagen Sie dazu, Herr Waldmann?"

„Es ſteht halt geſchrieben," ſagte Dieſer, „der Mann wird Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hangen — und da muß es auch wohl umgekehrt ſo ſein."

„Sind wir denn Alle zuſammen?" fragte die Burgemeiſterin.

„Wart' Schatz, wir wollen zählen; dreißig Perſonen müſſen es ſein — acht und zwanzig; neun und zwanzig — mehr nicht. Wer fehlt denn?"

„Wer — der Fremde?“ rief des Burgemeisters zweite Tochter.

„Es ist auch wahr,“ sagte die Burgemeisterin. „Sieh', sieh', ich glaube Philippine schielt so unter der Hand nach ihm.“

„Mit Erlaubniß, Herr Burgemeister,“ sagte der Oberförster, „wer ist denn dieser Fremde?“

„Er schreibt sich Meyer,“ erwiederte Jener. „Ein artiger Mann; er lebt seit zwei Monaten hier und hat, wie er sagt, Güter in — der Daus — wie heißt es doch — Herr Berger, wie heißt das Land doch, wo meiner Frauen Kleid hergekommen ist?“

„Batavia,“ sagte Dieser, „es liegt in Ostindien und ist sehr ungesund.“

„Schon gut — schon gut,“ sagte der Oberförster, „und also —“

„Er sagt, er privatisire und warte auf eine ihm sehr nahe verwandte Person, welche ihn hier abholen wolle, — alsdenn werde er auf seine Güter gehn; unterdessen — unter uns — ich glaube, er hat ein Auge auf meine Tochter — — doch unter uns. — Ja, aber, wer nicht kommt zur rechten Zeit, für den ist hier kein Platz be-

reit. — Wir wollen uns nicht abhalten laſſen, das junge Volk wird ſich die Füße verſpringen wollen. — Ihr könnt jetzt aufſpielen. — Wir alten verſtändigen Männer wollen uns hier nebenan in's Zimmer begeben und ein vernünftiges Wort zuſammen ſprechen. Hier habe ich die Berliner Zeitung mitgebracht — kommen Sie! Herr Wirth, iſt das Bier beſorgt?"

„Wollten mir der liebe Herr Burgemeiſter erlauben," ſprach der Branntweinbrenner, „hier hatte ich noch ſo etwas für den ſchwachen Magen — eine kleine Stärkung, ſo ein Schluck — ein Schnaps, wie die gemeinen Leute ſagen — wollen wir alten vernünftigen Leute nicht damit ſo eine gewiſſe Grundlage — die Geſundheit des edlen Brautpaars trinken?"

„Lieber Mann," ſagte der Burgemeiſter, „lieber Mann, Sie ſind ja ſehr gutig."

„Gern geſchehn — gern geſchehn. Nun kommen Sie nur."

Die Geſellſchaft ging nunmehr in das anſtoßende Cabinet, und ſetzte ſich um einen Tiſch. Der Burgemeiſter zog Brille und Zeitung zugleich aus der Taſche und fing an zu leſen.

„Lieber Mann," ſagte die Burgemeiſterin, „willſt Du mir einen Gefallen thun, ſo lies ein wenig das Letzte, verſtehſt Du mich — ſieh', vorne da ſteht ſo Mancherlei, was wir Frauenzimmer nicht verſtehn, ſo was von Krieg und Batterien und Tripdallion — was weiß ich Alles — aber hinten — Sachen, ſo geſtohlen worden, Perſonen ſo in Dienſt verlangt werden, angekommene neue Waaren — da weiß man doch, was man lieſt."

„Nun," ſagte der Förſter, „für die Weibchen müſſen wir doch einmal auch was thun, beſonders an ſolchem Ehrentage — aber nachher müſſen Sie mir auch den Gefallen thun und mit anhören, was vorne der Zeitungsſchreiber ſagt — wir rufen den Herrn Berger, und der muß uns Manches erklaren."

„Ein geſchickter Mann," ſagte der Burgemeiſter, „ein ſehr geſchickter Mann; er hat in Halle ſtudirt. — Er hat was gelernt — und nachher ſoll er uns helfen — wie geſagt, nachher — nun ſo hört."

Der Burgemeiſter fing an zu leſen. „Steckbrief," er murmelte für ſich weiter. „Der Daus! — was iſt das?"

„Nun, was iſt denn?" ſagte die Burgemeiſterin.

„Alle Henker — hört einmal — nein, ich bitte Euch — hört einmal: Steckbrief: Es hat sich am Funfzehnten dieses durch eine gewaltsame Erbrechung seines Kerkers ein wegen starken Diebstahls verhafteter Kerl, August Friedrich Meyer, aus seinem Gefangniß entfernt. — Er ist mittler Größe, spricht das Französische sehr fertig, giebt vor, große Güter zu haben, und ist besonders daran kenntlich, daß er an der linken Hand ein großes Maal hat. — Da nun an der Wiedereinbringung dieses verschmitzten Spitzbuben sehr viel gelegen ist, so werden zugleich Obrigkeiten dringendst gebeten, obgedachten August Friedrich Meyer, falls er sich betreten laßt, sofort zur gefänglichen Haft zu bringen. — Nun, was sagt Ihr dazu?"

„Ich sage," rief der Förster, „daß der fremde Herr Meyer eben besagter Spitzbube sei."

„Und ich glaube das auch," fiel Waldmann ein.

„Ich auch," rief die Burgemeisterin.

„Allerdings, allerdings," riefen die noch übrigen Anwesenden.

„Nun, wir wollen das Brautpaar fragen und dann den Hofmeister."

Das Brautpaar fiel bei und behauptete ebenfalls, der

Fremde sei Niemand anders, als jener Dieb. Allein der Hofmeister sagte: „Erlauben Sie, meine Herren und Damen, oder vielmehr Damen und Herren. Es frägt sich hier billig, was gefragt wird: Nämlich, ist jener in der Zeitung angezeigte August Friedrich Meyer dieselbe Person mit allhier seit zwei Monaten anwesenden Herrn Meyer. — Wo mir recht ist, so gründet sich diese Vermuthung ganz vorzüglich auf die Aehnlichkeit der Namen, welche jedoch in mancher Rücksicht zu erweisen sein dürfte; denn wenn sich nun unser Fremder Mayer oder Maier schriebe, würde wohl das Mindeste daraus folgern; ferner, gesetzt Beide schrieben sich gleich, so frage ich weiter: ist Meyer nicht ein allgemeiner Name, welchen gar leicht Zwei führen können? Hieß Ihr Herr Vorfahr, Herr Burgemeister, nicht ebenfalls Meyer, und heißt bis auf diese Stunde der Nachtwächter nicht noch so? Ja, nur die Sache durch eine Art von Ironie zu widerlegen. Jener berühmte Spitzbube oder Dieb heißt mit Vornamen August Friedrich; nun heißt unsers Herrn Burgemeisters vor achtzehn Jahren Entlaufener oder vielmehr Sohn, ebenfalls August Friedrich; allein was müßte man von mir und meinem Verstande denken, wenn ich behaupten wollte, diese beiden Augusti Friederici waren ein und dieselbe Person,

und unſer Herr Burgemeiſter wäre Vater jenes entlaufenen Diebes?"

„Sehr verſtändig geſprochen," ſagte der Burgemeiſter, „allein ſeht da, Herr! der Haken iſt nur der, daß Beide Güter haben, oder vielmehr zu haben vorgeben."

„Wahr," erwiederte Berger, „ſehr wahr bemerkt, aber falls es mir vergönnt ſein ſollte, eine Einwendung gegen des Herrn Burgemeiſters Meinung zu machen, Sie ſagten: Güter zu haben vorgeben. Hat denn aber der Fremde Güter zu haben vorgegeben. Ja, da liegt der Knoten — wenn er nun welche hat — ha, wie da?"

„Aber," ſagte die Burgemeiſterin, „er kann gar keine haben, weil er mit dem berühmten Spitzbuben eine Perſon iſt."

„Eben das läugne ich ja," rief Berger, „wir wollen alſo unterſuchen, ob er Güter hat?"

„Das dürfte zu lange währen," ſagte Waldmann.

„Wohl ſehr wahr," rief Berger, „das würde Umſtände machen, es geht über's Meer weit hinüber, und der Wind iſt noch dazu nicht günſtig."

„Kann denn Keiner unter uns franzöſiſch?" rief der Förſter Waldmann.

„Ich," rief Berger, „ich habe es schon in meiner Jugend gelernt und Unterricht darin gegeben."

„Nun," sagte Waldmann, „wenn er kommt, so sprechen Sie doch mit ihm, das wird uns mehr auf die Spur bringen."

„Und dann die Narbe auf der Hand," sagte der Burgemeister, „das hilft! richtig, das hilft!"

Indem trat Herr Meyer sehr elegant gekleidet in den Saal — —

„Ich fange ihn," rief Berger, „ich fange ihn, geben Sie Achtung."

„Monsieur — sprechen Sie französisch?"

„O ja," sagte der Fremde, „aber nicht gern."

„Nun, wenn er es nicht gern spricht," sagte Berger zu den Anwesenden, „so wollen wir ihn lassen; zwingen muß man keinen Menschen."

„Sind Sie in Berlin gewesen?" fuhr Berger gegen den Fremden fort.

„O ja, wohl drei Monate."

„Aha! Aha! — da sieht man doch — nicht wahr, Sie haben wohl viel Bekanntschaft zu Berlin gemacht?"

„O ja, so ziemlich — aber wie kommen Sie darauf?"

„Je nun — ich meinte nur — haben Sie auch alle Merkwürdigkeiten gesehn?“

„O ja.“

„So zum Beispiel das Irrenhaus, die Gefängnisse besucht?“

„Ein einziges Mal, der Anblick war mir zu traurig.“

„Das glaub' ich; aber wie lange waren Sie im Gefängnisse?“

„Das weiß ich wahrhaftig selber nicht.“

„So, so“ — Berger lief zum Burgemeister — „befehlen Sie, daß ich den Stadtdiener rufen soll — er ist ja ein confessus und convictus —“

„Warum nicht gar,“ sagte der Burgemeister, „aus Allem, was er gesagt hat, läßt sich ihm noch gar nicht das Mindeste beweisen. Die Narbe, die Narbe ist die Hauptsache.“ — Er trat ihm näher.

„Guten Abend Herr Meyer, wie steht's? wie geht's?“

„Schlecht und recht,“ erwiederte dieser.

„Schlecht, ei das glaube ich Ihnen nicht. — Sie sehn ja ganz munter aus und recht — nun, da muß Jeder das Beste thun. — Legen Sie doch ab.“

Meyer legte Hut und Stock weg und behielt die Handschuh an.

„O machen Sie es sich doch commode.“

„Es ist des Tanzens wegen,“ sagte Jener.

„O, zuerst lesen wir in dem Buche der vier Könige.“

„Ich spiele nie.“

„Ei, ei — so ein hübscher Zeitvertreib. — Aber ich dächte doch für jetzt die Handschuh aus.“

„Ueberdies habe ich mich an der Hand verwundet.“

„Merkst Du, Frau — merkst Du, aber ich dächte, das würde Ihnen beschwerlich fallen.“

„Ganz und gar nicht,“ erwiederte der Fremde.

„Die Wunde ist doch nicht gefährlich?“

„Ich glaube nicht.“

„Wie, Sie wissen nicht — Sie wissen wirklich nicht? — Sie vernachlässigen das als eine Kleinigkeit, daß nur die schlimmern Folgen nicht nachkommen! Ich dächte, da der Herr Chirurgus in unsrer Gesellschaft ist, Sie ließen nachsehen.“ —

„Es ist ein unbedeutender Stich mit einem Messer.“ —

„Ei unbedeutend, was unbedeutend, ich bin Ihnen gut, wahrhaftig, der Herr Gevatter muß nachsehn.“

Er rief den Barbier.

„Nein,“ sagte der Fremde, „wirklich ich schäme mich, um solch eine Kleinigkeit so viel Aufhebens zu machen.“ —

„Was hier, was da, Frau, Tochter, bittet den Herrn, daß er seine Handschuh auszieht.“

„Ja, ja! Handschuh aus!“ riefen Frau und Tochter und der größte Theil der Gesellschaft.

Der Fremde gab nach und war eben im Begriff, es zu thun, als plötzlich Jemand in den Saal trat und meldete, daß vor der Thür eine große Schlägerei sei, zu der des Burgemeisters Autorität nöthig wäre.

„Immer Sorgen und Sorgen, nichts als Sorgen;“ er verließ den Saal; der Fremde folgte aus Neugier mit dem größten Theil der Gesellschaft.

Als der Tumult gestillt war, und die Gesellschaft sich wieder in Bereitschaft gesetzt hatte, sich weiter zu freuen, fragte man nach dem Fremden. — Er war verschwunden.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Burgemeister, „was das Schicksal heute gegen mich haben mag — Alles mißlingt mir — Alles geht zuwider, der Fremde ist auch weg. — Wer er nur sein mag, es ist mir, als hätte ich ihn gesehen irgendwo — und doch kann ich mich gar nicht besinnen.“

Der Chirurgus wurde nun von dem Vorfalle unterrichtet.

„Hm,“ sagte dieser, „wenn er aber nun wirklich

verwundet ist, und keine Narbe hat, wird dadurch Ihr Argwohn gehoben werden? kann er sie nicht haben wegbringen wollen, weil er die Beschreibung seiner eignen Person in dem Zeitungsblatt gelesen? — Ich dächte, man nähme ihn ohne Umstände fest."

„Und das werde ich nicht zugeben," sagte der Burgemeister, „wahrhaftig nicht — er ist ein gar zu guter Mensch, ehe er nicht überführt ist, durchaus nicht."

„Wissen Sie was?" sagte Waldmann, „mich dünkt, die graden Wege sind die besten — wenn er wiederkommt, so umringen wir ihn, und sagen: Mein Herr, Ihre Person ist uns da und darum verdächtig, rechtfertigen Sie sich."

„Gut," sagte der Burgemeister, „aber wenn er nun nicht wiederkommt?"

„Dann verhindert uns der Himmel selbst ein gutes Werk zu begehn." —

In dem Augenblick trat der Fremde wieder in den Saal.

„Das Glück ist uns günstig — da kömmt er eben."

Die Gesellschaft umringte ihn. — „Mein Herr," fing der Burgemeister an, „sind Sie der berühmte Dieb August Friedrich Meyer?"

„Mein Herr, wie kommen Sie darauf?“

„Heißen Sie August Friedrich?“

„Allerdings.“

„Was? Was? allerdings? Meyer gar?“

„Allerdings.“

„Sprechen Sie französisch?“

„Allerdings.“

„Haben Sie Güter?“

„Allerdings.“

„Sind Sie also dieser August Friedrich Meyer?“ (Er hielt ihm das Zeitungsblatt vor.)

„Den habe ich nicht die Ehre zu kennen.“

„Haben Sie eine Narbe auf der Hand? — den Handschuh aus!“

„Gern, hier, sehn Sie etwas —?“

„Nein — aber vielleicht ist sie — versteckt?“

„Sehn Sie genau; außer dieser unbedeutenden Wunde werden Sie nichts finden.“

„Ei, ei,“ sagte der Burgemeister, „ich glaubte, die Gerechtigkeit würde sich bei Ihnen verherrlichen, aber — ich sehe wohl, diese Hoffnung ist vergebens.“

„Nun, das Verherrlichen wollen wir hingehen lassen, wenn Sie sich nur nicht prostituirt hätte!“

„Herr Meyer, Herr Meyer, nehmen Sie sich in Acht, daß die Gerechtigkeit nur nicht noch eine Gelegenheit findet, sich zu verherrlichen.“

„Geben Sie mir doch das Zeitungsblatt — was ist heut für ein Datum?“

„Der einundzwanzigste.“

„Gut, und wenn ist jener berühmte Dieb entsprungen?“

„Am funfzehnten.“

„Und wie lange bin ich hier? zwei Monate? nicht wahr?“

„O weh! o weh!“ sagte der Bürgemeister, — „warum thun Sie so geheimnißvoll? ich bitt' um Verzeihung — aber Sie sind an der ganzen Verwirrung — wer zum Henker sind Sie?“

„Ich bin ein Mann, der von seinem Gelde lebt — und bin hieher gekommen, um einer Hochzeit beizuwohnen.“

„Wessen Hochzeit, wenn man fragen darf?“

„Wessen? der Hochzeit, wozu heute die Verlobung ist.“

„Und wenn Sie nun nicht gebeten werden, wie da?“

„Man wird mich aber bitten.“

„Und wenn ich Sie nun nicht bitte, wie da? — das ist doch sehr sonderbar.“

„Sie werden mich aber bitten.“

„Ei, zum Henker, den möcht' ich sehn, der mich zwingen sollte.“

„Ich.“

„Nun nach gerade wird mir das Ding ein wenig bunt — ich glaube, Sie wollen mich foppen — hören Sie, die Gerechtigkeit —“

„Ich bringe Ihnen Nachricht von Ihrem von der Universität entlaufnen Sohn.“

„O, Herr, Sie scherzen.“

„Er ist wohl — er ist reich, gesund — er wird bald hier sein.“

„Je, Fritz, bist Du es, lieber Sohn!“

„Vergeben Sie mir die Angst, die Sorge, welche ich Ihnen gemacht.“ —

„Schon gut, schon gut.“ — Er riß seinen Sohn in die Gesellschaft und zeigte ihn derselben. — „Aufgespielt!“ rief er in trunkener Freude, und forderte die Fremdin auf zum Tanze, „heut wollen wir so fröhlich sein, als wir können — und morgen soll Fritz uns seine Abenteuer erzählen.“

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Reliquien.

Erzählungen und Dichtungen

von

A. F. Bernhardi und dessen Gattin S. Bernhardi,
geb. Tieck.

Herausgegeben von
deren Sohne
Wilhelm Bernhardi.

Mit einem Vorworte
von
Varnhagen von Ense.

Altenburg, 1847.
Verlag von H. A. Pierer.

STAATS-BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die Witzlinge.

Ein Miniaturgemälde.

Personen:

Herr von Lichtenstein, Gutsbesitzer.
Fräulein Sophie von Lichtenstein, seine Tochter.
Fräulein Charlotte von Berger, ihre Freundin.
Herr von Felsenberg, Vetter des Herrn von Lichtenstein.
Herr von Birkheim, Sophiens bestimmter Bräutigam.

Scene. Ein Zimmer auf dem Gute des Herrn von Lichtenstein.

Charlotte. Sophie.

Sophie. Nein, liebste Freundin, ich bitte Dich, wenn mir Dein Besuch lieb bleiben soll, kein Wort mehr von meinem Bräutigam — Du quälst mich zu Tode.

Charlotte. Beantworte mir meine Fragen, und Deine Qual hat ein Ende. — Ist er schön?

Sophie. Sehr schön.

Charlotte. Reich?

Sophie. Sehr reich.

Charlotte. Verständig?

Sophie. Sehr verständig.

Charlotte. Ist er flatterhaft.

Sophie. Ganz und gar nicht.

Charlotte. Hat er Sitten?

Sophie. Er beleidigt Niemand.

Charlotte. Warum schläfst Du ihn also aus?

Sophie. Weil ich den Henker nach seiner Schönheit, Reichthum, Verstand, Treue und Sitten frage.

Charlotte. Aber warum das?

Sophie. Weil ich einen Andern liebe; und um es kurz zu machen, meinen Vetter, den Baron Felsenberg.

Charlotte. Hast Du Deinen Vater nie von dieser Neigung etwas merken lassen?

Sophie. Was würde es mir geholfen haben? Du weißt, wie er ist, er hätte mir einen langen Sermon gehalten, dessen Textesworte gewesen wären: Richte Dich nach mir, denn ich bin klüger wie Du. Ich fürchte in- deß sehr, ich habe mich verrathen.

Charlotte. Was thut das, wenn Du entschlos- sen bist, Dich aufzuopfern.

Sophie. Der Himmel behüte mich.

Charlotte. Dann werden wir also, dem Anschein nach, einen sehr unruhigen Tag haben; denn Dein ver- stimmter Bräutigam, Herr von Birkheim, kommt heute an — kennt aber Felsenberg Deine Neigung?

Sophie. Ich fürchte es.

Charlotte. Und liebst Du ihn denn so sehr? Du nur ihn, und durchaus keinen Andern heirathen und kannst. — Bedenke nur, Birkheim ist reich, treu, verständig, gesittet, das sind gute Gewichte eine Schale.

Sophie. Felsenberg ist das Alles, nur nicht mehr reich — auch hat er noch weit edlere und höhere Eigenschaften, und darum sinkt seine Schale.

Charlotte. Lege noch die kindliche Pflicht in die erste.

Sophie. Die Paar Loth werden sie nicht hinunterziehen.

Charlotte. Vortrefflich. — Aber wenn man so dreist sein darf, welche Vorzüge hat denn Felsenberg vor Birkheim?

Sophie. Er ist nicht unausstehlich.

Charlotte. Meine Gnädige hat sich heut darauf gesetzt, parador zu sein. Belehre mich doch gutigst, wenn es Dir gefällig ist, wie man es anfangt, bei den genannten Vorzugen unausstehlich zu werden?

Sophie. O, liebste Freundin, da stehen wir am Eingange eines weitläuftigen Capitels. Glaube mir, das, was uns Madchen reizt, fesselt, unwiderstehlich fesselt, ist nichts Reelles — ein unbekanntes Etwas, ein Nichts.

Charlotte. Sehr wohl. — Nur ist diese Bemerkung eben so alt, als wahr.

Sophie. Richtig — aber die Wahrheit altert nie, und die alteste wird neu, durch die Beziehung, in welcher

man sie denkt. Die Trivialität besteht nicht darin, daß man sagt, was Alle sagen, sondern daß man dasselbe dabei denkt.

Charlotte. Das mag sein. — Aber sage mir lieber, was ist das Unausstehliche an Birkheim, da Du das Liebenswürdige an Felsenberg nicht detailliren kannst.

Sophie. Gut denn. — Sieh', liebe Charlotte, ich weiß nicht, ob Dir nicht bisweilen die Menschen wie allegorische Personen vorgekommen sind?

Charlotte. Das nicht. Eher möchte ich sagen, ich hatte bei Vielen die Empfindungen gehabt, wie bei einer recht charakteristischen Musik.

Sophie. Wie meinst Du das?

Charlotte. Du kennst die Symphonie zu Macbeth. Nie habe ich sie hören können, ohne daß sich mir die Geisterwelt gleichsam aufschloß; ich sahe Nebel, wüste Haiden, Plätze mit Ruinen, in der Ferne fechtende Heere.

Sophie. Nun?

Charlotte. So habe ich einen Onkel, bei dem ich etwas Aehnliches erfahre. Wenn ich nur zehn Worte mit ihm spreche, so tritt mir das Bild eines Caffeehauses lebhaft vor die Seele; ich höre mit den Tassen klappern, mit den Gläsern klingeln, den Marqueur rufen, fluchen,

schimpfen — ja ich rieche den Tabaksdampf, der diese Oerter erfüllt.

Sophie. So ungefähr meine ich es auch; mir sind immer manche Menschen als Bilder vorgekommen, als Commentare zu einzelnen Worten. — Ich könnte Dir die Menschen nennen, wo ich meinen Begriff von Windbeutel, Wildfang u. s. w. gelernt, oder bestätigt gefunden habe. Leider ist mein bestimmter Bräutigam ein solcher Commentar.

Charlotte. Und wie heißt das Wort, welches er erläutert?

Sophie. Hoffnungsvoller, junger Mann. — Du weißt vielleicht nicht, wie wir mit dieser Hülfe bekannt geworden sind?

Charlotte. Im Bade, glaub' ich.

Sophie. Recht. Mein Vater jagte ihn auf. Du weißt, der spricht wenig; und Birkheim, welcher viel schwatzt, war ihm desto lieber.

Charlotte. Schwatzt er viel? Das ist freilich sehr unausstehlich.

Sophie. Er spricht unaufhörlich, und hat dabei eine so langweilige Imagination, daß man sterben möchte. Ich habe ihn oft beim Wetter anfangen, und mit den

feinsten Speculationen der neuesten Philosophie endigen hören, ohne daß einer nöthig hätte, ihm auf dem dunklen Wege dahin durch ein Paar Worte zu leuchten.

Charlotte. Aber wie fängt er das an?

Sophie. Das ist das Unglück. Wenn er nach einer langen Rede am Ende die ganze Idee erschöpft und er gleichsam an der äußersten Spitze einer Idee stand, so schöpfte ich oft neuen Athem, weil ich dachte, daß keine Brücke über den Abgrund zu einer andern führen könnte. —

Charlotte. Und er?

Sophie. O, er hat Pontons bei sich, allgemeine Sätze, Analogien u. s. w. So kam er einst von dem Apoll von Belvedere auf den Parmesankäse, weil, wie er sich ausdrückte, beide zu den größten Merkwürdigkeiten Italiens gehören; dann, merkte er an, daß dies schöne Product Italiens, er meinte den Käse, durch die französische Revolution sehr vertheuert und verschlechtert sei. Bei dieser Gelegenheit erzählte er kürzlich die Geschichte dieser Krisis, fügte ein Urtheil über dieselbe mit ein Paar Worten hinzu, bemerkte, daß sie der Industrie sehr geschadet, daß namentlich der Seidenbau in Frankreich ganz zerrüttet sei, und stand eben mitten in der

Naturgeschichte der Seidenwürmer, als ein unbarmherziger Nachtwächter, durch ein dreimaliges Blasen, meinen Vater rieth, auf eine andere Art, als in seiner Gesellschaft, zu schlafen.

Charlotte. Und ist denn kein Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen.

Sophie. Ich schoß bisweilen mit Witz und legte mehrere seiner besten Ideen zu Boden; allein sie rückten, wie gut exercirte Mannschaften, immer wieder zusammen, und gelang es mir, eine Brücke zu ruiniren, so legte er mit beispielloser Geduld eine andere an. Uebrigens verachtet er die Weiber.

Charlotte. Da heirathet er Dich, um rechter Hand etwas neben sich zu haben; und Kinder wird er sich wünschen, um die Linke auch besetzen zu können.

Sophie. Du hast recht. — Aber sind die Weiber nicht zu beklagen? Ihre schönsten und größten Vorzüge werden wie die größten und schönsten Edelsteine behandelt, man merkt wohl, daß es keine Kiesel sind, aber taxiren können sie nur Wenige.

Charlotte. Warum ist aber Dein Vater so für ihn eingenommen?

Sophie. Weil Birkheim für meinen Vater ein

murmelnder Bach oder Wasserfall ist; — er schläft bei seinen Gesprächen gewöhnlich.

Charlotte. Wie seltsam paart oft das Schicksal die Menschen zusammen. — Dich mit Deinem Vater und Birkheim. —

Sophie. Wahrlich, oft scheint es mir, als wenn der Kreis, in dem man leben muß, uns durch Würfel angewiesen würde.

Charlotte. Oder als wenn die Welt eine Bibliothek wäre, in welcher der unwissende Bibliothekar die Bücher, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, nach der Größe gestellt habe.

Sophie. Laß uns aufhören — nur einige Schritte auf diesem Wege weiter, und wir haben uns in die witzigste Melancholie hineingeschwatzt. Zudem kommt da Felsenberg und mein Vater, und ich bin nicht gelaunt, diesem zu begegnen. (Sie gehen.)

Lichtenstein und **Felsenberg** (treten auf).

Lichtenstein. Und so wären Sie ohne alle Ursache hieher gekommen?

Felsenberg. Ich sagte Ihnen, daß ich gewünscht

hätte, Sie zu besuchen, und daß ich darum hergekommen sei; halten Sie dies für keine wichtige Ursache?

Lichtenstein. O ja, wie man es nimmt.

Felsenberg. Wie so?

Lichtenstein. Je nun, ich meinte nur so. — Haben Sie meine Tochter schon gesprochen?

Felsenberg. Nein, ich habe die Ehre noch nicht gehabt. — Wie kommen Sie darauf?

Lichtenstein. Warum soll ich nicht darauf kommen? Es fiel mir so ein. Sie leben wohl viel in der großen Welt?

Felsenberg. O ja. — Aber warum?

Lichtenstein. Erzählen Sie mir einmal etwas von der großen Welt.

Felsenberg. Das ist so kurz nicht abgemacht.

Lichtenstein. Kennen Sie meine Tochter genau?

Felsenberg. Wie so?

Lichtenstein. O über das verdammte Fragen! Ich meine, ob Sie sie verehren?

Felsenberg. Wer könnte umhin.

Lichtenstein. Wie verehren Sie sie?

Felsenberg. Das ist schwer zu sagen. Wie meinen Sie das?

Lichtenstein. Zum Henker, was ist dabei Schweres! Verehren Sie sie mit Neigung, mit Passion?

Felsenberg. Allerdings.

Lichtenstein. Mit welcher Passion?

Felsenberg. Mit Bewunderung.

Lichtenstein. Wie bewundern Sie sie?

Felsenberg. Mein Gott! Wie einen glanzenden Stern — ich denke an die ungeheure Entfernung.

Lichtenstein. Sehr schön geantwortet. Sein Sie mir von Herzen willkommen. Apropos, auch meine Condolenz wegen des Verlusts beim Wagner'schen Bankerott. — Sie wollen reden, nein, nein! ich will nichts hören, ich weiß, Sie haben's ertragen wie ein Mann. — Aber verzeihen Sie, ich muß Sie allein lassen, denn die Zeit ist da, an meine Geschafte zu gehen. Hier in meinem Cabinet — Stöße von Rechnungen so hoch. Ein Vater, ein Hausvater, funfzig Augen und Hände hätte er nöthig, um Alles selbst zu thun. — Ich zerarbeite mich den ganzen Tag. — Nun, ich muß fort, ich sehe Sie vielleicht noch wieder — lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. (Er geht.)

Felsenberg. Dem wäre ich also ausgewichen. Aber nun! Ob es wahr sein mag, daß sie sich verheirathen will?

Iſt es, ſo ſind die erhaltenen Nachrichten mir völlig gleichgültig und wieder, iſt es nicht, was gewinne ich dabei? Da kommt ſie.

Sophie (kommt).

Sophie. Das iſt ſchön, daß Sie kommen. Was hat Sie zu uns gebracht?

Felſenberg. Der Wunſch, Sie zu ſehen, und mein ſchnelles Pferd.

Sophie. Ich danke Beiden. — Aber Sie reißen ſich wirklich ſeit einiger Zeit ſehr oft aus den glänzenden Zirkeln der Stadt los.

Felſenberg. Ihr gütiger Ton überzeugt mich, daß dies kein Vorwurf ſein ſoll — aber drücken Sie ſich lieber ſo aus: Ich reiße mich von hier ſelten los; und wenn Sie mir ſchmeicheln wollen, ſo ſagen Sie oft.

Sophie. Es ſei ſo — wir wollen über Worte nicht ſtreiten. Aber in der That, lieber Vetter, ich habe viele Leute in der Stadt über Ihren Hang zur Einſamkeit klagen hören.

Felſenberg. Und doch ſuche ich mich nur zu oft in den Zirkeln der Stadt zu zerſtreuen. Meine Gedanken ſind freilich wo anders.

Sophie. Ich habe mir die Lebensart in der Stadt immer sehr angenehm gedacht.

Felsenberg. Das ist sie wohl auch für einige Zeit; nur muß man Laune und Sinn dafür mitbringen. Man muß es aufgeben im Gemälde zu stehen, man muß nur Beschauer desselben sein.

Sophie. Haben Sie gute Gallerien?

Felsenberg. Sehr seltne Stücke. Es verlohnt sich wahrlich der Mühe, einige Wochen daran zu setzen, um die vorzüglichsten kennen zu lernen.

Sophie. Sie sollen mir Anweisung dazu geben.

Felsenberg. Man muß nur gewisse Sätze, Ursätze möchte ich sie nennen, festhalten, wenn man diese Menschen betrachtet.

Sophie. Zum Beispiel?

Felsenberg. Je nun, Sie gehen davon aus: zum Exempel, die ganze Welt sei vortrefflich eingerichtet, nur der Mensch in einem Punkte nicht.

Sophie. Der wäre?

Felsenberg. Daß er noch in der Zeit leben muß. Ferner alle Erscheinungen in der Zeit bringen Sie unter die Categorie der Spielkarten. Liebe, Kunst, Musik,

Gold, Witz u. ſ. w. ſind nur, ach ein ſchwacher Erſatz für obige Unvollkommenheit der menſchlichen Natur.

Sophie. Nun dann, vielleicht benutze ich nächſtens die Gelegenheit, die Stadt und dieſe Portraits zu ſehen. Sie können dann meinen Gemahl damit bekannt machen.

Felſenberg. So iſt es denn wahr, mein Fräulein, daß Sie, oder vielmehr Ihr Herr Vater —

Sophie. Nicht anders, und einen Gemahl hat er mir ausgeſucht, welcher der bändereichſten Encyklopädie Trotz bietet. Sie kennen ihn vielleicht, er heißt Birkheim.

Felſenberg. Wie, dieſer Menſch Ihr Gemahl?

Sophie. Hat mein Vater nicht herrlich gewahlt? Ich werde von der ganzen Stadt beneidet werden.

Felſenberg. Das heißt, Bedaurung verdienen.

Sophie. Wahrlich, mein — Bräutigam hat viel Talent zu einem lyriſchen Dichter, wenigſtens die Dehors dazu. Er hat viel Phantaſie, und mittelſt derſelben geht er, wie ein Hund mit ſeiner Naſe den Ideen nach, geräth, er weiß nicht wohin, kommt, er weiß nicht woher.

Felſenberg. Wollen Sie ſich denn aufopfern? Sich in ein gewiſſes Elend ſtürzen? Dich, ich bitte Sie,

bedenken Sie nur das Eine, so ist Ihr künftiger Gemahl ein Staatskleid.

Sophie. Ich habe meine ganze Einbildungskraft angestrengt, um mir ein Bild davon zu entwerfen.

Felsenberg. Und doch ist nichts leichter. Er wird Sie als den Stoff ansehen, an welchem er sich äußern kann. Er wird über irgend etwas, das Sie gethan, so lange sprechen, bis Sie irgend etwas anders thun, und ihm dadurch neuen Stoff geben. Er wird Sie als sein Evangelienbuch betrachten, aus dem er die Texte seiner Predigt wählt.

Sophie. Erklären Sie mir nur das Eine, warum ist dieser unerträgliche Mensch überall als Mensch von Verstande bekannt?

Felsenberg. Das hat zweierlei Ursachen. Die erste ist die unbegrenzte Gutmüthigkeit der Menschen, welche einen rauschenden Fluß immer für tief halten, obgleich ein sehr triviales Sprichwort sie vom Gegentheil belehren könnte.

Sophie. Und die zweite.

Felsenberg. Weil er wirklich Verstand hat.

Sophie. Das ist in der That sehr paradox.

Felsenberg. Gar nicht. Nur hat er ihn wie der

Kasten das Geld, sich selbst unbewußt und nutzlos. Er ist wie Gold und Silber in den Tressen, nicht gediegen, ehe die fremdartigen Theile durch Feuer geschieden sind.

Sophie. Das ist wohl bei den meisten Menschen der Fall. Ueberhaupt besteht vielleicht der Verstand aus einer Menge Läppchen, welche der Mensch mit unermüdeter Sorgfalt zusammenstickt, — man muß froh sein, wenn daraus eine bunte Harlequinsjacke wird.

Felsenberg. Auch ist noch etwas Schlimmes bei Birkheim.

Sophie. Und was?

Felsenberg. Alles was er von Verstand hat, ist wie die auf dem Wasser schwimmenden Pflanzen, es hat keine Wurzeln im innern Menschen geschlagen.

Sophie. Und um im Bilde zu bleiben, seine Seele ist ein stehender See mit Entengrün bedeckt, man nimmt ihm nur etwas Fremdartiges, wenn man seine Ideen abschöpft, und das Eigenthümliche, Bleibende ist — ein ungenießbares Wasser.

Felsenberg. Hat er einige fremdartige Ideen erhascht, so combinirt er die Zeichen derselben, anders und anders im Kopfe, und gebiert so Ideen, denen man innere Wahrheit nicht absprechen kann, welche aber keine Wirk-

lichkeit haben, und so ist er in gewisser Rücksicht ein Blatt mit bedeutungslosen Charakteren beschrieben.

Sophie. Richtig, und er würde sich sehr wundern, wenn er plötzlich die Ideen und Gefühle zu den Zeichen bekäme, welche er im Kopfe hat; denn er hat bis jetzt die Welt betrachtet, wie ein Professor der Moral Tugenden und Laster; nicht um sie zu erwerben oder zu verabscheuen, sondern um sie im Compendio anzustellen.

Felsenberg. Aber Fräulein, machen wir es nicht Alle so? Sind Kummer, Gram, Schmerzen, Liebe, Haß, Armuth, Eifersucht, sind sie für die meisten Menschen wohl etwas anders als Rechenpfennige — unausgefüllte Rubriken — leere Titel? Nur die harte Zeit schreibt mit eisernem Finger die Bedeutung oft nur eines einzigen dieser Worte in unser Herz, und heilt dann oft nie die Wunde wieder. — O mein Fräulein, wenn diese Verbindung, welche Sie zu schließen gesonnen sind, wenn sie Sie mit der Bedeutung des Wortes: Mißvergnügte Ehe bekannt macht.

Sophie. Sie haben Recht; und obgleich noch heute mein Bräutigam ankommt, so will ich doch mehrere Mittel versuchen, mich dieses Menschen zu entledigen. Ich denke, es soll nicht fehlschlagen; allein, Sie müssen mich unterstützen.

Felsenberg. Mit Vergnügen.

Charlotte (kommt).

Charlotte. Dein Bräutigam. — Wo iſt Dein Vater? — Ihre Dienerin.

Felſenberg. Dort in ſeinem Zimmer. — Er hat wichtige Geſchäfte.

(Sophie öffnet das Zimmer, Lichtenſtein auf einem Lehnſtuhl ſchlafend.)

Sophie. Sehen Sie ſein wichtigſtes.

Charlotte. Herr von Lichtenſtein! Ihr Schwiegerſohn — hören Sie nicht?

Lichtenſtein. Nun ja doch — ab gehorſamer Diener — ich komme, ich komme. (Ab.)

Sophie. Gehen Sie, und Du mit mir, um Alles zu verabreden. (Sie gehen.)

Lichtenſtein und **Birkheim** (treten auf.)

Lichtenſtein. Alſo wie geſagt, an zwei Kleinigkeiten ſtößt ſich die ganze Sache, erſtlich, daß das Mädchen Ihnen gefällt, und daran zweifle ich nicht — und zweitens, daß Sie dem Mädchen gefallen, und daran zweifle ich auch nicht.

Birkheim. Wenn aber, gegen alles Vermuthen —

Lichtenstein. Ist nicht möglich — also Herr Sohn — Apropos, haben Sie den schriftlichen Contract bei sich, wodurch Sie mir versprechen, Zeitlebens hier auf diesem Gute bei mir zu bleiben, mir die Wirthschaft führen zu helfen, und mich in meinen weitläuftigen Geschäften zu unterstützen?

Birkheim. Hier ist er. Wenn es gefällig wäre zu unterschreiben.

Lichtenstein. Ei, ei, Herr Sohn — wir sind ehrliche Leute — eine Ehe ist ja kein Kauf. Ei, ei! Nun hernach davon. — Der Stempelbogen wird doch auch nicht zu theuer und nicht zu geringe sein? — Auch davon nachher. — Haben Sie gut Reisewetter gehabt?

Birkheim. Sehr schönes, Herr Vater. Ich fuhr vorgestern gegen Abend von meinem Gute aus; der Mond schien hell; und der reine Himmel versprach eine prächtige Sommernacht. Zwar standen im Morgen einige kleine Wolken, welche ich an ihrer rundlichen Form für elektrische erkannte; allein ich glaubte doch nicht, daß irgend ein Gewitter oder Regen, mich treffen könne. Allein ich sah mich betrogen, es näherte sich ein starkes Gewitter. Ich fürchte mich ein wenig vor dem Gewitter, nicht als wär' ich wegen meines Lebens besorgt, oder von Natur

furchtsam; nein, es ist bei mir Instinkt, ich kann kein Gewitter, wie mancher keine Katzen oder Käse leiden. Sehr natürlich war's daher, daß ich an die große Wohlthat dachte, welche Franklin dem menschlichen Geschlechte durch seine Erfindung erwiesen hat.

Lichtenst[illegible]. Und was ist dies für eine, Herr Sohn?

Birkheim. Die Gewitterableiter, Herr Vater, Franklin entdeckte nämlich, daß die elektrische Materie und die Gewittermaterie einerlei wären; und da jene durch Metalldraht konnte abgeleitet werden, so schloß er a minori ad majus, daß es die elektrische Materie auch könne. Allein es entstand eine zweite Frage: Ob man nämlich die Gewitterableiter mit einem Knopfe oder einer Spitze versehen müsse. Der bekannte Wilson stellte darüber manche nicht unbedeutende Versuche an. Mit dieser Elektricität aber muß man die sogenannte thierische nicht verwechseln, durch welche Galvani sich einen Namen in der gelehrten Republik gemacht hat, und welche große Aufschlüsse in der Naturgeschichte verspricht. — Ueberhaupt ist unser Jahrhundert das der Revolutionen, überall regt es sich und hämmert in den Köpfen, und wir werden Wunder erblicken, wenn es durchbricht. Welch ein Licht hat z. B.

nur der einzige Kant angezündet, — er ist Professor der Philosophie in Königsberg in Preußen. Dieser Mann bestätigt übrigens die Wahrheit, welche Herr Hufeland in seinem vortrefflichen Buche: Die Kunst lange zu leben, aufgestellt hat, daß Dichter und Philosophen eine sehr hohe Stufe des menschlichen Lebens erreichen können. — Aber ist Ihnen nicht wohl? Sie lassen den Kopf so sinken.

Lichtenstein. Sehr wohl, Herr Sohn, sehr wohl. Aber sehen Sie, die Geschäfte — Vormittags Arbeit, Nachmittags Arbeit, bei Nacht keinen Schlaf — man wird müde. — Ich war eben in einem sehr verwickelten Geschäfte begriffen, als Sie kamen. Aber fahren Sie nur fort. Wenn Sie in einer offenen Chaise gefahren sind, so müssen Sie bis auf die Haut durchnäßt sein.

Birkheim. So ist es, Herr Vater, und ich besorgte einen Rheumatismus. Denn Sie wissen vielleicht, daß auf unsrer Haut eine Menge kleiner Löcher, Schweißlöcher, oder Poren genannt, befindlich sind. Durch diese dünstet nun der Mensch immerfort, oft ganz unmerklich aus. Wenn diese nun verstopft werden, und dies geschieht durch die Kälte, so wird die Ausdünstung gehemmt, und diese Materie kann nach Befinden der Umstände allerlei

Krankheiten veranlaſſen; Huſten z. B., wenn ſich die Materie auf die Bruſt wirft; Schnupfen, wenn die wäßrigten Feuchtigkeiten in den Drüſen der Schneider'ſchen Haut ſtocken; Rheumatismus, wenn dies in den fleiſchichten und ſehnigten Theilen überhaupt geſchieht. Indeſſen da ich einen warmen Mantel hatte, und einer geliebten Braut entgegenreiſte, nahm ich es ſo genau nicht. Im Gegentheil fielen mir manche merkwürdige Ideen über das Heirathen und die Ceremonien dabei ein. Ich dachte an die Römer, deren ſämmtliche Hochzeitsgebräuche eine entfernte Beziehung auf den Sabbinerraub haben; an die Griechen, an die Athenienſer und Lacedämonier, welche Letzteren, wie bekannt, ihre meiſten Gebräuche aus Creta erhalten haben, z. B. die Phiditien, oder Syſſitien, das heißt die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten, wobei die ſchwarze Suppe ſehr merkwürdig iſt. Für das beſte Gewürz derſelben aber hielten ſie nicht Zimmet, oder ſo etwas, ſondern Wettlaufen, Schwimmen durch den Eurotas, den bekannten Fluß bei Sparta. — — Aber was iſt das? Wahrhaftig, mein Vater ſchläft — das iſt doch, wenig geſagt, etwas ſehr unhöflich. — Indeſſen, was thue ich jetzt? — Ja, ich könnte meine Braut beſuchen, welche ich noch nicht geſehen habe. Wenn ich nur wüßte,

wo ich sie finden sollte. — Mir wird die Zeit lang. — Ach da kommt Jemand, bei dem kann ich mich erkundigen.

Felsenberg (kommt).

Felsenberg. Ei sieh da! Herr von Birkheim! wie treffen wir uns hier?

Birkheim. Ich will die Tochter vom Hause heirathen, deßwegen bin ich hierher gekommen.

Felsenberg. Ich habe die Ehre, durch diese Verbindung in Ihre Verwandtschaft zu gerathen, ich bin Vetter Ihrer Braut.

Birkheim. Ich bin sehr erfreut darüber, denn —

Felsenberg. Kennen Sie Ihre Braut?

Birkheim. O ja. Ein gutes, stilles, liebes Geschöpf und —

Felsenberg. Nun, gut und lieb mag sie sein — aber still wahrhaftig nicht.

Birkheim. Wie so? Ich habe diese Eigenschaft immer an ihr bemerkt und geschätzt.

Felsenberg. Sie haben sich getäuscht. — Denn mein Herr, um Sie mit der allerfurchtbarsten Tugend Ihrer Braut und einer Frau bekannt zu machen — sie hat Witz.

Birkheim. Ei das ist ja artig; denn da der Witz die Fabigkeit ist —

Felsenberg. Artig! O lieber Freund, wissen Sie denn nicht, daß es kein furchtbareres Laster einer Frau giebt, als diese Tugend, dieser Vorzug ist!

Birkheim. Wie so! Ich habe mir immer gedacht, da der Witz die Fähigkeit ist —

Felsenberg. Bedenken Sie nur, daß wahrscheinlich Xantippe, das Urbild aller bösen Frauen —

Birkheim. Halten Sie die Xantippe für eine böse Frau, das ist ein Irrthum, mein Freund, denn —

Felsenberg. Erlauben Sie mir, Ihnen in ein Paar Worten zu zeigen, was es heiße, eine witzige Frau heirathen. Erlauben Sie. Meine Ehe kann glücklich sein, in welcher die Frau den Mann nicht verehrt; und sich deßwegen ihm unterwirft.

Birkheim. Das gebe ich zu.

Felsenberg. Wir wollen es voraussehen. — Nun bedenken Sie, daß Witz der geschworene Feind aller Solidität, der geborne Freund aller Weltleute ist; daß der Witz auf dem Felde der Solidität, wie Husaren auf einem feindlichen Acker, raubt und plündert; und nun sagen Sie, mein Herr, Sie der Sie so Solidität lieben

und ehren, wie würden Sie ſich bei einer ſolchen Frau befinden?

Birkheim. Freilich! wohl nicht ſehr gut.

Felſenberg. Glauben Sie, daß Sie nur ein Wort würden aufbringen können, ohne daß ein witziger Einfall Ihren ernſthafteſten Satz in die allerlächerlichſte Behauptung verkehrte. Doch ich bin ein Thor, ich ſpreche gegen meine Familie, bin unbeſcheiden, und überdies kommt hier das Fräulein ſelbſt.

Birkheim. Wer iſt bei ihr?

Felſenberg. Fräulein von Berger, eine Freundin von ihr, der ſie, wie mir, von ihrem Witze mitgetheilt hat. Wir Drei, kommen wir einmal in's Witzeln, können uns nicht halten — wir beleidigen Freund und Feind.

Sophie und **Charlotte** (kommen).

Birkheim. Meine beſte Braut, ich werfe mich zu Ihren Füßen.

Sophie. Mein lieber Bräutigam, es iſt ſchön, daß Sie gekommen ſind.

Charlotte. Wir haben Sie recht mit Sehnſucht erwartet.

Birkheim. Erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Hand küsse, Ihnen meine Ehrfurcht bezeigen darf.

Sophie. Das letzte haben Sie nicht nöthig; ich hasse nichts so sehr, als die Ehrfurcht.

Felsenberg. Hören Sie wohl. — Mein Fräulein, Sie sagen da einen paraderen Satz.

Sophie. Warum lieber Vetter. Wie könnte ich Ehrfurcht verlangen, da nichts in der Welt ist, vor dem ich Ehrfurcht habe.

Birkheim. Wenn ich ein Wort mitsprechen dürfte, mein gnädiges Fräulein, so wollte ich Ihnen wohl Dinge nennen, vor denen Sie Ehrfurcht haben müssen, weil Sie ein vernünftiges Wesen sind.

Charlotte. Auf das Letzte wollen wir Alle gleich resigniren, um nur der fatalen Ehrfurcht los zu werden.

Birkheim. Erlauben Sie, Sie können nicht auf diesen Vorzug resigniren, auf dieses Wesen der Menschheit, weil Sie sonst aufhören —

Sophie. Schon gut. Ich will es mir also gefallen lassen, vernünftig zu sein. Nun aber auch geschwind das Ding, vor dem ich Ehrfurcht haben soll.

Birkheim. Sie wollen es sich nur gefallen lassen? Erlauben Sie, Sie müssen es sich gefallen lassen — —

Sophie. Schon gut; ich will, weil ich muß; und muß, weil ich will. Aber das Ding, vor dem ich Ehrfurcht haben soll?

Birkheim. Was sagen Sie von der Philosophie? — Wie, Sie lachen Alle? wissen Sie nicht, daß dies die erste höchste Wissenschaft ist?

Sophie. Ich achte sie nicht.

Charlotte. Ich mag sie nicht leiden.

Felsenberg. Sie ekelt mich an.

Birkheim. Schon gut. Aber das ist keine Widerlegung meines Satzes. Warum mißfallt sie Ihnen.

Sophie. Weil Sie mich ennuyirt.

Charlotte. Weil sie so dunkel ist.

Felsenberg. Weil sie mich bornirt.

Birkheim. Ich gebe dies von der alten zu. Aber die neue, die Kantische Philosophie, welche eben seit zehn Jahren erfunden ist.

Felsenberg. Da ist sie viel zu alt.

Charlotte. Da ist sie ein abgebrauchtes bon mot.

Sophie. Dann hat sie ihren Witwensitz schon auf den Cathedern genommen.

Charlotte. Und lebt dort mit den Professorspäßen in Gesellschaft.

Sophie. Sie altert von Tage zu Tage.

Charlotte. In keine Gesellschaft kommt sie gar nicht mehr.

Felsenberg. Höchstens macht sie von Universitäten aus eine Reise über Land, und kehrt bei den Dorfpredigern ein.

Sophie. Welche ihre Hefte bei der Gelegenheit studiren, daß sie den Zibibus daraus machen.

Birkheim. Ich erstaune. — Aber mein Fräulein, erlauben Sie mir nur ein Wörtchen.

Charlotte. Ich will lieber drei Tage lang Predigten lesen, als eine Stunde von der Philosophie hören.

Sophie. Ich eben so lange die Natur bewundern.

Felsenberg. Ich eben so lange Ihre Gesellschaft entbehren.

Birkheim. Mein Fräulein, Sie sind zu lebhaft.

Sophie. Das bin ich aus Trägheit, weil ich mich bei einer geschwinden Unterhaltung nicht lange zu besinnen brauche.

Charlotte. Sie ist es aus Eitelkeit, weil eine Gegend, durch welche man schnell fährt, schöner zu sein scheint.

Felsenberg. Sie thut es jetzt aus Bosheit, weil

sie Sie aus dem Concept bringen will. — Haben Sie noch etwas, vor dem wir Ehrfurcht haben sollen?

Charlotte. Wissen Sie noch etwas Höheres, als Philosophie?

Sophie. Die so niedrig ist, daß der Witz mit zusammengehaltenen Füßen darüber springt.

Birkheim. Nun, ich will annehmen, ich sei widerlegt. Was urtheilen Sie von dem Verstande?

Charlotte. Den Verstand — den veracht' ich.

Birkheim. Und warum?

Felsenberg. Er bettelt stets von den Sinnen; und zahlen ihm diese nicht täglich, so wird er bankerott.

Sophie. Er giebt nur negative Eigenschaften.

Charlotte. Und widerspricht zu oft.

Felsenberg. Selbst nach Kant geht er nur auf zwölf Beinen.

Sophie. Und doch sind die Beine das Beste an ihm; sein Verstand taugt gar nichts.

Birkheim. Welch ein Unsinn.

Charlotte. Oft weiß er vor langer Weile nicht, was er anfangen soll.

Sophie. Dann baut er Häuser aus elenden Backsteinen.

Felsenberg. Und überschreibt sie Systeme.

Charlotte. Und Dummköpfe bemächtigen sich einiger Ziegel, und stolziren damit in den besten Gesellschaften.

Sophie. Und glauben, man werde närrisch genug sein, aus dieser Probe das ganze Haus zu beurtheilen.

Birkheim. Mich fängt nachgerade an zu schwindeln. — Aber noch eins, was dünkt Ihnen von der Tugend?

Charlotte. Sie ist ein falscher Paß, um durch die Welt zu kommen.

Sophie. Sie ist die Trommel eines Marktschreiers, um den Pöbel zu versammeln.

Felsenberg. Sie ist die Metaphysik der Bequemlichkeit.

Charlotte. Sie ist ein Springstock, um damit in ein einträgliches Amt hineinzuspringen.

Felsenberg. Sie ist ein Gewehr, durch welches man schmackhafte Braten schießen kann.

Sophie. Sie schmückt den Galgen aus; so daß man unter ihm, wie durch eine Ehrenpforte wegziehen kann.

Birkheim. Hören Sie mich, Fräulein, ich bitte, hören Sie mich — haben Sie denn in der That vor nichts Ehrfurcht in der Welt, als vor dem Witz?

Charlotte. Der Witz ist nichts als ein Schmetterling, bei dem der bunte Flügelstaub das Beste ist.

Felsenberg. Ein Regenbogen, welcher ohne Sonne nicht existiren kann.

Sophie. Ein Thautropfen in der Sonne, welchen nur die Einfalt für Perlen hält.

Charlotte. Ein klaglicher Behelf der Eitelkeit, wenn sie Unrecht hat.

Felsenberg. Ein Instinct, der zwar bewundernswürdig ist, sofern er existirt; aber doch so etwas Besonderes nicht ist.

Charlotte. Witz ist für die Bosheit ein Hund, um unschuldiges Wild zu hetzen.

Felsenberg. Für die Unbesonnenheit Spielkarten, um Glück und Vermögen zu verlieren.

Sophie. Für die Eitelkeit papierne Manchetten, welche feiner als Spitzen aussehen, welche man aber nur einmal tragen kann.

Birkheim. O Himmel, sagen Sie mir nur, was in aller Welt schätzen Sie denn?

Sophie. Nur mich selbst, weil ich alles Andere verachte.

Felsenberg. Das thue ich auch.

Charlotte. Auch ich — und darum ist ein Vierter überflüssig.

Sophie. Oder er müßte uns ähnlich werden.

Birkheim. Wehe mir, in welch' ein Haus bin ich gekommen. — Ein Haus, in dem man Verstand, Philosophie, Tugend verachtet, ja selbst das, was der einzige Vorzug desselben ist — Witz. — Wie mögen Sie erst von mir denken.

Charlotte. Ich halte Sie für verständig.

Sophie. Für tugendhaft.

Felsenberg. Für einen Philosophen.

Birkheim. Schon gut — schon gut. Ich verstehe. — Ich habe schon lange verstanden, und werde Ihrem Wunsche gemäß gehen. — Ich mit Ihnen leben! immerfort in Ihrer und Ihrer Freundin und Ihres Vetters Gesellschaft — nimmermehr. — Und dann, Ihr Herr Vater, der so höflich ist, bei dem ersten Besuche, welchen ich ihm mache, zu schlafen; allzu genug, nicht auf das zu hören, was ich sage.

Felsenberg. Mein Herr, lästern Sie meinen Onkel, in dessen Hause Sie sind!

Sophie. Sie vergessen, daß es mein Vater ist.

Charlotte. Ein ehrwürdiger Mann, dem nach seinen vielen Geschäften die Ruhe zu gönnen ist.

Birkheim. Geschäfte! Ja, ich weiß, daß er ewig davon schwatzt, und nie etwas thut.

Felsenberg. Herr Onkel, Herr Onkel, erwachen Sie, und hören, was Ihr Herr Sohn von Ihnen sagt.

Sophie. Sie hatten keine Geschäfte.

Charlotte. Sie schliefen beständig.

Felsenberg. Sie hatten keine Sitten.

Lichtenstein. Wie! Ich hatte keine Geschäfte?

Felsenberg. Die dringendsten.

Lichtenstein. Ich schliefe beständig?

Charlotte. Fast niemals.

Lichtenstein. Ich hätte keine Sitten.

Sophie. Sie beleidigen Niemand.

Felsenberg. Wie gefällt Ihnen Ihr künftiger Sohn?

Lichtenstein. Zum Henker mit ihm. — Glauben Sie, Herr von Birkheim, ich sei ein verschlafener Müßiggänger? Habe ich Ihnen nicht ausdrücklich gesagt, daß eben meiner vielen Geschäfte wegen, ich mir Sie zum Schwiegersohn wünschte? Sie sollten mir assistiren! — Aber auf diese Weise muß ich meine Meinung ändern.

Birkheim. Die meinige habe ich schon geändert. Ich gehe. Hier ist der Contract, noch nicht unterschrieben. Gott sei gedankt. Aber Sie werden mich vermissen, ich habe es gut gemeint. (Ab.)

Sophie. Vermissen? Ja, wie der Feuerstein den Stahl.

Charlotte. Wenn wir uns nicht bei Gelegenheit zanken, so wird uns der Witz ganz ausgehen.

Felsenberg. Ich werde recht oft hierher kommen, um mich dazu zu begeistern.

Lichtenstein. Da liegt nun der liebe Contract. Es war doch zu übereilt von mir! — Wer wird mich nun in meinen Geschäften unterstützen.

Felsenberg. Das will ich thun. O lieber Onkel, ich bitte Sie, geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter, da ich Ihr Herz schon besitze. Ich entdeckte ihr vorhin meine Liebe, und sie nahm sie gütig auf. Zudem bin ich reich — ich wollte es Ihnen schon vorher sagen, aber Sie unterbrachen mich; ein weitläuftiger Anverwandter ist gestorben, ich bin sein einziger Erbe, dies Vermögen ersetzt mir doppelt, was ich im Wagner'schen Bankerott verloren.

Charlotte. Thun Sie es immer. Denn auf diese Art rechtfertigen Sie sich auch in den Augen der Welt.

Birkheim wird die schändlichsten Verläumdungen von Ihnen ausstreuen, und wird behaupten, daß er diese Parthie aufgegeben haben. Sie werden nicht widersprechen können, keinen Stellvertreter habe. Ist aber Felsenberg Ihr Schwiegersohn, so sagt man: Sie hätten ihm den Abschied gegeben, ein Vorgeben, dem Jedermann glauben wird.

Lichtenstein. Sie haben ganz Recht, Fräulein! — Nun, Tochter, was sagst Du zu Felsenberg?

Sophie. Je nun, mein Herz redet ihm das Wort.

Charlotte. Nun laß denn Deine Hand das Wort Deines Herzens bestätigen.

Sophie. Hier, Felsenberg. — Aber wir sind Beide sehr witzig; wir waren amüsante Freunde, werden wir auch verträgliche Eheleute werden?

Charlotte. Vielleicht macht Euch der Ehestand kälter, solider, prosaischer, und Eure Kinder spielen dann vielleicht mit Euch Comödie, wie Ihr heute mit Birkheim spieltet.

Die neue Donna Diana.

Das Landgut des Grafen Maienthal lag in einer sehr angenehmen Gegend des südlichen Deutschlands. Hier durchlebte er im Sommer in Gesellschaft seiner einzigen Tochter seine Tage, im Winter genoß er mit ihr die Freuden der nahgelegenen Residenz, bis mit der ersten Frühlingssonne er wieder auf sein Gut zurückeilte, wo die schöne Natur ihn weit mehr anzog und fesselte, als alle geräuschvollen Freuden der Stadt. So verfloß ein Jahr nach dem andern im angenehmen Wechsel. Sein einziges Kind, seine Julie, war in ihr achtzehntes Jahr getreten, und da der Vater sein herannahendes Alter fühlte, so entstand bei ihm der Wunsch, sein Kind bald und glücklich verheirathet zu sehen. Allein, so oft er Julien diesen Wunsch merken ließ, schlug sie die Augen bescheiden nieder; und wenn er fragte: ob denn nicht einer von den jungen Männern ihrer Bekanntschaft einen vortheilhaften Eindruck auf ihr Herz gemacht, so versicherte sie mit einem zärtlichen Handkusse, sie kenne keinen Mann, bei dem sie

lieber sei, als bei ihrem Vater, Verheirathung sei Trennung von ihm, und die könne sie und werde er nicht wünschen. So wenig Eindruck indeß die Männer auf Juliens Herz machten, so viel Eindruck machte sie auf das Herz der Männer. Julie war ein reizendes Geschöpf von vortrüglichem und feinem Verstande, und ungeachtet sie auch eine Menge Grillen und Sonderbarkeiten besaß, so gaben selbst diese ihr einen Reiz mehr, besonders in den Augen gewisser Männer, welche gewisse Sonderbarkeiten in einem weiblichen Charakter gern sehen, und behaupten, daß durch solche Unregelmäßigkeit und Abweichungen von der gewöhnlichen Denkart ein Weib weit interessanter werde, als die, welche in die Form der Convenienz gegossen sind. Diese Sonderbarkeiten rührten von ihrer frühesten Erziehung durch ihre Mutter her. Der Vater stand ehemals in den Militärdiensten des Landesfürsten; die häufigen Geschäfte, welche mit seinem hohen Posten verbunden waren, seine Vorliebe für die Kriegsdienste machten, daß er in den ersten vierzehn Jahren Juliens gar keine Aufmerksamkeit auf ihre Erziehung wenden konnte. Die Mutter, welche es recht gut meinte, bildete, ohne daß sie es wußte und wollte, ihre Tochter zu einer wahren Romanheldin. Sie ging bei ihrer Erziehung

von dem richtigen Grundsatze aus, daß die Tugend weit leichter durch Beispiele, als durch Lehren erlernt werden könnte, und stellte deßwegen die Clarisse, die Henriette, Biron, und wie die Tugendheldinnen alle weiter heißen, ihrer Tochter als Ideale auf, nach denen sie sich bilden müßte. Julie hatte kaum die Fibel aus der Hand gelegt, als sie in diese Tugendspiegel sehen mußte, und was Wunder, daß sich durch diese Lectüre nach und nach ein Ideal weiblicher Sittsamkeit in ihrem Kopfe bildete, mit dem sie sich in der Welt ganz gewiß lächerlich gemacht haben würde, wenn nicht zum Glücke die Mutter gestorben wäre. Juliens Vater forderte darauf seinen Abschied, und erhielt ihn mit einer ansehnlichen Pension, die Tochter mußte nun mehr in die Welt treten, als bisher, und da konnte es dem sonst sehr gesunden Verstande Juliens nicht entgehen, daß der Grandisons wohl nicht viel zu finden sein durften, und daß sie ihre Forderungen mächtig herunterstimmen müßte, oder sie wenigstens nicht laut werden lassen durfte, ohne sich unausbleiblich lächerlich zu machen. Aber bei alledem hatte sie für die männlichen Vollkommenheiten einen ganz andern Maßstab, als andere junge Damen. Ein Liebhaber, welcher das Herz seiner Geliebten durch Fröhlichkeit und Laune, oder gar

Witz erobern will, war ihr unausstehlich. Sie betrachtete ihr Herz zwar als eine Festung, welche sie einmal einem Liebhaber übergeben wolle, allein nicht anders, als nach einer förmlichen Blokade von einigen Jahren. Erst mußte ihr Liebhaber schmachten, dann leise und vorsichtig sich nahen, mit Feinheit und Blödigkeit seine Liebe erklären, nachdem er durch einige Dutzend, nicht blos guter, sondern edler Handlungen, seine Rechte documentirt hatte. Unter den jungen Edelleuten ihrer Bekanntschaft war nun leider kein Einziger, welcher sich diesem Ideale nur von ferne genähert hätte. Zwar waren eine ganze Menge wohlgebauter junger Leute, von vielem Verstande und sehr bravem Herzen unter den Bekannten des Grafen, aber sie hatten Alle etwas im Charakter, was Julien höchst mißfiel, und dies bestand in einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit des Umgangs, in muthwilligem Witze, und in einer großen Galanterie. Die gute Julie konnte nicht begreifen, wie diese jungen Herren mit diesen Eigenschaften ein so ausgezeichnetes Glück in den weiblichen Zirkeln machen konnten. Geschmeidigkeit im Umgange, dachte sie oft bei sich, o wie nahe gränzt dies an Hintergehen, muthwilliger Witz, wie nahe an Verleumdung, Galanterie und Schmeichelei, wie nahe an Zudringlichkeit. Sie fing an, sowohl die

Damen, als Herren im Stillen zu verachten, und was sehr natürlich damit zusammenhängt, sich selbst recht groß und erhaben zu fühlen. Ihre Lectüre ging indeß auf eine andere Classe von Büchern über. Es entstanden auf einmal eine Menge Leute, welche an die Stelle der Convenienz die Natur setzten, und zu dem Ende eine Menge Vorurtheile kräftig bestritten. Man errichtete Treibhäuser für die menschlichen Fähigkeiten, in welchen junge Leute in unglaublich kurzer Zeit dergestalt gebildet wurden, daß sie an Kenntnissen alle Menschen, ihre Erzieher ausgenommen, übertrafen. Andere trugen die Gleichheit in diesen Erziehungsanstalten auf den ganzen Staat über, und bekämpften das Vorurtheil des Adels, predigten die Gleichheit der Menschen, und bewiesen durch klägliche Geschichten, daß eine Baronesse, wenn sie sich in ihren Hofmeister verliebt, nichts Vernünftigeres thun könne, als ihn heirathen. Salzmann setzte das menschliche Elend in das helleste Licht, und Kotzebue erfand das untrüglichste Mittel, eine glückliche Ehe zu führen, indem er den betrogenen Meinau als einen Narren darstellt, der endlich zur Vernunft zurückkehrt, und sein untreues Weib wieder aufnimmt. Nun waren zwar eine Menge von diesen Büchern gar nicht nach Juliens Geschmack, denn Vieles paßte nicht in ihr

System, und die unschuldige Eulalia Meinau würde, wenn unsere Heldin Gericht über sie gehalten hätte, schwerlich so gelinde gerichtet worden sein, als es ihr Ehemann thut. Aber desto begieriger las sie Alles, was gegen den Adel geschrieben wurde, und sie fing nach und nach an, einen Vorzug zu verachten, den sie blos ihrer Geburt schuldig war. Das Kind bemerkte nicht, daß die Eitelkeit im Hintergrunde stehe, daß sie diese Idee darum so gern verfolge, weil sie mit Leuten umgeben war, welche diesen Vorzug mit ihr theilten und ihr verhaßt waren; sie glaubte nicht, daß blos Sucht nach Auszeichnung sie antreibe, unter ihrem Stand zu bleiben, damit die, denen sie sich dadurch gleich stellte, dadurch angetrieben werden möchten, sie über alles Andere zu erheben. Für Ideen dieser Art war der Zirkel, in welchem sie lebte, keineswegs gestimmt, und da sie einige Mal etwas davon laut werden ließ, und die Damen darüber spöttelten, die Herren sie dagegen eine kleine Schwärmerin nannten; so war sie intolerant genug, diese zu verachten, den Umgang mit ihnen als ein nothwendiges Uebel anzusehen, und ihre bessern Ideen in sich zu verschließen.

Der Vater schüttelte oft den Kopf zu den Behauptungen seiner Tochter, er konnte die Quelle des Uebels

gar nicht entdecken, denn er hatte nie an den Fortschritten der Litteratur, welche doch in unsern Tagen bewunderungswürdig sind, und von deren Einfluß auf junge Mädchen er sich gar nichts träumen ließ, Antheil genommen. Das einzige Buch, was er las, war der Gellert, und vorzüglich liebte er, weil das Podagra ihn oft quälte, dessen Trostgründe bei einem siechen Leben; da aber seine Tochter sehr gesund war, er ihr also das Buch nicht füglich empfehlen konnte, und das Magazin für die Erfahrungsseelenkunde mit dem vortrefflichen Artikel der Seelenheilkunde in den dortigen Gegenden nicht bekannt war, so überließ er seine Tochter ihrer guten Natur, war aber aufmerksam auf eine Gelegenheit, ihr die närrischen Grillen zu vertreiben.

So verging noch ein Jahr. Der Graf C. fühlte Juliens Liebenswürdigkeit tief und beschloß, sie zu erobern. Er bot seinen Witz, seine Laune, seine dichterischen Talente vergebens auf, er sparte die Geschenke an Juliens Kammerfrau nicht; aber vergeblich. Bei allem Zureden ihres Vaters blieb Julie kalt. „Aber, Julie! warum willst Du dem Manne Deine Hand versagen? Er ist reich, von altem Adel, ein wackerer Officier, ein schöner, liebenswürdiger Mann von dem besten Herzen."

„Ach, lieber Vater!“ sagte Julie, „ich war mit ihm in Gesellschaft, als es neulich brannte, statt zu Hülfe zu eilen, scherzte er und lachte über den sonderbaren Anzug der Löschenden.“

„Du bist eine Närrin,“ sagte der Vater, „was sollte er helfen? Jedoch thue, was Du willst.“

Julie gab ihm einen Korb. Der Baron S. hatte sich mit einem seiner Freunde beim Spiele verunreinigt, Jener hatte ihn gefordert, und der Baron sich mit ihm geschlagen. Er bewarb sich um Julien und erhielt einen Korb. Der Graf M. zeichnete sich durch Liebenswürdigkeiten des Körpers und des Geistes aus, aber er liebte das grausame Vergnügen der Jagd, er bewarb sich um Julien, und erhielt einen Korb.

Die elegantesten Männer der ganzen Residenz abzuweisen, ohne daß irgend eine ihrer Freundinnen einen hinreichenden Grund davon anzugeben wußte, war zu viel, als daß man nicht hätte auf die Vermuthung kommen sollen, daß schon ein anderer Glücklicherer dies spröde Herz erobert habe. Man forschte, man bestach die Bedienten, sie wußten nichts. „Nun, so ist sie eine Närrin,“ sagten die Damen.

„Aber, räumen Sie ein," sagte Graf Blumenthal, „eine sehr liebenswürdige."

Graf Blumenthal fand diese Bemerkung durch sein eigen Herz bestätigt. Er liebte Julien längst, und war im Begriff, ihr seine Hand anzubieten, als jene drei Cavaliere in dem Zeitraume eines halben Jahres einen Korb erhielten. Dies machte ihn stutzig, er fürchtete, und nicht ohne Grund, auch ihm könne es so ergehen. Zwar hatte ihn bis jetzt Julie in allen Gesellschaften, in welchen sie mit ihm zusammengetroffen war, kaum bemerkt, denn er spielte den Gleichgültigen gegen sie, um sie desto besser beobachten zu können. Eine lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß, um das Herz eines Mädchens mit Sicherheit zu erobern, man es vorher genau kennen müsse, er erkundigte sich also in der Stille nach der Ursache der Abweisung jener Liebhaber, erfuhr sie von der Kammerjungfer der Gräfin, lächelte und bildete seinen Plan im Stillen.

„Aber, Julie!" sagte der alte Graf zu seiner Tochter, „willst Du mir denn die Freude, Enkel zu sehen, schlechterdings verderben? Ich gehe in mein dreiundsechzigstes Jahr, drei redliche Männer hast Du abgewiesen, mache mir nicht den Verdruß und verschmähe den vierten."

„Aber, lieber Vater!“ erwiederte Julie, „überzeugen Sie mich nur erst, daß die Männer wirklich Männer in der edlen Bedeutung des Wortes waren. Haben Sie denn nicht so oft die schaalen Galanterien gehört, mit welchen sie ein jedes Frauenzimmer, dem sie sich naheten, bestürmten? Alles dies war bei ihnen nur Phrase, auswendiggelernte Worte, welche sie geschickt der Gelegenheit, die sich darbot, anpaßten.“

„Aber sie liebten Dich doch.“

„Es ist wahr, dies sagten sie, und sie bekräftigten dies durch eine Menge von Worten, welche recht gut auf einen solchen Zustand paßten. Aber, wer steht mir dafür, daß dies nicht auch Phrasen waren, welche ihnen die Convenienz grade für diese Gelegenheit eingab? Ueberhaupt, theuerster Vater! ist noch nie die große Welt und ihre glanzenden Freuden mir so klein und armselig erschienen, als in diesem Winter. Alles um mich her ist geschminkt, und dem Auge, welches dies bemerkt, und dazu gehört nicht viel, bieten diese übertünchten Figuren einen ekten Anblick dar. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit innigem Vergnügen an die Classe von Menschen mich schließen wurde, welche wir tief unter uns glauben, an die bürgerliche. Denn bei ihr ist eigentlich Wissenschaft und

Cultur, und was noch mehr gilt, Herzensgüte und Biederkeit zu Hause, und gesetzt, ein Mann von bürgerlicher Herkunft sagte meinem Herzen zu, ich würde ihm wahrlich meinen adligen Rang mit Vergnügen aufopfern, und mein vorurtheilsfreier Vater würde mich dabei unterstützen."

Der alte Graf sah seine Tochter mit Erstaunen an, sie fuhr mit mehrerem Eifer fort. „Mit einem Worte, theuerster Vater! meine Lage hier ist mir unerträglich, Sie wünschen mich verheirathet, wohl, ich will Ihrem Wunsche nicht entgegen sein, aber ich fühle es, unter diesen Menschen finde ich den Mann nicht, welcher meinem Herzen entspricht. Alle die Seelen, welche mich hier umgeben, haben einerlei Physiognomie, alle sind in der Welt vergriffen, der Eine nur die wenig veränderte Copie des Andern. Also, theuerster Vater! senden Sie mich fort in die Einsamkeit zu meiner Tante, bei ihr auf dem Lande will ich unter den Edelleuten der Nachbarschaft mir einen Gatten suchen, und wenn ich ihn dort nicht finde, und Sie dennoch auf meine Vermählung bestehen, so will ich einem Bürgerlichen meine Hand reichen, wenn ich versichert bin, mit ihm glücklich zu sein."

Der Graf warf einen sehr zornigen Blick auf seine

Tochter, sie fuhr etwas furchtsam fort: „Versprechen Sie mir wenigstens, dem Vorschlage, mich zu meiner Tante zu senden, nachzudenken. Ich versichere Sie nochmals, ich muß fort von hier, ich verachte die Menschen, mit denen ich umgeben bin, zu tief, ich habe keine Freundin hier, denn der ganze weibliche Theil des hiesigen Adels ist ahnenstolz, eitel, medisant und kokett, und der männliche! — Nochmals, theuerster Vater! überlegen Sie meinen Vorschlag."

Ein Bedienter trat herein, eben als der Vater im Begriff war, zu antworten, und meldete den Grafen Blumenthal. Julie verließ das Zimmer, nachdem sie von ihrem Vater das Versprechen erhalten, daß er der Sache weiter nachdenken wolle.

„Herr Graf," sagte der junge Blumenthal, „ich komme zu Ihnen wegen einer Sache, welche mein Herz sehr nahe angeht, ich liebe Ihre Tochter, und was Sie sonderbar genug finden werden, ich wende mich in dieser Sache an den Vater."

Er setzte dem Grafen darauf sehr weitläuftig die Gründe seines Betragens aus einander, fragte ihn ganz dreist, aus welcher Ursache seine Tochter jene liebenswürdigen Cavaliere verschmäht, und nachdem er diese offen-

herzig erfahren, bat er ihn, seiner Tochter von seiner Liebe zu ihr nichts zu sagen, man müsse Alles von der Zeit hoffen.

„Von der Zeit! die wird Ihnen wenig Trost gewähren, Julie will fort, will zu ihrer Tante, einer alten Hofdame, der Frau von Geverstein, welche keine andere Gesellschaft hat, als ein Dutzend Canarienvögel und einen Secretar."

Der Graf erzählte darauf die ganze Unterredung, welche er so eben mit seiner Tochter gehabt, es kam zu neuen Erläuterungen, und endlich entfernte sich Blumenthal nach einer dreistündigen Unterredung.

„Mein Kind," redete der Graf am folgenden Tage seine Tochter an, „ich habe Deinen Vorschlag überlegt, wenn Du gewiß bist, daß keiner von allen jungen Männern jemals einen vortheilhaften Eindruck auf Dein Herz machen wird, wenn Du dies ganz gewiß weißt, dann kann ich mich Deiner Abreise zur Tante mit gutem Grunde nicht widersetzen, aber —"

„Ich danke Ihnen, mein guter Vater," fiel ihm Julie ein, „ich danke Ihnen, daß Sie mir meinen eifrigsten Wunsch gewährt haben."

„Aber, mein Kind," fuhr der Vater fort, „wenn Du glaubst, daß Du dort unter vielen jungen Leuten wirst wählen können, so irrst Du Dich sehr. Deine Tante ist in die Siebenzig, eine wunderliche, alte Frau, auf ihrem Schlosse ist es öde, kein Mensch besucht sie. Ich dachte also, Du versuchtest es in diesem Sommer, und kämest auf den Winter wieder zu mir zurück. Wenigstens verspreche ich Dir nur Deine Entfernung für dies halbe Jahr."

Julie war mit diesem Vorschlage am Ende zufrieden, und reiste nach einer Woche ab. Ihre Tante kam ihr einige Meilen entgegen, erzählte ihr viel von der angenehmen Lage des Schlosses, ihrer Lebensart und von ihren Canarienvögeln. Julie hörte dies Alles stumm an, denn sie entwarf in Gedanken Pläne, wie sie künftig in der Einsamkeit leben wollte, nur von der schönen Natur und ihren Büchern umgeben. Sie kamen in das Schloß, ein junger, mehr als wohlgebildeter Mann empfing sie, er war schwarz, aber sehr nett gekleidet, und trug eine große schwarze Perrücke, welche ihm ein melancholisches Ansehen gab. „Ei, Herr Secretär," rief ihm die Tante zu, „sind Sie schon zurück?"

„Euer Hochgräfliche Gnaden allerunterthänigst aufzuwarten," erwiederte er schnarrend.

„Nun wohl, legen Sie mir nur die Rechnungen morgen vor."

„Liebe Nichte," sagte die Tante, als sie allein waren, „das ist der sonderbarste Mann, welchen ich noch bis jetzt habe kennen lernen. Seine Rechtschaffenheit ist unbegrenzt, und ich wollte ihm mein ganzes Vermögen auf Jahre anvertrauen, aber seine Meinungen sind so sonderbar, besonders aber seine Ideen vom weiblichen Geschlecht."

„Sie machen mich neugierig, Tante."

„Er ist ein Weiberfeind."

„O, er kennt gewiß die Damen in der Residenz, und da ist es ihm wahrhaftig nicht zu verdenken."

„Du hast es errathen. Er behauptet, es gäbe kein einziges Weib von festem Charakter."

„Und das sagt er Ihnen in die Augen, wahrlich das macht mir von seiner Galanterie nicht die besten Begriffe."

„Ich habe ihn so lange gequält, bis er mir seine Meinung sagen mußte. Stelle Dir vor, er war erstlich

Secretär bei der Baroneſſe C., verließ aber dieſen Dienſt, weil ihm die Tochter der Baroneſſe im Wege war."

„Wie ſo?"

„Er behauptet, jedes Mädchen unter dreißig Jahren ſei eine Närrin."

„Der Herr Secretär iſt ſelbſt ein Narr!" erwiederte Julie hitzig.

„Nun, nun, Kind! fahre nur nicht ſo auf," ſagte die Tante, „Dir wird er es nicht ſagen, und mir kann er es ſagen, denn ich bin ja in ſeinen Augen ſchon majorenn. Ich habe Dir dies Alles auch nur erzählt, damit Dir Manches nicht auffallt, was er vornimmt, denn er hat Dir ſeine Sonderbarkeiten und Grillen, wie ein junges Frauenzimmer. So hat er zum Beiſpiel mit mir ausgemacht, daß es ihm frei ſtehe, das Haus zu verlaſſen, wenn Du eine Dame wärſt, wie ſie in der Reſidenz gewöhnlich ſind. Ich bewilligte dies ſehr gern, weil ich wußte, wie vortheilhaft Du Dich von den dortigen Mädchen unterſcheideſt, und ich ſeinen ſehr feinen Beobachtungsgeiſt kenne, der in Dir gleich das beſſere Mädchen unterſcheiden wird."

„Aber um's Himmelswillen, Tante, laſſen Sie ſich denn von dem Menſchen tyranniſiren? Wie darf er es

wagen, Ihnen so etwas zu sagen? Ihnen solche Bedingungen zu machen?"

„O, er kennt sich, er weiß, wie viel er mir ist." Und nun fing die Tante eine lange Erzählung von der Treue und dem Diensteifer ihres Secretärs an, seine Wohlthatigkeit gegen Arme; seine Unerschrockenheit in Gefahren, welche er bei einigen Gelegenheiten gezeigt, ward dabei nicht vergessen. „Kurz," schloß sie, „es ist ein vortrefflicher Mann, seine Weiberfeindschaft ausgenommen."

„Sie machen mich neugierig, Tante, doch ich werde ihn ja wohl bei Tische kennen lernen?"

„Nein, mein Kind! sobald er hörte, daß Du ankommen wurdest, bedang er sich aus, nicht mit mir zu essen; und ich bewilligte ihm dies gleich, indeß ich will auf ein Mittel denken."

„O es ist gar nicht nothig, liebe Tante," rief Julie verdrüßlich, „in der That, man muß sich entweder über alle Wesen erhaben fühlen, oder das Bewußtsein haben, daß man gar keinen Werth habe, wenn man sich so betragt."

„Nun, nun, mein Kind," sagte die Tante, „Du brauchst Dich ja darüber nicht zu ereifern, wir lassen den Narren gehn und nutzen seine guten Seiten."

Nach Tische zeigte die Tante Julien den Garten und die ganze Gegend um ihr Gut. Sie standen auf einem Hügel, auf welchem ein kleines Lusthaus stand, von dem aus man eine reizende Gegend übersah. Julie war von der schönen Aussicht entzückt. „Wie trefflich," sprach sie, „muß der Anblick der untergehenden Sonne von hier aus sein."

„Den wirst Du nicht oft genießen," sagte die Tante, „der Secretär hat diesen Platz zu seinem Lieblingsaufenthalt gemacht."

„Der fatale Secretär," erwiederte Julie sehr ärgerlich, „ich sehe schon, mit dem werde ich mich noch oft zanken."

„Das will ich mir denn doch verbitten," sagte die Tante, „er könnte mir den Dienst aufkündigen, und das wäre mir sehr unangenehm. Zudem, was thut es, wenn er hier ist: Du kannst vor ihm ganz ungestört hier sitzen, er wird Dich nicht anreden."

„Aber er wird mir vielleicht ausweichen, ich werde ihm seine Freude verderben, und das quält mich."

„Besorge nichts, Kind!" rief die Tante lachend, „Du bist ihm zu gleichgültig, als daß Du ihn geniren solltest."

„Unausstehlich!“ rief die sanfte Julie, stampfte mit dem Fuße; und da sie den Secretär auf der andern Seite den Hügel hinaufgehen sah, so zog sie ihre Tante mit Gewalt am Arme weg. Diese, da sie Juliens Heftigkeit nicht widerstehen konnte, wollte ihr folgen: allein die Tante war alt, Julie riß sie am Arme fort, so heftig, daß sie den Secretar zu Hülfe rief.

„Kommen Sie doch, Herr Secretär, hier läuft man vor Ihnen.“

„Vor mir!“ erwiederte er.

„Ja, ja“ erwiederte die Tante, „ich habe Julien Ihre Ideen über die Weiber mitgetheilt.“

„Daß z. B. kein Weib von einem festen Charakter und kein Frauenzimmer unter dreißig recht bei Sinnen sei,“ sagte Julie.

„Wenn ich dies gesagt habe,“ erwiederte der Secretär mit der größten Kalte, „so habe ich der Frau Gräfin das Resultat meiner Beobachtungen unverholen vorgelegt. Sie, Gnädigste,“ indem er sich mit einer kalten Verbeugung gegen Julien wandte, „sind eine Ausnahme von der Regel; Ihnen gelten also meine Grundsatze natürlich nicht.“

Noch ehe Julie antworten konnte, hatte er sie verlassen.

Julie kam nach Hause mit dem heftigsten Verdruß im Herzen. Offenbare Verachtung ihres Geschlechts wäre noch verzeihlich gewesen, denn im Grunde verachtete sie es ja selbst, sich ausgenommen: allein Verachtung gegen sie selbst war unverzeihlich, und verdiente eine Strafe. Aber welche? Den Secretar lächerlich zu machen? Gesetzt, dies wäre möglich gewesen; so fragte sie doch noch immer, in wessen Gegenwart? Es gab hier im Schlosse keine Gesellschaft, und nur wenn eine Menge Andere Zeugen der Ueberlegenheit unsers Geistes über Jemand sind, hat Spotten Reiz. Verachtung war hier noch weniger am rechten Orte; wie würde der Secretar triumphirt, wie würde er allenthalben verbreitet haben, auf dem Schlosse sei ein Frauenzimmer von gewöhnlichem Schlage angekommen, welches die Wahrheit seiner Grundsätze durch Verachtung derselben beweise. Die gute Julie sann hin und her, und fand endlich nur ein einziges kleines Mittelchen, nämlich ihn durch Liebe zu quälen. „Gelingt es mir," rief sie freudig aus, „ihn in mich verliebt zu machen, so bin ich wahrlich auf das Vollkommenste gerächt. Zuerst ist dann die Falschheit seiner Grundsätze augen-

ſcheinlich beweiſen; zweitens wird er, wie jeder Liebhaber, ſich vor der Welt lächerlich machen; drittens wird er die Qualen unerhörter Liebe empfinden, und ich werde mich für den unzählichen Verdruß an ihm rächen, welchen mir ſeine Grundſatze gemacht haben. Ja, ja, es muß gehen, es muß gehen," rief ſie froh aus, und klatſchte in die kleinen Hände. Sie ſah den Hügel, den Lieblingsplatz des Secretärs, aus dem Fenſter; ſie wollte gleichſam ihre Rolle einſtudiren, mit zwei Sprüngen war ſie die Treppe hinab in den Garten, den Hügel hinauf. „Ja, ja, es muß gehen, es muß gehen," rief ſie fröhlich.

„Was denn, Julie," rief ihre Tante, welche mit dem Secretär auf einer Bank ſaß, „was denn?"

Julie erröthete. „Ich wollte nur ſehen," ſprach ſie, „ob es möglich wäre, die Sonne von hier aufgehen zu ſehen, aber ich merke wohl, ich werde noch eine halbe Stunde warten muſſen, ehe ſie heraufkömmt — —"

Ein ſchallendes Gelächter des Secretärs und der Tante unterbrach ſie. „Mädchen!" ſagte die Letztere, „ſieh Dich doch um, es iſt ja bald Mittag."

Julie erröthete von Neuem, der Secretair ſagte der Tante etwas in's Ohr, ſie lächelte und er entfernte ſich.

„Was sagte Ihnen der Secretär," fragte Julie empfindlich. „Ja nun, eine Kleinigkeit, welche Dich zwar anging, aber —"

„Was unterstand er sich, sagen Sie —"

„Er meinte, Du müßtest wohl an Etwas gedacht haben, woran Du nicht solltest, weil Du so roth geworden wärest."

„Warten Sie, Herr Secretär," rief Julie heftig, „warten Sie, das soll Ihnen vergolten werden, Abbitte sollen Sie mir thun, fußfällige Abbitte."

Sie entdeckte nun ihrer Tante den ganzen Plan. Er ward sehr gebilligt, aber an der Ausführung desselben sehr gezweifelt.

„Er ist keiner so warmen Empfindung, als die Liebe ist, fähig," sagte die Tante, „doch kommt es auf den Versuch an."

Nach einigen Tagen war der Geburtstag der Tante. Dies wußte Julie, und wollte ihn gern auf eine der Tante angenehme Art feiern. Wem sollte sie die Anstalten dazu übertragen? Wem anders als dem Secretär. Eine so schöne Gelegenheit, mit dem Menschen zu sprechen, fand

ſich in einem Jahre nicht wieder. Sie ließ ihn alſo rufen, und trug ihm ihr Begehr vor.

Er übernahm das Geſchäft ſehr gern, bat aber im Voraus um Verzeihung, daß er ſelbſt ſchon einige Anſtalten zur Feier des Geburtstages ſeiner Gebieterin gemacht, es verſtehe ſich, daß die ſeinen den ihren nachſtehen müßten, ſo fern beide unverträglich wären. Julie hatte eine Illumination und eine Art Feuerwerk veranſtaltet, zudem vier Kinder gekleidet, und vier Mädchen eine Ausſteuer zugeſagt.

Der Tag kam endlich. Die Tante hatte die Illumination und das Feuerwerk betrachtet, als ſich plötzlich von Ferne ein ſehr angenehmer Geſang hören ließ. Man ging hin und fand außer den vier Kindern, welche Julie gekleidet hatte, noch acht andere, welche durch die Güte des Secretärs gekleidet worden. Mehre Mädchen zeigten ihrer Gebieterin ein Papier, in welchem er ihnen eine Ausſteuer verſprochen, und am Ende der Allee wartete der Aelteſte des Dorfes mit einem großen Paquet Papiere auf ſie.

„Gnädige Frau," ſprach der Bauer, als die Gräfin näher kam, „in dieſem Paquete ſind die Acten aller der Proceſſe, welche jetzt in der Schwebe waren. Der Herr

Secretär hat nicht eher nachgelaſſen, bis wir uns gütlich verglichen. Hier (indem er eine Menge anderer Papiere herauszog) hier ſind die Documente darüber, und dieſe Acten legen Sie, als ein Bekenntniß unſerer Thorheit, bei ſich nieder, und vergeben Sie uns des guten Willens wegen, mit dem wir unſere Thorheit wieder gut zu machen ſtreben."

Die Gräfin war gerührt, ſie wandte ſich zum Secretär. „Ich danke Ihnen," ſprach ſie, „ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie mich in meinen Bemühungen, die Proceßſucht unter meinen Bauern zu vertilgen, unterſtützt haben, aber die Kleidung dieſer Kinder, die Ausſteuer dieſer Mädchen, ſie koſtet Ihnen ja beinahe Ihr ganzes jährliches Gehalt, und überdies liegt für mich ein Vorwurf darin, kurz, über dieſe Veranſtaltung bin ich beinah böſe." Sie näherte ſich hierauf dem Secretär, ließ einen verſtohlenen Blick auf Julien fallen, welchen Jene ſehr gut bemerkte, und worüber ſie ſich nicht wenig ärgerte.

Julie hatte Anfangs nicht ohne Neid geſehen, daß der Secretär ſie in allen Anſtalten zu dieſem Feſte übertroffen, ſie hatte mit inniger Schadenfreude den Verweis angehört, welchen die Tante dem Secretär gegeben; aber das folgende Lachen, der Blick des Secretärs verwundete ſie tief

in ihrem Innern, es war ausgemacht, man lachte über sie, ihr Blut fing an zu kochen, und sie schwur, die erste, die beste Gelegenheit zu ergreifen, um sich ihrem Plane gemäß zu rächen.

Bei alledem war Julie zu gutmüthig, um das Edle, was in der Handlungsweise des Secretärs lag, nicht eben so tief, als das sie Beleidigende, durchzufühlen. Sie hatte daher eine wahre Hochachtung gegen ihn in ihrem Herzen, welche durch eine Menge der edelsten Handlungen, welche ihr fast täglich von ihm zu Ohren kamen, vermehrt ward.

Nach einigen Tagen fing nun Julie ihre Operation gegen das Herz des armen Secretärs an. Sie hatte eine Art Plan entworfen, nach dem sie zu Werke gehen wollte. Zuerst hatte sie sich vorgenommen, in seine Ideen vom weiblichen Geschlechte einzustimmen, dann ihn durch eine Reihe Handlungen zu überführen, daß sie zu der Ausnahme ihres Geschlechts gehöre; ferner wollte sie, wenn er dann, von ihrer Schönheit, ihrem Verstande, ihrer Herzensgüte entzückt, sich ihr liebevoll näherte, ihn eine Zeitlang in der Entfernung halten, dann näher zu sich ziehen, und ihn auf einmal unbarmherziger Weise zurückstoßen, und ihn auslachen.

So war also aus der Romanheldin und Philosophin eine kleine Coquette geworden, welche ganze Feldzüge gegen das männliche Herz entwarf; wie mächtig ihr aber ihre Ideen über die Männer und deren Werth dabei im Wege standen, wird sich im Folgenden zeigen.

Schon der erste Theil ihres Planes mißglückte beinahe ganz. Der Secretär hatte von dem weiblichen Geschlecht so herabwürdigende Begriffe, daß sie unmöglich ohne Wegwerfung ihrer selbst darin einstimmen konnte. Denn eine Ausnahme unter den Weibern zu sein, war bei ihm ungefähr so viel als ein Mann, der gerade so ehrlich ist, daß er der Gerechtigkeit entgeht. Bei den häufigen Unterredungen über diesen Gegenstand entdeckte Julie jedoch zwei Seiten, welche ihrem Herzen sehr zusagten: die erste war die festeste Anhänglichkeit an jede Art von Tugend, besonders an die mit schwärmerischer Größe verknüpfte; die zweite, tiefe Verachtung des Adels. Durch diese erste Seite hatte nun Julie, wie sie sich einbildete, einen ganz sichern Weg zu seinem Herz gefunden; sie durfte nur jene Heldentugend, wenn sich die Gelegenheit darbot, so üben, daß der Glanz derselben sein Auge blendete, und in die Verachtung des Adels konnte sie aus vollem Herzen einstimmen.

Die arme Julie bemerkte dabei nicht, daß sie gefangen war, statt in die Schlinge zu locken. Sie liebte den Mann, in dem sie Anfangs so viel von sich Verschiedenes vermuthet hatte, daß sie ihn mit einer Art von Haß verfolgte, und in dem sie jetzt eine so große Aehnlichkeit der Gesinnungen bemerkte. Die beiden Herzen kamen unvermerkt näher, sie berührten sich schon in einigen Punkten, und Julie, die noch immer piquirt war, weil er ihr Geschlecht im Ganzen verachtete, fiel endlich, um ihn davon zurückzubringen, auf ein sehr gefährliches Mittel.

Sie beschloß nämlich, es ihm durch ihr Betragen plötzlich so nahe zu legen, daß er sich, ohne eine Unart zu begehen, gegen sie erklären müßte. Sie hatte den Schritt, welchen sie thun wollte, sorgfältig überlegt, und beschloß sogar, wenn er ihr seine Liebe gestanden, ihm Gegenliebe zu gestehen. Sie glaubte, durch dies Bekenntniß werde er eine wahre Hochachtung gegen sie fassen müssen. Er werde nunmehr an ihren vorurtheilfreien Gesinnungen nicht mehr zweifeln können, und wenn auch seine erstere Erklärung nur mit halbem Herzen geschehen, so werde ihre Gegenerklärung das ganze Werk vollenden.

Aber der Secretar wußte alle Stöße, welche sie nach seinem Herzen that, so geschickt zu pariren, daß nicht ein einziger traf, er blieb kalt, höflich, unterwürfig, sprach von seiner Verachtung des weiblichen Geschlechts nur aufgefordert, sah sie stets als eine Ausnahme an, allein mit so vieler Kalte, daß sie nicht ohne Grund glaubte, in Gedanken werfe er sie mit allen andern Mädchen in eine Classe.

Da der Secretar weder eine Spur von Liebe, noch von Zuneigung zeigte, sondern nur dann von einem milden Feuer ergriffen ward, wenn er gegen das Vorurtheil des Adels sprach; so beschloß Julie Alles zu wagen, und zuvorkommend ihm ihre Liebe zu erklären. Er wird in Verlegenheit kommen, er hat Stolz und Eitelkeit, es wird ihm schmeicheln, daß ein Frauenzimmer sich ihm anträgt. Ich, eine Gräfin, werde ihm in einem vortheilhaften Lichte erscheinen, indem ich einen so auffallenden Beweis meiner vorurtheilfreien Denkungsart liefere. So dachte Julie bei sich, und ging in den Garten, um ihn aufzusuchen.

Sie fand ihn, und wie sie es gewünscht, allein. Ein Gespräch war bald angeknüpft. Julie rückte verschamt

ihrem Ziele näher, und endlich gestand sie mit zitternden Lippen, daß sie ihn liebe. Der Secretär flog auf sie zu, drückte einen heftigen Kuß auf ihre Wange, stürzte zu ihren Füßen, dann sprang er auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprach kalt „Julie! Sie sind ein Engel, mein thörichtes Herz liebt Sie, wozu soll ich mich verstellen; Sie haben meine Vernunft auf eine harte Probe gesetzt, aber Gott sei Dank! sie ist überstanden. Ich vergesse, was vorgegangen ist. Wären Sie meines Standes, könnte ich Sie je meine Gattin nennen, dann Julie, dann wäre ich der Glücklichste von allen Sterblichen, aber so — Leben Sie wohl."

Er küßte ihre Hand und verließ die arme Julie, welcher auf einmal deutlich war, daß sie den Mann, welchen sie zum Spaß hatte quälen wollen, selbst liebe. Sie schämte sich innerlich, daß sie ihre Grundsätze so weit vergessen, daß sie einen Mann an sich gelockt, sie verachtete sich, daß sie den armen Secretär so sehr gequält und zermarterte nun ihren Verstand mit Erfindung eines Mittels, was sie verderben, wieder gut zu machen.

„Ich muß ihn nochmals sprechen," sagte sie bei sich. Man suchte ihn aber vergeblich, er hatte gesagt, erst gegen

Abend werde er zurückkommen. Julie ging einsam auf und ab, und überlegte, was sie thun wolle. „Ja," sprach sie endlich, „das sei die Strafe für mein Vergehen, sie ist die einzige, die gerecht ist."

Der Secretär kam, und ward auf Juliens Zimmer gerufen, er war bleich wie Wachs, und fragte zitternd, was sie befehle. Julie hieß ihn sich zu ihr setzen, und legte nun ein Bekenntniß von allen kleinen Cabalen ab, welche sie angewandt, um sein Herz zu erobern, sie verschwieg ihm keinen der kleinen Kunstgriffe, mit welchen sie ihn gequält hatte, ja selbst wie sie gegen ihn hätte verfahren wollen, wenn er sich weniger heftig geäußert hätte, sagte sie ihm.

Er ließ sie ausreden. „Ich danke Ihnen," fing er dann an, „daß Sie mir die Augen geöffnet haben, ich danke Ihnen, Sie haben mein Unglück gewollt, Ihr Wunsch ist erfüllt. Mein Verstand muß Sie verachten, verabscheuen, mein Herz kann es nicht. Ich will Sie fliehen, ich will in den Krieg, eine Kugel wird mitleidig gegen mich sein."

„Aber lieber Secretär, wenn ich Ihnen sage, daß ich grausam für meine Coquetterie bestraft bin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie liebe."

„Was hilft das mir, Sie sind Gräfin, das einzige Mittel, Alles wieder gut zu machen, ist durch Ihren Stand Ihnen benommen."

Julie erhob ihr nasses Auge gen Himmel. „Werden Sie mir eine Bitte abschlagen?" fragte sie endlich leise.

„Nein."

„Sie wollen fort?"

„Unwiderruflich."

„Schieben Sie diesen Entschluß noch acht Tage auf, — harren Sie noch acht Tage."

Er versprach es, und sie schieden.

Am andern Morgen kam die Tante, sehr früh auf Juliens Zimmer. „Liebes Kind!" sprach sie, „stelle Dir vor, der Secretar ist Dir närrisch geworden, er hat die ganze Nacht, statt zu schlafen, geweint, mit sich gesprochen, und bittet heute um seine Entlassung. Aber, liebes Kind, Du bist ja blaß: mein Himmel!"

Es kam zu Erklärungen, Julie gestand ihrer Tante Alles, und fragte sie um Rath. „Ja, ich kann Dir nur zweierlei rathen," sagte sie. „Entweder Du machst's durch eine Heirath gut, was Du schlimm gemacht hast, doch Du wirst die Einwilligung Deines Vaters zu diesem

Momanentschluß nie erhalten; oder Du laßt ihn laufen. Freilich hat er diese Nacht von Erschießen gesprochen, aber was thut das, am Ende ist es doch ein recht nobler Tod."

„Aber, liebe Tante! ich sage Ihnen ja, daß ich ihn liebe. O, ich verwünsche den Entschluß, ihn zu erheben, ich wollte — ja ich wollte — liebe Tante! nehmen Sie sich meiner an."

„Nun, so schreibe die Lage der Sache an Deinen Vater. — Aber, wenn er Dir nun den Befehl zuschickt, schleunigst zurückzukommen, wenn er Dich von Deinem Geliebten trennt. Ich wüßte wohl ein Mittel, durch welches Dein Vater gezwungen wurde, seine Einwilligung zu geben."

„Und dies ist?"

„Eine heimliche Heirath. Freilich kann Dein Vater Dir eben so leicht fluchen, als seine Einwilligung geben."

„Fluchen!" seufzte Julie, „ich will es überlegen, in einer Stunde schicken Sie mir den Secretär."

Die arme Julie war in einer üblen Lage. Sie liebte ihren Vater, und konnte den Kummer, welchen ihr Schritt ihm machen würde, gar nicht berechnen, aber sie liebte auch den Secretär. Er war unglücklich, und das durch sie,

ein Grund, ihm ihre Zuneigung zu schenken, er war ein schöner Mann, auch dies hatte vielen Eindruck auf Juliens Herz gemacht, er liebte sie, wie konnte sie ihn dafür hassen, er hatte ihr nie eine fade Schmeicheley gesagt, er hatte viel edle und schöne Handlungen verübt, und dafür sollte er nun unglücklich werden?

„Nein, nimmermehr, nimmermehr sollst Du, edler Mann, mich verkennen. Ich will meinen Grundsätzen treu bleiben, und wenn dies Herz darüber brechen sollte."

Nach diesem tragischen Ausrufe überlegte sie nun ihre ganze Lage. Der Secretair war eine Mittelart zwischen Grandison und Werther, dies behagte ihren romanhaften Ideen so schon. Ueberdies war er hübsch, also fand sich hier eine treffliche Gelegenheit, der ganzen Welt eine Lehre zu geben, kurz, Julie beschloß nun ernstlich, ihn zu heirathen. Selbst die heimliche Heirath schloß sich so innig an ihre Ideen an, es hatte für sie etwas Reizendes, der ganzen Welt und ihrem Vater zu trotzen, und sie beschloß, den Secretair heimlich zu heirathen.

Er kam nach Verlauf einer Stunde. Julie machte ihm ihren Entschluß bekannt, er weigerte sich, die Tante, welche gegenwärtig war, redete ihm zu, versprach zur

Unterstützung des neuen Paars, wenn der Vater seine Einwilligung versagen sollte, jährlich einige hundert Thaler. Der Secretär gab endlich nach, und nun verabredete man den Plan.

Der Pfarrer des Dorfs sollte sie Abends in der Kirche trauen, vorher noch wollte die Tante, um aller Verantwortung zu entgehen, abreisen, und das Ehepaar sollte unmittelbar nach der Trauung die ganze Nacht hindurch nach einem gewissen Schlosse, dessen Castellan der Secretär kannte, fliehen. Sie konnten diesen Ort am Abend des künftigen Tages, wenn sie, ohne zu ruhen, reisten, bequem erreichen, und unsere Heldin beschloß, auf Anrathen ihres Liebhabers, alle ihre Kräfte aufzubieten, um künftigen Abend in Sicherheit zu sein. Von da aus sollte Julie an ihren Vater schreiben, und die Tante machte ihr so viele Hoffnung zur Vergebung, daß die Braut heiter ward, und den Augenblick herbeiwünschte, welcher sie mit ihrem geliebten Gegenstand auf ewig vereinigen sollte.

Die Tante reiste ab, der Priester sprach seinen Segen über das neue Paar, welches in Entzücken schwamm. Vor dem Dorfe stand der Reisewagen, sie fuhren die ganze Nacht, und langten am Abend des folgenden Tages

in dem Dorfe an, in welchem das Schloß lag. Man trat in dem Wirthshause ab, der Secretär schickte nach dem Schlosse und entfernte sich auf eine halbe Stunde von Julien; der Bote kam wieder und bat sie inständigst, recht bald hin zu kommen. Die Nacht war indeß angebrochen, der Secretär führte seine Gattin, in seinen blauen Reisemantel gehüllt, nach dem Schlosse. Alle Säle waren erleuchtet. Man feiert heute eine Hochzeit dort, schreibt mir mein Freund, sagte ihr Gemahl zu Julien.

An seinem Arme schwankte sie die Stiege hinauf, die Flügelthüren flogen auf, eine glänzende Gesellschaft stellt sich Juliens Blicken dar. Ihr Gemahl warf seinen Mantel weg und stand plötzlich als Graf Blumenthal mit Orden und Bändern geziert vor ihr.

„Es lebe das neue Brautpaar!“ rief die ganze Gesellschaft.

Ihr Vater, ihre Tante liefen auf Julien zu. „Sei ruhig, Kind,“ sprach die Tante. „Niemand, als ich, Dein Vater und Dein Gemahl weiß um Deine Narrheiten, und Niemand soll sie erfahren. Blumenthal hat eine Reise auf seine Güter vorgegeben, und ist, wie wir

ausgesprengt haben, eine Zeitlang Deinetwillen auf unserm Schlosse geblieben. Hier seid Ihr zusammen richtig geworden, und dies Fest ist ein Vermählungsfest."

„Ja, ja, Julie," sprach der Vater, „Du mußt Dich nun zum zweiten Male trauen lassen, da kann ich Dir nicht helfen."

„Nur fest in der Rolle geblieben," sagte Blumenthal zu seiner Braut. „Haben Sie sich doch ein halbes Jahr in der Comödie, welche Sie mit mir spielten, nicht ein einziges Mal versehen."

Julie fiel ihrem Bräutigam um den Hals, versprach Besserung, und nach einem Monate fügte eine glänzende Hochzeit die Hände und Herzen dieses liebenswürdigen Paares für immer zusammen.

Männertreue.

„Und wenn die Göttin der Liebe mit allen Grazien vom Himmel stiege, wenn sie beim Styx geschworen hätte, mich Ihnen untreu zu machen, bei Gott, es sollte ihr nicht gelingen!“

„Was der Mann nicht Alles verspricht,“ sagte Sophie lächelnd, und wandte sich zu ihrer Freundin, „wenn er nur die Hälfte von dem hält, wahrlich, so werde ich eine glückliche Frau werden.“

„Ja, Sophie,“ fuhr Karl in vollem Eifer fort, „ich fühle, welch eine reine Flamme der Liebe meinen Busen durchglüht, und wenn mein Blick Ihre Vollkommenheiten überläuft, so bin ich überzeugt, daß es ihr nie, nie an Stoff fehlen werde.“

„Aber, lieber Karl,“ fiel ihm Sophie ein, „lieber Karl, ich kenne Ihr Herz, ich weiß, daß Sie nicht anders sprechen, als Sie denken, aber ob Sie einst nicht anders denken werden? Wer hat seine Empfindungen in der

Gewalt! Jetzt bin ich jung, bin, wie Sie sagen, schön; nun, wir wollen hübsch annehmen, aber wenn mich nun auf einmal die Blattern befielen! oder ein Gott mich plötzlich in ein altes, häßliches Mütterchen umschaffte!" —

„Sophie, wollen Sie mich wild machen! glauben Sie, daß ich zu jenen armseligen Geschöpfen gehöre, welche nur den Körper an ihrer Geliebten bewundern!"

„Nicht doch, Karl; aber sehen Sie, Schönheit ist bei einem wohlconditionirten Verstande und Herzen wahrlich keine verachtliche Zugabe; und es wäre nicht das erste Mal, daß man ein Mädchen von vielem Geiste und Herzen über eine fade Schönheit übersehen hätte."

„Aber wer thut das, Sophie! Wer!"

„Sie würden mir also keine Inclination vergeben! Würden Sie in meiner jetzigen Lage gleich als eine Untreue betrachten!"

„Sophie!"

„Antwort Karl!"

„Ja."

„Nun, sehen Sie, ich bin weniger intolerant, als Sie — ich würde, wenn ich hörte, Karl hat ein kleines Liebesverständniß mit der und der, bei mir selbst sprechen:

Sie ist reizender, sie hat mehr Geist, mehr Gefühl, als Du, das attachirt Deinen Karl; er bewundert ihre Schönheit, er verehrt ihren Geist, warum soll er das nicht? Ich kenne sein Herz, es ist so gut, so schön, und daher empfindet es die Vorzüge eben so tief, als seine Pflicht. Dies Gefühl ist mir Gewährsmann, daß seine Zuneigung nie in Untreue ausarten werde. Er wird daher, wenn er ja auf einige Stunden mich vergessen sollte, mit verdoppelter Liebe zu mir zurückkehren; kurz, ich würde ganz ruhig sein."

„Sophie, Sie tödten mich mit dieser Kälte! Ist das Liebe, sind das die Empfindungen, welche dies Leben hindurch ausreichen sollen?" —

In diesem Tone ging es noch eine Weile fort, der Streit ward immer hitziger, Sophie führte die Gründe für ihre Meinung an, er setzte ihr die feurigsten Declamationen entgegen; und endlich schied man, ohne daß Einer den Andern überzeugt hätte, und Karl nicht ohne Empfindlichkeit, daß er sich in der Denkart Sophiens geirrt habe.

Die Scene, wo dies vorfiel, war das Landgut des Vaters unserer Sophie, dicht daneben lag das Landgut

des Vaters unsers Karls, die beiden jungen Leute waren mit einander aufgewachsen, eine Liebe hatte sich früh in ihre Herzen festgesetzt, und da Beide das gehörige Alter erreicht hatten, so waren sie mit Bewilligung beiderseitiger Eltern mit einander seit einem Monate verlobt, und ein Jahr darauf sollte die Verbindung geschlossen werden.

Sowohl Karl, als Sophie, hatten das Unglück gehabt, ihre Mütter sehr früh zu verlieren, doch verlor Sophie die ihrige früher, als Karl. Gram und das Leben in der Welt, ein nicht sehr fester Körper, waren die Ursachen der Kränklichkeit von Sophiens Vater, sie fesselten ihn Winter und Sommer an sein Gut, und seine Tochter war seine einzige Gesellschaft. Karls Vater dagegen, mit einer dauerhaften Gesundheit ausgerüstet, war den Freuden der Stadt bei weitem noch nicht in dem Grade abgestorben, daß der Winter auf dem Lande ihm nicht Langeweile gemacht hätte. Er zog regelmäßig mit dem Eintreten der kalten Tage in die Stadt, wo er blieb, bis ihn der Frühling nach seinem Gute zurückberief.

Der Herbst näherte sich jetzt, die Blatter wurden welk, der Wind pfiff durch die entblätterten Bäume. Sophiens Vater ließ schon alle Abend Caminfeuer machen,

und Karls Vater sehnte sich nach der Stadt. Sein Sohn bat ihn, er möchte ihn bei seiner Braut lassen. Der Alte nannte ihn ganz kaltblütig einen Narren, welcher die kurze Zeit seiner Freiheit nicht gut anzuwenden wisse und befahl ihm, mitzureisen. Gegen den alten hitzigen Mann half das Widersetzen nicht viel; Karl packte also zusammen, nahm den zärtlichsten Abschied von seiner Braut, und war in wenigen Tagen mit seinem Vater in der Stadt.

Schauspiele und Assembleen jagten sich im frohlichen Wechsel, die Zeit flog mit Blitzesschnelle vorüber, der Carneval mit seinen Freuden nahete zum großen Vergnügen der eleganten Welt. Den Tag vor der Redoute sprach man in allen Zirkeln nur von dem Vergnügen, welches man morgen genießen wolle, und da Karl eben heute erst einen höchst zärtlichen sentimentalen Brief an seine Geliebte verfertigt, und morgen also nichts zu thun hatte, so beschloß er, auch hinzufahren.

Es fiel ihm ein, weil der Winterabend so schön und klar war, aus der Assemblee zu Fuße nach Hause zu gehen. Kaum war er aus der Thür getreten, als ein kleiner Junge auf ihn zutrat, ihm einen Zettel überreichte, und sogleich in die nahegelegene Straße entschwand.

Karl eilte nach Hause und traute seinen Augen kaum, als er folgende Worte las:

„Mein Herr!

„Eine Dame wünscht sehr das Vergnügen Ihrer „Bekanntschaft zu genießen, und die morgende Redoute „dazu benutzen zu können. Sie wird daher für Sie „an einem schwarzen Kleide, und einer goldenen Sonne „auf der Brust kenntlich sein. Dies Billet bringen „Sie mit."

„Sonderbar!" rief Karl, als er gelesen hatte, „wahrlich sehr sonderbar! sollte dies wohl eine Kokette sein, die sich während des Carnevals theurer verkaufen will, als sonst? wahrscheinlich! Doch, es kommt auf die Probe an."

Der Abend kam. Karl, aus Neugierde, war eine der ersten Masken. Er durchlief den Saal nach allen Richtungen, er sah jeder Dame, welche ihm aufstieß, in's Gesicht; vergeblich. Es schlug eilf, zwölf Uhr, die Dame kam nicht. Endlich, als Karl voll Aerger schon fortgehen wollte, schwebte an dem Arme eines Mannes mit einer ganzen Maske eine Gestalt auf ihn zu, eine Gestalt, welche man sehen muß, um nachzufühlen, was

der feurige Karl dabei fühlte. Er redete sie mit aller der Ehrfurcht an, welche ihre Gestalt zu fordern schien. Die Dame forderte zum Beweise, daß sie mit dem Manne spreche, mit welchem zu sprechen sie gewünscht hatte, ihr Billet zurück, erhielt es, und that nun die ganz unvermuthete Bitte an Karl, sie nach Hause zu begleiten.

Karl wich ein paar Schritte zurück, besonders, als er die Bedingung hörte, unter welcher er allein das Vergnügen haben könnte, die Dame zu begleiten, welche keine andere war, als sich die Augen verbinden zu lassen. Die Dame, welche seine Feigheit, die sich in diesem Augenblicke wenigstens äußerte, bemerkte, sagte mit einem imponirenden Tone ein paar Worte, welche das Ehrgefühl des Jünglings in einem so hohen Grade rege machten, daß er beschloß, ihr zu folgen, und wenn sie ihn nach der Hölle führte.

Man kam an den Wagen. Bediente in blauen Ueberröcken mit breiten Tressen um die Hüte empfingen sie. Karl stieg ein; die Mannsperson, welche die Dame begleitete, verband ihm die Augen, und im Gallop rollten die vier muntern Rappen mit ihnen fort. Endlich hielt man. Karl fühlte, daß man eine Auffahrt hinanfuhre,

der Wagen hielt unter einem Thorwege, einige Lichtstrahlen von den Fackeln drangen durch das Tuch in seine Augen, er ward eine sehr bequeme Treppe hinaufgeführt, und das Tuch ward ihm endlich in einem prächtigen Saale von den Augen genommen. Die Mannsperson entfernte sich, und die Dame behielt die Maske vor dem Gesichte.

„Wenn Sie, mein Herr!" redete die Dame Karln an, „wenn Sie verwundert sind über die Art, mit welcher ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, so werden Sie es wahrscheinlich noch mehr über das Geschäft sein, welches auszurichten ich Sie inständigst bitte. Sie erwarten vielleicht, daß das Billet, welches Sie von mir erhielten, der Eingang zu einem Liebeshandel sein solle. Sie glauben vielleicht in mir ein Frauenzimmer zu finden, für welche der Name Buhlerin ein Ehrentitel ist; Sie haben sich geirrt. Ihre vorzüglich schöne Gestalt, ich gestehe es gern, hat auf mich Eindruck gemacht, aber nur insofern ich aus ihr auf ein Herz schließen konnte, welches fähig ist, mich zu verstehen und mich zu beurtheilen."

„Reden Sie, Madame, reden Sie, und sein Sie versichert — —"

„Keine Betheuerungen, mein Herr, bevor Sie wissen, was ich Ihnen zu sagen habe, und was ich ver-

lange. Ich bin keine Prinzessin, welche Sie aus einem Zauberschlosse erlösen sollen, sondern ich möchte gern eine wohlthatige Fee sein und Sie zu dem dienenden Geiste machen, durch welchen ich den armen Sterblichen meine Wohlthaten zukommen lassen konnte. Setzen Sie sich, und hören Sie mich an."

„Durft' ich bitten," sagte Karl, „die Maske, sie hindert Sie, und —"

„Und Sie sind neugierig, wie eine Fee aussieht. — Häßlich, mein Herr! häßlich wie die Nacht. Ich bin ein Frauenzimmer, und möchte nicht gern in Ihren Augen verlieren, indem ich mich Ihnen in meiner wahren Gestalt zeigte. Auch wissen Sie, haben wir Frauenzimmer das Unglück, daß wir uns nur in der Ehe ohne Maske zeigen. — Keine Antwort, ich bitte. Hören Sie mich an. Ich habe einmal die Grille, ganz und gar unbekannt zu bleiben, wenn ich Wohlthaten erzeige; nun hatte ich vor zwei Jahren einen Bedienten, welcher sich in eine meiner Kammerjungfern sterblich verliebte. Das Mädchen taugte nicht viel, sie forderte eine Menge Geschenke von ihm; der gutherzige Mensch gab, was er hatte, und als er endlich nichts mehr geben konnte, so machte er Schulden, indem

er sich noch immer mit einer kleinen Versorgung, welche ich ihm einst versprochen hatte, tröstete. Allein, der alte Mann, auf dessen Tod ich ihn angewiesen hatte, lebte länger als die Gläubiger des armen Kerls warten wollten. Er ward endlich so gedrängt, und die eigennützige Creatur, welche ihn ausgeplündert hatte, machte so ernsthafte Anstalt, ihm ihre Liebe zu entziehen, daß der arme Mensch sich endlich zu einem Diebstahl entschloß, und einige hundert Thaler aus meiner Schatulle entwandte, theils um seine Schulden zu bezahlen, theils um seine eigennützige Geliebte fernerhin beschenken zu können. Ich vermißte das Geld, forschte nach, und traf auch den Thater. Meine Mutter war gerade damals gestorben, eine Menge Ideen gingen durch meinen Kopf, ich sah nun den Diebstahl, und hörte nur, er sei begangen, um Schulden zu bezahlen. Zu hestig sagte ich den Menschen auf der Stelle aus dem Dienst, und da meine andern Domestiquen den Vorfall nicht verschweigen konnten, so war für ihn kein anderes Mittel, als diese Stadt zu verlassen. Seit einem halben Jahre ist er wieder hier, in der Vorstadt in einem kleinen Häuschen, dessen Wirth Meier heißt, und welches auf der Steinstraße liegt, dort kämpfte er mit Krankheit, Mangel und Reue. Ich kann mich seiner nicht öffentlich

annehmen, denn wen soll ich senden? Einen meiner Domestiquen? welch ein Beispiel für sie, wenn sie sehen, daß ich einen Menschen, welcher mich bestohlen, unterstütze. Einen meiner Freunde? Ich habe deren wenige, und auch denen mag ich nicht wissen lassen, in welchem Grade und gegen wen ich wohlthatig bin. Es bleibt mir also nichts übrig, als die Hülfe eines völlig Fremden anzuflehen —"

„Nur die Art, gnädige Frau! — gewiß sie verzeihen meiner Aufrichtigkeit, könnte Ihrem Rufe leicht — Sie verstehen mich."

„Mein Herr," sagte die Dame mit einer auffallenden Verlegenheit, „mein Herr — ich will eben so aufrichtig sein, als Sie — meinem Ruf und dessen Sicherstellung ist nur mit überlassen. — Kurz, handigen Sie dem Unglücklichen diese Summe von mir ein, und verschweigen Sie ihm, daß Sie von seiner ehemaligen Herrschaft komme."

Karl versprach es. „Auf der nächsten Redoute," sagte die Dame, „sehen wir uns wieder, und Sie statten mir zugleich Bericht ab, ob und wie Sie Ihr Geschäft beendigt haben."

Die Dame klingelte, zwei Bedienten verbanden ihm die Augen, führten ihn durch mehrere Straßen, und ließen ihn endlich an einem großen Platze stehen.

Karl überlegte die ganze Nacht hindurch, wer wohl die Dame sein könne? und was Ihre Absichten sein dürften? Er fand ihre Grille kleinlich, die ganze Erzählung übel zusammenhängend, und doch, wenn er wieder auf das Geld sah, welches er dem Unglücklichen einhändigen sollte, so wurde ihm Alles wieder unbegreiflich; er hatte die Summe von funfhundert Thalern erhalten, wozu diese große Menge Geld? Da er aus dem ganzen Handel nicht klug werden konnte; so entschloß er sich, am Morgen ganz in der Frühe nach dem bezeichneten Hause zu gehen, den Bedienten auszufragen, bei wem er gedient, und gegen wen er sich vergangen, um auf diese Art der Dame und ihren Absichten auf die Spur zu kommen.

Am folgenden Morgen ging Karl nach dem Hause, welches ihm die Dame beschrieben hatte. Er fand es ohne Schwierigkeit; allein wie groß war sein Erstaunen, als er erfuhr, daß weder ein Mann dort wohne, welcher krank gewesen sei, und Mangel gelitten, noch jemals dort gewohnt habe. Karl ging in tiefen Gedanken zurück. Er durchlief die Stadt, sah alle Häuser an, welche Auffahrten hatten, sah nach allen Fenstern dieser Häuser, ob er etwa die Unbekannte erblicke; vergeblich. Er konnte es sich nicht mehr läugnen, er fühlte einen unwiderstehlichen

Hang, das Abenteuer, welches ihm ein Zufall entgegengeführt hatte, fortzusetzen, und zu beenden. Die Dame hatte durch das Wunderbare, welches die ganze Begebenheit hatte, sein Herz und Phantasie in's Spiel gezogen, und gewann es immer mehr, je tiefer unser Held der ganzen Geschichte nachdachte, und sich in Vermuthungen verlor.

Kaum hatte die Stunde zur Assemblee geschlagen, als unser Held mit neugierigen Augen den ganzen versammelten Damenzirkel durchlief, aber vergebens; er fand keine einzige Gestalt, welche an Majestät und Grazie mit der Dame, die sich so geheimnißvoll ankundigte, zu vergleichen gewesen wäre. Er erkundigte sich bei mehrern Freundinnen, jedoch ohne ihnen seine Begebenheit mitzutheilen; Niemand kannte ein Frauenzimmer von der Gestalt und dem Wuchse. Kurz, unser Rat mußte noch bis zur nachsten Redoute warten, ehe er die mindeste Nachricht erhalten konnte.

Schon vor neun Uhr war er im Saale, und erst gegen eilf kam seine Fee. Er sagte ihr ganz kurz, daß er und warum er ihren Auftrag unerfullt gelassen, und bat sie, ihn mit andern zu ehren. Die Dame erwiederte darauf, „er mochte sie begleiten, vielleicht konne sie sich seiner bedienen;" er willigte ein, und gerade auf dieselbe

Art, wie das erste Mal, ward er nach dem Hause der Dame geführt.

„Ich weiß," sagte die Dame, „daß Ihre Mühe, den Menschen aufzufinden, vergeblich gewesen; die Quelle, aus welcher ich die Nachricht geschöpft habe, ist also nicht rein gewesen, oder vielleicht hat der Mensch, welcher mir dies geschrieben, eine bloße Vermuthung für Gewißheit genommen. Dem sei nun wie ihm wolle, ich habe dies Geld einmal zur Unterstützung Unglücklicher bestimmt, es ist in Ihren Händen, Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie es dazu anwenden. Für wen Sie es aufwenden wollen, und wozu, bleibt Ihnen gänzlich überlassen nur wünschte ich gern, die Anwendung zu wissen, weil ich Jeder das Land gern kennt, auf welches er seinen Saamen ausstreuet."

Karl versprach es.

„Und jetzt," sprach die Dame, „von etwas Anderm! Es ist noch früh, kann ich auf das Vergnügen rechnen, Sie noch auf eine Stunde bei mir zu sehen?"

„Ja."

„Nun dann, sind Sie musicalisch?" — Sie öffnete bei diesen Worten ein Clavier und lud ihn durch einen Wink ein. Karl schlug dies ab. Sie machte einige so stolze Gänge auf dem Clavier, daß Karl sie bat, stehen

zu bleiben, und zu spielen. Sie spielte einige Sachen und Karl, entzückt über ihr Spiel, bat sie zu singen.

„Ich kann nicht wegen meiner Maske.“

„O, wann wird diese fallen?“ sprach Karl.

„Wann?“ rief die Dame, „wann? nie vielleicht!“

Eine Erklärung über diese Worte verbat die Dame gänzlich. Unter dem Streite darüber verging die Zeit, Karl wurde auf die oben beschriebene Art von der Dame entlassen, nachdem sie mit ihm eine Zusammenkunft auf der nächsten Redoute verabredet hatte, wo er ihr von der Anwendung des Geldes Rechenschaft ablegen sollte.

Karls Seele wurde von diesem Vorfall wunderbar gestimmt. Wer ist diese Engel? dachte er bei sich, so gut, so mildthätig und so unglücklich! Das Letztere ging ihm besonders nahe. Sie hatte, so schien es ihm, einen geheimen Kummer, den sie Niemand vertrauen durfte, oder wenigstens ihm, als einem Fremdling, nicht vertrauen konnte. Er wollte ihn erforschen, er wollte ihr Herz ergründen, koste es, was es wolle. Das Wundervolle der Begebenheit zog ihn an, die Wohlthätigkeit der Dame interessirte ihn, und ihr Unglück erregte sein Mitleid.

Am andern Morgen ging er über eine der vielen Brücken der Stadt. Ein Mann in einem sehr von der

Zeit ausgebleichten Kleide stand an dem Geländer, und sah tiefsinnig in den Strom hinab. Endlich hob er ein großes mattes Auge zum Himmel empor, rief: „In Gottes Namen!“ gab sich einen heftigen Schwung, und warf sich in den Strom. Karl, welcher ein wenig schwimmen gelernt, sagt sein gutes Herz in einem Augenblicke nach. Er packte den Mann, und schleppte ihn an's Ufer, begleitete ihn von dort nach seiner Wohnung, in welcher er die tiefsten Spuren des drückendsten Mangels gewahr ward. Er fragte nach der Geschichte des Unglücklichen. Er war Musicus, ohne noch Talente für die Composition zu haben. Seine mechanische Geschicklichkeit hatte ihn in dieser großen Stadt sehr berühmt gemacht. Er war in der Capelle des Fürsten aufgenommen worden, und hatte hierdurch, und durch eine Menge Stunden, welche er gab, sich jährlich ein ansehnliches Geld erworben. Auf diese Aussicht hatte er geheirathet, und jetzt, da er ein geliebtes Weib und drei Kinder besitzt, fällt er im vergangenen Winter und zerbricht den Arm. Er wird ihm schlecht geheilt, und er verliert dadurch die Fähigkeit, seinem Posten beim Fürsten und seinen Stunden vorzustehen. Der Fürst entläßt ihn also mit einer Pension von funfzig Thalern. Seine Frau strengt ihre Kräfte an, um durch

Handarbeit so viel zu erwerben, als hinreicht, sie Alle gegen Mangel zu schützen; nur Nachtwachen können dies zu Wege bringen. Sie übernimmt sie gern, aber ihre Natur unterlag der Anstrengung; sie erkrankte. Vergeblich fleht der arme Mann das Mitleid Anderer an; er wird abgewiesen, und jetzt überläßt er sich der Verzweiflung, und entschließt sich, durch einen schnellen Tod sein elendes Dasein zu enden.

Dieser Unglückliche schien unserm Karl vorzüglich der Wohlthat seiner Unbekannten werth zu sein. Er schenkte ihm also die ganze Summe, welche er von seiner Dame erhalten, und legte noch hundert Thaler dazu. Die Geschichte dieses Mannes machte Lärm in der Stadt; man erinnerte sich seiner, und schämte sich innerlich, ihn so lange vergessen zu haben. Eine Menge Wohlthaten, welche im Stande waren, den Unglücklichen auf lange Zeit vor Mangel zu schützen, wurden ihm gegeben, und so das Glück einer guten Familie wieder hergestellt.

Nicht weniger sprach indeß die Stadt von dem edlen jungen Manne, welcher so großmüthig sein Leben aufzuopfern bereit war, um einem Unglücklichen beizuspringen. Allein dies kümmerte unsern Karl weniger, als der Beifall

der Dame, welcher sich nur durch ein Billet außerte, welches Karl nach einigen Tagen zu Hause vorfand.

Mit welcher Begierde erwartete nunmehr Karl den Tag der Redoute. Er kam endlich; er sah seine schöne Unbekannte und redete sie an; ein einziger Handedruck sagte ihm mehr, als alle Versicherungen der Hochachtung und der Zufriedenheit, welche sie gegen ihn außerte. Sie fuhren nach Hause, und wie erstaunte Karls, als die Unbekannte hier freiwillig auf ihn zuflog, die Maske abnahm, und einen Kuß, zu feurig beinah, auf seine Lippe drückte.

Er fühlte sich glücklich, er fühlte sich für seine That tausend, tausendmal belohnt; allein, zwischen diesen Empfindungen der Zufriedenheit und Freude keimte eine andere auf, eine andere, die deiner Ruhe, arme Sophie! so leicht gefährlich werden kann.

Als die Dame die Maske abgezogen, erblickte Karl ein Gesicht, welches er so reizend und einnehmend gesehn zu haben sich nicht erinnerte. Es war vollkommen schön, und dabei so voll des innigsten Ausdrucks jener Schwärmerei, welche die weichgearteten Männerherzen, dergleichen Karl besaß, nach sich zieht, daß von diesem Augenblick an

ein leichter Grund zu einer Leidenschaft gelegt wurde, welche seiner Treue gegen Sophie gefährlich werden zu wollen schien.

Seine Wohlthätigkeit gegen den Musicus wurde von der Dame mit gerechtem Beifall belohnt. Sie schloß mit einer Zärtlichkeit, welche sie gegen ihn durch sein schönes Herz rechtfertigte. Sie sah ihn an, bewunderte und lobte so stark und fein, daß Karl sich ganz vergaß, und bis Morgens gegen ein Uhr die Zeit verplauderte. Die Mannsperson, welche die Dame stets begleitete, führte Karl diesmal aus dem Hause, und kaum waren sie auf der Straße, als sein Begleiter ihm sagte: „O Sie Glücklicher, der Sie die Liebe einer solchen Dame besitzen!“

„Liebe?“ sagte Karl etwas verlegen.

„Und ich bin der Erste, welcher Ihnen dies sagt? Und Sie haben noch nichts gemerkt? daß eine geheime Leidenschaft die Fürstin — — Himmel, was habe ich gesagt —“

Sie waren an die bestimmte Stelle gekommen, und trotz alles Geldes, welches Karl seinem Begleiter bot, wenn er ihm sagen wollte, wer die Dame sei, und ob sie ihn wirklich liebe, war doch kein Wort aus ihm herauszubringen.

Mit einer unbeschreiblichen Unruhe kam Karl nach Hause, überlegte Alles, was er in dieser Nacht erfahren, und seine Eitelkeit, der Gegenstand der Liebe einer Fürstin zu sein, hob sich mächtig in dem Jünglinge. Sophie war in den Hintergrund getreten, die Schönheit der Fürstin hatte sie verdrängt. Er sah die Unbekannte den ganzen Tag hindurch, und ungeachtet er ihren Namen weder wußte noch erfahren konnte, so beschloß er doch, dies gefährliche Abenteuer zu verfolgen, mochten die Folgen für ihn sein, welche sie wollten.

Auf der nächsten Redoute sah er seine Dame wieder. Er hatte beschlossen auszumitteln, ob und wie sehr sie ihn liebe, und, im Fall er sich keiner schimpflichen Abweisung aussetzte, ebenfalls ihr die Leidenschaft zu entdecken, welche sein Herz für sie zu fühlen anfing. Kaum befand er sich daher mit ihr zu Hause, als er sie bat, ihre Maske wie das vorige Mal abzunehmen; sie that es, und ein Blick voll milden Feuers traf Karls Augen, grub sich aber sogleich in den Boden.

„Gnädige Frau," fing Karl an, „Sie sagten neulich, daß Sie mich kennten, daß Sie mich schätzten; darf ich hoffen, daß diese Empfindung gegen mich mehr als [illegible]"

„O Herr v. N.," sagte die Dame, „meine Achtung gegen einen Mann, welcher sein Leben auf die Rettung eines Unglücklichen setzt, wird nur mit meinem Leben erlöschen. O, daß ich je der reinen, seligen Empfindung theilhaftig werden könnte, welche beim Andenken dieser That Ihre Seele durchströmen muß; aber für mich ist alle Freude dahin, auf ewig!"

„Dahin!" sagte Karl, „dahin, auf ewig! Das wolle Gott nicht, das ist nicht. Was gehörte zu meiner Handlung, als heißes Blut? Aber wer Jahre lang eine Wohlthätigkeit übt, so im Stillen, so im Verborgenen, wie Sie, muß glücklich leben, weil er einen Schatz in seinem Busen trägt, dessen Zeichen Zufriedenheit sind."

„Und wenn nun das Leben ohne Liebe dahin fließt, wenn ich nun flehe und seufze um Theilnahme an der Freude, welche ich hier und da schaffe, um Mitleid bei den Trübsalen, welche das harte Schicksal mir auflegt, und mein Gemahl sich kalt von mir wendet, und an den Spieltisch eilt, um das Wohl von Familien in einem Abende auf eine Karte zu setzen; wenn ich, um seinen Vorwürfen zu entgehen, mich an fremde Busen werfen muß, daß sie mit mir weinen, fremde Menschen zum Werkzeuge meiner

Pflicht machen muß, — die Dame war an Karls Bruſt geſunken, — o das ſchmerzt, wenn wir die Menſchen in denen verachten lernen, welche unſer Daſein zunächſt umgeben, wenn wir in der Welt nur auf Fremde ſtoßen."

„O," ſagte Karl voll Enthuſiasmus, „Sie nennen einen Fremden doch wohl nicht den, welcher mit Ihnen gleich fühlt, und dann, Theuerſte, ſind alle edle Menſchen Ihre Freunde, und wenn ſie Bettler, und Sie eine Fürſtin wären!"

Die Dame fuhr ſichtbar erſchrocken auf. „Wer um Gotteswillen, wer hat Ihnen meinen Stand verrathen? O ich Unglückliche, ich bin wieder um eine Hoffnung ärmer. In Ihnen glaubte ich einen Freund zu finden, der mich um mein ſelbſt willen liebte und ehrte, und jetzt — Ich Unglückliche, was habe ich gethan? Küſſe auf Ihre Lippen gedrückt, an Ihrer Bruſt geweint! Sein Sie barmherzig, verlaſſen Sie mich, und verſchweigen Sie, was Sie erfuhren."

„Ich Sie verlaſſen, Fürſtin! ich Sie verlaſſen! Nein, nein! nicht eher, als bis ich auf meinen Knieen Ihnen geſtanden, was ich für Sie fühle. O Fürſtin! dieſer Edelmuth, dieſes Unglück, fordert meine Hochachtung, aber

diese Schönheit ändert diese Empfindung in Liebe um. Warum habe ich Ihren Stand erfahren! warum konnte ich nicht zu Ihnen hintreten, und Ihnen als einem mir gleichen Frauenzimmer mein Herz anbieten, welches —"

„Mir gehört!" schrie hier lachend Jemand hinter Karln, welcher bestürzt aufsprang. Es war Sophie, welche sich todt lachen wollte.

„So, junger Herr," sagte sie, „sind das die Empfindungen, welche für ein Leben mit mir ausreichen sollten? Ist das die mir geschworene Treue? Glauben Sie, daß ich es gleichgültig ansehn kann, daß Sie meiner Cousine ein Herz antragen, welches Sie diesen Sommer mir so oft, und unter tausend Schwüren zugesagt haben?"

„Sophie!" sagte Karl stammelnd.

„O Ihr Männer seid Helden! Erinnern Sie sich noch, wie Sie diesen Sommer prahlten? wie Sie mir es übel nahmen, als ich behauptete, Sie könnten mir wohl einmal auf ein Paar Tage untreu werden. Ich nahm mir vor, Sie zu bestrafen. Meine Cousine, welche mich besuchen wollte, mußte auf meine Bitte Ihnen ein Abenteuer in den Weg werfen, und welch ein Abenteuer! schlecht erdacht, schlecht ausgeführt! und doch sind der

junge Herr, durch ihre Liebe zum Wunderbaren gereizt, durch Eitelkeit bestochen, und durch Schönheit überlistet, in die gelegte Falle gelaufen. Lieber Karl, wie weit hätte dies Alles noch getrieben werden können, wenn ich Sie recht tief hätte kränken wollen!"

„Sophie!" sprach Karl gerührt, „können Sie mir vergeben?"

„Vergebung habe ich Ihnen ja schon vergangenen Sommer versprochen. Aber lieber Karl, ohne eine kleine Lehre kommen Sie nicht weg, und die wollte ich wohl, daß sie alle junge Männer sich recht tief in's Herz schrieben."

„Nun, und die ist?" fragte Karl.

„Versprecht Treue in Rücksicht Eurer Handlungen. Empfindungen kann kein Mensch geloben; über diese ist er nicht Herr. Aber dann, wenn er durch diese Empfindungen sich zu unrechtmäßigen Handlungen verleiten läßt, wie, unter uns gesagt, Sie, lieber Karl eben im Begriff waren, dann kann nur die Liebe, — sie küßte ihn zärtlich, — das Verdammungsurtheil zerreißen."

Die Entführung.

Emilie war die Nichte eines reichen Kaufmanns, sie wohnte seit dem Tode ihrer Mutter bei ihm; er hatte keine Kinder, und wollte sie daher mit einem jungen Kaufmann verheirathen, damit seine ansehnliche Handlung nach seinem Tode fortgesetzt würde. Dieser Wunsch stimmte aber gar nicht mit den Wünschen seiner Nichte überein. Der Herr v. Rosenberg, ein junger Officier, hatte ihr Herz zu gewinnen gewußt, und er suchte diese Eroberung, weil ihm das Vermögen des Oheims eine gute Aussicht für sein ganzes Leben versprach, zu behaupten.

Herr Burchard sprach mit seiner Nichte, er sagte ihr, wie sehr er wünsche, sie vor seinem Tode noch versorgt zu sehn, und welche Freude sie ihm machen würde, wenn sie sich einen rechtschaffnen Mann wählte, er kündigte ihr endlich den Herrn Benedikt als ihren künftigen Gatten an. Emilie erblaßte, sie betheuerte, sie könne ihren Oheim nicht verlassen; er versicherte, daß das gar nicht nöthig wäre, denn Herr Benedikt würde künftig in seinem Hause

wohnen und seiner Handlung vorstehn helfen. Sie bat, er möchte sie nicht unglücklich machen, und Herr Burchard sah nicht ein, wie sie durch einen artigen, gesetzten, wohlhabenden Mann, wie Herr Benedikt, unglücklich werden könnte; sie sank endlich zu seinen Füßen, und gestand ihm ihre Liebe zu Rosenberg. Burchard's Zorn entbrannte; er erinnerte sich plötzlich an alle Gelder, die ihm die Officiere schuldig geblieben waren; er befahl seiner Nichte aufzustehn und mit ihm keine Comödie zu spielen, versicherte, daß sie nicht die geringste Hoffnung hätte, jemals seine Einwilligung zu bekommen, und drohte endlich, daß er nicht einen Augenblick mehr für sie sorgen würde, wenn sie sich nicht noch heut entschlösse, dem Herrn Benedikt ihr Wort zu geben.

Emiliens lebhafte Phantasie stellte ihr auf einmal alle Beschwerlichkeiten der Armuth dar; sie dachte plötzlich an den Verlust aller ihrer schönen Kleider, und eine armselige Mahlzeit, wie sie der Sold eines Lieutenants bestreiten kann, stand so lebhaft vor ihren Augen, daß sie darüber ganz vergaß, was sie so oft betheuert hatte, daß man in den Armen der Liebe jede Beschwerlichkeit vergißt; ja selbst Herr Benedikt schien ihr in diesem Augenblick nicht so unerträglich; sie versprach also dem Oheim, ihm noch

diesen Abend das Wort zu geben. Herr Burchard war sehr mit seiner Nichte zufrieden; er lobte sehr ihren Verstand und setzte ihr noch weitläuftig auseinander, wie wenig man an einem Lieutenant habe, und Emilie verließ ihn sehr beruhigt, mit dem festen Vorsatze, alle Briefe des Lieutenants zu verbrennen.

Sie wollte diesen Vorsatz auch sogleich ausführen, schlug aber doch vorher noch einen Brief auseinander, und fing an, die zärtlichen Versicherungen einer ewigen Liebe zu lesen; plötzlich wurde ihr Herz erweicht, die Briefe wurden nur, statt dem Feuer übergeben zu werden, mit tausend Thränen und Küssen bedeckt; sie dachte mit Verzweiflung an ihren tyrannischen Oheim und an ihr gegebenes Wort, verabscheuete ihre Untreue gegen den zärtlich Geliebten und zerfloß in Thränen über ihr unglückliches Schicksal. Indeß der Abend nahte heran, und Emilie erschien elegant und mit Geschmack gekleidet in der Gesellschaft, die sie erwartete. Herr Benedikt nahte sich in reich gestickter Weste, und küßte ehrerbietig, mit einem tiefen Compliment, ihre Hand. Emilie verglich ihn in Gedanken mit Rosenberg, und preßte eine Thräne und einen Seufzer zurück. Herr Burchard stellte nun den Herrn Benedikt der Gesellschaft als den Brautigam seiner Nichte vor, man verlobte sich, die Ge-

sellschaft gratulirte und scherzte nachher mit der Braut; nach dem Abendessen wurde die ganze Gesellschaft sehr fröhlich, und Emilie stimmte nach und nach mit ein; der Witz der alten Herrn und Damen zwang ihr manches Lächeln ab. Selbst der blöde steife Herr Benedikt wurde am Ende dreist, und raubte seiner Braut manchen Kuß, den sie sich immer sanftmüthiger rauben ließ. Herr Burchard war sehr vergnügt, daß seine Nichte den Lieutenant sobald vergessen hatte; man trennte sich am Ende, Jeder mit dem Andern äußerst zufrieden.

Emilie wollte sich auf ihrem Zimmer sogleich auskleiden, und sich ohne Sorgen dem Schlaf in die Arme werfen, als ihr Mädchen, die Vertraute ihrer Herzensangelegenheiten, ein Briefchen überreichte. Emilie kannte die Hand sogleich; es war vom Lieutenant. Alle Schwüre des Geliebten, daß eine Kugel sein unglückliches Gehirn durchbohren sollte, wenn sie ihm jemals ungetreu würde; daß er aber noch vorher am Hochzeitstage ihren Bräutigam am Altar niederstoßen wollte, standen auf einmal vor ihrer geängstigten Seele; sie sah ihn bluten, sinken, sterben. Sie öffnete mit Thränen das Billet; er ergoß sich in zärtliche Klagen, daß er sie den ganzen Tag nicht gesehn habe, er beschrieb die Sehnsucht nach der Geliebten seiner Seele,

so heiß, so innig; er befürchtete so ängstlich, daß sie ihn vergessen könne, und beschrieb auf einer ganzen Seite seine Verzweiflung in diesem Falle so fürchterlich, daß Emiliens Herz zerriß. „Nein! nie, nie," rief sie, „nie will ich eines Andern sein, Du Edler, Theurer; ach, ich bin Deiner nicht werth," setzte sie hinzu, indem sie das Billet schluchzend an ihre Brust drückte. Sie warf sich in ihrem ganzen eleganten Anzug auf ihr Bett und überlegte, was zu thun sei. Endlich richtete sie sich auf, ergriff eine Feder und schrieb; sie sprach von der Tyrannei ihres Oheims in den rührendsten Ausdrücken, sagte, sie wollte sein Herz nicht mit der Beschreibung ihres Jammers zerreißen, und dachte doch bei jeder Zeile, die sie niederschrieb, daran, wie der Geliebte mit zerrauftem Haar und zerrissener Seele da stehen, und den Brief lesen und wieder lesen würde, und die folgende Zeile wurde dadurch immer betrübter; endlich nahm sie auf ewig von ihm Abschied und verlangte, als den letzten Beweis seiner Liebe, von ihm, er sollte ihren Oheim nicht hassen.

Sie siegelte das Billet, gab es ihrer treuen Caroline zum Bestellen, trocknete die Thränen ab, kleidete sich aus, und legte sich ruhig nieder, das Weinen hatte sie ermüdet, sie entschlief bald.

Sie schlief noch, als Caroline schon mit ihrem Brief beim Lieutenant war; er öffnete ihn rasch, und als er die ersten Trauertöne vernommen hatte, überhüpfte er mit dem Auge ganze Perioden, um nur den Hauptinhalt zu wissen; er faltete den Brief wieder zusammen, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und murmelte ein „Verdammt!" zwischen den Zähnen; er bat endlich Carolinen, die Antwort in einer Stunde abzuholen. Sie kam nach einer Stunde zurück, und erhielt eine Antwort, womit sie sogleich zu Emilien eilte. Der Lieutenant drohte darin mit den allerfürchterlichsten Schwüren, daß er sich sogleich ermorden würde, wenn Emilie nicht in Alles das einwilligte, was er zu ihrer Rettung aus den Händen des Wütherichs erfinden würde, und bat sie endlich, daß sie ihm eine Zusammenkunft in der Abwesenheit des Oheims auf ihrem Zimmer gewähren möchte.

Emilie ward von seiner zärtlichen Liebe gerührt, und bestellte ihn auf den Nachmittag zu sich. Er kam und legte ihr seinen Plan vor, der in einer Entführung bestand; er bewies ihr so deutlich, daß gar nichts dabei zu befürchten wäre, daß Emilie endlich einwilligte. Denn er sagte: „ist es wohl möglich, daß Ihr Oheim ohne Sie leben könnte? und wenn er sieht, wie stark unsre Liebe

ist, daß sie Sie zu einem solchen Schritte verleitet, wird er sich nicht selbst seine Hartherzigkeit vorwerfen und Sie um Verzeihung bitten? Zum Ueberfluß habe ich schon Urlaub auf sechs Wochen vom Regiment genommen, daß wir also auch von der Seite nichts zu befürchten haben. Und die Gelegenheit zur Flucht ist so leicht, Sie werden Ihren Oheim leicht bereden, daß er Sie auf die Maskerade führt. Ich habe den Herrn Benedikt sehr oft auf einem Kaffeehause getroffen und durch einen Zufall mit ihm verabredet, daß ich ihn auch dahin begleiten will; Sie haben nichts weiter zu thun, als mir Ihre Maske zu sagen, für das Uebrige will ich sorgen, und der Verwegene bestraft sich selber, indem er mich der Vereinigung mit Ihnen entgegenführt. Wir suchen die nächste Grenzstadt zu erreichen, lassen uns trauen, schreiben dann an Ihren Oheim, er vergiebt uns, und ehe sechs Wochen vergehen, kommen wir auf ewig vereinigt zurück."

Emilie fand die Aussicht sehr angenehm; sie willigte mit Vergnügen ein, und beschrieb ihm jeden Florstreif ihres Anzuges; sie freute sich heimlich, daß es doch bei ihrer Verheirathung etwas abenteuerlicher zugehe, wie gewöhnlich, da man sich blos verlobt, sich aufbieten und

trauen läßt. Sie schieden endlich unter Versicherungen ewiger Liebe von einander.

Emilie bat noch denselben Abend ihren Oheim, sie auf die nächste Maskerade zu führen; er versprach es sehr gern, und Emilie wurde über und über roth, weil sie an ihre Entweichung dachte.

Der erwünschte Abend erschien, und Emilie stieg mit klopfendem Herzen neben ihrem Oheim in den Wagen; er war heut ungewöhnlich freundlich, sie dachte zum ersten Mal an die Möglichkeit, daß es doch unglücklich ablaufen könnte; es kam ihr bald darauf gewiß vor, und sie war eben im Begriff, ihrem Oheim Alles zu entdecken, als der Wagen hielt. Man stieg aus, und Emilie sah bald den Lieutenant, den sie an einer weiß und rothen Rose, die er am Hute trug, erkannte, hinter sich. Herr Burchard sah sich nach der Maske um; Emilie zitterte, sie fürchtete, er würde ihn erkennen. Endlich als sie in ein Gedränge von Masken kamen, wandte sich Emilie geschickt, ließ den Arm des Oheims fahren, nahm den Arm der andern Maske und verlor sich mit ihm im Gewühl; er führte sie zu einer Seitenthür hinaus, zu einem eleganten Wagen, sie stiegen ein und der Wagen rollte fort; die Maske

saß neben Emilien stumm, nur zuweilen drückte er ihre Hand mit Zärtlichkeit an seine Brust. Der Wagen hielt vor einem kleinen Hause; „wollen wir hier bleiben," fragte Emilie befremdet. „Wir sind hier sicher, es ist meine Tante," antwortete eine bekannte Stimme, die aber nicht die des Lieutenants war. Emilie erschrak heftig, sie verlor alle Besinnung, sie stieg mechanisch aus dem Wagen und ließ sich in das Haus führen.

Das Haus schien ihr so bekannt, und doch konnte sie sich in der Betäubung nicht besinnen; die Maske führte sie durch einen Saal in ein kleines Zimmer; er führte sie zu einem Sopha, nahm die Maske ab, und Emilie erkannte ihren Vetter. „Gütiger Gott, wo bin ich?" rief sie. Herr Rudolph erkannte nun plötzlich Emiliens Stimme, Beide sahn einander verlegen an. „Weßwegen haben Sie mich hierher geführt," fragte Emilie endlich furchtsam, sie befürchtete, er habe es auf Befehl ihres Oheims gethan. „Ich kenne kein ander Mittel, Ihre Vergebung zu erhalten," antwortete Herr Rudolph, „als wenn ich Ihnen mein ganzes Geheimniß anvertraue. Ich liebe die Schwester des jungen Waldorf, er haßt mich eben so sehr, wie seine Schwester mich liebt, und verhindert daher jede Zusammenkunft sorgfältig. Meine Sehnsucht,

sie einmal wieder zu sprechen, war unbeschreiblich, ich bat sie also schriftlich, sie möchte ihren Bruder auf die Maskerade fahren lassen, und mir hierher folgen; hier wollten wir nur eine halbe Stunde beisammen sein, ich hätte sie wieder hingeführt, und die Abwesenheit hätte sich leicht durch das Gedränge der Masken entschuldigen lassen; er hätte leicht geglaubt, daß seine Schwester ihn verloren und so lange gesucht hätte. Ein unglücklicher Irrthum raubt mir nun das Vergnügen, sie zu sehn, und zieht Ihnen vielleicht eine gleiche Unannehmlichkeit zu."

Emilie erwiederte nun diese Vertraulichkeit mit einer ähnlichen, und erzählte ihm unter vielen Thränen ihre Geschichte. „Was rathen Sie mir nun, daß ich thun soll?" fragte sie am Ende derselben. Rudolph schlug ihr vor, er wolle sie wieder hinführen, sie würde wahrscheinlich den Lieutenant noch finden, der seine Geliebte noch verzweiflungsvoller suchen würde. Fände man ihn nicht, so müßte sie freilich mit dem Oheim wieder nach Hause fahren, und bei dem müßte das Verlieren das Gedränge entschuldigen, und die Flucht müßte dann bis zu einer andern Gelegenheit verschoben werden. Emilie nahm den Vorschlag an, man stieg wieder in den Wagen und fuhr zurück.

Sie waren kaum in den Saal getreten, als sie eine Maske erblickten, die dasselbe Zeichen wie Rudolph am Hute trug; sie näherte sich ihnen, zog stillschweigend Emiliens Hand aus Rudolphs seiner, winkte dann einem Officier, der ihm folgte, und ging dann mit Emilien fort. Der Officier nahm sogleich Rudolphs Arm. „Mein Herr, Sie sind mein Gefangener.“ — „Ihr Gefangener?“ rief Rudolph bestürzt, „weßwegen denn?“ — „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Officier, „Herr Burchard und Herr Benedikt haben versprochen, das zu verantworten. Und ich rathe Ihnen, mir stillschweigend zu folgen, damit ich nicht nöthig habe, Sie weniger höflich zu behandeln. Sind Sie unschuldig, so wird es Ihnen ein Leichtes sein, Genugthuung deßhalb zu bekommen.“

Rudolph folgte dem Officier bestürzt in einen Wagen, der sie in weniger Zeit zu des Obersten Wohnung brachte, der Officier ließ sich melden. Der Oberst erschien sogleich; der Officier berichtete, daß er auf Ansuchen des Herrn Burchard und Benedikt diese Maske arretirt habe. „Lassen denn die alle Welt arretiren?“ fragte der Oberst verdrüßlich, der Officier reichte ihm ein Billet des Herrn Burchard; der Oberst las es, und brach in ein lautes Gelachter aus; „wer sind Sie,“ fragte er endlich Rudolph;

dieser nahm die Maske ab und nannte seinen Namen; „wie kamen Sie mit der Dame zusammen," fragte er weiter. Rudolph antwortete, „sie ist meine Cousine, sie hatte im Gedränge ihren Führer, meinen Onkel, verloren, ich wollte ihn ihr wieder finden helfen, als mich dieser Herr plötzlich arretirte."

„Das thut mir leid," antwortete der Oberst lächelnd, „daß Ihnen Ihre Höflichkeit die Unannehmlichkeit zuzieht, Sie werden es schon morgen mit Ihrem Onkel ausmachen, weswegen er Sie hat arretiren lassen, für jetzt sind Sie frei."

Der Oberst verbeugte sich und Rudolph ging höchst verdrüßlich, daß er seine Geliebte nun nicht gesprochen hatte, nach Hause. Die andre Maske war indeß mit Emilien weggefahren, alle Versuche Emiliens, sie zum Sprechen zu bringen, waren vergebens; er wies sogar ihre Liebkosungen verdrüßlich zurück. Der Wagen hielt endlich vor Burchard's Hause, „was ist das?" schrie Emilie in der größten Angst; er hob sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Wagen und führte sie auf Herrn Burchard's Zimmer. Emilie ging zitternd. „O mein Gott!" seufzte sie, als sie ihren Oheim sah, der verdrüßlich die Hand in den Kopf stützte.

„Danken Sie Gott," sagte Herr Benedikt pathetisch, indem er die Maske abnahm, „daß ich Sie aus den Klauen des Lieutenants errettet habe." Emilie erschrak von Neuem, als sie ihren Bräutigam erkannte. Herr Burchard sprach kein Wort: Emilie nahte sich furchtsam: „Lieber Onkel," fing sie an — er antwortete nicht, und sie stand bleich und zitternd da. „Dein Roman ist schlecht abgelaufen," sagte er endlich. Emiliens Beschämung war unbeschreiblich, sie verbarg schluchzend ihr Gesicht.

Endlich, als sich Herr Benedikt lange genug daran geweidet und sich überlegt hatte, daß dieser Verfall ihm sogar nützlich sein könnte, daß Emilie nun froh sein müßte, wenn er sein Wort hielt und sie heirathete, und daß sie ihm nun entgegen kommen müßte, statt daß er sich sonst die Mühe geben mußte, sich um sie zu bewerben; so bat er endlich ihren Onkel, er möchte doch diesen übereilten Schritt ihrer Jugend vergeben. „Weil Herr Benedikt für Dich bittet," sagte der Oheim endlich, „so will ich es verzeihn, unter der Bedingung, daß in drei Wochen Deine Hochzeit sein muß, wenn anders Herr Benedikt das verlaufne Mädchen noch will." Der Bräutigam erklärte, daß er diesen Fehler einzig ihrer Jugend zuschreibe, und daß er bereit wäre, Alles zu verzeihn. Emilie küßte nun zur Versöh-

nung den Oheim und auch den Bräutigam, und man ging auseinander.

Als Emilie auf ihr Zimmer kam, weinte sie nicht, sondern überlegte mit ihrem Mädchen ernsthaft, wie man Nachricht vom Lieutenant bekommen könnte. Herr Benedikt irrte sich in Emilien gänzlich; er hatte geglaubt, daß seine großmüthige Verzeihung etwas zu seinem Besten bei ihr bewirken würde, und Emilie haßte ihn jetzt, da sie sich vor ihm hatte schämen müssen, unaussprechlich; sie war entschlossen, eher alles Mögliche zu wagen, als die Seinige zu werden, selbst ihren Onkel traf ein kleiner Theil dieses Hasses.

Der Lieutenant wartete am Abend der Maskerade schon ganz angekleidet, daß ihn Herr Benedikt abholen sollte; nachdem er eine halbe Stunde gewartet hatte, trat endlich eine Maske in sein Zimmer; „sind Sie fertig," fragte der vermeinte Benedikt, „schon lange," war die Antwort. „So kommen Sie." Man stieg in den Wagen, jetzt nahm der Oberst die Maske ab; „Sie sind mein Gefangener, Herr Lieutenant," sagte er dem bestürzten Rosenberg, „bis die Nichte des Herrn Burchard mit ihrem Bräutigam verheirathet ist; mich dünkt, die Strafe ist

für einen Mädchenentführer gelinde genug; daß aus Ihrem Urlaub nichts werden wird, versteht sich von selbst." — Der Lieutenant war so erschrocken, daß er kein Wort sprechen konnte.

„Mich wundert doch, daß Sie nicht einmal neugierig sind, wodurch Ihre Geheimnisse entdeckt sind," fuhr der Oberst spöttelnd fort, „da muß ich Ihnen doch bei dieser Gelegenheit einen guten Rath geben: wenn Sie künftig so etwas ausführen wollen, so geben Sie nicht blos Acht, ob der Oheim ausgegangen ist, sondern sehen Sie auch nach, ob nicht ein ehrlicher Buchhalter im Nebenzimmer sitzt, wo er Ihre Plane hören und sie dem Oheim entdecken kann."

Unter ähnlichen Gesprächen, die den Lieutenant nicht besonders amusirten, kamen sie vor des Obersten Wohnung, der den Lieutenant nöthigte auszusteigen und mit einem Zimmer in seinem Hause vorlieb zu nehmen. Der Lieutenant folgte ihm mit verbissener Wuth, doch in der Hoffnung, daß er schon noch ein Mittel finden würde, Emiliens Vermögen zu bekommen.

Herr Rudolph war begierig zu wissen, wie es seiner schönen Nichte ergangen sei, und besuchte deßhalb am an-

dern Morgen seinen Oheim; er wunderte sich sehr, als er auf Herrn Burchard's Zimmer Emilien antraf; denn er war der Meinung, daß Niemand als der Lieutenant die Maske sein könnte, die Emiliens Hand aus der seinigen zog. Beide waren sehr froh, daß den Onkel Geschäfte auf einige Augenblicke abriefen. — „Lieber Vetter, wie unglücklich bin ich!" fing Emilie an. — „Was ist Ihnen begegnet, meine Theuerste," antwortete Rudolph. — Emilie erzählte nun mit wenigen Worten ihre Geschichte, sie sagte ihm, „sie hätte von ihrem Oheim gehört, daß der Lieutenant in des Obersten Hause gefangen wäre, man wird doch," schloß sie, „seine Freunde zu ihm lassen, ich bitte Sie bei aller der Liebe, die Sie selbst für die Waldorf fühlen, ihm diesen Brief zuzustellen, den ich schon in der Nacht geschrieben habe, ohne ein Mittel zu wissen, wie er ihn bekommen soll."

Rudolph versprach seiner Cousine alles Mögliche zu ihrem Glücke beizutragen; er empfahl sich, sobald der Oheim zurückkam, und eilte sogleich nach des Obersten Wohnung. Er bat den Obersten um die Erlaubniß, seinen besten Freund den Lieutenant Rosenberg sprechen zu dürfen, der Oberste kannte ihn nicht, und sagte ihm, daß er ihm das nicht verweigern wollte, doch unter der Bedingung, daß er

bei der Unterredung gegenwärtig sein dürfte. Rudolph mußte sich das gefallen lassen, er fürchtete, der Lieutenant würde behaupten, er kenne ihn gar nicht, und folgte deßhalb dem Obersten sehr verlegen. „Sprechen Sie," fing Dieser an, „ich habe es dem Herrn Burchard versprochen, daß ich alles Mögliche anwenden will, des Lieutenants Plan zu vereiteln, und ich muß mein Wort halten, ich habe ihm viele Verpflichtungen, sonst wollte ich sie dem Rosenberg wohl gönnen, denn das Mädchen ist reich, und Sie wissen wohl, reiche Officiere beim Regiment können nicht schaden."

Sie kamen auf des Lieutenants Zimmer, „hier ist ein guter Freund von Ihnen, der Sie sprechen will," rief der Oberst; Rudolph war sehr verlegen; allein der Lieutenant, der ihn gar nicht kannte, errieth sogleich, daß er von Emilien kommen müsse. Beide umarmten sich also zärtlich. Rudolph bedauerte den Lieutenant; man sprach von ganz gleichgültigen Dingen; endlich bat der Lieutenant Rudolph, er möchte ihm einige Bücher, die er ihm nannte, aus seinem Quartier hierher besorgen, und bestellen, daß alle Briefe an ihn bei dem Herrn Obersten abgegeben würden." — „Das Letzte habe ich schon besorgt," sagte der Oberst; „und die Bücher will ich besorgen,"

antwortete Rudolph. „Wollen Sie indeß dies hier lesen," sagte er, und reichte ihm eins hin. Der Oberst hatte kein Arges daraus; der Lieutenant nahm das Buch mit einem Brief von Emilien; Rudolph und der Oberst entfernten sich nun bald.

Der Lieutenant las den Brief, worin Emilie schlechterdings ein Mittel zu wissen verlangte, wie sie sich den verhaßten Umarmungen Benedikt's und der Tyrannei ihres Oheims, und er sich der Gefangenschaft entziehn könne. Der Lieutenant wußte selber keins; er ging fluchend die Stube auf und ab, und machte mit sich aus, daß er der Unglücklichste der Menschen sei. Gegen Mittag kam der Oberst auf seine Stube und brachte ihm einen Brief, der Lieutenant las ihn, und sah daraus, daß sein Vater gestorben sei, seine Mutter bat ihn sehr, er möchte ihm doch die letzte Ehre erzeigen und zum Begräbniß kommen. Er weinte und reichte den Brief dem Obersten. Der Oberst wurde gerührt; „es thut mir leid," sagte er, „ich habe Herrn Burchard mein Ehrenwort gegeben, indessen, ich will selbst hinfahren und die Entlassung meines Versprechens suchen. Wenn das angeht, so können Sie morgen reisen, ich gebe Ihnen dann den Urlaub, den

Sie vor einigen Tagen in so schlechter Absicht forderten, und begleite Sie selbst zum Thore hinaus.'

Er fuhr auch wirklich hin zum Herrn Burchard und erzählte ihm den ganzen Vorfall; er stellte ihm und Herrn Benedikt vor, daß es für sie sogar sichrer wäre, wenn der Lieutenant entfernt sei, und daß dieser, wenn er zurückkäme, Emilien schon als Frau fände. „Wenn wir nur das verdammte Sachsen nicht so nahe hätten," sagte Herr Burchard, „wo man Jedermann ohne Umstände trauet!" Herr Benedikt versicherte, „daß gar nichts mehr zu befürchten wäre, er wäre mit dem Betragen seiner Braut seit dem Abend, da sie sich hätte wollen entführen lassen, vollkommen zufrieden, denn sie schien sogar sehr verliebt in ihn; er glaubte, daß sein großmüthiges Verzeihen ihr Herz so sehr gerührt habe, und man brauchte es ihr ja gar nicht zu sagen, daß der Lieutenant frei wäre."

„Wenn Sie es zufrieden sind," sagte Burchard, „ich kann es mir gefallen lassen," und so wurde beschlossen, daß der Lieutenant am andern Morgen reisen sollte. Rudolph sprach am Abend in des Obersten Gesellschaft, der keine Vorsicht sparen wollte, den Lieutenant; dieser erzählte dem Rudolph den Tod seines Vaters, und daß er morgen ab-

zureisen dächte, um noch bei seinem Begräbniß zu sein. Rudolph erkundigte sich im Gespräch ganz unschuldig nach dem Wohnort seines Vaters, es fand sich, daß er ganz nahe an der Grenze sechs Meilen von der Stadt entfernt sei, er bedauerte den Lieutenant recht herzlich, wünschte ihm eine glückliche Reise und empfahl sich.

Er besuchte gleich am andern Morgen Herrn Burchard und stattete Emilien von Allem Bericht ab; es wurde ausgemacht, daß sie ihrem Bräutigam recht sehr freundlich begegnen sollte, damit es schien, als hätte sie den Lieutenant ganz vergessen. Der Oheim und der Bräutigam waren über Emiliens Betragen sehr vergnügt; es waren noch acht Tage bis zu ihrer Hochzeit. Rudolph hatte indeß an den Lieutenant geschrieben und ihn gebeten, Alles zu Emiliens Empfang einzurichten; er bestimmte den Tag, wenn er mit ihr ankommen würde. Herr Burchard war so vergnügt über Emilien, daß er, um ihr eine Freude zu machen, einen Ball veranstaltete, wozu viele junge Leute und auch Rudolph gebeten wurden; am Abend beklagte sich Emilie gegen ihren Oheim, sie wäre nicht wohl, sie wünschte ihm und ihrem Bräutigam eine gute Nacht, und bat, man möchte sie bei der Gesellschaft entschuldigen, wenn man sie ja vermissen sollte. Sie ging

Univ.-Bibl. München

auf ihr Zimmer, welches sogleich verschlossen wurde. Emilie vertauschte ihre weiblichen Kleider mit männlichen, und als sie die Musik verstummen hörte, schlich sie sich mit Herzklopfen wieder herunter, mischte sich auf dem Gang unter die fortgehenden Gäste, hing sich an Rudolph's Arm, setzte sich zu ihm in den Wagen, und lag schon in des Lieutenants Armen, ehe Burchard seine Nichte vermißte. Der Lieutenant eilte sogleich mit ihr über die Grenze, und Rudolph kehrte zurück mit Briefen voll demüthigen Bitten an den Oberst vom Lieutenant und an Herrn Burchard von ihm und Emilien.

Er ging zuerst zum Obersten, dieser konnte es nicht lassen, seine Freude darüber zu äußern, daß sie der Lieutenant doch bekommen hatte; er hatte einen kleinen Haß auf Benedikt geworfen, daß dieser sich zutraute, daß ein Mädchen über ihn einen Officier seines Regiments vergessen sollte; er versprach Alles so viel als möglich zum Besten zu kehren; er ließ sich die Briefe an Herrn Burchard geben, und wollte sie selbst überbringen.

Er fand das ganze Haus in Unordnung über Emiliens Entweichung; der Oheim war mehr gerührt als zornig; er stand und weinte, der Oberst hielt das für ein gutes

Zeichen, er erkundigte sich nach der Ursache seines Kummers. Burchard klagte, daß seine Nichte ihm entlaufen sei; „wenn ich nur ihren Aufenthalt wüßte," rief er, „ich habe keine Kinder, wenn ich nur das einzige Kind wieder hätte!" — „Würden Sie ihr Alles verzeihen," fragte der Oberst, und reichte ihm Emiliens und des Lieutenants Briefe. Kaum sah Herr Burchard, wo seine Nichte und wie demüthig sie war, als sein ganzer Zorn erwachte; er schwur, der Lieutenant sollte sie nicht behalten, sie sollte Benedikt heirathen, oder er wolle sie enterben. Der Oberst wendete seine ganze Beredtsamkeit an, Emilien zu entschuldigen; Burchard tobte immerfort, er schalt seine Nichte ein verlaufenes Mädchen. „Herr Burchard hat Recht," sagte Herr Benedikt, als er sah, daß der Oberst etwas zu ihrer Vertheidigung sagen wollte, „meinen Sie, daß es eine solche Kleinigkeit ist, einem Bräutigam so zu entlaufen, wahrlich es wird mir keine kleine Ueberwindung kosten, wenn sie meine Frau wird, das zu vergessen." — „Rechnen Sie denn noch darauf, daß sie Ihre Frau werden soll?" fragte der Oberst. — „Freilich würde ich mich erst noch besinnen müssen," antwortete Benedikt.

„O, wenn Sie viel Besinnens nöthig haben," schrie

Burchard, „so mag ich sie lieber dem Lieutenant geben, der nimmt sie doch, ohne sich zu besinnen.“ — „Das ist wahr,“ versetzte der Oberst. Herr Benedikt wollte gern das Gesagte wieder gut machen; aber der Oberst ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, und setzte Burchard weitläufig auseinander, daß der Lieutenant seinem Hause einmal doch mehr Glanz geben könnte, als Benedikt, daß er einmal Oberst, und wenn er viel Glück hätte gar General werden könnte, daß er Emilien und sie ihn herzlich liebe. Herr Burchard las die Briefe noch einmal, und fand sie so rührend, daß er weinte und ihnen vergab, er reiste selbst hin, um sie abzuholen und feierte in seinem Hause ihre Hochzeit.

Durch Burchard's Geld vergaß der Lieutenant, daß er jemals arm war, und daß eben dieses Geld der Hauptbewegungsgrund gewesen sei, warum er Emilien heirathete; er schrieb Alles seiner großen Liebe zu, und seine Jugend kam ihm bis in sein Alter sehr poetisch vor. Emilie war fest von ihrer Liebe überzeugt, da sie sogar um seinetwillen aus ihres Onkels Hause entlaufen war, und Beide hatten die Freude, daß sie alle Stellen über Liebe aus allen Büchern auf sich anwenden konnten, und so lebten sie in einer recht glücklichen Ehe.

Herr Burchard war sehr mit sich zufrieden, da er das Glück zweier Menschen durch Aufopferung seines Lieblingswunsches gemacht hatte; Herr Benedikt tröstete sich über den Verlust seiner Braut bald durch die Heirath mit einer reichen Witwe. Rudolph blieb der Freund des Hauses, und so lebte die ganze Familie sehr vergnügt.

Sechs Stunden

aus

Fink's Leben.

Erste Stunde.

Von fünf Uhr Abends bis sechs Uhr.

Fink saß auf seinem Sopha am Ofen, mit frisirtem Kopfe, in tiefem Negligé, und las Goethen's Iphigenie. Es schlug fünf Uhr, Jemand stürmte die Treppe herauf: es war Fink's Herzensfreund, der junge Hartmann, welcher heftig, den Hut auf dem Kopfe, eintrat, um Fink zur Gesellschaft bei dem Rath Punian abzuholen.

Fink hatte ein kleines Vermögen und viele Bedürfnisse, seine Capitale verloren sich unter seinen Händen, und die Alphabete, mit denen er die Welt beschenkte, waren nicht hinreichend, die Lücken auszufüllen, welche Spiel, Wein, Mädchen u. s. w. in sein Vermögen gerissen hatten. Er sah sich deßwegen nach einem Amte um; und da er von Jugend auf Lektüre gehabt, auf Universitäten Aesthetik gehört, und wirklich über diese Gegenstände viel nachgedacht hatte, so hielt er sich zu einem

Professor der schönen Wissenschaften für Kahla und berufen, und hatte durch die Becker'sche Familie, welche viel Einfluß und drei mannbare Töchter hatte, sich dem Minister, welcher die Professur vergab, empfehlen lassen. Bei dem Rathe Bunian sollte er dem Minister präsentirt werden, und aus seinem Munde die Entscheidung hören.

„Aber Fink!" sagte Hartmann, indem er noch die Thüre in der Hand hielt, „noch nicht einmal angezogen! Heute, wo das Glück Ihres Lebens, die Ruhe Ihres Alters auf dem Spiele steht — —"

„Ach! ich hatte mich so vertieft," sagte Fink, „und die Zeit ging hin unter dieser Lektüre, ich weiß nicht wie — Sehn Sie, wenn man über Iphigenie die Zeit vergißt, so ist man wahrlich zu entschuldigen. Welch ein Meisterwerk ist dieses Stück! Der reinste Abdruck des griechischen Menschengeistes — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn!"

„Ein andermal davon," sagte Hartmann — „jetzt ziehn Sie sich nur an."

„Nein! nicht ein andermal, jetzt — mein Herz ist voll und warm, und dann spricht man am Besten über Dichter. — Sehn Sie, ich meine — jedes Product der schönen griechischen Kunst fordert, um verstanden zu wer-

den, Griechen. — In jeder Zeile, in jeder Anspielung, liegt für uns ein Stoff zu einer antiquarischen Bemerkung; aber in Goethen's Iphigenie ist nur die allgemeine Schönheit alles das, was uns unter jeder Bedingung rührt und entzückt, weil es nicht griechisch, sondern menschlich ist, zusammengetragen und mit jener äußern griechischen Form verbunden, als da sind: Simplicität der Fabel, des Dialogs; häufige, prätensionslose, tiefe Sentenzen und Reflexionen und — "

„Ja doch! e ja doch!" sagte Hartmann, und sah nach der Uhr.

„Ferner der Plan — giebt es ein größres Meisterstück als dieses? er ist mir immer wie ein anmuthiger Hügel vorgekommen, welchen man auf der einen Seite besteigt und auf der andern verläßt — bis zur Scene, wo Orestes wahnsinnig wird, steigt das Interesse der Leidenschaft immer höher, und von da führen die Sitten der Personen und die Handlung es fort und einem sanften Schlusse zu —"

„Sie haben sehr recht, aber — — es wird wirklich spät."

„Nur noch darauf möcht' ich Sie aufmerksam machen: welch ein tiefer Sinn in der Idee liegt, daß Iphigenie

durch einen unwillkührlichen Zug ihres Herzens getrieben, den Anschlag entdeckt, welchen Pylades gegen Thoas hegt, und daß auf diese Folgsamkeit gegen das innere Gefühl das Glück der Iphigenie, des Orestes und des Pylades gegründet wird. — Sie glauben nicht, wie klein mir Dichter vorkommen, welche eine Reihe von Maschinen erfinden, um eine sogenannte gute Lehre den Menschen einzuimpfen, da es hier mit so wenigem Aufwande, so fast unvermerkt, und doch so innig geschieht. Wahrlich! ich würde den Menschen, welcher, wenn er die Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln oder die Wahrheit verleugnen könnte, ich würde ihn auf das Aeußerste verachten, ich würde zweifeln, ob Plato recht habe, wenn er sagt, daß die Menschen nur die Göttlichkeit der Tugend zu sehen brauchten, um sie anzubeten."

„Wollen Sie sich nicht anziehn? Es ist halb sechs Uhr," sagte Hartmann in vollem Aerger.

„Was das für Menschen sind!" sagte Fink, und stampfte mit dem Fuße. „In dieser Stimmung denke ich nicht an die Zeit und an andere Menschen; die Professur, welche ich bekommen soll, kömmt mir wie eine Narrenkappe vor, welche ich aufsetzen muß, damit die andern Narren mich nicht auslachen."

„Ich habe schon oft bemerkt," sagte Hartmann, „wie intolerant Sie sind, wenn Sie in Enthusiasmus gerathen. Ich tadle es nicht, daß uns Producte der schönen Künste entzücken; nur muß unsre Liebe zu den Künsten nie das praktische Leben durchschneiden, sondern wie Parallellinien daneben herlaufen, ohne es in einem Punkte zu berühren."

„Etwas Schlechteres haben Sie lange nicht gesagt," unterbrach ihn Fink. „Was sind denn die schönen Künste werth? Und was gelten sie durch die erregten schönen Empfindungen, wenn sie nicht eine Stimmung in der Seele hervorbringen, welche einen wohlthätigen Einfluß hat, nicht nur in den Momenten, wo ich als selbstständiges Wesen egoistisch mich selbst und meine Stimmung genieße, sondern auch, wenn ich mit andern Wesen zusammentreffe. Das ist eben das Hohe in den schönen Künsten, daß sie die Seele anfassen, man weiß nicht wie, und daß ihr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft nie schädlich, aber, ohne daß man es berechnen kann wie sehr, immer wohlthätig ist. Wenn ich aber einen Proceß schlichte —"

„Sie verfallen in Paradoxen. — Lassen Sie uns statt des Allgemeinen in's Besondere gehn. Setzen Sie, bei Ihrer ungemeinen Neigung keine Zeit zu respectiren,

hätten Sie ein Amt, wie würden Sie dessen warten? Wie oft würden Sie den poetischen Enthusiasmus der körperlichen Pflicht vertreten lassen — und wäre das recht gehandelt?"

„Nein!" sagte Fink; „aber ist denn das recht, immer in dem bürgerlichen Kreise zu leben, und so, wie Sie, keinen Begriff mehr respectiren, als den der Zeit? Sie thun wahrlich gerade, als wenn die Natur und nicht die Menschen die Stunden erfunden hätten, als wenn das ganze Leben eine Musik wäre, und die Stunden die einzelnen Takte, in welchen eine bestimmte Anzahl Noten müssen abgespielt werden."

„Und wenn dem so wäre, wie es nicht ist, wenn ich mich so an Minuten bände: wäre es denn nicht Ihre Pflicht, meiner Schwachheit nachzusehn?"

„Und wäre es nicht Ihre Pflicht," sagte Fink, „von Ihrer Schwachheit etwas abzuweichen, um meine zu unterstützen?"

„Das ist sophistisch gedacht!"

„So! wenn ich mich recht erinnere, so tadeln Sie selten etwas Anderes an mir, als eben diese Ungefälligkeit in diesem Punkte."

„Sehr wahr!“ sagte Hartmann.

„Nun, lieber Herr! ich tadle noch viel mehr Schwachheiten an Ihnen; aber ich fordre nicht, daß Sie sie ablegen sollen. Nun ständen wir also in diesem einen Punkte völlig gleich, und nun frage ich Sie: Sie, der Sie Ablegung dieser meiner Schwäche als Gefälligkeit von mir fordern, warum leisten Sie mir diese Gefälligkeit nicht, da es ebenfalls nur das Einzige ist, was ich von Ihnen begehre? Ich möchte nun wohl fragen: wer von uns Beiden ist mehr Geist? Und ich denke, man wird wohl antworten müssen: Beide gleich stark.“

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Hartmann riß mit Heftigkeit die Uhr aus der Tasche. „Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! in zehn Minuten ist's sechs Uhr; nun sollen wir noch zu Becker's fahren, vor sieben Uhr können wir nicht bei Munian sein.“

„Aber, mein Gott!“ sagte Fink, „wer hat denn nun aufgehalten? Ich hätte mich lange angezogen, wenn Sie sich mit mir nicht gezankt hätten.“

„Gezankt?“ erwiederte Hartmann, „das nennen Sie wahrscheinlich nur darum zanken, um mich bei Gelegenheit zänkisch zu nennen.“

„So! das ist wohl nicht gezankt, wenn man Jemanden einen Egelsten nennt? Man zankt wohl nur dann, wenn man sich schimpft?"

„Und Sie hätten sich wohl," sagte Hartmann, „nicht während unseres Gespräches anziehen können? — Nun, so ziehn Sie sich wenigstens jetzt an."

„Gleich!" sagte Fink, und sprang an die Klingel. „Friedrich! reine Wäsche, mein braunes Kleid, die gestreifte Weste und die schwarzen seidnen Strümpfe — aber nun die Beinkleider?"

„Um Gotteswillen! eilen Sie."

„Nun, mehr kann ich nicht thun," sagte Fink, „als daß ich eile; der Schade ist ja doch einmal geschehn."

Hartmann kehrte sich mürrisch gegen das Fenster, und sah durch die Scheiben.

Fink steckte sich nach und nach in die Kleider, Alles zog er schief, Alles verkehrt an, er stampfte öfters mit den Füßen, und leitete auf diese Art seinen Zorn in die Erde ab. Endlich stand er schmuck angezogen da. Er wandte sich an Hartmann.

„Nun!" sagte er zu diesem, „noch mürrisch?"

„Ach, laſſen Sie mich!“ ſagte Hartmann, „Sie verderben einem jedes Vergnügen durch dieſe verdammte Nachläſſigkeit.“

„Wer verdirbt denn,“ ſagte Fink kalt, „ich verlange ja nur, was ich gebe, Toleranz.“

„Schon gut! Aber Sie werden ſehn, wie unglücklich Sie ſich durch ſolche Nachläſſigkeiten noch machen werden. Es fehlt Ihnen ganz an Weltkenntniß, und da wäre es wohl billig, daß Sie auf mich hörten, der ich zwei Jahre älter als Sie bin, und von Jugend auf in der Welt gelebt habe.“

„Wollen wir jetzt gehn?“ ſagte Fink.

„Kommen Sie,“ erwiederte Hartmann; „aber Sie haben mich ganz verdrüßlich gemacht; ich kann nicht dafür, ſo unrecht es iſt: ich bin ganz verſtimmt.“

Sie fuhren nach dem Becker'ſchen Hauſe.

Zweite Stunde.

Von sechs bis sieben Uhr.

Der Wagen hielt vor Becker's Thüre. Fink und Hartmann stiegen aus, und fanden in einem Zimmer Mademoiselle Karoline Becker, welche die Fremden empfing, weil Vater, Mutter und Schwestern noch mit dem Putze zu diesem Feste beschäftigt waren.

Mademoiselle Becker hatte eine Physiognomie, welche einer Schwärmerin nicht übel stehn würde, allein sie hatte nichts von dieser als die Physiognomie, welches sie auch recht gut wußte. Sie suchte daher durch einen Putz, welchen ich idealisch nennen möchte, wenigstens war immer ein oder das andere Stück von dieser Beschaffenheit — den Eindruck ihrer leichten Schönheit dauernder zu machen. So ging sie ein halbes Jahr, aller Mode zum Trotz, mit einer Rose in den Haaren und großen blauen Glascorallen um den Hals, welcher Putz ihr eben des Abweichenden wegen, das Ansehn einer Fremden und etwas Piquantes gab, welches ihre Nebenbuhlerinnen, und dazu gehörten dermalen alle unverheiratheten Mädchen, vergeblich zu erlangen suchten und daher verlästerten.

„Sein Sie uns willkommen, meine Herren!“ sagte sie. „Wie befinden Sie sich, Herr Fink?“

„Recht wohl, Mademoiselle!“ erwiederte Dieser, „und Sie — doch Sie müssen sich wohl befinden oder — es geschieht das himmelschreiendste Unrecht.“

„Ich habe Zahnweh,“ sagte sie; „sehen Sie? die Backe ist mir ein wenig angeschwollen.“

„Man merkt es nicht, Mademoiselle! — Treten Sie hin, wahrlich man merkt es nicht — aber freilich kein Wunder ist es, Zahnweh zu haben, das Wetter —“

„Ich gestehe Ihnen,“ sagte Mademoiselle Becker, „ich würde mich gar nicht um das Wetter bekümmern, wenn es mir nicht Zahnweh verursachte. Sie wissen, wie ich darin denke: ein Hausfreund zaubert mitten im häßlichsten Winter mir den schönsten Frühling in das Zimmer. — Aber, warum besuchen Sie uns so selten?“

„Ich glaube, ich habe Sie oft genug incommodirt,“ erwiederte Fink, „und besonders Ihren Herrn Vater, dem ich meinen Dank nicht genug sagen kann, wenn es anders so ist, wie er mir schrieb, daß nur der Minister mich noch sehn wolle, um mir die Stelle zu conferiren.“

„So ist es! Und ich gratulire im Voraus nicht blos zur Stelle, sondern auch zu dem, was Ihr Herren gemeiniglich

mit der Stelle zu verbinden sucht, zur Frau. — Nicht wahr, Herr Hartmann! es fällt Ihnen auf, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein unverheirathetes, so sprechen zu hören? aber fragen Sie nur Herrn Fink, ob er mich nicht oft eine Philosophin genannt hat, und daher mag er mich entschuldigen; sonst müßte ich freilich bitten, mich nicht nach meinen Einfällen zu beurtheilen."

„O, Mademoiselle!" erwiederte Hartmann, „Sie sind gefährlich, Sie haben tiefer in sein Herz gesehn als ich — er hat seit einiger Zeit viel Gedichte geschrieben: ich glaube wirklich, daß er verliebt ist."

Mademoiselle Becker ward roth, denn diese Gedichte waren an sie.

„Wir wollen," sagte sie, „Ihrem Freunde, wenn er ein solches Geheimniß hat, es weder durch Zureden noch durch Spöttereien entreißen. Er wird es uns schon sagen, wenn er es für nöthig findet. — Nicht wahr, Herr Fink — ich kann auf Ihr Vertrauen rechnen?"

„Mademoiselle!" sagte Fink in einiger Verwirrung, „Sie beschämen mich," er beugte sich bei diesen Worten auf ihre Hand und küßte sie mit einer kleinen Heftigkeit.

Der Vater trat ein. Ein gerader Mann, der immer

die gebahntesten Wege, das heißt, die Wege ging, auf welchen die Meisten gehn.

„Sieh' da, mein lieber Freund!" sagte er zu Fink, und umarmte ihn; „sind Sie es? nun ich gratulire — Ihr Diener, lieber Herr Hartmann! ich hoffe, Ihr Freund ist recht heiter."

„O ja, lieber Herr Becker!" sagte Hartmann.

„Und das danke ich Ihnen allein," fiel Fink ihm in die Rede; „Sie haben mich mit Ihrem Rathe, mit Ihrem Einflusse, wie ein Vater, unterstützt, was wäre ich ohne Sie —"

„Und Sie, mein lieber Fink! haben sich immer gegen mich als Sehn betragen, ich habe Sie sehr lieb gewonnen, Sie sind ein solider junger Mann, welcher alle Unterstützung und Achtung verdient. Ich habe mich recht gefreut, Ihnen dienen zu können, und wenn noch irgend etwas zu Ihrem Glücke fehlt, so sagen Sie es mir, und wenn es in meinen Kräften steht, so werde ich sie anstrengen, um Ihnen es zu gewähren."

„Ich danke Ihnen — wenn ich vielleicht also Ihre Vorsprache," er sah seitwärts auf Mademoiselle Becker, „und wer weiß, wie bald es kommt — wenn ich sie sollte nöthig haben — so werden Sie mich gewiß unterstützen."

„Gewiß," sagte der Vater mit freundlichem Lächeln, „ganz gewiß, mein lieber Fink!" Dabei drückte er ihm die Hand und küßte ihn. „Wir sehn uns doch heute Abend? — Sie verzeihn! Ich habe noch einige Geschäfte — wollen Sie noch hier verweilen, so schlage ich Ihnen meine Tochter zur Gesellschaft vor."

Der Vater ging. „Erst halb sieben Uhr. Sie haben ja noch Zeit genug," sagte Karoline.

„Verzeihen Sie," sagte Hartmann, „es ist schon fünf Minuten über halb."

„Und wenn auch," sagte sie. „Apropos, Herr Hartmann! Wissen Sie wohl, daß ich neue Musikalien bekommen habe? — Hier sehn Sie diese Sonate — sie ist vortrefflich! Wollen Sie sie einmal probiren?"

Sie öffnete bei diesen Worten das Fortepiano, und Hartmann fingerte mit dem größten Verdruß darauf herum. Karoline wandte sich sogleich zu Fink.

„Sie haben," sagte sie, „in Ihrer letzten Schrift das häusliche Glück so lebhaft und innig geschildert, daß ich die Stelle S. 36 im zweiten Theile — sehn Sie, so habe ich Ihre Schriften inne — mehr als dreimal gelesen habe."

„Ich habe," erwiederte Fink, „als ich die Schilderung entwarf, an Ihren Familienzirkel und an Ihre Gesellschaft gedacht. So wie Gertrud, in meinem Buche, so ist Ihre Frau Mutter, und so wie Röschen, müßten Sie als Gattin sein," bei den letzten Worten küßte er ihre Hand.

Karoline erröthete. „Sie schmeicheln mir," sagte sie, „und das thut mir leid. Ich bin ein unbefangenes Mädchen, welches leicht auf Schmeicheleien hört, und Sie haben es zu verantworten, wenn ich auf mich stolz werde, da ich bis jetzt nur eitel war."

„O!" sagte Fink, „welch eine liebenswürdige Schalkheit und Offenheit."

„Zeit! Allerdings ist es die endlich," sagte Hartmann, und sprang von dem Fortepiano auf.

„Sie sehn," fuhr Fink fort, „was mich eigentlich von Ihnen trennt: die Zeit und mein Freund Hartmann. Ich habe noch das Vergnügen, Sie heute Abend zu sehn."

„Das Vergnügen wird auf meiner Seite sein," sagte Karoline, und sah bei dem accompagnirenden Knicke Fink allein an.

Kaum waren beide Freunde in den Wagen gekommen, welcher nun nach Bunian's Hause fuhr, so brach Hartmann los. „Aber, Fink! sagen Sie mir, wie können

Sie dies Betragen mit feiner Empfindung, mit Freundschaft, mit Rechtschaffenheit reimen, welches Sie in dieser Familie und gegen mich jetzt eben beobachtet haben."

„Es wird sich doch noch immer so gut reimen, als die neusten Verse — aber was habe ich denn schon wieder gethan?"

„Was Sie gethan haben?" sagte Hartmann; „Sie lieben doch die reiche Mademoiselle Müller, und wollen sie heirathen?"

„Allerdings! Nun, was weiter?"

„Und Sie unterfangen sich, in dem Herzen eines alltäglichen, eitlen, trivialen Geschöpfs Hoffnungen zu erregen, welche Sie nicht zu erfüllen im Stande noch Willens sind."

„Hoffnungen," sagte Fink, „wie die Leute sich ausdrücken. — Glauben Sie mir, ich bin weder so niedrig noch so vorzüglich, als Sie glauben; ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der eben so wenig Ihrem Ideale als dem Bilde entspricht, welches Sie in Stunden übler Laune sich von ihm entwerfen."

„Was soll das hier?" sagte Hartmann, „die ganze Frage ist die: ist es recht, einem Mädchen zu verstehn zu

geben, man wolle sie heirathen, blos um ein paar angenehme Viertelstunden zu haben."

„Es ist Ihr ewiger Fehler," sagte Fink, „jedes Ding nur von einer Seite anzusehn. Ich werde in Becker's Haus introducirt, drei mannbare Töchter werden mir vorgezeigt und mir zu verstehn gegeben, ich könnte mir eine davon zur Frau aussuchen; ich kann des alten Becker's Einfluß benutzen, um die Professur zu erlangen, soll ich nun dieser Familie, welche übrigens eine der gemeinsten ist, welche ich kenne, soll ich dieser mein Geheimniß anvertrauen, daß ich schon versprochen sei? Ich lasse also die Sache auf sich beruhen; man nimmt meine Galanterien für Aeußerungen der Leidenschaft — was kann ich dazu — man verwendet seinen Einfluß, um mir ein Amt und eine Tochter an den Hals zu werfen: soll ich nein sagen, da nicht ich, sondern Becker's das primum mobile waren? Zudem habe ich mich wirklich in dem Hause oft amüsirt, und war eine Zeitlang in der That verliebt."

„Wofür soll ich Sie halten? Sie ein Bräutigam — Sie bekennen, daß Sie ein anderes Mädchen lieben?"

„Und warum nicht? So geht es tausend Menschen; nur ist Keiner so aufrichtig, so dreist herauszusagen, was

er fühlt, als ich. Meine Braut iſt abweſend: was iſt natürlicher, als daß ich eine Perſon ſuche, welcher ich das lebhafte Bild von meiner Geliebten, welches ich in meiner Einbildungskraft mit mir trage, anpaſſe. Nun kommt mir gerade Mademoiſelle Becker entgegen, welche wirklich eine entfernte Aehnlichkeit von meiner Braut hat. Was kann ich dafür, daß ſie es gerade iſt, an welche ſich meine Liebe hängt? Was kann ich dafür daß ſie dieſe Liebe für ernſtlicher hält, als ſie es iſt; daß Vater, Mutter und Tochter einen Plan entwerfen, mich zu fangen, daß ſie mir darum ein Amt ſchaffen. Kurz und gut, als die Sache einmal ſo weit gekommen war, daß ſich Becker's für mich verwandten: ſo wäre es unpolitiſch geweſen, ihre Bemühungen aufzuhalten, und unverantwortlich gegen meine Braut, welcher ich doch ſtatt ihres Geldes nach ihrer Grille einen Titel zubringen ſoll. — Daß ihr Menſchen niemals einſehen wollt, daß, ſobald ich aus meinen vier Pfählen herausgehe, ich von andern Leuten, ſo wie ſie wieder zum Theil von mir dependiren, daß ich alſo mich nach ihnen richten, mit einem Worte, daß ich eine gewiſſe Klugheit beobachten muß, ohne welche man wenigſtens wie ein Narr, wo nicht als ein Raſender, in der Welt erſcheint. — Wahrlich! ſo wie Semler ſchlechterdings einen

Unterſchied zwiſchen Privat- und öffentlicher Religion machen ſollte, ſo möchte ich einen zwiſchen dem Menſchen in ſeinem Hauſe und dem in Geſellſchaft feſtſetzen; jener iſt für Freunde origineller, rauher, beſſer und in einzelnen Stunden unerträglich, dieſer iſt für die Welt trivialer, glatter, ſchlechter, und bleibt ſich immer gleich — —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn Hartmann, „daß Sie ein Sophiſt ſind, und mit Worten lieber als mit Begriffen ſtreiten, aber ſo viel iſt richtig, ich würde nicht ſo handeln."

„Das können Sie ſagen, im Handeln hat Jeder ſeine eigene Schule, ob Sie aber, trotz dieſer anſcheinenden Simplicität, dennoch nicht manierirter ſind als ich — —"

Der Wagen hielt vor Bunian's Thür ſtill.

Dritte Stunde.

Von ſieben bis acht Uhr.

Fink und Hartmann traten in den erleuchteten Saal, in welchem eine zahlreiche vermiſchte Geſellſchaft, welche Kaffee und Thee trank, und ſich die gelehrte Geſellſchaft

nannte, verſammelt war. Die Sache war mit zwei Worten dieſe.

Der Rath Bunian war ein Mann, welcher gerade ſo viel in der Welt geweſen war, daß er vollkommen einſah, er habe nichts gelernt, und man ſchätze in der Welt die Leute, welche ſich Kenntniſſe erworben. Er hatte daher lange gedacht, nicht etwa wie er ſeine Unwiſſenheit ablegen, ſondern vorzüglich, wie er ſie verbergen und den Schein der Gelehrſamkeit erwerben könne. Die ſchönen Künſte ſchienen ihm darin vor allen Theilen der Gelehrſamkeit etwas voraus zu haben, daß ſie anmuthig zu erlernen, und daß man, ohne viel in dieſem Fache geleiſtet zu haben, dennoch viel gelernt zu haben ſcheinen könne. Er enrollirte ſich alſo mit eigner Hand unter die ſchönen Geiſter; und da er wohl wußte, daß man gemeiniglich den Belletriſten einen Mangel an ſolider Geſellſchaft vorwirft, und daß ein Titel nichts hilft, wenn unſere Mitbürger uns denſelben nicht geben, ſo brachte er zur Abwendung des erſten Vorwurfs in einem der prächtigſten Zimmer ſeines Hauſes eine Bibliothek, und zur Erlangung des letzten im Kellergeſchoß einen Weinkeller an, welcher dem Rathskeller und der Rathsbibliothek die Wage hielt, und ihn zum

geistlichen und leiblichen Mäcenas der Gelehrten auf einmal erhob.

Aber damit begnügte sich der Mann nicht; er blickte noch einmal auf seine harten Thaler, und dachte auf eine Hausakademie. Diese war bald angelegt, denn die Gelehrten der ganzen Stadt drängten sich hinzu, um an diesem Zirkel Antheil zu nehmen. Die Gesetze waren, man kam um fünf Uhr zusammen, unterhielt sich bis sechs Uhr über die Merkwürdigkeiten der Literatur, las von sechs bis sieben Uhr kleine Aufsätze, welche eines oder das andere von den Mitgliedern der Gesellschaft verfertigt hatte, von sieben bis neun Uhr spielte ein Theil Karten, der andere unterhielt sich, und von neun bis zehn Uhr verzehrte man ein kaltes Abendbrod, worauf bis gegen eilf Uhr die Gesellschaft auseinander ging.

Den meisten Glanz aber erhielt die ganze Gesellschaft dadurch, daß der Minister, welcher, ohne ein Wort davon zu verstehen, die schönen Wissenschaften protegiren sollte, nicht selten die Gesellschaft, welche er ein höchst nützliches und zweckmäßiges Institut nannte, zu besuchen pflegte: daher alle Gelehrte, besonders die, welche in ihrer Art das waren, was die Insekten unter den Thieren sind, klein und beschwerlich, diesem Hause zuflatterten, um

das Vergnügen zu haben, von dem Minister bemerkt zu werden.

Am angesehensten bei dem Rathe Bunian war der Rath Becker, und da der Minister den Rath Bunian, und der Rath Bunian den Rath Becker für ein großes Genie hielt, so traute Einer auf den Andern; und Fink war der gründlichste und feinste Kopf für den Minister, weil der Rath Becker eine Tochter zu verheirathen hatte.

Homer ruft bei allen Gelegenheiten, wo er etwas Außerordentliches beschreibt, die Musen an, um gleichsam durch ihre Eingebung bei schweren Stellen einige Erleichterung zu erhalten. Auch ich sehe mich hier genöthigt, neue Kräfte zu sammeln, um die eben so außerordentliche als amüsante Gesellschaft ein wenig abzuzeichnen. Ich werde aber meistens nur die sprechende und nicht die spielende Gesellschaft skizziren, weil die erstere die interessantere ist.

In einem Winkel, in welchen sich Fink und Hartmann stellten, sprach oder docirte vielmehr ein Mitglied der Akademie der bildenden Künste über etwas, was er nicht verstand, wofür er aber bezahlt ward, — nämlich über die bildenden Künste. Mit einer höflichen Wichtigkeit belehrte er den Kantianer Baldrian über die Kunstgeschichte folgendermaßen:

„Michael Angelo Caravaggio zeichnete sich, wie gesagt, sehr durch die starken schwarzen Schatten in seinen Gemälden aus, durch welche er die Figuren bewunderungswürdig hervortreten läßt. Beispiele davon giebt nicht nur das jungste Gericht in der Sixtuscapelle, sondern auch die berühmte Nacht zu Dresden. Sein Sohn, den man abgekürzt Caracci nannte, und seine Enkel Annibale und Agostino Caracci brachten den Ruhm der römischen Schule auf das Höchste."

„Ich für mein Theil," unterbrach ihn Baldrian, „halte auf Malerei weit mehr als auf Bildhauerkunst; die Form ist am Ende doch nur ein Stuck des Korpers, und da mir Malerei, Umriß und Farben zugleich giebt, so ist sie fur Einen, der nur weiß, daß zwei mehr ist als eins, ausgemacht die vorzüglichste Kunst."

„Sie haben Recht, Herr Baldrian!" sagte das akademische Mitglied (Habermann war sein Name), „Sie haben schon darum Recht, weil die Malerkunst weit schwerer zu erlernen ist, als die Bildhauerkunst. Man kann z. B. sein ganzes Leben zubringen, um Coloriren zu lernen, wovon Raphael das lebendige Beispiel ist."

„Können Sie mir nicht erklaren, wie Contrast und Contrapost sich unterscheiden?" fragte Baldrian.

„O ja!“ erwiederte Dieſer, „nichts iſt leichter. — Sehn Sie, Contrapoſt iſt der in's Große getriebene Contraſt, und Contraſt iſt der in's Kleine gehende Contrapoſt. Was im Styl ein Gegenſatz heißt, nennen wir in der Malerei Contraſt, eine Antitheſe aber Contrapoſt. Z. B., wenn Daphne vor dem Apollo flieht, ſo giebt dies auf dem Gemälde einen Contraſt; aber wenn auf der einen Seite einer Landſchaft ein Gewitter tobt, während der hellſte Sonnenſchein auf der andern iſt, ſo nennt man das Contrapoſt.“

„Ich für mein Theil,“ ſagte Baldrian, „beſcheide mich gern, daß ich als Philoſoph in die Tiefen der Kunſt, in welche Sie, Herr Habermann, ſo glücklich eingegangen ſind, nicht eindringen kann, ich bleibe bei allgemeinen Philoſophumenis ſtehn.“

Hier trat zu Beiden ein privatiſirender Gelehrter, welcher wegen ſeiner weiten Reiſen berühmt war, und viel Kenntniſſe auf denſelben eingeſammelt hatte. Er hatte in Italien echte Macaroni gegeſſen, vor Raphael's Schule von Athen eine Priſe Tabak genommen, und wäre in Frankreich beinahe von der Marechauſſée aufgeknüpft worden, weil er einem berühmten franzöſiſchen Spitzbuben, welcher gerade zu der Zeit vermißt wurde,

ungemein ähnlich sah. Herr Günther stellte sich also zu diesen beiden Sprechern und hörte ihnen eine Weile zu.

„Und darin," fuhr Baldrian fort, „thut es keine Wissenschaft der Philosophie, ich meine der Kant'schen, gleich, daß sie, vermöge einiger Principien, uns in den Stand setzt, über Alles mitzusprechen, weßwegen man sie die Wissenschaft aller Wissenschaften nennen könnte, denn die Philosophie, welche sich blos mit allgemeinen Ideen beschäftigt, giebt uns eben durch diese die speciellen, und deßwegen bin ich so dreist, über jede Wissenschaft, aber wohlgemerkt, nur im Allgemeinen, abzusprechen, welches man mir oft für Arroganz angerechnet hat, besonders da ich mich nie auf das Specielle einlassen wollte."

„Sie haben sehr Recht," sagte Günther, „daß die Philosophie eine der edelsten Wissenschaften ist, und daß sie, nächst dem Reisen, am entscheidendsten auf unsern Geist wirkt. Aber nur Erfahrung kann sie zur Wissenschaft erheben, da sie nichts als Abstraktionen enthält, welche man einmal vorher als wirklich angeschaut haben muß."

„Um Verzeihung!" sagte Baldrian, „Sie haben wohl auf Ihren Reisen viel erfahren."

„O ja!“ erwiederte Günther, „Manches wird mir ewig merkwürdig bleiben, z. B. das herrliche Clima Italiens. Ich versichere, daß ich Jahr aus Jahr ein meinen Kaffee im Freien trinken konnte.“

„Was meinen Sie dazu, lieber Herr Fink!“ sagte Habermann, und schlug ihn auf die Schulter, so daß Fink, welcher bisher in tiefen Gedanken gestanden, plötzlich auffuhr.

„O, es muß herrlich sein!“ sagte er.

Ein lautes Gelächter am andern Ende des Saales machte die Sprecher aufmerksam, sie eilten fort, um zu hören, was es gäbe.

Ein junger Herr von Bissing, welcher bis jetzt von Ferne gestanden, drängte sich sehr schnell und hitzig an Fink. „Sie sind zum ersten Male in dieser Gesellschaft?“

„Ja,“ sagte Fink.

„Sie ist sehr interessant,“ erwiederte Bissing.

„So scheint es mir,“ sagte Fink.

„Sehn Sie um sich, lauter Originale — freilich eigentlich Copieen, aber so schlecht copirt, daß man sie für Originale hält.“

„Meinen Sie? Zum Beispiel?“

„Der Mann im blauen Rocke ist Dichter,“ fuhr Bissing fort. „Müller ist sein Name — man kann ihm

den Verstand nicht absprechen, allein er braucht ihn wie der Elephant den Rüssel, um das Futter zum Munde zu bringen, er trägt, wie der Krebs, den Magen im Kopfe — seine Seele ist wirklich cultivirt und ein schönes Beet geworden, auf dem er Küchenkräuter zieht — und so wie die Natur den Stieren Hörner, und dem Rosse Hufe gegeben, so hat er auch für sein Theil Witz bekommen, mit dem und mit einer Menge Anekdoten er seine Mahlzeiten bezahlt."

„Ich denke er ist Dichter?"

„Allerdings! — Er hat die Sylbenmaaße recht gut im Kopfe — allein sonst sind ihm eben die Musen nicht hold gewesen — doch was kümmert er sich um die Töchter — Mnemosyne, die Mutter, ist seine Geliebte — bleiben ihm die Gedanken aus, so schreibt er ab."

„Und Forstner?"

„Gut, daß Sie mich auf den bringen — dieser Mann fühlt sich, wie Shakspeare's Richard der Dritte, sehr groß darin, daß er selbst — er selbst sei. Er fühlt sich sehr gebildet, und bedauert von Herzen Alle die, welche unter ihm stehn, wozu dermalen alle Menschen gehören und sucht sie zu sich hinauf zu heben. Als er hier in die Stadt kam, sah er sich die Menschen an. — Gute Leute, dachte

er — aber nicht cultivirt, indeſſen, da ſie Dich gehörig ſchatzen, ſo iſt noch Hoffnung. — Er ſtiftete alſo einen Leſe-Club, um dieſe dürren Geiſter durch ſeine Ideen und Geſpräche ein wenig zu düngen, und hat ſich nach Verlauf von ein paar Jahren wirklich das Verdienſt um die Menſchheit erworben, daß die Mitglieder ſeines Clubs erträglich leſen, und er für einen großen Mann gilt."

„Dieſe Geſellſchaft iſt wirklich intereſſant," ſagte Fink mit einem halbhöflichen Lacheln.

„Dies ſind aber auch die originellſten. — Die andern Nebenfiguren, welche Sie hier ſehen, ſind nicht an und für ſich wichtig, ſondern nur darum, weil durch ſie die Hauptfiguren mehr hervortreten. — Jener Herr wird gebeten, weil er gut Clavier ſpielt — Dieſer, weil er eine ſtarke franzöſiſche und engliſche Bibliothek hat, und Bücher leiht — der Mann daneben wird ſehr gern geſehen, weil er aus freier Hand ſehr treffende Silhouetten ſchneiden kann — Jener Mann, weil er Baron iſt — Dieſer, weil er die Gabe hat, manchem Menſchen täuſchend nachzuſprechen und nachzugeſticuliren — Jener, weil ſeine Eltern ganz gemeine Leute waren, und er durch eigne Kraft ſich emporhob. — Endlich — gut, daß Du mir vor die Augen kommſt — der junge Menſch dort, im blauen Rocke,

ledernen Beinkleidern, Stiefeln und Sporen, der sich immer mit der Reitpeitsche an die Stiefeln schlägt, wenn er mit Jemand spricht, ist noch eine interessante Figur. — Er ist Jude, und concentrirt alle Liebenswürdigkeiten junger, aufgeklarter Juden in seiner Person. — Er spielt excellent Billard — und schätzt Mozart ganz vorzüglich. — Da er Sonntags reitet, geht er Montags noch in Stiefeln und Sporen, er hat Lieblingsintriguen mit Christinnen, und zum Beweise, wie tolerant er sei, zeichnet er lauter Christusköpfe. Die Musik zum neuen Sonntagskinde kann er auswendig; und wenn er auf dem Billarde gerade nicht stößt, so singt er eine oder die andere Arie daraus zum Zeitvertreibe — kurz, er verspricht in seiner Person, was wir von der aufblühenden Generation cultivirter Juden bei vermehrter politischer Freiheit zu erwarten haben."

„Ich danke Ihnen — aber da lacht man ja ganz unmäßig."

„Ach, ich weiß schon, Sie sollten mitkommen," sagte Bissing, „ich will hingehn," er hüpfte fort. Hartmann trat zu Fink.

„Es fehlt Ihnen doch gänzlich an der nöthigen Weltkenntniß," sagte er; „ist dies eine Methode, sich in Gesellschaften zu introduciren, in welchen man zum ersten

Male sich befindet? Still auf einem Flecke zu stehen und kein Wort zu sprechen? Was fehlt Ihnen denn?"

„O, diese Menschen mit ihrem Geschwatze," sagte Fink, „könnten mich rasend machen, ich bin schon ganz schwindlich und melancholisch! Wenn man sieht, auf welche Armseligkeiten die Menschen Werth legen, wie ängstlich sie bei alledem die Mühe scheuen, sich diese Armseligkeiten zu erwerben, sondern nur nach dem Scheine davon streben, und auf welche elende Art sie sich den Schein davon geben: so müßte man ganz fühllos sein, wenn der Anblick eines solchen Geschöpfs uns nicht betrübt machen wollte. Hier stand ein unwissendes Mitglied der Kunstakademie, und sah arrogant auf einen unwissenden Philosophen, so wie der angemaßte Weltmann auf Beide herab; dann kam ein Mensch, welcher seine paar Dutzend witzige Einfälle mir mittheilte, und in seiner Unschuld glaubt, ich würde dies, sein Alles für ein Stück seines Ganzen halten — und so wie mir diese armseligen Geschöpfe, so komme ich und andere verständige Leute vielleicht höhern Geistern vor, welche uns umschweben."

„Ei!" sagte Hartmann.

„Ja!" sagte Fink, „man kann wahrhaftig nicht wissen, ob nicht der höchste Verstand aus einer Mischung

von dem, was wir Verſtand und Narrheit nennen, entſtehn würde."

„So würde am Ende wohl der Titel eines Narren eine Art Ehrentitel ſein."

„Wenigſtens," ſagte Fink, „kann man nicht wiſſen, ob Sie mich nicht mehr loben, wenn Sie mich närriſch, als wenn Sie mich verſtändig nennen."

Ein großer Tumult erhob ſich, die Spieler ſtanden auf, die Sprecher ſchwiegen, denn der Miniſter trat in den Saal. —

Vierte Stunde.

Von acht bis neun Uhr.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, bleiben Sie meine Herren!" ſagte der Miniſter freundlich grüßend.

Der Miniſter ſprach mit Dieſem und Jenem. Man ſetzte ſich nieder, und Bunian ſtand, die Anrede des Miniſters erwartend, zur Seite. „Mein lieber Bunian!" fing Dieſer endlich an, wenn mir recht iſt, ſo ſollte ich

ja wohl heute den jungen Menſchen kennen lernen, welchem ich die Profeſſur auf Ihre Empfehlung conferirt habe.“

„Zu Ihrer Excellenz Befehl!“ erwiederte Dieſer, „dort iſt er — Herr Fink! — Wollen Sie nicht näher treten, um Ew. Excellenz Befehle zu vernehmen?“

Fink näherte ſich und beugte ſich ſtumm.

„Wer iſt der andere junge Menſch!“ ſagte der Miniſter.

„Ich heiße Hartmann, zu Ew. Excellenz Befehl, und privatiſire.“

„Ei! ei! privatiſiren!“ ſagte der Miniſter, „Sie haben gewiß gute Kenntniſſe, die Sie nicht ſo egoiſtiſch ſelbſt verzehren ſollten. Was heißt privatiſiren? Blos ſich ſelbſt leben, und dazu ſind wir nicht da, keine Kenntniß hat Werth, wenn ſie nicht mitgetheilt wird — non nobis soli nati sumus partemque nostri patria vindicat partem amici. — Sie ſind alſo Herr Fink. — Nun mit der Profeſſur wird es eben ſo wenig Schwierigkeiten haben, als mit Ihrer Fähigkeit und dem Fleiße und der Anſtrengung dazu. — Sie ſind mir von gar zu guter Hand empfohlen worden, als daß ich mir nicht mit Grunde das Beſte verſprechen könnte. — Wo haben Sie denn ſtudirt?“ —

„Zu Königsberg, Ew. Excellenz.“

„Da haben Sie wahrscheinlich den berühmten Kant gehört. — Sagen Sie mir doch, ist er in den Kupferstichen, welche man von ihm hat, getroffen?"

„So ziemlich, Ew. Excellenz! Freilich nicht so wie Goethe z. B., denn der sieht seinem Kupferstiche frappant ähnlich."

„Sie kennen also Herrn von Goethe?"

„Ich habe ihn ein einziges Mal in der Nähe gesehen — am meisten kenne ich ihn aus seinen Schriften."

„Ich habe sie auch gelesen, es sind viele gute Stellen darin. Aber sagen Sie mir, was halten Sie von dem Werther — ich für mein Theil halte es für das Schlechteste, was Herr von Goethe je geschrieben, welches sich schon daraus beweisen läßt, daß es sein erstes Product, wie ich glaube, war. Sehn Sie, ich bin sehr tolerant, und liebe die Preßfreiheit, aber dieses Buch würde ich verbieten, weil es ganz dem Zwecke der schönen Wissenschaften entgegen ist, welcher darin besteht, die Menschen für die bürgerliche Gesellschaft und für die Erfüllung ihrer Pflicht zu präpariren. Etwas Immoralischeres aber giebt es wohl schwerlich, als das dargestellte Factum, nämlich, daß ein junger Mensch ohne Lust und Liebe zur Arbeit, welche

ihm doch gleichsam allenthalben angeboten wird, so lange herumgeht, bis er aus Liebe genöthigt ist, sich todt zu schießen. — Wo giebt es erstlich einen Menschen, welcher sich aus Liebe todtschießt? Die meisten Selbstmörder entstehn aus Melancholie oder weil sie Schulden gemacht haben. Der Dichter hat also schon darin gefehlt, daß er, ich will nicht sagen einen unmöglichen, dennoch seltnen Fall genommen hat, und es ist ein Vorurtheil, daß das Gewöhnliche in der Dichtkunst uninteressant sei; denn das Genie des Dichters kann in die trivialsten Gegenstände viel Kunst legen. Indeß, wir wollen dem Dichter diesen Fehler einmal übersehn, so ist zweitens die ganze That immoralisch, denn der Selbstmord kann unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden, und drittens ist der größte Fehler der, daß dieser Mensch als liebenswürdig dargestellt wird, indem nicht nur die Sachen also gestellt sind, daß der Mensch nicht wohl anders konnte, sondern auch, indem aus philosophischen Gründen diese That entschuldigt wird. — So denke ich darüber, und ich frage Sie aufrichtig, Herr Fink! finden Sie diese Meinung nicht richtig?"

„Ich suche es mir," sagte Fink, „immer gegenwärtig zu erhalten, daß Goethe dieses Werk in seiner Jugend schrieb."

„Recht!“ sagte der Minister, „und so wie ein junger Mensch sich eine Welt träumt, wie sie nicht ist, so hat der jugendliche Dichter die Klippe nicht vermieden, eine ideale Welt darzustellen. — In's Einzelne mag ich gar nicht gehn, und dort die Unnatürlichkeiten rügen, weil wir sonst nicht fertig werden würden; nur das Eine muß ich am Werther und an Allen tadeln, daß zu wenig Handlung darin ist, meinen Sie nicht, Herr Fink?“

„Allerdings!“ sagte Dieser, „sind die Empfindungen bei Goethe immer die Hauptsache.“

„Eben darum,“ fuhr der Minister fort, „sollte man Herrn von Goethe nicht als Muster empfehlen, um unsere Genies vor Einseitigkeit zu bewahren, aber freilich, einzelne Stellen kann man nicht oft genug lesen und wiederholen, ich habe mir diese daher auch in meinem Exemplar angestrichen. — Indeß muß man freilich sagen, sein Fürst hat ihn auch nicht unbelohnt gelassen, und ihn sogar in den Adel erhoben, und seit der Zeit finde ich die Klagen der deutschen Schriftsteller sehr ungegründet, welche behaupten, daß das Verdienst in Deutschland nicht so wie in andern Ländern belohnt werde. — Ich frage Sie, Herr Fink! finden Sie das nicht richtig?“

„Allerdings! Ew. Excellenz, sehr!“

„Nun ja! von der Profeſſur, welche Sie erhalten ſollen. — Hier iſt die Vocation, ich freue mich, ſie Ihnen überreichen zu können. — Ich hoffe, Sie werden Ihrem Amte mit Nutzen vorſtehen und uns nicht ſolche Leute, wie ſie zu Tauſenden in Deutſchland ſind, ziehen, ſondern ſolche, welche einen tüchtigen Styl ſchreiben, ohne die Empfindſamkeit, welche jetzt Mode iſt. — Ja, was ich ſagen wollte — ich gratulire Ihnen zu dem erhaltenen Amte; leben Sie recht wohl —"

„Ich wartte nur auf eine Gelegenheit, wo ich Ew. Excellenz meine Dankbarkeit bezeigen kann."

„Schon gut, junger Mann, ſchon gut! es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden; wenn Sie einmal ein Buch ſchreiben oder ſo etwas. Wem Sie danken müſſen, das iſt der Rath Bunian, der mir Sie empfohlen hat, und große Stücke auf Sie hält. — Gute Nacht, meine Herren!" ſagte er freundlich.

Es entſtand derſelbe Tumult, wie oben; Alles rannte durcheinander, und der Rath Bunian kam bald darauf von der Begleitung des Miniſters zurück.

„Ich kann nicht genug ſagen," ſprach er, „wie ſehr Sie die Gunſt des Miniſters gewonnen haben, er iſt ganz entzückt von Ihnen, und ſagt, ſo ein beſcheidener,

weltkluger und solider junger Mensch sei ihm seit langer Zeit nicht vorgekommen."

„Würden Sie mich empfohlen haben," sagte Fink, „wenn ich nicht wenigstens etwas Aehnliches von dem besäße, was Ihre und des Ministers Güte mir beilegt: die Selbstkenntniß? Sie sind sonst so strenge in Ihren Empfehlungen: möchte ich doch die Ausnahme verdienen, welche Sie für mich gemacht haben."

„O, mein lieber Freund," sagte Munian, und umarmte Fink, „ich werde es nie bereuen, durch ein Amt Sie in unserer Stadt festgehalten zu haben. — Auch Sie, Herr Hartmann!" fuhr er fort, und wandte sich an ihn, „sind auf dem Wege zu Ihrem Glücke; der Minister hat Sie bemerkt, hat sich mit Ihnen eingelassen, und Ihnen gute Lehren gegeben, und gegen wen er das thut, der darf nur sein Glück pouſſiren."

„Ich habe," sagte Hartmann, „Gott sei Dank! so gut gewirthschaftet, daß ich nicht nöthig habe, aus Mangel an Vermögen mir ein Amt anzuschaffen; auch bin ich gar nicht im Rücken geschmeidig, kann gar nicht schmeicheln, noch weniger nachgeben, wenn ich offenbar recht habe: und so würde ich mich schlecht zu einem Geschäftsmann schicken."

„Ei, ei, mein Lieber!“ sagte Bunian, „Sie übertreiben ja heute, und mit einer Bitterkeit, als wenn Se. Excellenz ungnädig gegen Sie gewesen wäre — ich verstehe Sie nicht.“

„Es ist ein Verdruß, welchen er heute gehabt hat, und der ihn so verstimmt,“ sagte Fink.

„Ei, ei, mein Lieber,“ sagte Bunian, „wer wollte den Leidenschaften so viele Gewalt über sich einräumen, wer wollte sich nicht verstellen können, ei, ei, mein Lieber! Sie würden einen schlechten Hofmann abgeben. — Vielleicht werden unsere Damen Sie aufheitern, ich sehe, es ist schon gedeckt, und die Beete sind abgespielt; ich gehe sie zu holen.“

„Schön!“ sagte Hartmann zu Fink, als Bunian sich entfernt hatte, „das hat man davon, wenn man sich in anderer Leute Seele schämt.“

„Lassen Sie es also,“ sagte Fink, „künftig meiner Seele über, sich zu schämen — aber was macht Sie denn so böse?“

„O, Sie sind kaum werth, daß ich es Ihnen sage — ich will auch nur schweigen; aber von einem Menschen, wie Bunian, mir Verweise geben zu lassen, o, es ist zu arg. Es ist um des Henkers zu werden.“

In diesem Augenblicke sprangen die Flügelthüren auf; eine zahlreiche Menge Damen rauschte herein, und den Schluß machte die Räthin. Bunian stellte Fink seiner Frau vor.

„Sie sind mir durch die Becker'sche Familie schon vortheilhaft bekannt," sagte Diese.

„Sie sind doch gar zu gütig," sagte Fink, und wandte sich an den Rath Becker, welcher bis jetzt gespielt hatte.

„Nun laßt mir alle Gelehrsamkeit weg," sagte Bunian, „nun ist Essenszeit, kommt und seid fröhlich!" — Fink und Becker wurden von ihm nach dem Tische gezogen; Bunian zeigte der Gesellschaft den neuen Professor vor, und Alle gratulirten.

Fünfte Stunde.

Von neun bis zehn Uhr.

Nachdem die Zähne der ganzen gelehrten Gesellschaft eine halbe Stunde lang in Bewegung gewesen waren, wandte sich der Rath Bunian an einen Mann, welcher

mit schnellen Schritten im Saale auf- und abtrabte, und mit Jedem aus der Gesellschaft, unter lebhaften Gesticulationen sprach. Ein Merkmal, welches, nach Rabener, erstlich den Dichter, und zweitens den Satyren- oder Epigrammendichter bezeichnet. Auch war der Mann wirklich ein Satyrendichter, und nannte sich Necker, er hatte in Fink's dritter Stunde das große Gelächter an dem andern Ende des Saales erregt. An diesen wandte sich der Rath Bunian, und bat ihn, die Satyre, welche der männlichen Gesellschaft so sehr gefallen, doch den Damen auch vorzulesen."

„Herzlich gern, mein lieber Herr Bunian," sagte Necker, und zog ein Packet Papiere aus der Tasche, auf welchem Horaz seine zwei Bücher Satyren hätte hinschreiben können. „Hier ist sie." Alles setzte sich, und nun las er, was wir nicht nachzuschreiben nöthig haben, indem es Leselustige im Archiv der Zeit finden werden.

„Schön!" riefen Alle von allen Seiten, „allerliebst! so derb ist noch nie eine Satyre geschrieben."

„Besonders," sagte eine Dame, „gefällt es mir, daß die Juden mitgenommen werden."

„Was mich betrifft," sagte Habermann, und hatte völlig die Miene, als wenn er untrüglich wäre, „so ist

dieſe Satyre mir darum ſo lieb, weil ſie nicht nur mit Horaziſchem Geiſte gedacht und geſchrieben, ſondern auch, weil ſie mit Wielandiſchem commentirt iſt. Wenn ich mir es recht überlege, ſo könnten Sie dieſe Satyre drucken laſſen.“

„Das müſſen Sie!“ ſagte Günther, „der Witz liegt ja handhoch darin.“

„Nur die Sarkasmen gegen die Kantiſche Philoſophie,“ ſagte Valerian, „ſind unnütz; denn theils ſind ſie falſch, theils platt.“

„Nicht doch!“ ſagte Bunian, „dieſe Satyre muß an das Tageslicht, und Alles muß ſtehn bleiben, wie es iſt. — Ei, ei, meine Herren! wenn Sie eine ſolche Satyre geſchrieben hätten, würden Sie ſich etwas wegſtreichen laſſen? Ich bin überzeugt, eher würfen Sie die ganze Satyre weg. — Nein, mein lieber Herr Necker. Ihre Satyre hat mich ſehr divertirt, ſo was haben wir ſeit langer Zeit nicht geſehn. Nun komme einmal Einer, und ſage, wir blieben in unſerer Literatur ſtehn, ja, wer hätte vor dreißig Jahren ſo etwas geſchrieben? Cacagoriſcher Ambradif! herrlich geſagt! Nau, nau — lebendig wie ein Jude. — Wenn Sie ſie Rabenern vorläſen, der kehrte ſich wahrhaftig im Grabe um.“

Fink war indessen im Saale auf- und abgegangen und traf auf Vissing.

„Sind Sie," redete ihn dieser an, „nicht begierig, die Damen kennen zu lernen?"

„Es muß sehr interessant sein. — Wollen Sie mich so gut [illegible]?"

„Das ist mit zwei Worten geschehn. — Jene — Madame Moses ist eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl schon bemerkt haben, daß sie sich mit Mühe so viel Geniе erworben hat, daß sie dadurch ungemein mißfallt. — Sie ist in dieser Gesellschaft die eigentliche schöne Seele, sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt. — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen hinterließen, die sie jetzt jedem neuen Bekannten groschenweise zuzählt. — Sie ist immer in irgend einen Goethischen Charakter maskirt — am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin im Tasso, deßwegen lernt sie auch jetzt Latein. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode. — Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie — — Madame Moses."

„Sie scherzen!" sagte Fink.

„Ich stehe für jedes Wort. — Dabei ist sie fein; Leute von einigem Verstande sucht sie durch Kokettiren, Schmeicheln, und solche kleine Künste auf ihre Seite zu bringen: diese breiten dann ihren Ruhm aus. Solch ein Mensch ist Wagner."

„Wagner?"

„Er würde nicht uneben sein, wenn ihm die Moses nicht in den Kopf gesetzt hätte, daß er ungemeinen Verstand habe; er glaubt auch deßwegen fest an den ihrigen, und geht aus in alle Welt, wie ein Apostel, zu lehren alle Heiden."

„Er scheint doch Manches zu wissen."

„O ja — Personalien von Schauspielern. Wer diesen oder jenen Aufsatz in den Horen geschrieben hat, oder dieses oder jenes anonyme Buch, — kurz, er ist eine Art von literarischem Colporteur."

„Wer ist denn die Dame, mit der er spricht?"

„Sie heißt Ring und ist eigentlich Mademoiselle. — Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie auf's Beste, und machte es wie Jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlorenen Un-

schuld. — Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein, sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig sein kann. Die daneben heißt Albrecht, sie ist eine gute Frau, und auf dem herrlichsten Wege der Besserung — sie studirte sonst die neusten philosophischen Romane, und hatte daraus gelernt: daß Sittsamkeit Tand, und Tugend ein leeres Wort sei. Von dieser Meinung aber hat sie nun Herr Forstner, welcher ihr Lehrer und begünstigter Liebhaber zugleich ist, beinahe zurückgebracht. Daneben sitzt Madame Berger. Diese ist originell, und bedauert innigst, daß sie mit andern Menschen noch in diesem und jenem Punkte zusammentrifft. — Sie hält Jedermann Widerpart. — Gehn Sie langsam, so heißt es: Sie schleichen ja wie eine Schnecke; gehn Sie geschwinder: Der Gang wird mir theuer zu stehen kommen. — Sie verursachen mir die Schwindsucht. Sind Sie ein Demokrat — so ist sie eine strenge Monarchistin — dagegen die declarirteste citoyenne, so wie sie mit einem Kammerherrn spricht. Sie hätte Verstand genug, es allen vernünftigen Leuten recht zu machen, allein um diese kümmert sie sich nicht — und den Narren, von denen sie auf's engste abhängt,

kann sie es nicht recht machen, wie schon ein bekanntes Sprichwort lehrt. Sie würde sehr decent und artig sein, wenn man ihr beweisen könnte, daß sie so abgeschmackt erscheinen würde, — mit einem Worte, sie hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden, und ist nun ein närrischer weiblicher Mann geworden."

„In der That, Sie wissen dieser Gesellschaft sehr bittere Wahrheit zu sagen."

„O, ich bitte Sie," erwiederte Bissing freundlich. „Nun da kommt Mademoiselle Becker. Ich will nicht stören," setzte er listig hinzu und ging.

„Was sagen Sie denn zu dieser Satyre?" fragte Mademoiselle Becker.

„Sie fragen schwerlich im Ernste, Mademoiselle! denn Ihnen kann es unmöglich gleich den übrigen Blöden im Saale ergangen sein, welche den Spaß nicht bemerken, welchen sich Herr Becker mit der Gesellschaft gemacht hat."

„Den Spaß!" fragte Karoline erstaunt.

„Allerdings, Mademoiselle!" fuhr Fink fort „denn lassen Sie uns nur einen einzigen Augenblick annehmen, es sei mit der Satyre im Ernst: was würde daraus folgen? Wäre es nicht eine Arroganz erster Größe, anzu-

nehmen, das Publikum oder die Zuhörer würden den feinen Zusammenhang zwischen den Ideen nicht wahrnehmen, und in dieser Rücksicht eine Einleitung zu seinem eigenen Gedichte zu verfertigen? Wäre es nicht, ich will nicht sagen lächerlich, sondern sogar verächtlich, seine eigenen poetischen Schönheiten in Noten zu erklären und nützliche Anmerkungen moralischen Inhalts in die Erklärung des Textes einzuweben? Können Sie glauben, daß Herr Becker solche Verse machen wird, welche sich in dem Grade weigern, über die Zähne zu springen? Können Sie glauben, daß er die geistlosen Possen, wovon die Satyre wimmelt, können Sie glauben, daß er diese für schön, für geistreich hält? Nein! ich glaube das nicht, und fühle im gegenwärtigen Moment das tiefste, innigste Mitleid mit ihm."

„Mitleid?" sagte Karoline, „wie so?"

„Er hat sich mit diesen nicht sehr geistreichen Herrn einen Spaß machen wollen, den ich nicht gemacht hätte; er hat etwas sehr Schlechtes für etwas Gutes ausgegeben: theils, um zu sehn, ob Mehrere so ihre Vernunft gefangen nehmen würden, daß sie es gut fänden; theils, ob wohl Einer so aufrichtig sein und ihm sagen würde: Lieber Freund! Sie haben ja etwas Erbärmliches geschrieben. — Und nun denken Sie sich die Empfindung eines Mannes,

welcher in dieser Narrheit bewundert wird, der angestaunt, und dem nicht geglaubt werden würde, wenn er sagen wollte: ich habe Euch zum Besten gehabt; eben weil Herr Necker voraussah, daß man ihm nicht glauben werde, so hat er die Erklärung, mit der Satyre sei es ihm Spaß, bisher noch nicht von sich gegeben. Giebt es etwas Niederschlagenderes, als die Anschauung der Verstandesschwäche einer ganzen Gesellschaft, und wie muß dem Dichter die bewundernde Gesellschaft, ja, wie muß er sich selbst vorkommen, wenn man dieses elende Product schön finden kann!"

„Ich weiß nicht," sagte Karoline, „ob ich sagen soll, Ihre Phantasie oder Ihre Menschenfreundlichkeit leihe Herrn Necker diese Gründe. — Ich versichre Sie aber, er wird Sie durch den Druck der Satyre widerlegen."

„Widerlegen?" sagte Fink, „bestätigen wollen Sie sagen. Denn läßt er sie drucken, so will er sehn, was die bloße Vernunft gegen diese Satyre sagen kann und sagen wird; die Vernunft nicht von persönlicher Bekanntschaft mit dem Verfasser, nicht durch schnelles, vielleicht gutes Vorlesen überlistet. Er will diesen dummen bewundernden Haufen, welcher ihn jetzt umgiebt, und den er verachten muß, dadurch wieder lieben lernen, daß er diese Bewunderung, indem Fremde sein Werk auf den

wahren Werth herabsetzen, das heißt, indem sie ihm allen Werth nehmen, auf Rechnung der Freundschaft setzt."

„Ich glaube," sagte Karoline, „daß das, was Sie eben jetzt gesagt, weder Ihr Ernst ist, noch daß ein Gedanke von dem Ihrigen je in Herrn Necker's Seele gekommen ist. Ich sage, ich weiß das recht gut, aber Ihre Gründe sind zu sehr aus dem Herzen und der moralischen Natur des Menschen hergenommen, als daß sie mir nicht gefallen sollten. — Wahrlich, Herr Fink! Sie haben sich durch diese Vertheidigung meine Freundschaft im hohen Grade erworben."

„Wie soll ich," sagte Fink mit der Miene der Beschämung, „wie soll ich diese Freundschaft und das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, erwiedern? — Ach, Mademoiselle!" fuhr er nach einer Pause fort, „ich kann Ihre Güte nicht anders als durch Freundschaft, durch Zutrauen vergelten!"

„Sie berühren eine Eigenschaft, welche Ihnen fehlt," sagte Karoline; „schon lange habe ich mit einem großen Mißvergnügen einen Mangel an Zutrauen an Ihnen bemerkt."

„Sie sollen," sagte Fink, „nie mehr Ursach haben, in diesem Punkte Klagen über mich zu führen. Zum

Beweise meines uneingeschränkten Zutrauens will ich Ihnen etwas entdecken, was bis jetzt noch Jedermann ein Geheimniß ist."

Karoline ward roth. „Bedenken Sie sich wohl," sagte sie, „was Sie thun, Sie legen Ihr Geheimniß in den Busen eines Frauenzimmers nieder."

„Dies Frauenzimmer," versetzte Fink, „wäre meine Freundin nicht, wenn sie nicht die Geheimnisse ihres Freundes verwahren könnte, und zudem wird es jetzt, da ich die Professur erhalten habe, nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben, ja, mein Glück wird darin bestehen, daß die verhüllende Decke bald weggezogen wird."

Karoline ward röther, schwieg und fing an zu zittern.

„Wir sprachen heute früh von dem Glücke des häuslichen Lebens: schon seit lange trage ich mich mit dem Gedanken, mich zu verheirathen, aber immer lag es an einem anständigen Auskommen. Ich mußte leider, zwei Rücksichten bei meiner Wahl haben, ich mußte mir nicht nur eine güte, sondern auch reiche Frau wählen, und Beides fand ich an Mademoiselle Müller — —"

„Um Gotteswillen!" schrie Karoline auf, ward blaß und sank zusammen — die ganze Gesellschaft stürzte herbei.

„Sie bekömmt ihre Krämpfe," sagte der Vater, „wir müssen sie nach Hause bringen." — Dies geschah augenblicklich.

Der Tumult hatte auch Hartmann erweckt, welcher gleich nach Tische eingeschlafen war.

„Wollen wir nicht gehn," sagte er zu Fink; „es ist gleich zehn Uhr, und ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich bin ungewöhnlich müde."

„Die ganze Gesellschaft ist ja noch beisammen," sagte Fink.

„Becker's sind ja schon nach Hause," erwiederte Hartmann, „kommen Sie! überdies habe ich noch mit Ihnen zu sprechen."

„Nun meinethalben!" sagte Fink, und Beide empfahlen sich der Gesellschaft.

Als sie herunter kamen, war der Wagen, welcher sie abholen sollte, noch nicht da. Sie hielten es für auffallend, zu einer Gesellschaft zurückzukehren, von der sie sich beurlaubt hatten, und gingen daher zu Fuß, welches desto leichter geschehen konnte, da der Himmel sich aufgeklärt und es stark gefroren hatte.

Sechste Stunde.

Von zehn bis eilf Uhr.

Beide Freunde gingen eine Zeit lang ſtillſchweigend nebeneinander, endlich fing Hartmann an:

„Es iſt mir in gewiſſen Stimmungen ganz unmöglich, ſie nicht zu äußern, beſonders wenn die Sache die Freundſchaft betrifft, und ein Freund mir Aufſchluß geben kann. Aber ehe ich ſpreche, bitte ich Sie inſtändigſt, mich nicht zu unterbrechen und mir ohne Scherz zu antworten. Dieſe Achtung gegen mein Gefühl bedinge ich mir im Voraus."

„Fragen Sie, ich will antworten," ſagte Fink.

„Sagen Sie mir: wer ſind Sie, und was ſind Sie? Ich bin irrig an Ihnen geworden. Ich komme um fünf Uhr zu Ihnen, finde Sie durchglüht von Enthuſiasmus, entzückt von Goethe's Meiſterſtücke, und in einer halben Stunde darauf ſuchen Sie ein Mädchen zu hintergehen, zu täuſchen. Sie, der Offenheit und Aufrichtigkeit ſo ſehr zu lieben vorgab, ſchmeicheln dem Miniſter auf eine kriechende Art, und von weitem habe ich nur

gehört, daß Sie die elende Satyre von Necker vertheidigten — sagen Sie mir, Fink! wie soll ich alles dies mit Ihrem Geschmacke, Ihrem Verstande, Ihrer Rechtschaffenheit reimen? Ich weiß es nicht, und besorge, die traurige Zeit ist nahe, wo wir uns seltner und immer seltner sehn, uns fremder und immer fremder werden, bis unsre Freundschaft zu kalter Bekanntschaft herabsinken wird. — Lösen Sie mir diese Widersprüche, und es soll mich freuen; denn so, wie Sie jetzt handeln, so, ich gestehe es Ihnen, kann ich Sie nicht lieben."

„Und brauche ich denn," antwortete Fink, „brauche ich denn wirklich gegen diese Anschuldigungen mich zu vertheidigen? Giebt es hier wirklich Widersprüche zu lösen? Doch, es sei! Ich will es einmal annehmen. Habe ich Ihnen nicht schon, als wir nach Bunian's fuhren, Alles gesagt, was ich für vernünftig über diesen Punkt halte? Beobachte etwa ich allein, und Sie nicht auch, eine gewisse Weltklugheit? und wollen Sie mich deßhalb verfolgen, weil wir zwei Systeme haben? Ich erklärte Ihnen, warum ich so gegen Demoiselle Becker handeln müßte, und Sie waren damit zufrieden. Was würden Sie von mir, was müßte ich von mir denken, wenn ich dem Minister in's Angesicht widersprochen, wenn ich ihm geradezu

gesagt hätte: Sie verstehen und fühlen von Goethe kein Wort."

„Aber haben Sie selbst nicht gesagt, Sie würden den verachten, welcher, nachdem er Goethe's Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln könne?"

„Ganz recht! Aber war der, welcher das sagte, eine und dieselbe Person mit dem, welcher dem Minister schmeichelte? War ich nicht durch den Zank mit Ihnen, durch den Besuch bei Becker's, Ihre Vorwürfe über mein Betragen, durch die Kunstkenner, Philosophen und Witzlinge bei Bunian's so anders gestimmt, oder vielmehr so verstimmt, daß ich ganz recht that, mit dem Minister so und nicht anders zu sprechen? abgerechnet, daß mein Betragen, wäre ich in einer andern Stimmung gewesen, und hätte also anders gehandelt, keine Weltklugheit verrathen hätte."

„Also handeln Sie nach Stimmungen?"

„Und Sie wohl nicht?" sagte Fink. „Handlungen sind wohl nur, was ich mit den Händen oder fünf Sinnen verrichte, wohl nur das Sichtbare? Wenn Sie in Ihrem Zimmer bleiben und gewinnen heute eine Terne, morgen stirbt Ihre Mutter, übermorgen baut Ihnen der König ein Haus, und am folgenden Tage brechen Sie

ein Bein; so handeln Sie wohl nicht, wenn Sie die Freude, den Schmerz nur innerlich fühlen, nicht äußerlich zeigen? Und wenn Sie äußerlich handeln, so hat wohl die Freude, der Schmerz, und das heißt doch wohl die Stimmung, keinen Einfluß, ich will nur sagen, auf den Ton Ihrer Worte? Nun denken Sie sich einen Menschen, bei dem in der Seele nicht Alles niet- und nagelfest ist, wie ich z. B. bin; ist es bei dem nicht ganz natürlich, daß die Stimmung ihn härter ergreift und ihn stärker mit sich fortreißt? Entschuldigen Sie mich daher mit sich, und das können Sie, wenn Sie sich in mich versetzen. Doch, sollte Ihnen das nicht Genüge thun, so wollen wir eine andere Seite der Sache in's Auge fassen. Wie, wenn der Minister in seiner Person eben so recht hätte, als ich in der meinigen? Er, der nur Akten, Courfahren, Soupers, Assembleen, Suppliken, kurz alle die Armseligkeiten kennt, welche die große Welt und das geschäftige Leben für Realitäten ausgeben, er kann sich so wenig in die zarte von großen, schönen, menschlichen Empfindungen angefaßte Seele Werther's versetzen, als ich mich in die seinige. Ferner muß man doch eingestehn, daß Werther wirklich ein Kunstwerk ist, in welches sich zu versetzen eine frischere, jugendlichere Stimmung gehört als zum

Genuß der Iphigenie; und daher würde ich, wenn er gegen diese gesprochen hätte, sicher nicht so zweideutig geantwortet haben als ich that, indem ich gewisser gewesen wäre, einen Punkt in Goethe's Iphigenie auszumitteln, von dem aus ich und er die Sache gemeinschaftlich hätten betrachten können. Endlich war das, was er über den Werther sagte, so, ich will es gerade heraussagen, dumm, daß es mir eigentlich Spaß machte, ihn darin zu bestärken. Durch einen Zufall sah nun dieses Bestärken einer Schmeichelei ähnlich, aber wahrhaftig keiner niedrigen, denn ich drückte mich immer zweideutig aus, und Keiner, als Sie, konnte meine damalige Stimmung gegen die vorhergehende halten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß Jeder der Anwesenden bei Bunian's mir es verdacht hat, daß ich nicht stärker geschmeichelt habe."

„Das entschuldigt Sie wahrscheinlich," sagte Hartmann.

„Gar nicht!" erwiederte Fink. „Nur möchte ich Ihnen bei der Gelegenheit zeigen, daß gerade meine simple, unverhüllte Art zu handeln es ist, welche Ihnen einen Vortheil über mich giebt. Hätte ich Ihnen meine ersten Empfindungen bei der Lesung der Iphigenie nicht gestanden, so hätten Sie mich wahrlich jetzt nicht anklagen

können. — — Daß ich Necker's Satyre vertheidigte, war eine Laune, in welcher aber für mich ein Troſt, eine Stärkung liegt. Iſt es nicht äußerſt human, immer das Beſte, das Menſchlichſte anzunehmen? Unſer ganzes Leben iſt ſo ſchaal, ſo proſaiſch, daß wir ohne poetiſche Fictionen gar nicht leben können; die Wirklichkeit wird uns bald, zu bald zur Laſt, und wir müſſen ſie mit Bildern unſerer Phantaſie überkleben, um ſie lieben zu können. — Sie ſind ſo ſtill?"

„Ich habe mich," ſagte Hartmann, „während Ihrer ganzen Declamation damit beſchäftigt, daß ich mich gefragt habe: wohin führt dieſe Philoſophie?"

„Wer wird darnach fragen," ſagte Fink, „man kann mit jeder Philoſophie an den Galgen kommen. — Ueberhaupt, Hartmann," fuhr er fort, und nahm ihn bei der Hand, „wer wird den Tand des Lebens für ſo viel werth halten, daß er auf wenige Worte ein Gewicht legt, welche, in einer unwillkührlichen Stimmung ausgeſprochen, vielleicht ganz anders wirken, als der Sprechende es wollte. — Was iſt die Erde gegen die Welt, das Menſchengeſchlecht gegen die Erde, und wir Beide gegen das Menſchengeſchlecht? Und was ein einzelnes Wort, eine einzelne Handlung, eine einzelne Stunde gegen ein Menſchenleben? — Sehn Sie,

lieber Hartmann! nun will ich es Ihnen gestehen, daß ich vorher innerlich lächelte, als Sie sagten, Sie befürchteten, ich würde meine Freundschaft gegen Sie zurücknehmen. Bei der hohen Toleranz, welche ich gegen fremdartige Handlungen und Empfindungen habe, bei der Geringschätzung, mit welcher ich mich, Sie und die Menschen betrachte, haben Sie das von mir wahrlich nicht zu erwarten. — Und wollten Sie die Ihrige zurücknehmen, so kann ich nichts, als Sie bitten, es nicht zu thun. — Wollen Sie es dennoch, nun so kann ich Sie versichern, daß ich es nicht thun werde."

Sie standen bei den letzten Worten vor Fink's Thür: Fink klingelte.

„Adieu!" sagte Hartmann kalt.

„Gute Nacht!" erwiederte Fink.

Der Bediente kam mit Licht, um Fink die Thür zu öffnen. Hartmann ging vorwärts.

„Kann ich morgen Mittag bei Ihnen essen?" fragte Fink.

„Ich werde es Ihnen morgen früh sagen lassen," erwiederte Hartmann.

„Gute Nacht, lieber Hartmann!" sagte Fink.

Am andern Morgen erhielt Letzterer folgendes Billet:

„Sie haben mich gestern Abend überredet, aber „nicht überzeugt. Sie können nicht verlangen, daß ich „Ihr Freund sein soll, da Ihre Seele Stimmungen „hat, in denen Ihnen Treue und Freundschaft lächer„lich erscheinen können. — Ich bin zu stolz, mein Be„tragen Ihrer wandelbaren launischen Kritik zu unter„werfen, und ziehe mich daher zurück. — Trösten Sie „sich damit, wenn mein Verlust Sie vielleicht für einige „Minuten nachdenkend machen sollte, daß Sie ein Amt „und eine reiche Braut gewonnen haben. Eine Närrin, „welche sich von Ihrer glatten Zunge bethören läßt, „und ein treuer Freund finden sich ja wohl wieder. — „Ich bin heute Mittag gebeten."

Hartmann.

Die gelehrte Gesellschaft.

„Nur herein, nur hier herein, lieber Fink," rief Bunian und öffnete die Flügelthüren.

Beide traten in einen langen, eleganten und wohlerleuchteten Saal, in welchem eine bunte Reihe von Herren

und Damen durcheinander wandelte, und den Günstling des Ministers mit Sehnsucht erwartete.

Forstner drängte sich durch, drückte Bunian mit vieler Devotion die Hand und in seiner Miene zeigte sich jene Mischung von Eitelkeit und Demuth, welche das subalterne Gemüth verräth, das den Niedrigen keine Blöße geben, und den Höhern die gebührende Huldigung nicht entziehen will. — „Sein Sie mir herzlich willkommen," sprach er, „herzlich willkommen; ich grüße Sie, Herr Fink, und heiße auch Sie willkommen."

Fink antwortete mit einer stummen Verbeugung. Man trennte sich; und Fink sah sich in ein paar Augenblicken von lauter Bekannten aus dem Bunian'schen Hause umgeben. Bissing drangte sich hastig an ihn; der Rath Becker grüßte ihn kalt; Karoline erkundigte sich spöttisch nach seiner Braut; die Meisten aber bezeugten ihm eine Art von Ehrerbietung, welche er gutmüthig genug auf seinen Ruf und seine Verdienste in der literarischen Welt schrieb, da sie doch eigentlich dem Protegé des Ministers gehörte.

Bissing entfernte Fink ein wenig von der Gesellschaft. „Um Gotteswillen, lieber Fink," sprach er, „sagen Sie mir, welch ein böser Dämon hat Sie in diese Gesellschaft,

in diese Fabrik der Langenweile geführt? — Etwa der dort?" indem er heimlich auf Bunian zeigte?

„Zum Theil," erwiederte Fink, „und dann ist es mir darum zu thun, mich bei diesem kalten Winter durch eine Frühlingsempfindung zu ergötzen."

„Wie so?" fragte Bissing neugierig.

„Nun, diese Gewürme, Insecten und Schaafe durch einander springen zu sehn und Forstner oben an, wahrlich dies ist ein Schauspiel, welches einem schon die abwesende Braut vergessen machen kann."

„Ich fürchte nur," erwiederte Bissing, „in der Wirklichkeit dürfte dies Schauspiel nicht zum Angenehmsten sein, es treten da so unpoetische Momente dazwischen, daß man froh wird, wenn sich die ganze Gesellschaft in das Abendessen verbeißt, statt die Gelehrsamkeit zu zerfleischen."

„Nun, nachdem es kommt," erwiederte Fink, „und glauben Sie mir, man thut sehr Unrecht, die Langeweile zu verachten; auch sie hat etwas sehr Interessantes, wenn sie nur gehörig gemischt wird, wie selbst das Wasser Nahrungstheile hat, wenn man es in einer Rumford'schen Suppe verarbeitet."

„Sie reden vielleicht noch heute Abend anders — oder auch wohl nicht, denn eben fällt mir ein, daß allerdings heute etwas vorgehen soll, was Ihnen, der Sie so selten hier sind, vielleicht eine sehr große Beluſtigung verſchafft.“

„Und das wäre?“

„Sie werden ſich doch für das Drama noch eben ſo warm intereſſiren, als ſonſt?“

„Allerdings.“

„Nun ſehen Sie wohl dort das Männchen ſtehen, runden unintereſſanten Angeſichts?“

„Ich ſehe es.“

„Dies heißt Märker; und in der That hätte kein beſſerer Name gefunden werden können, um dieſe Erſcheinung von Albernheit, Dummheit, Impertinenz und Arroganz zu bezeichnen, deren einziges Verdienſt darin beſteht, das, was man ſich gemerkt hat, wieder als etwas Eigenthümliches und Selbſterfundenes Andern zu erzählen, und ſich damit in Anſehn zu ſetzen. Mit einem Worte, dieſer Menſch iſt ekelhaft, wie eine Tabagie am frühen Morgen, ehe ſie aufgeräumt und gelüftet iſt; aber bei alledem kann er uns einen ſehr vergnügten Abend machen.“

„Wie so?“

„Dieser Mensch ist von den Iffland'schen Dramen und Familiengemälden so begeistert, besonders von Iffland's Dienstpflicht, daß er es gewagt hat, ein eigenes Stück zu verfertigen; und dies will er heut Abend verlesen.“

„Könnten Sie mich nicht,“ sagte Fink sehr eifrig, „mit diesem Herren bekannt machen? Dies wäre mir im höchsten Grade interessant.“

„Mit Vergnügen, sobald er nur mit dem Manne, welcher jetzt mit ihm spricht, sein Gespräch geendigt haben wird.“

„Und wer ist Dieser?“

„Er ist Jude, und heißt Marcus, er hatte in seinen besten Jahren das Unglück, mit mehreren berühmten Männern in Verbindung zu stehen; und ist dadurch in einem Grade unausstehlich geworden, daß ich es Ihnen unmöglich wünschen kann, nur zwanzig Worte mit ihm zu reden. Er weiß Alles durchgängig besser, und ich wette viel wetten, wenn Sie nur ein paar Worte mit ihm wechseln, er wird Sie über ein halbes Dutzend Gegenstände belehren, und das mit einer Attitude und einem Organ, daß Sie es nicht wagen werden, zu widersprechen.

Man möchte so wie Hamlet den Degen dem Geiste, so ihm einen Stock entgegen halten, damit er einen nur mit seinen Gestikulationen und seinem Geschrei nicht beschädigt."

„So wollen wir ein wenig warten," sagte Fink, „denn vor dieser Race verzagt meine ganze Seele."

„Indessen," fuhr Bissing fort, „läßt dieser böse Geist sich vertreiben, man darf nur Goethe nennen, und er weicht wie Jener bei dem Tobias; aber freilich sieht er seinen Gegner an, glaubt er allenfalls, daß er ihn einschüchtern könne, und vermuthet er nicht besonders viel Witz bei ihm; so läßt er sich allenfalls auf Gründe ein, wobei denn die entfernter stehenden gemeiniglich eiligst herbeikommen, vermeinend, daß jene Zwei sich zanken; aber in der Regel weicht er, so wie man Goethe den verdienten Weihrauch streut."

„Jetzt geht er von ihm," sagte Fink, der mehr nach Märker gesehen, als auf Bissing's witzelnde Reden gehört hatte, „geschwind, ehe er uns entwischt."

Bissing stellte Fink vor; und Märker, ohne in Verlegenheit zu kommen, bat Beide, ja recht aufmerksam auf die Fehler zu sein, welche sie etwa hie und da bemerken

würden; denn, setzte er selbstgefällig hinzu, ich bin ein Anfänger und dergleichen unterwerfen.

Fink bat sich vorläufig das Manuscript aus, um es, wie er sagte, mehreren Bühnen, zuvörderst aber einigen guten Freunden mitzutheilen, welches Märker mit einer leichten Verbeugung erlaubte.

Plötzlich stürmte Forstner durch die Gesellschaft mit der Uhr in der Hand. „Es ist Zeit, meine Herren und Damen, den Dialog abzubrechen und uns zu setzen; wir wollen die Zeit nicht vertändeln, wollen sie vielmehr nützlich anwenden, setzen Sie sich doch, ich bitte, setzen Sie sich."

Man saß endlich, Märker setzte sich hinter einen kleinen Tisch, beugte sich gegen die ganze Gesellschaft, und sprach Folgendes:

„Meine Damen und Herren! Es ist allgemein bekannt, daß es bei den schönen Künsten nicht sowohl auf den Stoff, als auf die Form ankommt, in welcher man jenen darstellt. Das Genie und das Talent des Dichters wissen aus dem unbedeutendsten, ja sogar dem widrigsten Stoff ein Kunstwerk zu formen, wie die Biene aus jeder Blume Honig zieht. — Mein Vorbild, dessen

Namen ich nur mit Achtung ausspreche, giebt Beispiele von Beiden; aber es ist unnöthig sie anzuführen, indem die eben genannte Wahrheit zu allgemein angenommen ist. Ich erinnere nur deßhalb an Sie, weil ich Sie, Verehrungswürdigste, ersuchen wollte, nicht sogleich von dem Titel meines Drama's auf die Verwerflichkeit seines Inhalts zu schließen, es heißt nämlich „Seebald oder der edle Nachtwächter, Familiengemälde in einem Akte." Es wäre mir unstreitig sehr leicht gewesen, irgend einen andern Stand in mein Drama zu verflechten; allein es ist bekannt, welche Vorurtheile gegen mehrere Stände herrschen, und daß namentlich die Deutschen so wenig fein empfinden, daß sie diesen Stand als einen der niedrigsten, zu dem gar keine Talente gehören, sprichwörtlich nicht selten anführen. Um nun zu beweisen, daß es auch hier edle Menschen geben könne, und daß sich im Grunde alle Menschen gleichstehen, schwankte ich lange zwischen Holzhauer und Nachtwächter, und entschied mich endlich für diesen aus innern Gründen, welche sich aus dem Stücke selbst ergeben werden. — Einen Einwurf, der mir gemacht werden könnte, berühre ich noch mit wenigen Worten. Wenn Du Vorurtheile durch Deine

Dramen, und namentlich gegen Stände bekämpfen willst, kann man sagen, warum stellst Du nicht Stände dar, welche noch unter diesem stehen, und deren Namen ich nicht aussprechen mag, aus Furcht ein zu zartes Ohr damit zu erschrecken. Allein diese Männer mögen wohl bedenken, daß in der Kunst doch immer etwas idealisirt werden muß, und daß bis jetzt sich mir kein Weg entdecken will, jene erwähnten Stände in ein Kunstwerk, ohne Schaden der feineren Empfindung zu verflechten. Was ich darüber gedacht, denke ich nächstens der Gesellschaft in einer kleinen Abhandlung vorzulegen, bitte dieser Ausschweifung wegen um Verzeihung, und fange jetzt mein Werk an zu lesen, für welches ich mir Richter erbitte, welche Güte mit der Gerechtigkeit zu vermählen wissen werden."

Seebald

oder:

der edle Nachtwächter.

Familiengemälde in einem Akte.

Personen:

Der Fürſt von *
von Krall, Amtmann von Weißenau.
Peter, ein junger Hirte, Liebhaber von Luiſe.
Seebald, Nachtwächter.
Amalia, ſeine Gattin.
Luiſe, ſeine Tochter.
Fritz, ſein Sohn, Kind von zwölf Jahren.
Werner, Schulze des Dorfes.

(Scene im Hause des Nachtwächters.)

Erſter Auftritt.

Abend, man hört es halb ſchlagen.

(Amalia an einem Tiſche, Fritz neben ihr. Luiſe auf der andern Seite, beide Frauenzimmer ſtricken.)

Luiſe. Schon halb zehn. Es wird ſpät, und der Vater kömmt noch nicht.

Amalia. (ſeufzt.)

Luise. Wo er nur sein mag?

Fritz. Er bringt mir was mit, er bringt mir was mit. Fritz hungert.

(Amalia seufzt tiefer, und wirft einen wehmüthigen Blick zum Himmel.)

Luise. Ihr seid auch gar zu betrübt, Mutter. Noch ist ja nicht Alles verloren.

Amalia. Alles, mein Kind, Alles! denn, wo man sich nur retten kann, mit Aufopferung seiner Tugend, da kann man sich nicht retten und Alles ist verloren.

Luise. Wäre es denn nicht möglich, den Amtmann zu versöhnen?

Amalia. Nein, mein Kind; Dein Vater wird nicht aufhören seine Pflicht zu thun, und der Amtmann nicht das Pflichtwidrige zu fordern.

Luise. Der Amtmann fordert so wenig, solch eine Kleinigkeit.

Amalia. Abweichung von der Pflicht ist keine Kleinigkeit. Der Amtmann verlangt, weil er die Sicht hat, Dein Vater solle nicht mehr vor seinem Fenster die Stunden ausrufen, und ihn dadurch erwecken. Nein, sprach Dein edler Vater, ich bin vereidet, in der Mitte des Dorfes die Stunden auszurufen, und was kann ich

dafür, daß das Amthaus daliegt, und ich den Herren Amtmann störe. Dienstpflicht geht Allem vor. — So zog er sich des Amtmanns Feindschaft zu, welche ihn wohl noch aus diesem Dorfe treiben wird; ach! und ich scheide so ungern. —

Luise. Denkt nicht daran.

Amalia. Dort stand meiner Eltern Haus, mein Mann warb um mich, und der Eltern Segen bestätigte den Bund unserer Herzen — kaum ein Jahr verheirathet, und die Flamme fraß unsere Habe. Wir machten Schulden, und erbauten unsere Hütte von Neuem; aber Mißwachs, Krieg und Noth zwangen uns endlich, sie zu verkaufen. Ich schied mit Thränen, Peter Kappe wohnt jetzt darin.

Luise. O, weckt nicht diese Erinnerungen.

Amalia. Da warb Dein Vater um einen Dienst; die Nachtwächterstelle war offen, und der alte Amtmann gab sie ihm, schüttelte ihm die Hand und sagte: Es ist brav von Euch, Seebald, daß Ihr lieber arbeiten wollt, als der Gemeine zur Last fallen — aber leider hatte sich Dein Vater schon vorher dem Trunke ergeben. — O, laß mich schweigen!

Luiſe. Mutter! Mutter! ich bin ja noch da, ich werde Euch tröſten.

Amalia. Zu ſpät bemerkte ich es — die Gewohnheit war zur andern Natur geworden. — Vergebens las ich ihm aus Hufeland's trefflichem Buche, vergebens aus Fauſt's Geſundheits-Katechismus die dahin gehörigen Abſchnitte vor — Alles blieb wie es war; und nun der Armuth nahe — wer kann mich retten? — (große Pauſe) Du könnteſt es, wenn Du wollteſt.

Luiſe. O Mutter — um Gottes willen nicht dieſe Saite; Peter hat mein Herz, meine Liebe, und für ewig — der Schulze iſt ein Niederträchtiger, der mit dem Amtmann unter einer Decke ſpielt.

Amalia. Aber der Schulze iſt jung, und der Einfluß einer Frau iſt groß. Durch Dein Beiſpiel, Dein gütiges Zureden, würde er vielleicht die Geſellſchaft des Amtmanns meiden — und ſein Geld würde uns vor dem Untergange ſchützen. — Dein Peter iſt aus, Geld einzutreiben; Peter iſt arm, gelingt es ihm nicht, Deinem Vater etwas zu verſchaffen, ſprich, wovon ſollen wir unſer Leben friſten? — O es iſt grauſam, grauſam!

Luiſe. Mutter, um Alles in der Welt, quält mich nicht. Was meinem Vater ſeine Pflicht, iſt mir

die Liebe; ihr opferte er uns, der Liebe opfere ich mich und Euch.

Amalia. O, daß ich meine Klagen könnte vor den Ihren unſers Fürſten bringen; aber er iſt verreiſt, und Niemand weiß wohin. Doch würde meine ſchwache Stimme wohl zu der Höhe des Thrones gelangen? Die Großen haben ſo ſelten ein leiſes Ohr für das Elend!

Fritz. Mutter, hungert mich ſehr.

Amalia. Der Vater kommt gleich, Kind; nur noch eine kleine Viertelſtunde.

Fritz. (Der herumgegangen iſt, ängſtlich.) Mutter! Mutter! Vater kommt nicht wieder. —

Luiſe. Warum nicht, Kind — er muß nun bald ſeine Pflicht thun — er kommt gewiß.

Fritz. Nein, er hat das Horn ſchon mitgenommen. — Siehſt Du, da hing es ſonſt.

Luiſe. Wirklich. Aber dort ſteht ja ſein Spieß; ſiehſt Du, daß er wiederkommt.

Amalia. Seltſam, daß er das Horn mitnahm. — Ach, Luiſe, warum wird mir plötzlich ſo bang!

Luiſe. Auch ich bin beklemmt — aber laßt Euch das nicht anfechten; das kommt oft aus dem Blute, oder

einer andern körperlichen Ursache — man muß nicht abergläubig sein.

Fritz. Mutter, wenn ich groß werde, will ich auch einen Spieß haben, und damit will ich die Bösewichter verfolgen.

Amalia. Edles Kind — da würde man Dich verfolgen, und Du würdest unterliegen.

Fritz. Dann bin ich stark, Mutter, und wehre mich.

Amalia. Das Schicksal, mein Kind, die Nothwendigkeit, sie drückt den Starksten zu Boden — möchtest Du nie die Erfahrung machen! O Luise, auch um des Kindes willen thut mir meine Armuth leid, welche glückliche Anlagen hat es nicht, und ich muß sie alle verwildern lassen — des Amtmanns Kinder haben die schönsten Bücher und achten sie nicht — o wie mir das weh thut, daß ich sie nicht borgen kann — und doch ginge es vielleicht, wenn der Amtmann uns wohlwollte. — Aber horch, ich höre Geräusch — es ist mein Mann — o mein Seebald. (Sie eilt ihm entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Seebald. Vorige.

Seebald. Iſt es ſchon zehn Uhr? — Guten Abend, Frau.

Luiſe. } Guten Abend, Vater.
Fritz. }

Seebald. Guten Abend — ſchon gegeſſen, Fritz.

Fritz. Nein, Vater; hungert mich ſehr.

Seebald. Hier Fritz, und da Frau. (giebt ihr Geld.)

Amalie. So viel Mann? dann ſind wir ja auf viele Tage glücklich.

Seebald. (Lacht bitter.)

Amalia. O ſprich, wie haſt Du ſo viel erhalten?

Seebald. Genieße es, und frage nicht, woher? nicht, was morgen ſein wird? Heute iſt heute, mache es durch Deine Sorgen nicht zu morgen. (Luiſe und Amalie geben ſich verlegene Blicke.)

Fritz. Danke Dir, Vater, ſchmeckt mir.

Seebald. Glücklicher Knabe! Du biſt nun befriedigt, und biſt ruhig; Du ahneſt nichts von den Sorgen, welche Andrer Herz zerreißen.

Amalia. Thränen, Seebald! was ist das?

Seebald. Du hast Recht. Thränen sind hier am unrechten Orte. Flüche würden meinem Munde besser anstehen, Flüche über mich, der Euch Alle in dies Elend stürzte; und glaube mir, Amalia, ich spare sie nicht — aber ich spreche sie nicht aus.

Amalia. Liebster Mann.

Luise. Liebster Vater.

Fritz. Mutter, ich fürchte mich.

Seebald. Hat ich es denn nicht in guter Absicht, daß ich mich dem Trunke ergab? sprach nicht so Vieles dafür, konnte ich glauben, daß — (Amalia nähert sich ihm.) Hinweg von mir Du Meine, mein Verbrechen ist groß, es stinkt zum Himmel — ich darf Dich nicht umarmen — es brennt wie die Hölle in meinem Busen das Bewußtsein meiner Schuld.

Amalia. Dennoch, dennoch, mein Ernst. (Umarmung.)

Luise. } Lieber Vater.
Fritz. }

Seebald. O geliebtes Weib und Kinder! wie glücklich bin ich in Eurer Mitte.

Amalia. Gewiß, lieber Mann, wirst Du Deinen Fehler ablegen; o laß mich dafür sorgen, daß es geschehe.

mit Liebe will ich Dich dazu zu bewegen ſuchen. Alle Tage tröpfele ich in das Glas, aus dem Du trinkſt, einen Tropfen Siegellack, wie Hufeland räth, und ſo entwöhnſt Du Dich ganz unmerklich. Noch ehe dies Geld ausgegeben iſt, welches Du mir gereicht, biſt Du weniger ausſchweifend.

Seebald. Dies Geld —

Amalia. Nun, was ſtarrſt Du ſo plötzlich?

Seebald. Ehe dies Geld ausgegeben iſt? Dies Geld — wehe mir.

Amalie. Ich verſtehe Dich nicht.

Seebald. — Wiſſet denn — aber Du wirſt mich verabſcheuen — ich that — ich habe — Eure Noth — mein Wunſch nach dem ſo lange entbehrten Getränk — — O Gott — in dieſer Verwirrung — faſt ohne Bewußtſein — habe ich — ſeht mich nicht an — mein Horn verſetzt.

Amalia. } Barmherziger Gott.
Luiſe. }

Seebald. Ich weiß es, daß ich mich meinen Feinden in die Hände liefere, ich weiß es, daß ſie triumphiren werden, denn ſie wollen an mich, das iſt gewiß; aber ich werde dreiſt meinen Blick aufſchlagen können und ſprechen

Was ich that — ich will es verantworten, nicht vor Euch — aber einst dort, und so fragt denn nur kaltblütig die Gesetze, zu welcher Strafe sie mich verdammen — erdulden will ich sie, aber verdient habe ich sie nicht.

Luise. Ich muß ihm zu helfen suchen. (Ab.)

Amalia. O Gott, mußte ich das erleben! — Aber bei wem hast Du es denn versetzt?

Seebald. Bei Barthein.

Amalie. Bei dem vertrautesten Freunde des Schulzen. Sicher wird er diesem davon Nachricht geben — und dann weh uns!

Seebald. Mag er doch; es war meine letzte Zuflucht — und doch vielleicht ist er mitleidig, er kennt meine Lage — aber Gott, was hilft mir das Alles? — Hier schlägt es zehn, wie werde ich im Stande sein, mein Amt zu versehen?

Amalia. Ich will hin zu Barthein. Weiberthränen haben so oft Wunder gewirkt; sie haben einst Rom gerettet; darum laß mich; ich will als Gattin, als Mutter will ich reden.

Luise (kommt zurück mit einem Hirtenhorn). Hier Vater ist Hülfe — Peter hat Euch sein Horn bis morgen früh geliehen, nehmt es und thut Eure Pflicht.

Seebald. Ich danke Dir mein Kind, ich danke Dir von ganzem Herzen, ob mir gleich dies — unmöglich ist. — Welche Verwirrung könnte ich damit anrichten, würden die Bauern nicht denken, wenn sie den Ton dieses wohlbekannten Hornes hörten, es sei die Zeit des Aufstehens? — Darum, mein Kind, nimm es zurück, und sage Petern, ich dankte ihm, und würde, wenn ich schon seine Gutmüthigkeit nicht benutzen könnte — sie so lange ich lebte schätzen. — Hier — nein, laß es mir, ich will es als einen Beweis seines guten Herzen bei mir tragen bis morgen, ich will es ihm selbst zurückgeben — ich will — o weint nicht, flucht mir lieber, mir dem Urheber Eurer Qual! —

Amalia. Mein Gatte!

Luise. Mein Vater.

Seebald. Welch ein Geräusch — man pocht — öffne Luise.

Amalia. Gott! mir ahnet etwas — o daß ich mich täuschte. (Der Amtmann und Schulze treten ein.) Nein, es ist wahr, meine Vermuthungen werden zu schrecklicher Gewißheit!

Dritter Auftritt.

Vorige. Amtmann. Schulze.

Amtmann. Warum seid Ihr nicht auf Eurem Posten? Seht hier, ein Viertel auf Eilf.

Schulze. Warum versäumt Ihr Euer Amt?

Amtmann. Ihr seid ein liederlicher Wirth, ein Säufer.

Schulze. Geht auf Euren Posten.

Seebald. Ich weiß, weßwegen Sie gekommen sind, Beschäftigung für Ihren Haß zu suchen. Elende sehen, ist Ihre Freude, und Elende machen, Ihr Glück. Weiden Sie sich nun — denn Sie wissen ja, daß ich nicht blasen kann.

Amtmann. Und wenn nun Feuer auskommt, liederlicher Mensch, wie dann? — Will Er das Unglück des Dorfes auf Sein Gewissen laden? — Ei der schönen Dienstpflicht! schlafen ließ Er mich nicht in Seinem Diensteifer; aber das Dorf mag abbrennen. — Schämt Er sich nicht, Heuchler?

Seebald. Gott kennt mich und mein Herz; — der bürgerlichen Strafe unterwerfe ich mich.

Amtmann. Ich will Euer Unglück nicht, versprecht mir nur, daß Ihr mich künftig nicht mehr im Schlafe stören wollt, und gebt Eure Tochter dem Schulzen hier, und ich will die Sache gütlich beilegen; wo nicht, so bringt Ihr die Nacht im Amtsgefängniß zu, und werdet morgen abgesetzt. — Jetzt wählt.

Seebald. Was ist da zu wählen? Hier giebt es keine Wahl. Die Hand meiner Tochter hängt nicht von mir ab, sondern von ihr, sie entscheide; und ich soll Sie schlafen lassen — auch wenn es nicht gegen meine Pflicht wäre an einem andern Orte abzurufen, von wo ich weniger das Dorf übersehen kann, auch wenn ich Sie nicht störte, würden Sie nicht ruhig schlafen. — O es ist ein schlimmes Pfuhlen, wenn man sich böser Handlungen bewußt ist.

Amtmann. Mensch! — doch Ihr sollt mich nicht aufbringen — wie Ihr wollt — und was sagt das Töchterchen dazu — hat sie auch solche Romangrillen im Kopfe? — trete Sie doch vor. — Nun wie ist es, wird Sie geschmeidiger sein?

Luise. Sie zwingen mich also, Ihnen zu sagen, wie ich Sie verachte. — Nun dann, es sei darum; was

hat der Unglückliche noch zu fürchten, der von der übermüthigen Stärke zertreten im Staube liegt. — Hier ist es klug die Uebermacht zu reizen, damit sie sich nicht länger an den Krümmungen des Wurmes weide, sondern ihn mit einem barmherzigen Fußtritte zerschmettere.

Amtmann. Brave, brave, mein Kind; und Sie schlägt also den Schulzen aus?

Luise. Ich würde ihn ausschlagen, und wenn er eine Krone trüge.

Amtmann. Schon gut, schon gut. (Heimlich zum Schulzen.) Unser Plan geht fehl, ich möchte vor Bosheit bersten, und sehe Er nur, wie Zorn und Verachtung dem Mädchen gut stehen.

Seebald. O, meine Luise, erst heute erfahre ich, daß Du die Tugend wahrhaft liebst — laß Dich umarmen — o ich scheide gern, denn ich besitze den größten Schatz, eine tugendhafte Tochter. —

Vierter Auftritt.

Vorige. Peter.

Amtmann. Was will Er?

Peter. Herr Amtmann, eine Furbitte thun für den ehrlichen Mann, deſſen Tochter ich liebe.

Schulze. Aha — darum waren Jungfer Seebald ſo ſpröde und tugendreich — nun Glück zu.

Seebald. Ja wohl, Glück zu — Kinder, ich gehe in das Gefängniß; aber ehe ich mich meiner Strafe unterziehe, lege ich hier Eure Hände in einander, und ſpreche den Segen über Euch aus. — Komm her, Amalia, laß ſie uns mit Thränen einſegnen.

Luiſe. Jede dieſer Perlen wird mir unendlichen Segen bringen.

Seebald. Liebt Euch, meine Kinder, und wenn dann auch am Horizonte Gewitter ſich thürmen, ſo wird ein Lächeln des Gatten ſie verſcheuchen.

Amalia. Liebe ihn, Luiſe, — mit Freuden und Schmerzen ſpreche ich das Wort — und Du darfſt den Himmel nicht erſt jenſeits des Grabes ſuchen.

Schulze. (Welcher heimlich mit dem Amtmann gesprochen.) Lassen Sie mich nur machen — der Liebhaber muß aus dem Wege. — Was ist denn das für ein Horn dort?

Peter. Es ist meines.

Amtmann. Und wie kommt es hieher! Ha, ich errathe — Antwort und nicht gelogen oder —

Peter. Halt, halt, Herr Amtmann! Antwort soll Ihnen werden, ich habe noch nie gelogen, und werde jetzt nicht lügen. Ich wollte es Seebald leihen, um es statt des Seinigen zu gebrauchen.

Amtmann. Und also, Mensch, wollet Ihr einen unordentlichen ungetreuen Staatsdiener in seinen Ausschweifungen bestärken; und bedachtet nicht, daß Euer Horn das ganze Dorf in Bewegung bringen würde? — Ihr begleitet ihn in's Gefängniß.

Peter. Nimmermehr.

Amtmann. Wagt es nicht, Euch zu widersetzen oder ich rufe Hülfe, wißt Ihr, daß Ihr ein Rebell seid.

Peter. Ich gehe nicht in's Gefängniß.

Luise. Thue es immerhin.

Seebald. Es ist die Obrigkeit, welche es befiehlt.

Amalia. Lieber Peter, thue es immerhin.

Peter. Nein, durchaus nicht — an mir soll die Eigenmacht zu Schanden werden.

Amtmann. Schulze, greif Er zu.

Peter. Ha! dann müßte ich keine Kräfte haben. (Er wirft den Schulzen bei Seite.)

Amtmann. Ha! wagst Du es auch an mich Deine Hand zu legen! (Geht auf ihn los.)

Peter. Warum nicht. (Will sich vertheidigen, der Fürst erscheint an der Thür.)

Seebald. Nein, das sollst Du nicht.

Peter. Laßt mich, ich bitte Euch, laßt mich.

Seebald. Und wenn es mein Leben kosten sollte. Herr Amtmann, Herr Schulze, nähern Sie sich mit mir dem rasenden Menschen, wir wollen ihn mit vereinten Kräften bändigen; der Obrigkeit muß gehorcht werden. (Angriff und Getümmel. Der Fürst tritt vor, knerft sich den Ueberrock auf, so daß man den Stern sieht und ruft: halt!)

Fünfter Auftritt.

Fürſt. Die Vorigen.

Fürſt. Ich komme hier zu einem Auftritt voller Gewaltthätigkeit. Wer ſeid Ihr?

Seebald. Ich bin Ew. Durchlaucht treuſter Nachtwächter, dies iſt meine Gattin, dies mein Schwiegerſohn, dies meine Kinder.

Fürſt. Und Ihr?

Amtmann. Ich bin der Amtmann dieſes Orts, und Dieſer iſt Schulz des Dorfes.

Fürſt. Man erzählt ſonderbare Dinge von Euch Beiden; Ihr ſollt einiger ſein als das Wohl meiner Unterthanen es ertragen kann. — Doch hiervon hernach, eine ſtrenge Rechenſchaft erwartet Euch — warum wollt Ihr dieſen Mann und Jenen in's Gefängniß führen? — keine Lüge, ich weiß die Wahrheit ſchon.

Amtmann. Verzeihen Ew. Durchlaucht, er hat durch Veräußerung der zu ſeinem Amte gehörigen Inſtrumente ſich in die Unmöglichkeit geſetzt es zu verwalten, auch iſt er dem Trunke ergeben, und Peter hat ihn in

seinem Ungehorsam gegen die obrigkeitlichen Befehle unterstützt.

Fürst. Und sonst habt Ihr keine Ursache, als diese, ihn zu verfolgen? Der Schulz hat keine Absichten auf seine Tochter? Der Amtmann hat keine Anerbietungen gethan, um ihn zu Uebertretungen seiner Pflicht zu bringen? — Ihr seht, daß ich Alles weiß.

Amtmann. Ew. Durchlaucht — — mein Amtseifer — wenn er mich zu weit geführt haben sollte —

Fürst. Ich kenne Euch, Amtseifer ist die Decke, hinter welcher sie die Kabale verbergen. — Gütiger Gott! ich sitze auf meinem Schlosse, voll Vertrauen auf die Menschlichkeit meiner Subalternen, ohne zu ahnen, daß die schwärzeste Kabale ihr Spiel mit ihnen treibe, und Niemand weckt mich aus dem süßen Traume, daß ich Glück umher verbreite. — Dank Dir, Edelster, der Du mir riethest, mich aufzumachen und incognito durch das Land zu ziehen, um mit eigenen Augen zu sehen. — Ich komme im Dorfe an, und Alles ist voll von Eurer Härte, mit welcher Ihr diesen Mann behandelt; das Gerücht seines Vergehens und Eurer That verbreitet sich; ich komme, ich höre, ich sehe — und Ihr nennt Euch meine

getreuſten Unterthanen? — Erwartet mich morgen auf dem Amtshauſe, und wenn ich nur Eine Rechtsverdrehung, nur Eine Chikane finde in Eurer Amtsführung, dann wehe Euch. — (Amtmann und Schulze ab.) Ich wende mich nun zu Euch, Seebald. — Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß ich Euch für ganz ſchuldlos halte; ob Ihr gleich ſolche harte Behandlung nicht verdient habt, lernt daraus, daß ein jeder Fehltritt einen zweiten nach ſich zieht, und daß auch der Leichtſinn im Abgrunde des Verderbens endet. —

Seebald. Mein Fürſt — wenn Sie wüßten, wie unmerklich, wie mir ſelbſt unbewußt, ich mich dem Trunke ergab.

Fürſt. Ich kann es errathen — aber eben darum haben wir eine Vernunft, daß ſie immer wachſam unſere Handlungen beobachten und zügeln ſoll. — Der Amtmann wollte Euch abſetzen, und ich beſtätige ſeinen Ausſpruch, der Euch ſeiner Gewaltthätigkeit entzieht; in Hinſicht Eures Dienſteifers aber nehme ich Euch in meine Dienſte und mache Euch zum Aufſeher der Nachtwächter in der Stadt. — Das Amt iſt bequemer und nährt ſeinen Mann — nur das Eine, daß Ihr nicht aus Liebe zu Eurem ehemaligen Stande zu nachſichtig mit Euren Untergebenen verfahrt.

Seebald. Fürſt!

Amalia. } Edler Menſch!
Luiſe. }

Fritz. Vater!

Fürſt. Luiſe bleibt hier in den Armen ihres Peters — Du wirſt traurig, mein Kind? — ſiehe, ſo hat jede Freude ihr Leiden neben ſich. — Zwar vielleicht wäre es zu vermitteln, daß Peter bei meiner neu-angelegten Holländerei angeſtellt würde; und dann wäre die Tochter von dem Vater und der Mutter nur eine halbe Meile getrennt. Was meint Ihr?

Luiſe. Peter (zu ſeinen Füßen).

Luiſe. Ich habe keine Worte, meine Thränen mögen für mich reden.

Fritz. Vivat der Fürſt — Vivat der Fürſt!

Fürſt. Gutes Kind, ich muß Deine Unſchuld zu bewahren ſuchen, ich will Dich dem Rector der lateiniſchen Schule empfehlen, einem wackren Manne. Kannſt Du leſen und ſchreiben?

Amalia. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn Beides zu lehren.

Fürst. Und die Mutter hat gewiß nicht ohne Erfolg gearbeitet. — — Du wirst in Quinta fortkommen; ich sorge für Dich und bezahle das Schulgeld.

Seebald. Und auf Neujahr soll er Ihnen die Empfindungen seines Herzens, nicht von einem Fremden eingehaucht, überreichen.

Fürst. Und Ihr, Seebald, behaltet dieses Horn und hängt es auf; und so oft Ihr es ansieht, so denkt an diese Stunde, die Euch glücklich machte; aber auch an mich, den Urheber und Stifter derselben.

(Sie umarmen sich, der Vorhang fällt schnell.)

Als Mäcker geendigt hatte, sprang die ganze Gesellschaft von diesem göttlichen Producte entzückt, auf, um dem Verfasser ihren Beifall zu bezeigen, besonders eifrig war Bunian, welcher ihn sogleich zu seiner gelehrten Gesellschaft ein für allemal einlud. Auch Fink näherte sich ihm, und bat dringend um das Manuscript, welches dieser mit sehr freundlichen Mienen versprach. — Als sich der

Tumult etwas gelegt hatte, so trat Märker vor, und bat um die Erlaubniß, daß sein Freund Röse eine kleine Abhandlung lesen dürfe, dieses Stück betreffend, und daß seinem Freunde dieselbe gütige Aufmerksamkeit werden möchte, wie sie dem Verfasser geworden sei. Röse und die Gesellschaft setzten sich, und Jener las:

„Ich richte bei der Kritik dieses Stückes zuerst Ihre Aufmerksamkeit, Verehrungswürdigste, dahin, daß es demselben an einem Titel gebricht, welcher es von allen Seiten charakterisirt. — Familiengemälde scheint mir in mehr als einer Rücksicht zu vage zu sein, und besonders das Muster nicht bestimmt angegeben, dem sich der Verfasser auf einem originellen Wege zu nähern, und welches nachzuahmen er gesucht hat. Man kann freilich fragen: Warum ein Titel, und zwar ein bestimmter für eine jede Gattung nothwendig sei: allein, wenn man die Verwirrung kennt, welche in der Aesthetik eben aus dieser Unbestimmtheit entstanden ist — ich erinnere nur zum Beweise an die Worte: Ode, Lied, Elegie — so wird man eine ganz bestimmte Terminologie in der Poetik wünschenswerth finden. Ich wage es daher, für diese Gattung den Namen: Iffländerei, welcher mit Holländerei analog ist, vorzuschlagen, und welcher auf der einen Seite an den Erfinder

und Ausbilder dieſer Gattung unter den Deutſchen, theils durch die angeführte Analogie an den praktiſchen Inhalt der Stücke ſelbſt erinnert. Doch müßten die Dramen des Erfinders dieſen Namen nicht erhalten, ſondern nur die Nachahmungen, um dieſe ſogleich zu claſſificiren. Allein, laſſen Sie uns von dieſer Kleinigkeit abſtrahiren, uns zum Drama ſelbſt wenden, und einen Weg einſchlagen, um den Hauptcharakter, welchen der Dichter ein wenig enigmatiſch gezeichnet, zu beleuchten; einen Weg, welchen der unſterbliche Goethe, in ſeinem eben ſo unſterblichen Meiſter, bei Gelegenheit des unſterblichen Hamlet, genommen hat. Dennoch würde ich dieſe Art darzuſtellen, gar nicht gewagt haben, wenn nicht in einem herrlichen Theaterjournal mehrere Charaktere auf jene Weiſe zergliedert worden. Wir wollen nämlich unterſuchen: Wie der Nachtwächter Seebald vorher geweſen ſei, ehe das Stück beginnt. — Sollte dieſes Unternehmen Beifall finden, ſo will ich es mit mehreren Charakteren eben ſo machen, und in einigen andern Abhandlungen den Charakter des Abällino und Papageno durchgehen. — Unſer Nachtwächter war aus demſelben Dorfe, als ſeine Gattin geboren, mit ſtrengen, faſt überſpannten Begriffen von Ehre, Pflicht und Dienſteifer.

Seine Lage, nachdem er ſich mit ſeiner Frau verheirathet hatte, war glänzend; er hatte ein eigenes Haus, und dadurch gewiß eine Reihe von Bequemlichkeiten, welche ſeine ärmern Nachbarn entbehren mußten, und die eben dadurch ſeine Seele zu der Weichlichkeit ſtimmten, die nachher der Grund ſeines Unglücks ward. — Eine Feuersbrunſt, Mißwachs und andere Unglücksfälle bringen ihn nun zum Elend; ſeine Seele bleibt unerſchüttert, aber ſein Körper erliegt, und es iſt wahrſcheinlich, daß er ſchon damals ſich dem Trunke ergeben habe. Noch mehr aber iſt dies gewiß geſchehen, als er den Nachtwächterdienſt, um den er bat, erhalten. Wer die Beſchwerlichkeiten dieſes Poſtens kennt, wer es weiß, was es ſagen wolle, im Schnee, Regen und Ungewitter auf freier Straße zu wachen, wird es ſehr natürlich finden, ſich dem Trunke zu ergeben, beſonders, wenn der Mann, welcher dieſem Poſten vorſteht, kränklich iſt, wie auch dieſes ganz leiſe an einem Orte des Drama's berührt wird. Der Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Laſter und ſeiner phyſiſchen Natur, welcher hierdurch entſteht, iſt unendlich ſchön und pſychologiſch aufgefaßt, wie denn das ganze Stück von ähnlichen Schönheiten wimmelt. Ein Schritt abwärts zieht den andern nach ſich; die Begierde

wächst, und mit ihr das Elend, und grade in dem Zeitpunkte, wo es am höchsten gestiegen, läßt der Dichter das Stück beginnen, um so auf dem nächsten Wege zum Ziele zu gelangen. So viel vom Hauptcharakter. Von den einzelnen Schönheiten will ich schweigen, wie zum Beispiel, allenthalben der ehemalige bessere Stand hervorleuchtet in den sententiösen Reden der Frau, in der Erziehung des Kindes, in der Erwähnung Hufeland's und Faust's; wie es den Nachtwächter charakterisirt, daß er gerade sein Horn versetzt u. s. w. Alles dies, von dem Manches sogar dem unkundigen Auge ein Fehler zu sein scheint, ist eine wahre und echte Schönheit, und mit einem Worte, dies Drama wird bestehen, wenn andere Nachahmungen Iffland's schon längst ihren Tod gefunden haben. Man kann, den einzigen Fehler ausgenommen, daß von Anfang des Stücks an, bis dahin, wo es zehen schlägt, nicht gänzlich eine halbe Stunde verfließt, dies Drama in jeder Hinsicht klassisch und vollendet nennen, und ich hoffe jeden Freund des Edlen und Schönen mit der Nachricht zu erfreuen, welche ich auf ausdrückliche Erlaubniß des Verfassers zum Schlusse beifüge, daß wir dies Drama bald gedruckt sehen werden."

Die Gesellschaft gerieth nun in ein neues Entzücken,

und war zweifelhaft, wen sie mehr mit Lob überhäufen sollte, den Dichter, oder den Kritiker. Bunian lud auch den Letztern ein für allemal zu seiner Gesellschaft ein. Fink hatte bei alledem sehr vergnügte Augenblicke, er saß in einem Winkel, wo er sich satt lachen konnte, ob es ihn gleich innerlich ärgerte, daß Menschen wie Märker und Röse, welche eigentlich froh sein sollten, daß sie auf zwei Beinen gingen, und daß sie mit einiger Anstrengung sich lächerlich machen konnten, daß diese Männer wie Iffland, den Fink als denkenden Künstler und komischen Schauspieler und Dichter schätzte, und wie Goethe, dessen Namen er nie, als mit einer innigen Verehrung und Liebe aussprach, nachzuahmen, nur die Idee fassen konnten. — Er theilte seine Gedanken Bissing mit, und Dieser redete ihm zu, Röse und Märker durch ein Supplement zu ihren Arbeiten lächerlich zu machen. Fink weigerte sich Anfangs, allein Bissing wußte durch so viele feine Wendungen und Schmeicheleien die Eitelkeit Fink's aufzuregen, daß dieser nachgab, um die Erlaubniß zu reden bat, und folgende Anrede hielt:

„Ich will nicht viel Worte machen, wie Ihre Producte mich entzückt haben; ich rechne die Anhörung derselben unter die vergnügtesten Momente, welche ich seit

langer Zeit genoſſen, nehmen Sie meinen innigſten Dank dafür, welchen Ihnen kein Mann von Geſchmack verſagen wird. — Aber erlauben Sie mir, Ihnen noch Manches, was ich auf dem Herzen habe, mitzutheilen. Warum ſollen wir in den engen Schranken, welche uns Goethe vorgezeichnet hat, ſtehen bleiben? warum ſoll der Geiſt des Jahrhunderts, welcher ſich recht klar und offenbar in Ihnen ſpiegelt, ſich nicht weiter über die Linie des Schönen hinaus verbreiten? — Laſſen Sie uns mit kühnem Fuße weiter ſchreiten, und ſollten wir auch einmal ſtolpern, was iſt es denn mehr! — Ihnen, Herr Märker, kann ich nichts ſagen, als daß Sie fortfahren uns mit ähnlichen Stücken zu beſchenken, und mit der verſprochenen Abhandlung ja nicht ausbleiben. Suchen Sie nur immer neu zu bleiben, und nehmen Sie ja in der Darſtellung nichts zu leicht und zu kurz — Sie wiſſen wie glücklich man oft durch Kleinigkeiten charakteriſiren kann, und wie ernſthafte Folgen ſie haben können. — Ihnen aber, Herr Röſe, muß ich ſagen, daß Sie noch weit weiter hätten gehen können. Warum fiel es Ihnen nicht ein zu unterſuchen: Wie der Nachtwächter nachher geworden ſei? Wie das vorgeſchlagene Mittel gewirkt habe? Wie er ſich gegen ſeine Collegen, gegen ſeine Un-

tergebenen milde und menschlich betragen? — Hier öffnen sich neue Schranken des Ruhmes für Sie; ich wage es nicht hineinzutreten, sondern mache als Invalide in diesem Fache demüthig das Heck auf. Lassen Sie sich daher, meine Herren, folgenden Vorschlag gefallen: Sie, Herr Märker, setzen Ihr Stück fort, ohne es Herrn Röse zu zeigen, und Herr Röse schreibt die Abhandlung, welche ich vorschlug, ebenfalls, ohne sie Herrn Märker zu communiciren. Beides wird mir dann gezeigt, und ich möchte prophezeihen, daß Geister, wie die Ihrigen, in den meisten Punkten zusammentreffen werden. Wo dies aber nicht ist, da verfertige ich eine dritte Abhandlung über die Ursachen dieser Abweichungen, und an einem bestimmten Tage werden alle drei Producte der Gesellschaft vorgelegt, wenn ich, da ich kein Mitglied bin, so kühn sein darf, und dann —"

Hier konnte sich Forstner nicht länger halten; er drängte sich durch und fiel Fink um den Hals. „Sie sind Mitglied," sagte er, „ein Mann von Ihren Verdiensten ist hiermit ein für allemal eingeladen, und da bedarf es keines Stimmens weiter." — Die ganze Gesellschaft bestätigte dies durch ein lautes Geschrei. — „Ich bestehe darauf," fuhr Forstner fort, „daß Herrn Bunian öffentlich

gedankt werde, dafür, daß er uns mit einem so talentvollen Manne bekannt gemacht hat."

Die ganze Gesellschaft gab durch einen lauten Beifall ihre Einwilligung zu erkennen, so daß der Bediente, welcher zu Tische rief, kaum gehört wurde. — Man setzte Fink zwischen Märker und Röse, und er soll, wie man sagt, vollkommen contentirt die Gesellschaft verlassen haben.

Die vernünftigen Leute.

Zimmer.

Herr v. Alfeld. Baron Biedersee.

Alfeld. Ja sehen Sie, um wieder auf meine Rede zu kommen, das ist es, was mich ängstigt, ja so zu sagen, melancholisch macht. Man lebt, — was man so leben nennt, wobei ein gescheiter Mann, heißt das, einen Begriff verbindet, vom Pöbel kann hier gar nicht die Rede sein. — Man lebt also, wollte ich sagen, und kein Mensch weiß warum, oder ob es überhaupt wahr ist.

Baron. Wie? Ich verstehe Sie nicht.

Alfeld. Freund, ich habe Sie für einen philosophischen Kopf gehalten, ich hoffe, es ist nicht Ihr Ernst, Sie verstehn mich gewiß.

Baron. Bei meiner Ehre —

Alfeld. O stille, stille, nicht so laut, schämen Sie sich, wenn das wahr ist. Wie? ein Philosoph, und noch niemals auf den Gedanken gekommen? Ich muß Ihnen

ſagen, mein Herr, die hohe Meinung, die ich von Ihnen gehabt habe, iſt gewaltig herabgeſunken (verdrießlich auf- und abgehend.) An ſeiner Exiſtenz nicht zu zweifeln! Hm! hm!

Baron. Aber was wollen Sie damit ſagen?

Alfeld (hitzig). Sind Sie ein Philoſoph oder nicht?

Baron (mit einer ſehr höflichen Verbeugung freundlich). Wenn ich mir ſelber nicht zu viel ſchmeichle. —

Alfeld. Nu, nu, das könnte nach den Proben, die Sie mir gegeben haben, doch wohl der Fall ſein. Mich nicht zu verſtehen! das iſt mir noch mit keinem Menſchen begegnet. Freilich äußere ich auch nicht bei Jedermann ſo tiefe Ideen; aber ich frage ſo: kann ich mich in gemeinen Dingen gemeinen Leuten verſtändlich machen, warum nicht in tiefen, tiefen Leuten? Dieſer Schluß, hoffe ich, iſt richtig, und wenn das iſt, ſo ſcheinen Sie, mein werther Freund, nicht zu den tiefen zu gehören. Nehmen Sie mir das nicht übel, ich will Ihnen Ihre übrigen Talente keineswegs abſprechen; aber in der Philoſophie, — hm! — da wollen Sie nicht viel bedeuten.

Baron. Aber erlauben Sie doch —

Alfeld. Nein, mein lieber Freund, es iſt meine Pflicht als Menſch und als guter Bürger, Sie von der

Eitelkeit zu heilen. Vergeben Sie mir, daß ich als ein alter Mann das Ding beim rechten Namen nenne, und Ihnen ohne Umstände meine Meinung sage. Ich behaupte, es ist in der Welt nichts so schädlich, als wenn man sich ein Talent zutraut, ohne es zu besitzen. Gewöhnlich kommt das daher, weil man nicht Gelegenheit hat, sich zu prüfen. Sie sind nun in dieser Rücksicht sehr glücklich, daß Ihnen die Augen über sich, noch bei guter Zeit geöffnet sind, und ich danke dem Freunde von ganzem Herzen, der mich an Sie empfohlen hat, ob der gute Mann wohl freilich nicht glaubte, daß Sie eigentlich seiner Empfehlung bei mir mehr bedurft hätten. Nun, das thut nichts. — Wie gesagt, ich weiß es ihm von Herzen Dank, daß er mir eine so angenehme Bekanntschaft verschafft, und ich werde gewiß alles Mögliche anwenden, Ihre Freundschaft zu verdienen.

Baron (empfindlich höflich.) Ich werde eine Gelegenheit, die sich mir jetzt so ungesucht darbietet, meinen Geist auszubilden, gewiß nicht unbenutzt lassen.

Alfeld. Recht, recht, lieber Mann, ich hoffe, wir werden noch sehr gute Freunde. Ihr Wort, das Sie mir schon gegeben, werden Sie mir doch halten? Sie werden mich doch noch diesen Vormittag in meiner neuen Woh-

nung besuchen? Ich wette, es vergeht kein Monat, so verstehen Sie mich vollkommen, und zweifeln, so wie ich, an Allem. Nun, wie gesagt, Sie besuchen mich, meine Tochter hat das ganze Haus recht gut eingerichtet; ich habe sie schon eine ganze Woche früher hierher in die Stadt geschickt; denn ich mag die Unruhe nicht leiden.

Baron. Aber nach Ihren eigenen Grundsätzen müssen Sie erlauben, daß ich daran zweifle, ob Sie auch eine Tochter oder ein Haus haben, und das macht mir bei dem Besuche einiges Bedenken.

Alfeld. Ha, ha! recht, recht, Sie machen schon gute Fortschritte. — Aber es macht mich doch nachdenklich, ich will doch geschwind hingehen und sehen, wie es ist; ich bin wahrhaftig ganz verwirrt. Ich empfehle mich Ihnen. (Geht.)

Baron. Das ist doch seltsam, der Mann nimmt jeden Scherz sehr ernsthaft. Mein Freund rühmt ihn mir als einen der größten Philosophen unsrer Zeit. Gedacht scheint er mir viel zu haben, vielleicht mehr als ich, und das heißt von einem Cavalier nicht wenig gesagt. Wie, wenn ich seine Meinung doch zu leicht genommen hätte? Er brachte mich ganz in Verwirrung, ich hielt ihn sogar für ein wenig toll. An sich selbst zu zweifeln! nein, so weit werde ich es nimmermehr bringen, ich stehe gar zu handfest vor mir.

Aber vielleicht habe ich mich darin geirrt, vielleicht habe ich die Bücher berühmter Männer zu wenig geleſen, ich hatte ſie mir alle angeſchafft, aber ſo oft ich anfing zu blättern, ſchienen ſie mir immer zu verwirrt, und ich ſchloß ſo: wozu ſoll ich mir die Mühe geben, mich erſt in dieſen Irrgärten zurecht zu finden; erfunden iſt jede Meinung und jed.3 Syſtem, warum ſollte ich mir nicht mit dem Fleiß, den ich anwenden müßte, Andere zu verſtehen, eine eigene Philoſophie erbauen können? Das wäre ja vortheilhafter für mich und für die Welt. Darin kann ich geirrt haben, das will ich wieder gut zu machen ſuchen.

(Er nimmt ein Buch und lieſt.)

Herr v. Waller und Baron Biederſee.

Waller. Verzeihen Sie, wenn ich Sie ſtöre.

Baron. O nein, werther Freund, es hat nichts zu ſagen, Sie finden mich hier mit meiner Lieblingswiſſenſchaft, mit der Philoſophie beſchäftigt.

Waller. Wahrhaftig, lieber Baron, Sie werden jetzt zu gelehrt; doch eigentlich komme ich zu Ihnen, um —

Baron (lächelnd). Zu gelehrt, ſagen Sie? erlauben Sie, lieber Freund, das iſt gar nicht möglich. Wüßten

Sie, welchen Genuß es uns verſchafft, Sie würden nicht ſo ſprechen. Nur den geringſten anzuführen: Glauben Sie denn, daß es eine Kleinigkeit iſt, wenn man ſich ſo vortheilhaft bekannt gemacht hat, daß man von allen großen Männern beſucht wird? Nur ſo eben war der Herr v. Alfeld bei mir: der Mann iſt ganz von mir eingenommen.

Waller. Ganz recht, den ſahe ich von Ihnen gehen, und ſeinetwegen komme ich zu Ihnen.

Baron. Kennen Sie den Mann auch ſchon?

Waller. Ja, und da ich gehört habe, daß er ein großer Narr ſein ſoll, und ich —

Baron. Wie, lieber Freund, was ſagen Sie da? einen Narren nennen Sie ihn? Mir iſt er als ein großer Philoſoph empfohlen.

Waller. Das kann er doch wohl ſein, aber ich —

Baron. Wie kann er das ſein? O lieber Waller, ich ſehe, Sie haben wenig gedacht, ſonſt würden Sie nicht ſo ſprechen! Ein Philoſoph und ein Narr! Meinen Sie, daß man das wie zwei Aemter vereinigen kann?

Waller. Nun, ich will ja gern glauben, daß er ein Philoſoph iſt, aber ein Narr bleibt er ganz gewiß, ich habe authentiſche Nachrichten.

Baron. Wiſſen Sie das ganz gewiß?

Waller. O zuverläſſig.

Baron. Nun ich habe es mir im Grunde auch gleich gedacht, mein Freund hatte nur zu viel Autorität bei mir. Denken Sie ſich, lieber Waller, er zweifelt an Allem! ſogar an ſeiner eignen Exiſtenz!

Waller. Nun, ſo muß er es ganz vernünftig finden, wenn wir an ſeinem Verſtande zweifeln.

Baron. Wahrhaftig, das iſt wahr, mich dünkt, ich hatte ſchon vorhin eine ähnliche Idee; — ſie würde Ihnen gewiß gefallen, — warten Sie einen Augenblick, ich werde mich gleich beſinnen.

Waller. O laſſen Sie doch das, lieber Freund, und hören Sie mich an.

Baron. Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen, Sie haben wahrſcheinlich nie überlegt, wie viel eine Idee zu ſagen hat, daß Sie ſie ſo leichtſinnig verwerfen wollen. Probiren Sie es nur, und leſen Sie manche dicke Bücher, ich wette, Sie werden oft nicht mehr als eine darin finden, und was man eine geſunde nennt, gar nicht.

Waller. O mir vergeht die Geduld, ſagen Sie mir, ob Sie mich anhören wollen oder nicht?

Baron. Das ist seltsam, ich höre Sie nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit an, sondern ich suche Sie sogar zu widerlegen, wo es mir scheint, daß Sie irren. Was steht denn zu Ihrem Befehl?

Waller. O liebster Freund, ich wollte Sie nur um eine Gefälligkeit bitten, die mir Niemand sonst erweisen kann — —

Baron. Befehlen Sie ganz und gar über mich.

Waller. Sie werden wissen, daß das Fräulein von Alfeld sich schon einige Zeit in der Stadt aufhält, ich lernte sie kennen, und was braucht es denn der vielen Worte: ich liebe sie.

Baron. Und was kann ich denn dabei thun?

Waller. Hören Sie mich nur, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß der Vater ein größer Narr ist, der —

Baron. Erlauben Sie lieber Freund, mir fällt noch ein Umstand ein, warum das nicht sein kann.

Waller. Welchen kann es geben.

Baron. Mein Freund, der Herr v. Rehberg schreibt mir, daß er den Herrn v. Alfeld nur deßwegen so lieb gewonnen hat, weil er eine völlige Uebereinstimmung der Gemüther zwischen uns Beiden bemerkt hat. Sehen Sie,

wie er ſchreibt: „Wäre Alfeld nur ſo viele Jahre jünger oder Du nur ſo viele älter, ſo könnte man Euch für Zwillingsbrüder halten. Dieſelbe Neigung zu den Wiſſenſchaften, dieſelbe Art der Unterhaltung, ſo daß ich mich bei Euch Beiden immer ungemein wohl befunden habe. Manche Leute klagen zwar, Ihr ließt ſie nie zu Worte" — (Nun das gehört nicht hierher.) Aber ich bin deſſen immer gern zufrieden geweſen, da ich es mehr liebe, mich, als Andre zu bilden. Wie kann er nun, frag' ich, ein Narr ſein?

Waller. O deßwegen —

Baron. Wie, Herr v. Waller? Ich hoffe, Sie werden die Unhöflichkeit nicht ſo weit treiben, mir in's Angeſicht zu behaupten, ich wäre auch ein Narr. Sie wiſſen, daß ich das als Edelmann rächen müßte, und zweifeln Sie nur nicht daran, daß ich es auch thun würde.

Waller. Sie zwingen mich zum Gehen. Es ſcheint mir, als wollen Sie heute meine Bitte nicht anhören.

Baron. Nun, was wünſchen Sie denn eigentlich von mir?

Waller. Ich wollte Sie bitten, mich mit dem Herrn v. Alfeld bekannt zu machen. Sehen Sie, mit ſo

wenigen Worten iſt dieſe Kleinigkeit geſagt, und Sie haben mich ſo lange nicht dazu kommen laſſen.

Baron. Deſto beſſer, lieber Freund, denn nur geiſtreichen Menſchen iſt es möglich, eine geringe Sache zum Gegenſtand einer langen gedankenreichen Unterhaltung zu machen.

Waller. Nun, wollen Sie denn die Güte für mich haben?

Baron. Sie zum Gegenſtand einer langen Unterhaltung zwiſchen mir und Alfeld zu machen? Ha ha ha. Sehen Sie, lieber Freund, daß ich Ihnen Ihre Satyren witzig zurückgeben kann? Ha ha ha!

Waller. Ach, ich habe nicht an Satyren gedacht. Ich bitte Sie nur, mich auf eine gute Art mit Alfeld bekannt zu machen.

Baron. Das ſoll gern geſchehen, und noch in dieſer Stunde. Ich habe verſprochen ihn zu beſuchen, und da will ich Sie ſogleich als meinen Freund nennen.

Waller. Sie verbinden mich.

Baron. Wollen Sie mich ſogleich zu ihm begleiten?

Waller. Nein, bitten Sie ſich nur die Erlaubniß aus, mich vorſtellen zu dürfen. Ich werde Sie in eini-

gen Stunden wiederſehen und ſeine Antwort hören. Leben Sie wohl bis dahin. (Er geht).

Baron. Ich werde es ein wenig fein einrichten müſſen, daß Herr v. Alfeld meinen Freund Waller gut aufnimmt, er ſcheint mir ſehr eigen in der Wahl ſeiner Bekannten. Das der gute Waller ihn für einen Narren hält, davon darf ich nichts merken laſſen, ich glaube, er würde es gewaltig übelnehmen, und es wäre auch nicht beſonders fein von mir. Er ſoll mir in ſeinem Weſen ähnlich ſein. Gut, ich will ihm ſagen, mein Freund habe von ſeinen gründlichen Wiſſenſchaften gehört, und wünſche deßhalb ſeine Bekanntſchaft, ich denke, das wird das Beſte ſein. Gewiß, das kleinſte Geſchäft erfordert Ueberlegung, wenn man es mit Verſtand treiben will. (Er geht.)

Zimmer bei Alfeld.

Alfeld und Julie.

Alfeld. Aus dem, was mir heute begegnet iſt, mache ich den Schluß: Man muß die Philoſophie nicht in das praktiſche Leben hineinbringen, ſie iſt zwar ſehr gut als Unterhaltung mit einem Freunde oder zur Uebung nach Tiſche, aber wenn es ſo ernſtlich wird, daß man ſich

außer Athem laufen muß, um nur die Ueberzeugung wieder zu erhaschen, daß man ein Haus und eine Tochter hat, das geht mir denn doch zu weit. Ich hätte die Bemerkung des Barons anhören, und ordentlich darüber sprechen sollen, ja ich hätte ihm sogar vernünftig auseinandersetzen können, wie er Recht haben könnte, aber daß ich so wie ein Narr davon laufe, das war dumm, sehr, sehr dumm.

Julie. (Was mag er haben? Er ist ganz böse.) Sie haben mich zu sprechen verlangt, lieber Vater, ich warte schon lange.

Alfeld. Ja so, ich wollte Dir sagen, unser Freund, der Herr v. Rehberg wird in einigen Stunden hier sein, laß ihm ein Zimmer zurichten! Hast Du mich verstanden?

Julie. Ja lieber Vater.

Alfeld. Noch eins. Ich und er wir haben mit einander ausgemacht, daß morgen Eure Verlobung sein soll.

Julie. O Himmel, mein Vater, nein, unmöglich —

Alfeld. Hast Du mich verstanden?

Julie. Ja, aber — —

Alfeld. Nun weiter, hoffe ich braucht's nichts. Schon so oft habe ich Dir gesagt, daß Du Dir das überflüssige

Sprechen abgewöhnen kannſt. Ich wünſchte, ich könnte im ganzen Staat das Geſetz des Pythagoras einführen, daß alle Weiber fünf Jahre ſchweigen müßten, ſo würde doch einmal eine rechte Ruhe im Lande ſein.

Julie. Da ich aber nun ſchon zwanzig Jahre habe ſchweigen müſſen, ſo hoffe ich, werden Sie mir endlich zu reden erlauben.

Alfeld. Ganz recht, und dazu iſt eben der Herr v. Rehberg der Mann. Er mag ſich ſehr gern etwas vorſprechen laſſen, und liebt das Antworten nicht; Ihr werdet Euch gut zuſammen ſchicken.

Julie. Erlauben Sie mir jetzt nur wenige Worte.

Alfeld. Nun ſo ſage Sie geſchwind her.

Julie. Ich habe vor Ihrer Ankunft den Herrn v. Waller kennen gelernt, einen ſehr artigen jungen Mann, der ſich um meine Hand bewirbt, wenn Sie mich nun doch verheirathen wollen, ſo dachte ich —

Alfeld. Wie eine Närrin! das wußte ich wohl, ich will nicht, mag nicht, kann den artigen jungen Herrn nicht leiden, und Rehberg iſt mein Freund, und Du ſollſt ihn heirathen.

Julie. Aber liebſter Vater.

Alfeld. Bin ich Dein Vater oder nicht?

Julie. Welche Frage, ich wollte nur — —

Alfeld. Nun alſo, wenn ich Dein Vater bin, ſo wirſt Du keine Schwierigkeiten machen, meinen Freund zu heirathen, und den Narren zu vergeſſen, oder — —

Julie. Aber liebſter Vater, da Sie ihn gar nicht kennen, wie können Sie ihn einen Narren nennen?

Alfeld. Nun, nun, dieſe Ueberzeugung davon zu tragen, würde es keiner langen Bekanntſchaft bedürfen. Narren ſind wir Alle, das iſt ein ſo alter Satz, daß Du ihn wohl wiſſen könnteſt, und daß ich Dich darüber nicht mehr zu belehren brauchte. Ich ſehe immer mehr ein, daß die Schriftſteller recht haben, die den Weibern einen geringern Grad von Verſtand zutrauen, als uns Mannern; es beſtätigt ſich immer mehr. Auf einen ſo einfachen, ſo allgemeinen Satz nicht zu kommen! Es kann mich ordentlich böſe machen.

Julie. Ich bin längſt darauf gekommen, lieber Vater, aber mich dünkt, weil wir dieſen Naturfehler Alle an uns haben, ſo ſollte eben deßwegen Keiner den Andern darum verachten.

Alfeld. Das iſt ſehr wahr — höre Julie, ich möchte Dir faſt rathen, Dich auf die Humanität zu legen. Du könnteſt etwas darin leiſten.

Julie. O lieber Vater, Sie gewiß auch, wenn Sie den Anfang damit machten, den Herrn v. Waller kennen zu lernen.

Alfeld. Halt, nein daraus wird nichts. Du mußt meinen Freund Rehberg heirathen, darauf mache Dich nur gefaßt. Ein Mann von festem Charakter wie ich bin, wird nicht Dir zu gefallen sein Wort, das er gegeben hat, brechen! Und das habe ich mir schon vorhin ausgemacht, die Wissenschaft muß man nie in's praktische Leben einmischen.

Julie. So wollen Sie mich denn unglücklich machen?

Alfeld. Ja, das ist fest beschlossen.

(Bedienter: Der Baron Biedersee möchte die Ehre haben — —)

Alfeld. Führe ihn herein. (Bedienter ab.)

Biedersee (kommt).

Biedersee. Sie sehn, Herr v. Alfeld, wie pünktlich ich mein Wort halte, Ihnen beschwerlich zu fallen.

Alfeld. O, hier ist von gar keiner Beschwerde die Rede, ich freue mich, Sie zu sehn, (zu Julie) der Herr Baron v. Biedersee! (zu ihm) meine Tochter!

Baron (mit Verbeugungen). Ich freue mich unendlich, gnädiges Fräulein — —

Julie (verneigt sich).

Alfeld. Sie sehn, lieber Baron, daß ich doch wirklich eine Tochter habe.

Baron. O gewiß, und es ist eine so schöne Wirklichkeit, daß man in Ihrer Gegenwart am ersten dahin kommen könnte, an seiner eigenen Wirklichkeit zu zweifeln, und sich selbst für den Schatten eines Wesens zu halten.

Alfeld. Wie Baron, diesmal verstehe ich Sie nicht, und daraus schließe ich, daß in dem, was Sie sagen, wohl kein rechter Zusammenhang sein mag, und darum bitte ich Sie, die Galanterie gegen meine Tochter zu lassen, denn das soll es denn doch wohl sein, wenn ich mich nicht ganz irre.

Baron. Ich glaube nicht, daß Sie jemals irren können, werthgeschätzter Herr v. Alfeld.

Alfeld. Ja, sehn Sie, lieber Freund, ich bin alt, und habe einige Erfahrung, und da wird es mir denn freilich etwas schwerer, als Euch jungen Leuten.

Baron. Davon bin ich fest überzeugt. Aber glauben Sie nicht auch, daß die Galanterie gegen Damen einen jungen Menschen, besonders, wenn er Edelmann ist, ziert?

Alfeld. O freilich, und wenn Sie in dieser Rücksicht Ihre Rede an meine Tochter hielten, so haben Sie vollkommen Recht. Sie haben übrigens sehr wohl daran gethan, daß Sie noch diesen Vormittag zu mir gekommen sind, ich hatte vergessen Ihnen zu sagen, daß der Herr v. Rehberg, unser beiderseitiger Freund, sehr bald hier sein wird, ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Julie (geht.)

Baron. O Sie machen mir eine ungemeine Freude, er hat mir in seinen Briefen nichts davon geschrieben, das kann mich freilich nicht wundern, er sucht immer Zeit zu sparen, und da wird er es unnöthig gefunden haben, mir etwas zu schreiben, das Sie mir mündlich sagen können.

Alfeld. Ganz gewiß.

Baron. Mir ist schon oft eingefallen, da der Mann sich so wenig beschäftigt, und so wenig spricht, so muß ihm sehr viel Zeit zum Denken übrig bleiben, und schon deßhalb habe ich eine Art von Achtung vor Allem, was er thut, denn man kann mit weit größerm Recht als von einem Andern erwarten, daß Alles, was er thut, wohlgethan sei, daß er gewiß erst viel überlegt, ehe er sich dazu entschließt.

Alfeld. In Ansehung des Herrn v. Rehberg mögen Sie wohl Recht haben. Aber mein Lieber, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage, Sie bedürfen meiner Belehrung schon wieder. Sie haben wohl noch nie bedacht, was Denken und Handeln heißt, denn sonst würde es Ihnen klar sein, daß Beide fast nie zusammentreffen können.

Baron. Wie, mein Herr?

Alfeld. Es ist einer meiner ersten Grundsätze, daß der Mensch eigentlich zwei Wesen ausmacht.

Baron. Sie machen mich ganz verwirrt. Sie zweifelten erst ganz und gar an sich, das heißt, daß Sie überhaupt vorhanden wären, und nun nehmen Sie sich doppelt an.

Alfeld. Ist es Ihnen gefällig, mich ausreden zu lassen?

Baron. Ich höre mit Vergnügen.

Alfeld. Es giebt, behaupte ich, einen innerlichen und einen äußerlichen Menschen. Der äußerliche ist eigentlich für die Welt da, das heißt, für den Pöbel, den gemeinen Mann, dieser denkt nun gar nicht, und hat das auch nicht nöthig, denn er kommt doch fort.

Baron. Ich erstaune!

Alfeld. Ganz gewiß, er kann alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens sogar weit besser verrichten, als wenn sich der innere, den Einige den Denkenden, Andere den Empfindenden nennen, hineinmischt.

Baron. Aber mein Herr.

Alfeld. So lassen Sie mich doch ausreden! Ich behaupte, Alles, was dieser Mensch befiehlt, überdenkt und anordnet, ist viel zu fein, zu tief und gründlich, als daß es der ordinäre, pöbelhafte Mensch ausführen könnte, und daher kommt es, daß man eine jede solcher Handlungen sogleich erkennen kann, denn entweder macht es der äußerliche Tölpel so dumm, daß er ausgelacht wird, oder wie gesagt, so ungeschickt, daß es ihm, oder Andern zum großen Schaden gereicht. Und gewöhnlich werden Sie dann solche Leute sagen hören: mein Herz hat mich verführt, ich dachte es recht gut zu machen, und so weiter.

Baron. Lieber Herr v. Alfeld —

Alfeld. Solche Leute, die immer beide Menschen durcheinander wollen spielen lassen, sind es denn auch, die einem gescheuten Mann Manches zur Last legen, was ihn eigentlich gar nicht angeht. Wären nun alle Menschen dahin gekommen, daß sie diesen Satz verständen, so würde die größte Einigkeit herrschen. Man würde gar

nicht mehr so dumm sein, und von Widersprüchen im Menschen reden, wenn man immer davon überzeugt wäre, daß ihn zwei Menschen regieren.

Baron. Wirklich, Herr v. Alfeld; ich erstaune über Ihren Tiefsinn! so verständig hätte ich Sie mir nicht gedacht; ich verstehe Sie zwar noch nicht ganz, aber ich hoffe, das soll sich noch finden.

Alfeld. Gewiß, mein junger Freund, das findet sich leichter als man denkt. Mir macht es ein großes Vergnügen, junge Leute zu bilden, und ich hoffe, daß Sie mir noch Ehre machen.

Baron. Ich denke es auch, und Sie könnten sich ein doppeltes Verdienst erwerben, wenn Sie einen meiner jungen Freunde zugleich an Ihrem Unterrichte Theil nehmen ließen, er wünscht sehnlich Ihre Bekanntschaft.

Alfeld. Wer ist der hoffnungsvolle junge Mann?

Baron. Der Herr v. Waller.

Alfeld. Wie, mein Herr, ich habe nicht erwartet, daß Sie mir meine Freundschaft so schlecht vergelten würden. Sie lassen sich herab, Antheil an seinen Kabalen zu nehmen?

Baron. An welchen Kabalen?

Alfeld. Schämen Sie sich. Denken Sie nicht,

mich damit zu hintergehen, wenn Sie sich unwissend stellen, er hat Sie gewiß zum Vertrauten gemacht.

Baron. (Von wem mag er erfahren haben, daß ihn Waller für einen Narren hält?)

Alfeld. Nein, mein Herr, Sie bringen sich ganz um die gute Meinung, die ich von Ihnen hatte, daß Sie meinen Feind, der mich so kränkt, unterstützen.

Baron. Verzeihen Sie —

Alfeld. Es ist unverantwortlich, sage ich. Während unsrer ganzen Unterredung habe ich mich gefreut, wie Sie durch meine Hülfe so herrliche Fortschritte machen werden, und Sie vergelten mir so! Es ist undankbar! es ist schändlich!

Baron. Aber hören Sie mich doch —

Alfeld. Nein, das will ich nicht, durchaus nicht. Sie können zu Ihrer Rechtfertigung kein Wort aufbringen.

Baron. Sie lassen mich nicht dazu kommen.

Alfeld. Das ist auch meine Meinung gar nicht, Sie brauchen sich gar nicht zu rechtfertigen. Er ist Ihr Freund — das ist mir genug.

Baron. Nein, er ist nicht mehr mein Freund, wenn Sie es nicht wollen.

Alfeld. Freilich will ich es nicht, wie können Sie nun so einfältig fragen?

Baron. Hätte ich gewußt, daß Sie seine Beleidigungen so hoch aufnehmen könnten, so hätte ich ihn gar nicht genannt.

Alfeld. O, mein Lieber, bei Ihnen scheint es beinah, als ob an gar keinen innern Menschen gedacht wäre, denn sonst hätten Sie so nicht sprechen können. Ich frage, was kann einen vernünftigen Mann mehr beleidigen?

Baron. Sie haben sehr Recht, nur konnte ich nicht voraussehen, daß Sie seine Meinung wußten, da er sie, so viel ich weiß, gegen Niemand als gegen mich geäußert hat.

Alfeld. Meine eigene Tochter hat es mir gesagt, sie ist von ihm angesteckt.

Baron. Wie, und das Fräulein hatte die Dreistigkeit, es Ihnen selbst zu sagen?

Alfeld. Ja, lieber Freund, die Frauenzimmer sind nicht mehr wie ehedem, die Zeiten sind vorbei.

(Bedienter. Herr v. Rehberg ist so eben angekommen.)

Alfeld. O führe ihn herein, es ist mir eine wahre Freude, ihn einmal wieder zu sehen.

Baron. Mir auch.

Herr v. Rehberg (kommt), der **Baron** und **Alfeld** (gehen ihm entgegen und umarmen ihn).

Rehberg. Schon gut. Ich freue mich, Euch Beide zu sehen. (Er setzt sich.) Nun, schon einen gelehrten Disput mit einander gehabt? Immer fortgefahren, laßt Euch durch meine Gegenwart nicht stören, Ihr wißt, ich liebe das.

Baron. Wir waren eben zu Ende.

Rehberg. Das ist schade.

Baron. Ich bin Dir, mein theurer Freund, sehr viel Dank schuldig, daß Du mir eine so werthe Bekanntschaft verschafft hast.

Rehberg. Das dachte ich wohl. Ihr paßt just für einander. Nun worüber habt Ihr denn mit einander gestritten? Macht's noch mal, so vergeht uns Allen die Zeit.

Baron. Das läßt sich so nicht wiederholen.

Rehberg. Schade!

Alfeld. Denkst Du, lieber Freund, daß die Stadtluft mich so dumm gemacht hat, daß ich eine Sache repetiren muß, um Dich zu unterhalten?

Rehberg. Nein! das nicht. Aber mir kommt jeder Streit, den zwei Personen allein führen, ohne einen

Zuhörer zu haben, der als Richter da sitzt und Acht hat, wer sich am besten hält, so vor, wie ein Schauspiel ohne Zuhörer.

Alfeld. Wie so, lieber Rehberg.

Rehberg. Ach es ist umständlich. — Nu ich meine, es würde doch eine Thorheit sein, vor den angezündeten Lampen zu spielen, also dunkt mich, wirft auch Jeder seinen Witz weg, wenn er bei einem Streite keinen Zuhörer hat. Denn das sagt nur nicht, daß Einer den Scharfsinn des Andern bewundert, das geht gar nicht an, wenn nicht Einer den Andern für dumm hielte, so wäre gar kein Streit.

Baron. Du machst uns da ein schönes Compliment. — Doch es war auch eigentlich kein Streit.

Rehberg. Um so lieber möchte ich es wissen, was es war.

Alfeld. Ein andermal, ich komme wohl bei Gelegenheit wieder darauf.

Rehberg. Aber lieber Alfeld, wenn ich mich nicht freute, den Baron zu sehen, so könnte ich fast sagen, wir wären Beide einfältig gewesen.

Alfeld. Wie so, lieber Freund? das ist eine neue Bemerkung.

Rehberg. Hätten wir unſre Sache nicht eben ſo gut auf dem Lande abmachen können? Mußten wir uns deßwegen ſo viele Mühe machen?

Alfeld. Das iſt nur halb wahr, auf dem Lande hätte es wieder ſo viele Umſtände gemacht, die Gäſte aus der Stadt u. ſ. w.

Rehberg. Schon gut, Du haſt immer Recht. Kann ich aber nicht Deine Tochter ſehn?

Alfeld. O freilich, (Er klingelt, ein Bedienter) meine Tochter ſoll herbeikommen.

(Bedienter ab und kommt wieder zurück.)

(Bedienter. Das gnädige Fräulein bittet, ſie zu entſchuldigen, ſie iſt krank geworden, und kann unmöglich das Vergnügen haben.)

Alfeld. Krank? Was fehlt ihr denn?

(Bedienter. Ich weiß es nicht zu ſagen.) (Alfeld und Bedienter ab.)

Rehberg. Sie iſt die Landluft gewohnt, es wird ſich ſchon geben.

Baron. Ich ſah ſie vor wenigen Augenblicken, und ſie war ganz wohl.

Rehberg. Nun, was kann ihr denn ſo ſchnell angefochten ſein? Das bin ich doch neugierig zu wiſſen.

Alfeld (zurück). Meine Tochter iſt plötzlich gefährlich krank geworden, was ſoll ich anfangen, ich bin in der Stadt nicht bekannt, wo ſoll ich nun einen berühmten Arzt auftreiben!

Baron. Darin könnte ich Ihnen dienen. Aber iſt denn das Fräulein wirklich krank?

Alfeld. O lieber Baron, ich könnte Sie noch einmal ſo lieb haben, wenn Sie ſich die Eitelkeit abgewöhnen könnten.

Baron. Welche Eitelkeit?

Alfeld. Können Sie es denn nicht laſſen, mit Kenntniſſen zu brilliren, die Sie eben erſt von mir erworben haben? Ihnen war es ſo etwas Neues, daß man an allen Dingen in der Welt zweifeln könne, daß Sie es nun nicht laſſen können, es allenthalben anzubringen. Schon vorhin machten Sie, daß ich durch Ihre Zweifel beinahe die Schwindſucht bekam, indem ich ſo ſchnell nach Hauſe lief; und nun ſtehn Sie hier, und laſſen meine Tochter ſterben, damit Sie nur daran zweifeln können, ob ſie auch wirklich krank ſei.

Baron. Ich gehe ſogleich und —

Alfeld. Das muß ich Ihnen noch ſagen, Sie ſcheinen mir ein elendes Gedächtniß zu haben, daß Sie

nur den einen Satz behalten haben, denn kurz zuvor, ehe mein Freund ankam, habe ich Ihnen auseinander gesetzt, daß das Denken, mit einem Worte die Wissenschaften, nicht in's praktische ordinäre Leben mitgebracht werden müssen. Das Krankſein iſt nun ſo ein ordinäres Weſen, ſo ein Alltagsleben, daß es jeder Hund führen könnte, und im Grunde auch führt, darum könnte das Denken bei meiner Tochter Krankheit erſpart werden, und dies geſchieht auch, wenn ſie nur kurirt wird, denn dadurch wird die Krankheit auch praktiſch, nämlich für den Doctor. Mein Gott, Sie finden kein Ende, ſo gehn Sie doch. (Baron geht)

Rehberg. Was fehlt denn Deiner Tochter?

Alfeld. Ach, ich weiß es nicht; ſo ein plötzlicher Zufall! Wollen wir hineingehen? (Sie gehen.)

Zimmer bei Biederſee.

v. Waller.

Waller. Der Baron kommt nicht zurück, ich warte ſchon lange. Ich hätte nur gleich mitgehen ſollen, er hintergeht mich am Ende. Wenn er Julien ſieht, gefällt ſie ihm ſelber, das kann gar nicht fehlen, und der Vater iſt ein Narr, dem vielleicht der Baron eben deßhalb gefällt. O ich möchte raſend werden, daß man oft aus

lauter Klugheit so einfältig ist. Ich hätte mich ihm ja selber vorstellen können; was kann er an mir auszusetzen haben? Aber ich wollte es gar zu gut machen, ich wollte mich durch einen Menschen empfehlen lassen, den der Vater für etwas hält. — Aber da ist ja der Baron.

Baron v. Biederfee (kommt).

Baron. Sie erwarten mich schon?

Waller. Ja, schon lange, lieber Freund, wie ist es? Wann werden Sie mich vorstellen?

Baron. Das könnte nun sobald nicht geschehen.

Waller. Nicht? Weßwegen denn?

Baron. Sie hätten ein wenig behutsamer mit Ihrer Zunge sein sollen. Bedenken Sie doch, daß es mehr zu sagen hat, einen Mann, wie den Herrn v. Alfeld, einen Narren zu heißen.

Waller. Wie gehört denn das hieher?

Baron. O, nur zu sehr, ich habe es Ihnen immer gesagt, Sie möchten Ihren innern Menschen etwas mehr ausbilden, und nicht Urtheile fällen, wie Jedermann, um nicht wie der Pöbel zu sagen.

Waller. Wenn Sie meine Geduld zu sehr mißbrauchen wollen, so muß ich Ihnen sagen —

Baron. Was, mein Herr, vergelten Sie mir meine Freundschaft so schlecht? Also dafür, daß ich mir um Ihretwillen habe eine Menge Bitterkeiten von dem Herrn v. Alfeld sagen lassen, begegnen Sie mir so?

Waller. Aber was kann er denn von mir wollen?

Baron. Kurz, lieber Waller, ich habe geglaubt, Sie äußern manche dreiste Sachen nur gegen mich. Aber ich muß erfahren, daß Sie gar nicht so geheim damit gewesen sind, den Herrn v. Alfeld für einen Narren auszugeben. Er weiß es, wie Sie über ihn denken, er kennt Ihre Kabalen, er will, ich soll Ihren Namen nicht mehr nennen, seine eigne Tochter hat ihm Alles gestanden.

Waller. O die Undankbare —

Baron. Ja, sie wird gestraft dafür, sie ist todtkrank, ich soll ihr einen Arzt schicken, und das will ich auch sogleich besorgen.

Waller. Sie ist krank? O, sagen Sie, was fehlt Ihr?

Baron. Ich bin kein Arzt, mein Freund, und wenn ich es auch wäre, so habe ich sie während ihrer Krankheit nicht gesehen.

Waller. Saben Sie sie denn vorher?

Baron. O ja, sie war in einer Viertelstunde ge-

sund und krank, und wenn die Besserung eben so schnell geht, so ist sie gesund, ehe der Arzt kommt.

(Bedienter (kommt). Der Herr v. Alfeld läßt den Herrn Baron und den Arzt ersuchen, das Fräulein ist sehr krank, sie will den Herrn v. Rehberg durchaus nicht sprechen.)

Baron. Meine Empfehlung, ich schicke ihn sogleich.

(Bedienter ab.)

Waller. Der Herr v. Rehberg, wer ist der?

Baron. Das ist ja eben der Freund, durch den ich den Herrn v. Alfeld kennen gelernt habe. Kurz vor seiner Ankunft sprach ich das Fraulein, und wie sie der Vater nachher rufen ließ, um seinen Freund zu bewillkommnen, ließ sie sagen: sie wäre sehr krank. Aber jetzt, mein Theuerster, müssen Sie mich entschuldigen, ich muß den Doctor aufsuchen.

Waller. Ein Wort nur noch, lieber Baron.

Baron. Ich bin sehr Ihr Freund, lieber Waller, aber ich muß Sie bitten, halten Sie mich nicht von meiner Pflicht ab, denn, glauben Sie mir, so sehr ich Sie liebe, und das Glück Ihrer Gesellschaft zu schätzen weiß, so weiß ich auch sehr gut, welche Forderungen die leidende Menschheit zu machen berechtigt ist, und darum lassen

Sie mich zu dem Doctor eilen, und beehren Sie mich ein andermal mit Ihrer werthen Gesellschaft.

Waller. Ich will Ihnen nur wenige Worte sagen, und indeß —

Baron. Lieber Freund, ich kann kein einziges hören, lassen Sie mich fort und meine Pflicht erfüllen; (Er klingelt, ein Bedienter.) meinen gewöhnlichen braunen Leibrock, ich bin blos deßwegen erst wieder nach meiner Wohnung zurückgekommen, um mich umzukleiden, denn, finden Sie nicht auch, lieber Waller, daß es sich nicht schickt, einen Doctor in demselben Staatskleide zu besuchen, in dem man so eben bei einem Edelmann war?

(Bedienter bringt den Rock.)

Waller. Sie hätten mich nun schon längst anhören können. Herr v. Alfeld kennt mich nicht persönlich, lassen Sie mich als Arzt hingehen, so kann ich das Fräulein sprechen.

Baron. Sie? Verstehn Sie denn etwas von der Arzneikunst?

Waller. So viel, hoffe ich, als für diese Krankheit hinreichend sein wird.

Baron. Es geht wahrhaftig nicht, der Doctor, den ich schicken wollte, ist alt, sie könnten sein Sohn sein.

Waller. Weiß denn der Herr v. Alfeld das?

Baron. Nein, aber es ist doch unnatürlich.

Waller. Unnatürlich? Wie meinen Sie?

Baron. Hat jemals ein vernünftiger Mensch zu einem jungen Arzte Zutrauen gehabt, und meinen Sie, daß der Herr v. Alfeld eine so schlechte Meinung von meinem Verstande hat, daß er glauben wird, ich hätte nur das Mindeste zu Ihnen?

Waller. O halten Sie mich doch nicht mit solchen Possen auf, lassen Sie mich nur hingehen und sagen, daß Sie mich schicken; ist das Fräulein im Ernste krank, so werde ich gewiß am eifrigsten besorgt sein, ihr einen geschickten Arzt zu verschaffen.

Baron. Nu, meinethalben, empfehlen Sie mich dem Herrn v. Alfeld, und sagen Sie, ich würde selbst sehr bald die Ehre haben, ihm aufzuwarten, und mich nach dem Befinden seiner Tochter erkundigen.

(Beide ab.)

Zimmer bei Alfeld.

Alfeld und Rehberg.

Rehberg. Wir machen heut eine schlechte Gesellschaft aus, lieber Alfeld, ich muß das Gespräch führen,

und es wird mir herzlich sauer. Ermuntre Dich, reiß Dich los, von Deinen trüben Einbildungen, der Doctor muß ja bald kommen.

Alfeld. Ich muß Dir sagen, lieber Freund, die Bekanntschaft des Barons würde mir noch weit lieber sein, wenn er nicht so weitläufig und umständlich wäre, wie lange ist er nun schon fort! Der Bediente ist schon wieder von ihm zurück, und der Doctor kommt immer nicht.

Rehberg. Ich bin am Ende ein größerer Philosoph als Du. Ich liebe das Fräulein, ich bin ihr Bräutigam, ich möchte sehr gern wissen, was einen Menschen so plötzlich krank machen kann, und doch gebe ich mich mit Geduld darein, und erwarte den Doctor.

v. Waller (tritt herein).

Waller. Der Herr Baron v. Biedersee hat mir gesagt, der Herr v. Alfeld wünschte meinen Rath in Ansehung seiner Fräulein Tochter zu hören. — Habe ich die Ehre mit dem Herrn v. Alfeld zu sprechen?

Alfeld. Ich bin es, mein Herr, meine Tochter ist so eilig krank geworden, mein Freund, der Baron Biedersee war eben hier und versprach, einen berühmten

Arzt zu schicken. Habe ich die Ehre, mein Herr, ihn vor mir zu sehen?

Waller. Ich schmeichle mir, Herr v. Alfeld. —

Alfeld. Wollen Sie meine Tochter nicht sogleich besuchen?

Waller. Mit Vergnügen.

Alfeld. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihr führe.

Waller. Wollen Sie nicht gütigst erlauben, daß ich sie allein besuchen darf? Der Anblick einer verwandten Person ist oft den Kranken nicht zuträglich. Da ich nun die Krankheit des Fräuleins noch nicht kenne, so könnte hier leicht der Fall sein.

Alfeld. Gut, Herr Doctor, diese Thür führt zu ihrem Zimmer, wenn Sie sich bemühen wollen. (Waller ab.)

Rehberg. Es wundert mich, daß dieser der berühmte Arzt ist, mit dem ist es geschwind gegangen. Er ist noch sehr jung.

Alfeld. Freilich, ich verlasse mich aber darin auf den Baron, und dann, lieber Freund, man muß gerecht sein, man muß nicht allein das Alter, die gesetzten Jahre schätzen. Sind wir doch auch jung gewesen, und alle mögliche Menschen haben es sein müssen, und es scheint, als ob es zu etwas gut und nöthig wäre, da die Natur,

die Alles weislich eingerichtet hat, darauf gekommen iſt, daß nicht nur der Menſch, ſondern alle Thiere und Pflanzen erſt klein, dann jung und endlich verſtändig und alt werden müſſen. Und dieſer Menſch, dieſer Doctor hat mir ein gutes Geſicht, er hat in ſeinen Mienen ſo etwas Zuverläſſiges, was ſo recht den Doctor charakteriſirt, es iſt ſich gewiß ſehr auf ihn zu verlaſſen.

Rehberg. Ja wohl.

Alfeld. Wieder bei dieſem iſt es mir eingefallen, daß, wenn man Zeit hätte, genau auf alle Menſchen zu achten, daß man, ſage ich, es wiſſen könnte, ſo wie ſie in's Zimmer treten, welche Kunſt und Wiſſenſchaft oder Handwerk ſie treiben. Kurz, mit einem Worte, von welchem Stande ſie ſind. Ich habe es darin ſchon ziemlich weit gebracht, und mich ſollte Niemand leicht betrügen. Ich ſah es dem jungen Manne gleich an, daß er der Arzt ſein mußte, ſein ganzes Weſen, dieſer ſolide Anſtand. Nun ſage ſelbſt, was könnte er anders ſein?

Rehberg. Ja ich weiß es nicht, was er ſonſt ſein könnte.

Alfeld. Ich kann nicht am Fenſter ſtehen, ohne bei jedem Vorübergehenden zu denken, wer er wohl ſein mag.

Rebberg. So geht es mir gerade auch, und wenn Einer eine recht auffallende Physiognomie hat, kann ich mir den ganzen Tag den Kopf zerbrechen, um es herauszubringen.

Alfeld. O, Du läßt mich nicht ausreden. Ich muß überhaupt bei dieser Gelegenheit einmal sagen, welcher Fehler mich am meisten bei Dir beleidigt.

Rebberg. Nun, welcher denn?

Alfeld. Diese erbärmliche Neugier, Du möchtest gern Alles in der Welt wissen, und nicht um Dich mit Wissenschaften zu bereichern, bewahre! Das ist sehr fern von Dir. Du machst Dir nur immer selber solche Complimente. Denn selbst, wenn Du mich anhörst, ist es nicht der Sachen wegen, die ich sage, die an sich gut und wahr sind, nein, Du läßt mich immer weiter reden, bloß um zu bemerken, auf welche seltsame Einfälle ich wohl noch kommen könnte. Nein, diese Schwäche verdrießt mich so sehr, und ich sehe es zu gut, daß Du Alles, was ich sage, nicht verstehst und ebenso würdigst, und darum will ich jetzt kein Wort mehr verlieren.

Rebberg. Wie kannst Du aber so böse werden? Können denn alle Menschen so vollkommen sein wie Du? Können Alle die Welt so philosophisch betrachten?

Alfeld. Ach was! Welcher Mensch, der nur einigermaßen Verstand hätte, würde nicht bemerkt haben, daß ich etwas sehr Interessantes über die Beobachtung der Menschen, die ich selber angestellt habe, sagen wollte, und nun kömmst Du und unterbrichst mich mit solchen Possen, wenn Du am Fenster stehst und dergleichen. Nein, es ärgert mich zu sehr. (Er geht ab.)

Rehberg. Er hat Recht, es ist eine eigne Sache mit großen Männern umzugehen; man bedenkt nicht immer gleich, welches Gewicht ein jedes Wort hat, das sie sprechen, und plumpt oft in die feinsten Bemerkungen mit seiner Dummheit hinein. Ach, da kommt ja der Doctor. (Waller kommt zurück.) Nun, mein Herr, wie geht es mit der Kranken?

Waller. Ich hoffe, es soll bald Alles gut werden, man muß ihr nur Ruhe lassen.

Rehberg. Also meinen Sie, daß sie bald wieder gesund sein wird.

Waller. Ganz gewiß.

Rehberg. Was fehlt ihr aber eigentlich. Ich habe keinen Begriff davon, wie man so geschwind krank werden kann.

Waller. Es iſt eine von denen Krankheiten, die ſehr bald vorübergehen, der man aber deßwegen keinen Namen geben kann.

Rebberg. Lieber Herr Doctor, da Sie nun einmal hier ſind, ſo hätte ich Ihnen auch wohl etwas zu klagen, vielleicht wiſſen Sie ein Mittel dagegen, oder wenn es nicht iſt, ſo können Sie mir doch wohl ſagen, woher es kommt.

Waller. Womit ſind Sie denn gequält?

Rebberg. Sehn Sie, mein Herr, Sie werden vielleicht ſchon bemerkt haben, daß mir jede Bewegung zuwider iſt.

Waller. O ja, mein Herr.

Rebberg. Was iſt das nun?

Waller. Das nennt man eine gewiſſe Trägheit, und wenn man ſich gemein ausdrückt, Faulheit, und dafur weiß ich kein Mittel, auch hat das noch Niemand für eine Krankheit gehalten.

Rebberg. Erlauben Sie, das iſt es auch nicht, was ich meine. Ich habe neben dieſer Faulheit, wie Sie es nennen, noch ein andres Uebel, und beide zuſammen, machen eigentlich meine Plage aus.

Waller. Ich bin begierig.

Rehberg. Sie können sich denken, daß es einem Manne, wie mir, sehr beschwerlich sein muß, sich um Alles zu bekümmern.

Waller. O ja.

Rehberg. Nun möchte ich das gerne bleiben lassen, aber eine verdammte Neugier, wie es mein Freund Alfeld nennt, zwingt mich dazu.

Waller. Und das nennen Sie nun Ihre Krankheit.

Rehberg. Ja, Herr Doctor.

Waller. Ich habe seit einiger Zeit das Unglück, daß alle Menschen, mit denen ich zusammentreffe, sich für etwas Besonderes halten. Zählen Sie, mein Herr, sich vielleicht zu den Humoristen?

Rehberg. Wie so, Herr Doctor? Nein, ich bin weit davon entfernt.

Waller. Ist denn das, was Sie mir sagen, Ihr voller Ernst?

Rehberg. Ich liebe den Spaß gar nicht.

Waller. Wenn Sie Ihre Neugier für eine Krankheit halten, so weiß ich kein Mittel dagegen.

Rehberg. Ich weiß nicht, Herr Doctor, was Sie beleidigt, mich dünkt, es giebt keinen vernünftigern Schluß als diesen, das wollte ich sogar gegen Alfeld und den

Baron behaupten. Wenn zwei widerstrebende Kräfte in einem menschlichen Körper zusammenstoßen, so nennt man das Krankheit.

Walter. Allerdings.

Rehberg. Nun, ist denn das bei mir nicht der Fall?

Walter. Nennen Sie Ihre Faulheit eine Kraft?

Rehberg. Nein, das nicht. — Nun können Sie mir nicht sagen, wie das zusammenhangt. Es ist doch ein widerstrebendes Wesen, eine — enfin Nun, Herr Doctor.

Walter. Ich glaube, daß ein Philosoph, wie der Herr v. Alfeld, Sie darüber weit eher aufklären kann.

Rehberg. Das glaube ich auch, ich habe mich selbst ganz verwirrt gemacht, ich will zu ihm, um mich wieder in Ordnung zu bringen. Von seiner Tochter kann ich ihm also sagen, daß sie bald wieder hergestellt sein wird.

Walter. Ja, mein Herr.

Rehberg. Gehorsamer Diener, Herr Doctor. (Ab.)

Walter. Jetzt will ich eilig zum Baron, ich weiß keinen andern Menschen, der mir in meinem Plane beistehen könnte als er. Da kommt er eben.

Baron v. Biederſee (kommt).

Baron. Nun, mein lieber Waller, wie geht es mit Ihrer Kur? Werden Sie mir Ehre machen?

Waller. Ganz gewiß. Die Kranke wird bald wieder hergeſtellt ſein.

Baron. Was doch in einem Menſchen für Talente verborgen ſein können? Daß Sie Medicin verſtehen, hätte ich Ihnen nimmermehr zugetraut.

Waller. Hören Sie, lieber Freund, ich will mich Ihnen ganz entdecken, das Fräulein war eigentlich gar nicht krank, ſondern —

Baron. Nun, da kann ich wohl begreifen, wie Ihnen die Kur leicht geworden iſt, da muß ich Ihnen aber auch ſagen, daß Sie nicht Urſach haben, ſich etwas darauf einzubilden, denn, begreifen Sie, wenn ihr nichts fehlt, ſo kann ſie Jeder kuriren.

Waller. Das verſteht ſich, ja die ganze Krankheit diente ja nur dazu — um

Baron. Es freut mich, lieber Waller, ich habe bei Ihnen noch immer gefunden, daß Sie ſich von einem Irrthum, den Sie über ſich haben, leicht zurückbringen laſſen. Aber wo iſt der Herr v. Alfeld, er muß ja in

dem Irrthum bleiben, daß Sie der rechte Doctor ſind, er würde mir das nimmermehr verzeihen.

Waller. Lieber Baron, wollen Sie mich einen Augenblick anhören?

Baron. Manchmal muß ich mich über Sie wundern, wir reden ja ſchon lange mit einander.

Waller. Ja, aber Sie hören mich nicht.

Baron. Nun, ich will ganz ſtillſchweigen, wenn Sie meinen, daß das, was Sie mir zu ſagen haben, eine ſo große Aufmerkſamkeit erfordert.

Waller. Wollen Sie mir einen Dienſt leiſten, der das Glück meines Lebens macht und wofür ich Ihnen ewig dankbar ſein werde.

Baron. Mit tauſend Freuden, Sie wiſſen, daß ich nichts lieber thue, als den Dank meiner Freunde einernten.

Waller. Nun wohl, ich habe Ihnen ſchon geſagt, wie ſehr ich Julien liebe, ſie hat Ihre Krankheit nur erdichtet, um einer andern Verbindung zu entgehen, ich habe ſie geſprochen, ſie iſt mit Allem zufrieden, was ich zu unſrer Rettung erfinden kann.

Baron. Und was haben Sie denn erfunden?

Waller. Ich habe als Arzt befohlen, daß man

ihr einige Stunden Ruhe laſſen ſoll, und will ſie nun in dieſer Zeit durch eine Hinterthür aus ihrem Hauſe führen.

Baron. Und worin kann ich Ihnen denn nun dienen?

Waller. Liebſter Freund, ich kenne einen Prediger, der wenige Schwierigkeiten machen wird, uns ſogleich miteinander zu verbinden, wenn Sie nur erlauben, daß es in Ihrem Hauſe geſchieht, und uns ſelbſt als Zeuge dabei dienen.

Baron. Was wird aber mein Freund Alfeld dazu ſagen?

Waller. Er iſt ein Philoſoph, er wird ſich leicht über einen fehlgeſchlagenen Plan tröſten.

Baron. Da irren Sie nun wieder, mein Lieber, meinen Sie, daß man die Philoſophie in das praktiſche Leben hineinbringen muß?

Waller. Wir wollen darüber nicht ſtreiten, ich will ihn gewiß verſöhnen. Verſprechen Sie mir nur Ihre Hülfe, bedenken Sie, daß ich länger Ihr Freund bin als er; Sie kennen ihn erſt ſeit heute.

Baron. Nun gut, ich will es thun.

Waller. Und Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie Niemand etwas von meinem Plane entdecken wollen.

Baron. Was denken Sie von mir? Freilich!

Waller. So gehe ich jetzt, um Alles einzurichten. Noch eins, wenn Sie einen Freund haben, auf deſſen Verſchwiegenheit Sie ſich verlaſſen können, ſo bitten Sie ihn als Zeugen, ich werde ſchwerlich Zeit haben, mich darum zu bekümmern.

Baron. Sie ſollen ſehn, wie ſehr ich Ihr Freund bin, ich werde dafür ſorgen. (Waller ab.)

Baron. Bis jetzt habe ich mich nur dem Studiren gewidmet, und nun werde ich plötzlich in ein thätiges Leben verſetzt! Es macht mir ein ordentliches Vergnügen, daß ich doch jetzt eine Art von Geſchichte fortſchieben helfe. Aber was mache ich denn noch hier? Alfeld kann ich nun nicht ſprechen, es würde mich nur unnöthig aufhalten, ich muß mich um einen Zeugen bewerben.

v. Rehberg (tritt ein)

Rehberg. Wohin ſo eilig, lieber Baron?

Baron. Ah, ſiehe da, Rehberg. Lieber Freund, Du könnteſt mir und noch zwei andern Perſonen einen großen Gefallen erzeigen.

Rehberg. Worin ſoll er beſtehen, er muß mir nicht viel Umſtände machen, ſonſt kann's nicht geſchehen,

ich bin erſt heute von der Reiſe gekommen, da haben mich verſchiedene Affecten angegriffen; kurz, ich bin ganz aus meiner gewöhnlichen Lebensart herausgeriſſen.

Baron. Und, um dieſen Tag recht auszeichnend wunderbar zu machen, will ich Dich nur bitten, Zeuge bei einer heimlichen Verheirathung zu ſein.

Rehberg. Wer will ſich denn ſo verheirathen?

Baron. Einer meiner beſten Freunde.

Rehberg. Wer iſt es denn?

Baron. Ich habe mein Ehrenwort gegeben, es nicht zu ſagen, das würde mich nun zwar bei Dir nicht abhalten, denn Du biſt verſchwiegen, aber ich kenne Dich zu gut, wäre Deine Neugier befriedigt, ſo würdeſt Du nicht kommen, und uns würde der Zeuge fehlen. Willſt Du alſo in einer Stunde in meinem Hauſe ſein, ſo kannſt Du das Brautpaar ſehen.

Rehberg. Du kennſt mich erſtaunlich gut, ich will kommen.

Baron. O mein Freund, wenn man ſich darauf legt, die Menſchen zu beobachten, ſo ſtehen ſie uns ganz zu Gebot, ja ſelbſt alle ihre Fehler haben ſie nur dazu, um uns damit zu dienen, wenn man ſie nur recht zu brauchen weiß.

Rebberg. Du und Alfeld, Ihr seid ein paar erstaunlich große Manner, ich habe eine rechte Verehrung vor Euch.

Baron. In einer Stunde sehe ich Dich also in meinem Hause?

Rebberg. Gewiß. (Baron ab.)

Rebberg (setzt sich). In dieser Stunde will ich mich nun ein wenig von den Mühseligkeiten dieses Tages erholen, und doch will es nicht gehen, es will mit dem Erholen gar nicht gehen, das Denken quält mich unaufhörlich. — Es ist gewiß, ich bin zu reizbar, ich habe nun gar keine Ruhe davor, wer das wohl sein mag, der sich so heimlich verheirathen will. — Einer seiner besten Freunde, sagte der Baron, wem hat er mir denn sonst wohl als seinen Freund genannt, laß doch sehen. — (Er verliert sich in Gedanken.)

v. Alfeld (kommt).

Alfeld. Rebberg, worüber bist Du so nachdenklich?

Rebberg. Es sind mir wunderbare Sachen anvertraut, denen ich gern auf den Grund kommen möchte.

Alfeld. Was denn?

Rehberg. Nun es thut nichts, in einer Stunde werde ich es ja wissen.

Alfeld. Wovon sprachst Du denn?

Rehberg. Je Du bist ja auch neugierig.

Alfeld. O mein Lieber, ich bitte Dich, verwechsele nicht das freundschaftliche Interesse, was ich an dem Zustand Deiner Seele nehme, mit jener elenden Neugier, die Du hast.

Rehberg. Es ist auch wahr, Du hast immer Recht, was geht es mich am Ende an, wer sich verheirathen will, ich werde ganz ruhig zu Hause bleiben.

Alfeld. Wer will sich denn verheirathen?

Rehberg. Ja das ist eben meine Plage, daß ich das nicht weiß.

Alfeld. Endlich vergeht mir die Geduld.

Rehberg. Du quälst mich recht mit umständlichen Erklärungen. Der Baron war hier, und bat mich, in einer Stunde als Zeuge bei einer heimlichen Verheirathung in seinem Hause zu sein, er wollte den Bräutigam nennen, er sagte aber, es sei einer seiner besten Freunde. Ich habe zwar versprochen, Niemand etwas davon zu sagen, bei Dir hat es aber nichts zu bedeuten, ich kenne Deine Verschwiegenheit.

Alfeld. Der Baron ist ein Narr, er läßt sich von seinen Freunden zu Allem gebrauchen, und hat einen besondern Gefallen daran, sich in Heirathsgeschichten zu mischen. Noch erst diesen Morgen wollte er mir durchaus die Bekanntschaft eines Herrn v. Waller aufdringen, von dem ich weiß, daß er in meine Tochter verliebt ist, und nun unterstützt er schon wieder zwei andere Liebende. — Es ist nicht zu leugnen, daß etwas Gutes zum Grunde dabei liegt, es ist eine Gefälligkeit, ein Aufopfern für seine Freunde, und ich weiß, was er also für mich zu thun im Stande ist. Aber darum ist es meine Pflicht, als sein älterer Freund, ihn zu leiten, und ihn vor manchen Thorheiten der Jugend zu bewahren. — Komm, wir wollen Beide als Zeugen hingehen, ich will ihm bei der Gelegenheit vorstellen, wie gefährlich und wie thöricht er handelt. — Er ist ein edelmüthiger junger Mann, das ist nicht zu leugnen. — Wer mag denn wohl der Bräutigam und die Braut sein! (Beide ab.)

Zimmer beim Baron.

Baron v. Biedersee.

Baron. Jetzt, glaube ich, habe ich Alles recht vortrefflich eingerichtet, neben dem Dienst, den ich meinem

Freunde Waller leiſte, verſchaffe ich dem Herrn v. Rehberg eine angenehme Ueberraſchung, wenn er in der Braut die Tochter unſers gemeinſchaftlichen Freundes ſieht. — Und ich denke auch, er wird es mir und Waller nicht abſchlagen, der Vermittler bei dem ergrimmten Vater zu ſein. — Waller hat ungemein Recht gehabt, daß er ſich in ſeiner Angelegenheit an Niemand anders als an mich gewendet hat, wer hätte wohl Alles mit ſo großer Feinheit ausgeführt! Da iſt ja Rehberg. Was der Teufel, Alfeld mit ihm, wie hängt denn das zuſammen?

Rehberg. Alfeld. Baron v. Biederſee.

Rehberg. Nun, da bin ich, lieber Baron, und bringe gleich noch einen tüchtigen Zeugen mit.

Baron. Plagt Dich der Teufel, daß Du —

Alfeld. Ja, lieber Freund, ſo weit führt mich meine Liebe zu Ihnen, daß ich mich entſchloſſen habe, diesmal ſelbſt an einer unerlaubten Sache Theil zu nehmen, blos um Ihnen zeigen zu können, wie Unrecht Sie handeln. Schämen Sie ſich, junger Mann, daß Sie ſich aus Liebe zu einem Freunde zu einer geſetzwidrigen Hand-

lung verſtehen, und wer weiß ob dieſer Freund einmal etwas taugt, und ob Sie es jemals mit dem Beiſtand aller Ihrer Freunde dahin bringen können, den Vater oder die Verwandten des Mädchens wieder zu verſöhnen. Dadurch bringen Sie nun die jungen Leute um ihr Vermögen, wenn ſie welches haben. Sehen Sie, alle dieſe Folgen entſtehen aus einer einzigen unmoraliſchen Handlung. Und wenn ich Sie rühren wollte, ſo könnte ich Ihnen auch den Schmerz der Eltern, die Betrübniß der Freunde, kurz tauſend andere Uebel, die daraus entſpringen, vorſtellen.

Baron (für ſich). Das wird eine ſchöne Geſchichte werden. (Er geht hinaus.)

Alfeld. Siehſt Du, lieber Freund, der Baron iſt ein weicher Menſch, durch meine Redekunſt habe ich ihn ſo ſehr gerührt, daß er aus Scham ſein Angeſicht nicht zeigen konnte, und fortging. (Baron kommt zurück.) Da iſt er wieder, und zu weit muß man nichts treiben. — Nun, mein Lieber, beruhigen Sie ſich, einmal kann der Klügſte fehlen, aber bemerken Sie bei der Gelegenheit die Wahrheit meiner Lehre: Der innere Menſch hatte Sie verleitet, Ihr äußerer wäre nie darauf gekommen. Wo iſt denn aber das Brautpaar?

Baron (für ſich). Wäre ich doch aus dem verfluchten Handel.

Alfeld. Zum Henker, ſo antworten Sie doch, ſind Sie ein Philoſoph, mein Schüler, und laſſen ſich einige Vorwürfe ſo zu Herzen gehen?

Baron. Eben darum.

v. Waller (draußen).

Waller. Kerl, Ihr ſeid ein Narr, wie wird er mir den Eingang verbieten.

(Er tritt mit Julien, die verſchleiert iſt, ein.)

Baron. O der Teufel, was ſoll ich nun anfangen?

Alfeld. Ah, ſiehe da, der Doctor. Sie wollen alſo in den Stand der heiligen Ehe treten, wer iſt denn die Braut?

Waller. Wie Juliens Vater? (zum Baron.) Halten Sie mir ſo Wort? Warte Nichtswürdiger, das ſollſt Du mir entgelten!

Baron (zu Rehberg). Sind Sie mein Freund, und können Sie mich ſo ſchändlich verrathen?

Alfeld. Wissen Sie nicht, wer ich bin, daß Keiner von Ihnen antwortet?

Rehberg. Ist das mein Dank, daß ich nicht nur selber komme, sondern auch noch meinen Freund Alfeld mitbringe?

Baron. Das danke Ihnen der Teufel!

Rehberg. Mache nicht, daß mir die Geduld vergeht.

Walter (zu Julien). Ihr Vater scheint uns nicht zu kennen, wir wollen uns wegbegeben, meine Rache trifft aber den Baron für diese Niederträchtigkeit gewiß. (Wollen gehen.)

Alfeld. Halt, Herr Doctor, wo wollen Sie hin?

Rehberg. Schöne Braut, lassen Sie uns Ihr Gesicht sehen.

Julie. Es ist nicht anders möglich. Vergeben Sie mir mein Vater.

Alfeld (sieht erstaunt).

Rehberg. Was ist das? Sie sind Fräulein Alfeld?

Julie. Ja, mein Herr, mein Vater wollte mich zu einer Verbindung mit Ihnen zwingen, da dieser junge Mann schon meine Liebe hatte.

Rebberg. Da hätten Sie sich nur an mich wenden dürfen, glauben Sie, ich traue mir nicht Thätigkeit genug zu, Ihre Liebe einem Andern abzugewinnen.

Julie. Vergeben Sie mir, mein Vater.

Alfeld. Wie? Schändliche! Du wolltest mit einem Doctor entlaufen?

Baron. Mein werther Herr von Alfeld, es ist ja kein —

Alfeld. O schweigen Sie, Sie haben nicht das Recht ein einziges Wort zu sagen, Sie wollen mein Freund sein und sich unter meiner Aufsicht bilden? Und Sie ieten die Hände dazu, meinem Hause einen solchen Schimpf anzuthun?

Baron. Hören Sie mich doch —

Waller. Mir, mein Herr, sind Sie Rechenschaft von Ihrem Betragen schuldig. Ich habe Sie zwar immer für einen Narren gehalten. Sie haben sich aber als ein schlechter Mensch gezeigt.

Baron. Das sollen Sie mir mit dem Degen beweisen.

Rehberg. Jetzt komme ich auch dahin, Dich zu verachten, Du willst Dich mit einem Doctor schlagen?

Baron. Er ist ja kein Doctor.

Alfeld. Wie? Auch darin sind Sie falsch gewesen, Sie haben den ersten besten zu meiner kranken Tochter geschickt?

Baron. Sie war gar nicht krank —

Alfeld. Ich komme von Sinnen, wer löst mir das Alles auf? Hat Einer von Euch jemals einen Menschen so voller Cabalen gesehen? Sie müssen also meine Tochter durchaus verheirathen, heut Morgen wollten Sie sie ja schlechterdings mit dem Herrn von Waller verbinden, und nun bringen Sie sie mit einem Menschen zusammen, der weder Waller, noch Doctor, noch irgend etwas ist.

Baron. So hören Sie mich doch! es ist ja Waller!

Alfeld. Welche neue Cabalen?

Waller. Nein, Herr von Alfeld, ich bin wirklich Waller, die Liebe zu Ihrer Tochter hat mich verleitet,

alle dieſe Schritte zu thun, und mich dieſem treuloſen Menſchen anzuvertrauen, der mir allen Beiſtand verſprach, und nun verrätheriſcher Weiſe Sie hierher bringt mit dem Herrn von Rehberg, um ſo das Glück meines Lebens zu vernichten.

Alfeld. Daß ich gekommen bin, daran iſt er ganz unſchuldig, das wußte er ſelber nicht. Rehberg, willſt Du meine Tochter noch zur Frau?

Rehberg. Das Fräulein würde damit ſehr übel zufrieden ſein, wenn ich ſie ihrem zärtlichen Bräutigam aus den Armen riſſe! ich entſage ihr!

Julie. O mein Herr, wie danke ich Ihnen.

Rehberg. Gar nicht Urſach.

Alfeld. Nun denn, ſo gebt Euch die Hände, und Sie, mein Freund, legen Sie ſich auf die ſoliden Wiſſenſchaften.

Waller. Unter Ihrer Anführung von Herzen gern.

Alfeld. Das freut mich, daß Sie einen ſo guten Willen haben. (Zum Baron.) Wie konnten Sie es aber wagen, meine Freundſchaft ſo zu hintergehen? dafür müſſen Sie ſich mit mir ſchlagen.

Rebberg. Und mit mir auch, daß Du mich so verspottest, und mich zum Zeugen bei meiner eigenen Braut bittest.

Waller. O und mit mir, daß Sie es wagen, so alle Ehre und Treue zu verletzen.

Baron. Hören Sie mich nur erst Alle an, wenn Sie kälter sind, und wenn ich mich dann nicht bei Allen entschuldigen kann, so will ich mich mit Einem nach dem Andern schlagen.

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Bei H. A. Pierer in Altenburg ſind zu haben:

Der

Erbgraf.

Von

Eginhardt.

8. 1839. br. 1 Thlr.

Liebe, Rache, Reue.

Von

Eginhardt.

2 Bde. 8. 1838. 2 Thlr. 18 gGr. od. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Mathilde.

Novellenkranz.

Von

Eginhardt.

Erſter Band: Der Treue Kampf. — Zweiter Band: Die Gärten an der Vorſtadt. — Nachtwächter und Todtengräber. — Das hitzige Fieber. — Der Tabacksbeutel. Dritter Band: Das Pfarrhaus zu Wiederau. — Das Bahrenhäuschen. — Die himmliſche Chriſtine.

3 Bde. 8. 1840. 1841. 3 Thlr. 18 gGr. oder 3 Thlr. 22½ Ngr.

Erzählungen.

Aus dem Englischen

von

A. Gräfin v. M*.**

Zweite vermehrte Auflage.

3 Bde. 8. br. 1845. 2 Thlr. 12 gGr. od. 2 Thlr. 15 Ngr.

Alhambra.

Spanische Novellen:

von

Robert Heller.

1. Die Schlacht von Tolosa. 2. La Niña.

8. 1838. br. 1 Thlr. 12 gGr. od. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus dem Süden.

Novellen,

von

Robert Heller.

Erster Band: Die Sklavin. — Der schöne Knabe. — Der Pascha. — Die Bettlerin. — Die Schwestern des Lazarus. — Zweiter Band: Das Blumenmädchen. — Othman. — Das letzte Werk. — Dritter Band: Der Matrose von der „Cornelia". — Ein Zusammentreffen in Venedig.

3 Bde. 8. 1841. 1842. Bd. 1 u. 2. à 1 Thlr. 16 gGr. od. 1 Thlr. 20 Ngr. Bd. 3. 1 Thlr. 12 gGr. od. 1 Thlr. 15 Ngr. 4 Thlr. 20 gGr. od. 4 Thlr. 25 Ngr.

Der Schleichhändler.

Von

Robert Heller.

2 Bde. 8. 1838. br. 2 Thlr. 16 gGr. od. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reliquien.

Erzählungen und Dichtungen

von

A. F. Bernhardi und dessen Gattin **S. Bernhardi,**
geb. **Tieck.**

Herausgegeben von

deren Sohne

Wilhelm Bernhardi.

Mit einem Vorworte

von

Varnhagen von Ense.

Dritter Band.

Altenburg, 1847.
Verlag von H. A. Pierer.

UNIVERSITAETS BIBLIOTHEK

Der Beſeſſene.

I.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich schreibe Dir, mein theurer Geliebter, in der unglücklichsten Stimmung meines Lebens. Düster hängt der Himmel über mir, und mir ist, als würden die regenschwangeren Wolken auf mich niedersinken und mein armes Herz zerdrücken. Müde bin ich auf der Wanderung geworden, und würde froh in die stille Erde sinken, die mein glühend heißes Herz doch endlich abkühlen wird.

Sehnsucht, du goldene Tochter des Himmels, warum berührst du mich mit aller deiner Gewalt, die, wenn du sie weise vertheilt hättest, ein ganzes Menschengeschlecht beglücken könnte? Warum alle die rauschenden, brennenden Ströme durch mein Herz? Erbarmungslos gehen die Menschen mit ihren kalten Herzen an meinen Leiden vorüber, ach! sie können es nicht fassen, wonach ein Fühlender unter ihnen glüht. Eine recht innige Verachtung

meiner selbst ergreift mich, wenn ich es einmal recht lebhaft denke, daß ich mit zu der gemeinen Classe gehöre. O, daß es dem Allmächtigen nicht gefallen hat, noch einen eignen Stempel auf seine vollkommnern Werke zu drücken, damit sie nicht unter dem gemeinen Haufen verloren gehen möchten. Begegnet mir nun auch der Bruder, dessen Seele mit der meinigen sympathetisch zusammenschmelzen möchte, wie vermag ich ihn zu erkennen? Doch vergib du, große Weisheit, daß der ohnmächtige Wurm es wagt, dich zu lästern! Hast du nicht den Freund meiner Seele in meine Arme geführt? Ja, mein Leutner, verzeihe auch Du, daß das schwache Herz es auf wenige Minuten vergessen kann, wie viel Du ihm bist, wie Du es in den Stürmen des Lebens aufrecht erhalten hast, wie Du seine Thorheiten kennst und erträgst. Und warum will ich denn auch gegen Dich heucheln? warum will ich es Thorheit nennen, was dieses Herzens höchstes Werk ist? Ja, Du verstehst mich, und schenkst eine Thräne des Mitgefühls Deinem leidenden Bruder. Frage mich nicht, welches Schicksal mich niederdrückt, entsagen muß ich, entsagen allem menschlichen Glück. Ach! wie meine Seele zerschmelzen, wie sie in meinen stürzenden Thränen dahinfließen möchte! Ich liebe, ach! fühlst Du die Bedeutung

dieſes Wortes! ich liebe, und bin jeder Hoffnung beraubt. Wenn ich in der Nacht auf meinem einſamen Lager erwache, und die Sterne kalt und ohne Mitleiden am Himmel blinken, des Mondes blaſſe Strahlen die Wände meines Zimmers beleuchten — aufgejagt hat es mich dann oft, daß ich hinauseilte und begierig die kalte Luft in mich trank, um meinen brennenden Buſen zu kühlen. Auf der öden Gaſſe kein Menſch, als die Wächter der Stadt, die mit ihren ſchweren Spießen auf das Pflaſter der Gaſſen ſtoßen. Eine Bangigkeit ergriff mich, ſo daß es mir ſchien, als wäre ich von allen Menſchen verfolgt, daß es mir war, als waren Wachen ausgeſchickt, um mich zu fangen und in einen öden Kerker zu werfen, wo ich, unberührt von den Strahlen der Sonne und des Mondes, den Frevel beweinen ſollte, daß ich meine Augen bis zu ihr, der Göttin des Geliebten, erhoben hatte. In dieſer gräßlichen, in der einſamen Nacht, auf den freien Plätzen der Stadt, konnte ich oft kaum meine Seele vor Wahnſinn bewahren, ich zählte in der Angſt die Fenſter des Palaſtes, vor dem ich ſtand, um mich nur mit etwas aus der mich umgebenden Welt zu beſchäftigen.

So ſiehſt Du, iſt Dein unglücklicher Freund zerrüttet, o! ſchreibe Du ein Wort des Troſtes, und meine

von Thränen schmerzenden Augen werden begierig alle Deine Federzüge trinken.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Ich glaube, mein Lieber, daß Du krank bist, und daß Du an hypochondrischen Zufällen leidest. Vergiß doch, ich bitte, Deine Neigung, wenn Deine Wünsche nicht erfüllt werden können, und der Friede wird in Deinem Herzen wiederkehren. Wenn die Bitte Deines Freundes etwas über Dich vermag, so setze Dich bei Deiner Kränklichkeit nicht der kalten Nachtluft aus; man hat Beispiele, daß gesunde Menschen an einer plötzlichen Erkältung gestorben sind, und wenn Du meinen Rath verschmähst, so wirst Du es zu verantworten haben, wenn ich meinen Freund beweinen muß. Auf reizbare Menschen hat der Mondschein immer einen besondern Einfluß gehabt, und wenn Du Dich davor bewahrst, so glaube ich, daß schon diese Vorsicht Deinen Zustand sehr erleichtern wird; darum versieh Deine Fenster mit dichten Vorhangen, und ziehe einen geschickten Arzt zu Rathe. Ich bin recht betrübt darüber, daß Du Dein Leben, welches Du zum Nutzen

Deiner Nebenmenschen, zu einem schönen Zwecke verwenden könntest, in dieser empfindlichen Kränklichkeit verlieren mußt. Ich bitte Dich, erinnere Dich an Dich selbst! denke, wie viele schöne und nützliche Talente in Dir schlummern, und Du wirst gewiß Deiner Liebe entsagen und sie mit Freuden in Deiner Thätigkeit vergessen. Ich weiß Dir nichts mehr zu sagen und schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Dein nächster Brief einen freieren Geist athmen wird. Lebe wohl und laß mich bald hören, daß Du meinem Rathe folgst. Meine Frau läßt Dich grüßen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Du verlangst, Du wünschest, daß ich froher sein soll? Rathe dem unglücklichen Gefangenen in seinem unterirdischen Kerker, sich an dem Glanze der Sonne zu freuen; sage ihm, daß seine Augen die Fähigkeiten haben, ihre goldnen Strahlen zu sehen, daß nur diese Mauern, an denen er fest geschmiedet ist, ihn hindern, und siehe, welchen Eindruck Dein Trost auf ihn machen wird. Unglücklicher, so hast Du mich getröstet? warum mußt Du

mich an Anlagen, an Talente erinnern, die ich besitze? Langst, ach, längst habe ich das Alles zu vergessen gestrebt, und nur in diesem Vergessen meiner selbst ist es möglich, zu einer dumpfen Ruhe zu gelangen. Nun aber muß ich es wieder fühlen mit aller lebendigen Kraft, daß mein innerer Genius seine Flügel regt, und meine Seele nach dem Unendlichen strebt. Ach! und nur die Endlichkeit, das Rückkehren in ein dumpfes Nichts, kann mir einigen Trost verleihen. Scorpionen hast Du in meinen Busen geworfen, daß Du Deine Frau mich grüßen läßt. Barbar! Hättest Du meiner nicht schonen sollen? Muß ich denn den bittern Kelch ganz leeren, muß sich auch Neid zu meiner Qual gesellen? Ach! wenn ich sie mir denke, Dein geliebtes Weib, wie sie mit dem himmelsüßen Lächeln der Unschuld und des innern Friedens neben Dir steht, Deine Liebe und Deine Sorge für den unglücklichen Freund theilt, und endlich ein köstlicher Silbertropfen des Mitleids über ihre Wange fließt und sie den Verlornen gern zu halten wünschte: wie sie leise, in einem Gruß an ihn, ihm ihr Mitgefühl deutlich zu machen strebt! Ach! und ich! ich muß so grausam entbehren! Der Becher der Wonne ging an meinen Lippen vorüber; ich sah den köstlichen Trank darin blinken, und muß nun zusehen, wie ein Anderer

ihn bis auf den Boden ausleert. Nein, rathe mir nicht Mäßigung zur Geduld: ich muß sonst glauben, daß auch Du meinen Schmerz nicht verstehst; sage, daß ich den Kopf gegen die kalten Wände meiner einsamen Wohnung stoßen soll, und ich will glauben, daß schon ein entsetzliches Leiden, wie ein barbarisches Schicksal es über die Menschen verhängt, Deine Seele zerrissen hat. Einen Arzt willst Du, daß ich zu Rathe ziehen soll? Ja, wüßte ich einen, der barmherzig genug wäre, mit wenigen Tropfen mein armes Herz zur Ruhe zu bringen; ach, wie gern wollte ich mich ihm anvertrauen! In wenigen Wochen wird sie, die Einzige, die meine Seele denken kann, vermählt; alle Wünsche der Liebenden werden erfüllt, und ihr Herz kommt zur Ruhe. Ach! an demselben Tage, wenn ein Gott meine Wünsche erhört, bitte ich ihn, daß Leidtragende mich zur ewigen Ruhe in die Erde senken, und wenn eine Thräne des Mitleids über ihre Wange fließt, so möge der Gedanke sie abtrocknen, daß mir nun nach meinem vielen Jammer endlich wohl ist. Und damit tröste auch Du Dich, wenn Du meinen Tod erfährst.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Deine Krankheit ist ernstlicher, als ich glaubte, und Du vermehrst sie muthwillig, daß Du gleich einem thörichten Schwärmer immer in einer idealischen Welt lebst, und daß Du so Gift aus den unbedeutendsten Kleinigkeiten saugst. Wer hätte glauben sollen, daß eine so unschuldige Höflichkeit meiner Frau Dir Stoff zum Mißvergnügen geben sollte? Auch sind bei dem Gruße an Dich keine kostbaren Silbertropfen über ihre Wangen geflossen. Meine Frau ist nicht so weicher Gemüthsart, sie ist einige Jahre älter als ich, und Erfahrung und wirthschaftliche Sorgen haben sie längst gelehrt, daß dergleichen in der wirklichen Welt nicht zu Hause ist. Ich und sie, wir sind nicht in einem solchen Rausche und Taumel jugendlicher Schwärmerei, die jeden Ehemann gereuen, mit einander verheirathet. Wir betrachten die Dinge vernünftig und sehen ein, daß nur eine kalte gesunde Vernunft, eine glückliche Ehe gründet. In dieser Ueberzeugung überlegte ich, daß Schönheit bei einem Mädchen oft im ersten Wochenbette verfliegt, und wenn ich einige Jahre mit einer jungen Person verlebt hätte, daß sie dann eben so alt sein würde, als meine Frau. Meine Erfahrung lehrte mich, wie schnell

die Zeit verfliegt, und daß alſo ſehr bald die Stunde ſchlagen möchte, in der es mich gereuete, jugendlicher Tändelei den Vorzug, vor einem ſicheren und anſtändigen Auskommen gegeben zu haben. Dieſe Grundſätze leiteten mich ſo, daß ich meiner jetzigen Gattin den Antrag machte. Sie bedachte ſich drei Tage und erklärte mir dann, daß ſie es einſehe, wie wichtige Dienſte ich ihr durch meine Thätigkeit in der Handlung, die ſie von ihrem verſtorbenen Manne geerbt, ſchon geleiſtet hätte, und ſei darum geneigt, meinen Vorſchlag anzunehmen. Eine ſolche Verbindung mit der Ueberlegung beſchloſſen und von den vernünftigſten Mannern gebilligt, wird wohl ſchwerlich ein Gegenſtand Deines Neides werden, und Du ſiehſt auch ein, daß darin nicht von dergleichen Schwärmereien, wie Du Dir einbildeſt, die Rede ſein kann. Ein hieſiger Arzt, der zugleich mein Freund iſt, will eine Reiſe nach Deiner Vaterſtadt machen, ich habe ihm von Deinem Zuſtande geſagt, auch Deine Briefe gezeigt. Wenn er Dein Zutrauen gewinnen kann, will er gern die Cur übernehmen, und verſpricht ſich den beſten Erfolg davon. Ein wenig excentriſch ſcheint er mir, aber ſonſt ein guter Mann, und immer voll frohen Muths. Sollte es ihm gelingen, Dich wieder herzuſtellen, ſo wollte ich ihm ſehr

dankbar sein, und Du wirst dann nicht ermangeln, ihn zu empfehlen, da er sich vielleicht ganz in Deiner Vaterstadt etabliren will.

Der Doctor Wohlgemuth an Wilibald.

Ich bin so frei, einen kleinen Brief in den Ihres Freundes Leutner einzuschließen. Vielleicht gelingt es mir durch mein bereitwilliges Entgegenkommen, Ihr Zutrauen zu verdienen. Ich würde stolz darauf sein, wenn ich der Welt einen Mann von Ihren Vorzügen und glücklichen Anlagen in seiner alten Kraft wiedergeben könnte. Aus jedem Worte in Ihrem Briefe leuchtet ein heller Verstand und eine starke Seele, die nur durch unglückliche Umstände unterdrückt werden. Hätten Sie nur einen Freund, der den glimmenden Funken zur hellen Flamme anzufachen vermöchte, so würde er bald in seiner alten Gottheit leuchten. Verzeihen Sie mir, wenn ich es wage, auszusprechen, daß Ihr Freund Leutner der Mann nicht ist, der Sie verstehen könnte. Seine kalte Thätigkeit, die sich nur auf die armen Güter dieser Welt erstreckt, hindert ihn, die Krankheit Ihrer Seele zu sehen. Wenn

diese Worte Sie kränken, so bitte ich Sie, das Herbe zu überwinden und sie als die erste Arznei zu betrachten, die ich Ihnen reiche. Mein mündliches Gespräch soll Sie bald überzeugen, daß ich nicht gesonnen bin, Sie nach dem alten Schlendrian mit Mitteln zu plagen, die durch den Mund nur auf den Magen wirken können, aber nicht auf die Seele. Bis dahin empfehle ich mich Ihrem Vertrauen.

Wilibald. Ich nehme Sie auf als meinen Freund, und wage es als einen solchen, mein Herz in Ihren Busen zu erleichtern. Aber ach, wenn Sie sagen, Sie hoffen eine Veränderung meines Zustandes, so sind Sie mein Freund nicht, so verstehen Sie die ewigen Schmerzen der Liebe nicht, die mein armes Herz bis zum Wahnsinn ängstigen.

Doctor. In diesen Worten enthüllt sich mir die ganze Krankheit, und es ist kaum nöthig, daß ich den Puls fühle; doch, zum Ueberfluß.

Wilibald. Ich werde nichts von Ihren Tränken nehmen, womit Sie mich zu heilen denken, nein; im Gegentheil, ist die menschliche Natur so verworfen, daß

sie den edelsten Schmerzen nicht unterliegen kann, so will ich durch harte Nahrungsmittel, die meine grobe Hülle nicht ertragen kann, meine Leiden enden.

Doctor. Sehr recht, mein Freund, lassen Sie uns einen guten Rinderbraten mit einander essen; das ist grade die Arznei, die ich Ihnen verordnen wollte.

Willibald. Wie! —

Doctor. Ich habe Ihnen schon geschrieben, daß ich Sie nicht auf die gewöhnliche Weise curiren will, da Ihre Krankheit durchaus nicht gewöhnlich ist.

Willibald. Quälen Sie mich nicht damit, daß Sie den unglücklichen Zustand meiner Seele eine Krankheit nennen. Nein, zu elend wäre der Mensch, wenn alle die schauerlichen Bilder, die wunderbaren Gefühle, die seiner Seele vorschweben und sie ängstigen, blos von einem körperlichen Uebelbefinden entstehen sollten.

Doctor. Ich brauche Sie gar nicht anzuhören, ich weiß, daß das Alles die Symptome Ihrer Krankheit sind. Doch wir wollen uns darüber verständigen, was ich Ihre Krankheit nenne. Glauben Sie doch ja nicht, daß ich zu den gemeinen Aerzten gehöre, die sich einbilden, Sie hätten

ſich den Magen verdorben, und daher entſtände Ihre üble Laune. Nein, mein Beſter, ich bitte recht dringend, daß Sie nicht glauben, ich halte den Menſchen für ſo gemein, daß ein ſolcher nichtswürdiger Uebelſtand ihn dermaßen beherrſchen könnte.

Wilibald. Nun, und was glauben Sie denn?

Doctor. Laſſen Sie mich erſt einige Fragen an Sie thun, um Ihnen nachher deſto deutlicher Ihren Zuſtand zu erklären.

Wilibald. Nun?

Doctor. Nicht wahr, Sie lieben?

Wilibald. O barbariſcher Mann, welche tiefe Wunde meines Herzens berühren Sie! Ja, ich liebe, und die heiße Gluth verzehrt mich ohne Hoffnung. Mein junges Leben iſt dahin, ich kenne kein anderes Glück, als ſie zu ſehen, und eine ſtrenge Pflicht befiehlt mir, ihren Anblick zu fliehen. Sie iſt mit meinem Freunde verlobt, ach! und ich ſelbſt, ich Unglücklicher, habe dieſe Verbindung ſchließen helfen. Beide kannten nicht den unerträglichen Schmerz, den ſie meiner Seele bereiteten. Sie wählten mich zum Vertrauten, ich ſahe ihre Liebe hoffnungslos; ich ſah' ihre Thränen fließen, und ich bot alle meine Kräfte auf. Ich arbeitete täglich mit allen meinen Sinnen,

wie ich ein Band knüpfen möchte, das sie glücklich und mich unaussprechlich elend machte. Es ist um sie geschlungen, und nun erst empfinde ich recht lebhaft, welchen Himmel ich mir dadurch verschlossen habe.

Doctor. Herr, ich werde ein wenig irre. Aus den Briefen an Ihren Freund schien es mir, als ob die Dame, die Sie lieben, an Rang und Stand zu weit über Sie erhaben wäre, als daß Sie jemals Hoffnung fassen könnten.

Wilibald. Was sind Rang und Stand? leere Namen. Ist die Liebe schon durch einen Rang gefesselt? Nein, sie ist weit über mich Elenden durch ihre Tugend erhöht.

Doctor. Und die Liebe für Ihren Freund bewog Sie, diesen kostbaren Schatz aufzuopfern?

Wilibald. Ja, die Pflichten der Freundschaft sind für mich kein leerer Name; mein Gefühl sagt mir, daß mein Blut, mein Leben, Alles dem Freunde gehört, den meine Seele einmal gewählt hat.

Doctor. Sie sind ein edler Mann; wie glücklich muß sich der fühlen, den Sie mit dem Namen Ihres Freundes beehren.

Wilibald. Ach! nur Wenige verſtehen mich, weil es nur Wenige giebt, die ſich über die Armſeligkeit des täglichen Lebens erhoben haben. Ach! und doch wie glücklich iſt der gemeine Haufe, der ſein Auge nie erhebt, der um ein kümmerliches Auskommen arbeitet, und nichts Anderes denkt, als daß er morgen wieder anfangen müſſe. Ja — morgen, o! wer mir ſagen könnte, was morgen ſein wird, ach! mein Freund, wenn ich dieſen Gedanken denke, dann, ach! dann erſcheint mir alle Liebe und alles Treiben der Menſchen ſo armſelig, ſo elend, nicht eines Seufzers werth.

Doctor. Welchen, mein Beſter? Sie haben ihn noch nicht ausgeſprochen.

Wilibald. Die Thoren ſprechen: Ein Blick in die Natur erhebt unſer Herz; mich, ach! mich bedrängt er noch mehr, ich könnte zürnen mit dem Schöpfer, daß er das herrliche blaue Dach des Himmels über uns ausgeſpannt hat. Hingen ewige ſchwarze Wolken über unſerm Haupte, ſo würden wir doch nicht getäuſcht. Blickten keine Sterne auf uns nieder, ſo könnten wir ſie nicht als Welten denken zu unſerer künftigen Wohnung beſtimmt. Aber ſo hat er nur dem Denker den Stachel in das Herz

graben, die übrigen umgiebt ein freundlicher Wahn. Wenn die Menschen die Blüthe des Frühlings für das Bild des Lebens halten, so könnte ich mit Bitterkeit darüber lächeln. Für mich ist der Herbst, wo alle Blätter und Früchte niederfallen, das Bild unserer Existenz. Wenige Monate prunken wir, umgeben mit schimmernden Talenten, und der Mensch ist so schwach, sich darum für das Bild der Gottheit zu halten. Unsere Blüthen fallen ab, wir werden wieder Staub, was wir waren, aus uns geht ein anderes Geschlecht hervor, und der Zweck unserer Existenz ist erfüllt.

Doctor. Wir sollten lieber abbrechen; ich sehe Ihrer Krankheit auf den Grund; sich noch mehr zu enthüllen, würde Sie anstrengen, und nur das Uebel vermehren.

Wilibald. Erfüllt es Sie denn nicht mit Wehmuth, wenn Sie sehen, wie das armseligste Werk, das der Mensch hervorbringt, seinen Schöpfer überlebt? Die Hütte, die ich erbaue, um mein Haupt gegen Regen und Ungewitter zu beschützen, steht sie nicht noch lange, wenn ich in Staub zerfallen bin, und mein Haupt keines Schutzes mehr bedarf?

Doctor. Laſſen Sie uns abbrechen, ich bitte; die Mahlzeit erwartet uns.

Der Doctor Wohlgemuth an Wilibald.

Ich habe Sie einige Tage beobachtet und bin ganz über das Weſen Ihrer Krankheit mit mir einig, und darum hatte ich es für beſſer, Ihnen ſchriftlich Nachricht davon zu geben. Mündlich iſt es oft unvermeidlich, daß ſich der Patient nicht ein wenig erzürnen ſollte, und man kann die Worte nicht ſo oft wiederholen. Mit einem Billet iſt das aber anders, wenn Sie es auch einmal unwillig bei Seite legen, wenn Ihnen die Arznei auch heute den ganzen Tag widerſtehen ſollte, ſo iſt doch zu vermuthen, daß Sie es morgen wieder anſehen werden, und wie man bei gewöhnlichen Krankheiten ſtündlich einen Eßlöffel oder ein Pulver verordnet, ſo werden Sie es nach und nach einſehen, mit welcher Wahrheit ich über Sie urtheile, und wenn Sie es eingeſehen haben, werden andere Gedanken in Ihrer Seele aufſteigen, und Ihre Geſundheit iſt zu Ihrem Heil und zu meiner Ehre wieder hergeſtellt. Ihre Krankheit, mein Lieber, beherrſcht im

Grunde mehr Menschen, als man auf den ersten Augenblick glauben sollte. Es ist ein Uebel, das sich nach und nach in der Welt einschleicht, und sie so am Ende beherrschen würde, wenn es nicht noch einige Menschen gäbe, die davon befreit sind, und denen auch der Sinn manglet, es zu erkennen. Diese sind die einzige Stütze der leidenden Menschheit, und ich bin so glücklich, mich zu ihnen zählen zu dürfen.

Es kommt oft, daß der Mensch schon mit der Muttermilch ein Wesen in sich trinkt, daß ihn in seiner Kindheit eigensinnig macht. Die Eltern meinen oft, daß sie es durch eine scharfe Zucht vertreiben könnten, es wird aber nur unterdrückt, und schlummert in dem Menschen, bis es der Gewalt seiner Erzieher entwachsen ist. Dann fängt es allmählig an, sich leise zu regen; der Mensch glaubt, es wollen sich neue Gefühle und Ansichten in ihm entwickeln und läßt diesem Unhold gern gewähren, bis er nach und nach so viele Macht erlangt, daß er die eigentliche Seele, die ihn haßt, ganz unterdrückt, und den Menschen überredet, daß er nur die wahre Seele sei. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen diesen Damon nennen soll. Er hat bei Ihnen noch eine zu große Gewalt, als daß er Sie nicht, wenn ich seinen wahren Namen ausspreche,

gegen mich erbittern sollte und doch muß ich es wagen, damit Sie sich vor seinen Angriffen hüten und ihn nach und nach unterdrücken und tödten mögen. Zürnen Sie nicht, ich kann das Wesen, das Ihnen weiß macht, es triebe Angst und Verzweiflung Ihr Blut schneller zum Herzen, wenn Sie es durch mehrere Flaschen Wein und auserlesene Speisen erhitzt haben, nicht anders nennen, als einen Hanswurst, der in Ihrem Busen wohnt. Dieser ist es auch, der Sie glauben macht, Sie hätten der Freundschaft ein so schweres Opfer gebracht. Nur allein dieser Teufel ist es, der Sie überredet, daß die Liebe der Mademoiselle Stern Ihrem Leben einen neuen Werth geben würde, Sie selbst fühlen es oft, daß diese doch Niemand glücklich machen könne, und würden sich noch weit elender fühlen, als jetzt, wenn die Liebe Ihnen günstig wäre. Aber das ist eben die Absicht dieses Böswichts, der sich bei Ihnen eingeschlichen hat. Darüber würde er nur seinen Spott treiben und Sie immer neue Thorheiten begehen lassen, wenn Sie sich nicht bald entschlossen, diesen bösen Feind des menschlichen Glücks zu überwinden. Ja, mein Freund, von Ihnen kann und darf ich es erwarten, ich kenne die Kraft Ihrer Seele, den hellen Blick Ihres Geistes. Sie werden es bald einsehen, auf welcher hohen

Stufe der Schöpfung der Mensch steht, welche erhabene Pflichten ihm winken, und daß nicht Tändelei mit einem Weibe der hohe Entzweck ist, wozu der Mann geboren wurde. Blicken Sie um sich, mein Freund, und betrachten Sie den Wirkungskreis, der Ihnen angewiesen ist; alle Menschen, die Sie sehen, die Ihnen begegnen, haben einen Anspruch auf Ihr Herz, das heißt auf Ihre Handlungen. O, wie entzückend ist das Gefühl, daß alle die Menschen, die unsere Kraft erreichen kann, dankbar unsere Schritte segnen. Ich kann Ihnen über diesen Gegenstand jetzt nichts mehr sagen, ich muß erst sehen, welche Wirkung dieser mein Brief auf Sie hervorgebracht hat. Ich werde Sie morgen besuchen und, wenn ich Sie ruhig genug finde, Ihnen sagen, zu welchen Hoffnungen Sie die Welt durch die außerordentliche Größe Ihres Geistes berechtigen, und wie schimpflich es für Sie sein würde, wenn Sie unter dem Einflusse eines so bösen Dämons, als dieser Hanswurst ist, der Sie jetzt beherrscht, erliegen wollten. Sind Sie morgen noch nicht mit mir und diesem Briefe ausgesöhnt, so ist das ein schlimmes Zeichen, und dann fürchte ich fast, daß sich die Cur sehr in die Länge ziehen wird.

Wilibald an den Doctor Wohlgemuth.

Sie haben meine Seele ſchmerzhaft berührt. Wenn Sie dieſen Anfang leſen, ſo werden Sie glauben, daß das Ungeheuer wieder aus mir ſpricht, und Sie werden ſich täuſchen. Meine Vernunft iſt erwacht, ich erkenne die Beſtimmung des Menſchen, und auch ich will mein Leben nicht unthätig verlieren. Große Gedanken ſteigen in mir auf und reifen zu herrlichen Plänen. Ich erkenne jetzt, wie meine Liebe thöricht war; warum ſoll ich mein Leben verſchwenden, um es zu beſeufzen, daß ein Anderer das Mädchen küßt, das ich gern als meine Braut umarmt hätte. Und ich will es Ihnen nur geſtehen, warum ſollte ich mich deſſen auch ſchämen, da ich nicht thöricht war, ſondern ein Weſen in mir, das meine beſſere Vernunft betäubt hielt. Sie haben Recht, hätte ich ſie, die ich mich zu lieben einbildete, zu meiner Frau nehmen muſſen, ich wäre durch mein ganzes Leben elend geweſen.

Wie ſehr erkenne ich jetzt Alles, was ich mich überredete zu glauben! Nein, nicht ich, der Unhold, den ich mich zu nennen ſchäme; wie klein iſt der Menſch, wenn er es nur eine kurze Zeit verabſäumt, ſich ſelbſt

zu beobachten und sich die strengste Rechenschaft von allen eingebildeten Gefühlen zu geben.

Nein, keine krankliche Leidenschaft soll mein armes Herz gefangen halten. Frei wie ein Gott, will ich das Leben genießen, und Sie, mein erster Freund, der Sie mich auf die Bahn der Vernunft zurückführten, freuen Sie sich Ihres Werks. Ja, ich erkenne es, ich fühle, daß ich ganz Ihr Geschöpf bin; ein neues Leben athme ich, nur durch Sie, und gewiß werde ich niemals wieder in meine vorige Abgeschmacktheit zurückfallen.

Der Doctor Wohlgemuth an Wilibald.

Ihr Brief hat mich erfreut, entzückt, noch nie ist mir eine Cur so schnell, so glücklich gelungen. Sie haben die Herrschaft über sich wiedergewonnen; und da Sie einmal alle die Leiden gefühlt haben, die uns quälen, wenn wir ein so lächerliches Geschöpf in uns aufkeimen lassen; so werden Sie gewiß die leiseste Regung, die er sich erlaubt, sogleich erkennen, und ihn zu tödten streben. Ja, mein Freund, Sie haben Recht: thätig sein, für das Wohl der Menschheit arbeiten, das ist der erhabene Zweck,

warum wir auf dieſer Erde leben. Laſſen Sie, o! laſſen Sie uns dieſer Forderung, die die Natur an uns macht, immer eingedenk ſein, und wir werden mit Zufriedenheit einen jeden Tag unſeres Lebens überſehen. Welch' ein Gefuhl, dazuſtehen in einem Kreiſe ſo Vieler, die durch uns glücklich wurden, niederzublicken auf Alle, wie ein Gott auf ſeine Geſchöpfe. O! mein Freund, ich fühle mich begeiſtert von dem Gedanken. Laſſen Sie uns unſere Kräfte zur Nutzlichkeit vereinigen: ich komme zu Ihnen, laſſen Sie uns über unſere großen Plane ſprechen, und ſie ſo ſchnell als möglich ausführen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Soll ich glauben, daß Du mein Freund biſt, daß in Deinem Buſen eine Sorge für mein Wohl gehegt wird? Du ſandteſt einen Menſchen zu mir, den ich für wahnſinnig halten würde, wenn es bei ſeinem kalten Herzen möglich wäre, den Verſtand zu verlieren. Seine Seele iſt gewiß nie von Schmerzen erzittert, denn er hat keine Ahnung von einem menſchlichen Leiden. Ich würde glauben, daß er über mein namenloſes Elend Spott triebe, ſo

abgeschmackte Auslegungen macht er von meiner Krankheit, wenn er bei seinen stumpfen Sinnen spotten könnte. Ach, er hat nie geliebt; doch, was sage ich; wie wäre es nur möglich, daß diesen Barbaren die Liebe berühren könnte? nein, ihm kann nicht einmal der Haß der Menschen werden. Eine dumpfe Fühllosigkeit ergreift ein jedes Herz, und gleichgültig geht Jeder an ihm vorüber; wie kann er sich also erfrechen, über die geheime Sympathie der Seele zu sprechen, die uns allmächtig hinzaubert zu dem geliebten Gegenstande? O Du theurer, einziger Freund meiner Seele, Du mußt mein ganzes Elend kennen! Du mußt es wissen, daß ich hätte glücklich sein können, ach! so unaussprechlich glücklich, wie es ein sterblicher Busen nicht zu ertragen vermag, und daß ich nun zurückgestoßen bin, ausgeschlossen aus meinem Himmel auf ewig. Ach! meine Seele erwacht bei dem Gedanken, brennende Thränen stürzen aus meinen Augen und benetzen das Papier. Sie liebt mich, ja sie liebt! Ihre sanften Augen, wenn sie die meinigen treffen, sprechen das holde Wort; es war eine kurze Täuschung, die sie glauben ließ, daß sie in den Armen meines Freundes ein Glück finden würde, wonach ihre Seele schmachtete. Sie erkennt es in jedem Tage mehr, daß nur unsere Herzen sympathetisch mit einander

schlagen. Oft, wenn ihre weiche Seele in der herrlichen Natur zerschmilzt, und die Zeichen ihrer Wehmuth in himmlischen Tropfen aus ihren Augen quellen, dann, ach! dann versteht er sie nicht, und ihr Auge sucht Trost in dem meinigen, das von gleichen Gefühlen überfließt. Kann sie, ich frage Dich, kann sie mit diesem fühlenden Herzen, in dem sich eine zärtliche Empfindung für mich entwickelt, in seinen Armen glücklich sein? Ich darf es nicht mehr denken, daß auch ihre Ruhe dahin ist. Ach, daß auch meine Einsamkeit noch gestört werden muß! Den, der mich noch zu Tode martern wird, den Du einen geschickten Arzt nennst, kommt so eben, er hört, daß dieser Brief an Dich ist und besteht darauf, Dir auch zu schreiben. Glaube nichts von dem, was er Dir über meinen Zustand sagen wird; ich stelle mich in seiner Gegenwart heiter, damit ich nur der Qual entgehe, von ihm etwas über Liebe und über alle heiligen Empfindungen zu hören, die des Menschen Brust berühren und die sein Mund nur entweihen kann.

Der Doctor Wohlgemuth an Friedrich Leutner.

Ich kann in der Freude meines Herzens dem Drange nicht widerſtehen, ſie auch Ihnen mitzutheilen. Triumph möchte ich Ihnen zurufen, Ihr Freund iſt gerettet; ſeine trübe Melancholie hat ihn verlaſſen, er lebt jetzt wieder dem Volke und ſeinen Freunden, und das Feuer, welches er ſonſt auf eine Empfindung verwandte, die er gar nicht einmal hatte, wird bald in ſeinem Geiſte herrliche Früchte hervorbringen. Entzückend iſt der Gedanke, daß ich mir ſagen darf, ich habe ihn geheilt; ich habe ihn aufmerkſam gemacht auf die Quelle, woher alle ſeine Leiden kamen, und es bedurfte bei dieſem kühnen edlen Jünglinge nichts weiter, als daß er ſie kannte, und ſie iſt auf ewig verſiegt. Kein Gedanke an das Mädchen kommt mehr in ſeine Seele, er machte mich mit ihr bekannt, und ich ſah auf den erſten Blick die gemeine Cokette, die ihn und ihren Bräutigam zu beherrſchen ſtrebte. Ich machte ihn aufmerkſam auf alle die Albernheiten, die er ihr als Naivität anzurechnen gewohnt war, und er erſtaunte. Ja, rief er aus, theurer Freund, Sie haben Recht, es beherrſcht uns unendlich gewiß ein abgeſchmackter Kobold, der einen Schleier vor den Augen unſerer Seele hält und ſie nun,

da sie nicht selbst sieht, überredet, wozu er will. Noch denselben Abend erfullte eine vollständige Verachtung gegen diese, so lange Angebetete, sein Herz, und ich bedurfte nun weiter keiner Arznei. Er ist seit der Zeit völlig erwacht und beherrscht seinen Plagegeist so streng, daß noch kein Seufzer über seine Lippen gekommen ist. Sie werden erstaunen, wenn Sie ihn wiedersehen und gar nicht glauben, daß es derselbe ist, der Ihnen diese Briefe voll schwarzer Melancholie schreiben konnte. Er ist jetzt ungemein heiter, und ich glaube, da er in dieser Stimmung an Sie geschrieben hat, daß sein eigener Brief das am besten bestatigen wird, was ich über seinen Zustand gesagt habe.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Ach, mein Freund, wie sehr hat mich Dein Brief betrübt gemacht, um so mehr, da ich den des Doctors, der Dich fur ganz hergestellt hält, sogleich mitbekommen habe. Ich zweifle selbst, daß der Doctor Wohlgemuth Deine Krankheit recht betrachtet; denn wie sollte es möglich sein, daß neben der unsterblichen Seele in unserem menschlichen Leibe noch ein Ding, das er nun Hanswurst

oder Dämon, oder wie er sonst will, nennen mag, exi-stiren kann. Ich habe Anfangs meine Zweifel besiegt, besonders wenn ich mit ihm redete, und er mich darauf aufmerksam machte, welche sonderbare Naturspiele oft den Menschen in Erstaunen setzen; aber da nun doch der Erfolg beweist, daß er sich mit Dir irrt, so komme ich nach und nach von meinem Glauben zurück. Ich bleibe noch immer dabei, daß Du oft zu schnell aus der Hitze in die Kälte und umgekehrt aus der Kälte in die Hitze gehst. Daher entstehen gewiß viele wunderliche Gefuhle bei Dir. Ich bitte Dich bei unserer langen Freundschaft und bei Allem, was Dir lieb ist, Dich mehr zu schonen; und wenn ich noch etwas über Dich vermag, so vergiß doch eine Liebe, die durchaus zu nichts führen kann. Hier kannst Du gewiß dem Doctor trauen; er ist mit so vielen Frauenzimmern umgegangen, daß er sie gewiß Alle kennt. Darum, wenn er sagt: Deine Geliebte sei eine gemeine Cokette, so glaube ich es, und bitte Dich, dasselbe zu thun. Er schreibt mir, daß Du so heiter bist, verstelle Dich doch gegen ihn nicht so sehr; denn wie ist es nun gar möglich, daß er Dich curiren kann, wenn er Deinen Zustand nicht einmal kennt. Lebe wohl und erfreue mich bald mit besseren Nachrichten von Dir. Wie kann es

mir aber helfen, wenn Du nun heiter schreibst, so werde ich denken, Du machst es mit mir, wie mit dem Doctor, und ich werde Dir nicht glauben. Das kommt am Ende davon her, wenn man gegen seine Freunde nicht aufrichtig ist.

Friedrich Leutner an den Doctor Wohlgemuth.

Sie haben mir geschrieben, daß sich mein Freund ganz wohl befindet, aus seinem Briefe ersehe ich aber das Gegentheil. Sie sagen, er sei heiter, und ich finde ihn schwermüthiger, als jemals. Lieber Herr Doctor, ich will Ihnen, was nun folgt, nicht als meinen Glauben, sondern nur als eine Vermuthung, gleichsam als einen Wink schreiben. Wenn es mit dem armen Wilibald doch anders wäre, als Sie meinen, wenn er gar nicht von einem solchen Dinge beherrscht würde, als Sie glauben, und wenn Sie von der Idee vielleicht zu sehr eingenommen, den Hanswurst, wie man zu sagen pflegt, etwa in ihn hineintrügen. Nehmen Sie diese Aeußerung nicht übel; ich schreibe sie aus gutem Herzen, und weil ich fürchte, daß mein Freund nicht so viel Zutrauen zu Ihnen hat, daß es Ihnen möglich wäre, seine Krankheit gehörig zu er-

gründen. Ich bitte Sie, alle Ihre Sorgfalt auf ihn zu wenden; von meiner Kindheit an habe ich ihn wie meinen Bruder geliebt, und darum würde ich mich betrüben, wenn ihm nicht geholfen würde.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Wie könnte ich vor Dir, Du treue Seele, die Gefühle meines Herzens verschleiern! Stelle Dich doch nicht selbst in die Reihe derer mit todtem, kaltem Herzen, welche die Empfindungen ihrer edleren Brüder nicht verstehen, und gegen die man sie also nicht entdecken darf. O! wie weh thut es mir, daß ich Dir kein Wort des Trostes über Deinen unglücklichen Freund schreiben kann! Noch wüthet dieselbe Leidenschaft in meinem Busen und glaube mir, sie wird nie aufhören, mein Herz zu zerreißen, wenn dies arme Herz in Staub zerfallt. Der Doctor hat sie eine Cokette genannt, o, mein Freund, mein Leutner, bedaure den Unglücklichen, der die goldnen Strahlen der Sonne in seiner Blindheit nicht sehen kann, sondern nur ihre brennende Kraft fühlt! Er hat sie auch gegen mich so genannt; ich habe ihn verachtet und geschwiegen, denn

wird die Gottheit darum von ihrer Herrlichkeit verlieren, wenn sie Unverständige lästern. In seinem Munde konnte ich dies Wort dulden; aber Du, mein Theurer, Du mußt den Engel ganz kennen lernen, Du mußt es einsehen, daß ich Recht habe, sie, die für mich verloren ist, zu betrauern. Ich setze Dir darum ein Gespräch hieher, das ich gestern Abend mit ihr hatte, wo sich mir ihre schöne Seele ganz enthüllte, wo ich es lebendig fühlte, daß ihr Herz nicht kalt für mich schlagt. Lies es mit Aufmerksamkeit und sage mir dann, ob diese dürftige Erde noch mit einem so reichen Kleinode prahlen kann.

Ich fand sie allein, sie saß nachdenkend an einem Tische, die Arbeit war ihren Händen entsunken und ruhte in ihrem Schoße; sie fuhr ein wenig zusammen, als ich eintrat, suchte sich aber wieder zu fassen, und sagte mit gezwungener Heiterkeit: „Wie sehr freut es mich, lieber Wilibald, daß Sie kommen und mir den Abend verkürzen wollen, den ich sonst allein zubringen muß."

Ich. Wenn ich Sie nur nicht störe.

Sie. O, fürchten Sie das nicht; Sie wissen nur selbst, wie das geht, so viele Gedanken jagen mir durch den Kopf, und man kann sich dann nicht gleich fassen.

Ich. Wie glücklich ist der, nach dem Sie Ihre Gedanken senden, wenn er auch nicht in Ihrer Nähe ist.

Sie. Ach, mein Freund, Sie wollen mir ein Compliment sagen, und wissen nicht, wie wehe Sie mir thun.

Ich. Sollte ich Sie wider meinen Willen beleidigen?

Sie. Ach! es ist nun mein eigenes Herz, das so thöricht ist, daß es sogar in den Worten des theuersten Freundes Beleidigungen fühlt. Ach! Wilibald, ich kenne mich nicht mehr, ich bin nicht mehr glücklich.

Ich. Sollten Sie Ursach haben, mit Ihrem Geliebten unzufrieden zu sein?

Sie. Mit meinem Geliebten? wie bitter Sie mich kränken müssen denn alle Gedanken, die den Entfernten berühren, Gedanken der Liebe sein.

Ich. Sollte ich Sie recht verstehen, sollte sich mir ein Funke von Hoffnung zeigen?

Sie. Ihnen, Wilibald? ich verstehe Sie nicht.

Ich. Zu Ihren Füßen will ich es wagen das Bekenntniß, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, daß der Gedanke, Sie zu verlieren, der einzige ist, der die

düstern Wolken auf meiner Stirn schuf, die Ihr mildes Lächeln so oft zu verscheuchen bemüht war.

Sie. Stehen Sie auf, Wilibald, und hören Sie mich ruhig an. Ich will es nicht laugnen, daß ich in der Verbindung, die ich eingehen will und werde, nicht glücklich sein kann. Ich will es Ihnen gestehen, daß ich Ihren Freund nie geliebt haben würde, wenn ich Sie früher als ihn gekannt hätte. Es war eine Ahnung Ihres Geistes in ihm, ich fühlte die Verwandtschaft meiner eigenen Seele, und glaubte, ich liebte ihn. Ich sahe Sie, und ach! wie bald war mein Traum verflogen!

Ich. O! So zerreißen Sie ein Band, daß noch nicht geknüpft ist.

Sie. O! stille, schweigen Sie davon, es ist unmöglich.

Ich. Unmöglich, ein einziges Nein aus Ihrem Munde hebt das schreckliche Verhängniß auf, das uns Beide bedroht.

Sie. Wilibald, soll ich von Ihnen denken, daß Sie mir eine Handlung zutrauen, die nur einer unedeln Seele möglich wäre, halten Sie es für etwas so Geringes, mit den Hoffnungen eines Mannes zu spielen. Ihr Freund hat mein Wort, und ich weiß, daß seine ganze

irdiſche Seligkeit darauf gegründet iſt, daß ich die Seinige werde. Können Sie, mein edler Freund, nun fordern, daß ich dieſe Seligkeit zerſtören ſoll?

Ich. Ach! nein, Sie haben Recht, ich fühle, daß ich verzweifeln muß.

Sie. Nein, das müſſen Sie nicht. Viele große Kräfte ſchlummern noch in Ihrem Herzen, wenn Sie mich lieben, ſo will ich dieſe Liebe brauchen, um ſie zu wecken.

Ich. Ach! meine Freundin, ganz verlaſſen iſt der nicht, den Sie Ihrer Sorge würdig halten; ja, ich will leiden und ſchweigen.

Sie. Wir wollen leiden und ſchweigen, und dieſer Kuß Ihrer Freundin erinnern Sie an dieſe Stunde und ſage Ihnen, wie theuer Sie mir ewig ſein werden.

Ihre heiligen, keuſchen Lippen berührten die meinigen und goſſen ein wildes Feuer in meinen Buſen, das mich nun raſtlos verzehren wird. Vergieb, ich kann nichts mehr ſchreiben, der Gedanke an ſie, die Einzige, erfüllt mich mit aller Kraft, und ich muß hinaus in's Freie und meinem Herzen Luft machen.

Wilibald an den Doctor Wohlgemuth.

Ich war in Ihrer Wohnung und fand Sie nicht zu Hause, und doch drängt mich mein Herz zu sehr, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, der sich gestern Abend ereignete, der mich vollkommen überzeugte, daß Sie, mein Theurer, Recht haben, daß die so hoch von mir verehrte Amalie, nichts weiter ist, als eine Cokette, die mich gern fest in ihren Schlingen halten möchte. Ich ging gestern hin, sie zu besuchen, weil ich grade Langeweile hatte und meine Zeit gar nicht auszufüllen wußte. Ich fand sie allein und bemerkte ganz deutlich, daß sie die günstige Gelegenheit benutzen wollte, um mich bemerken zu lassen, daß ich ihrem Herzen theurer sei, als der erwählte Bräutigam, der die Seligkeit der Liebe nun bald in ihren Armen schmecken soll. Welch' ein lächerliches Possenspiel ist es, wenn Jemand eine Rolle so albern verträgt, daß sie in jedem Augenblick ihre Wirkung verfehlt. O! wie sehr danke ich Ihnen, mein Freund, daß Sie mich über mich selber aufgeklärt haben; denn noch vor wenigen Wochen hätte ich eine sentimentale Rolle in diesem Drama übernommen, und mit Beschämung fühle ich, wie lächerlich ich einem Dritten hätte sein müssen. So sagte ich nun meiner

Gerrin einige Galanterien und verließ sie mit einem höflichen Handkusse. Sie wußte sich in mein Betragen nicht zu finden, und ich wurde herzlich lachen, wenn sie nun glaubte, daß ich aus Schmerz und zu großer Empfindung nicht länger ihre Gegenwart ertragen konnte. Ich bin auf immer geheilt, und lassen Sie uns nun einen Abend bestimmen, an welchem wir allein sein können, wo wir naher über unsere großen Plane sprechen wollen. Ich fühle mich mit neuer Kraft ausgerüstet, um für das Wohl der Menschheit zu arbeiten.

Der Doctor Wohlgemuth an Friedrich Leutner.

Sie, mein Lieber, haben kein Zutrauen zu mir. Ihrem Freunde mangelt so wenig, als mir, die richtige Erkenntniß seiner Krankheit, die nun, ob Sie gleich daran zu zweifeln belieben, glücklich gehoben ist. Ich verzeihe Ihrer Freundschaft für ihn die Aengstlichkeit, womit Sie meine Nachrichten bezweifeln, und um Sie ganz zu überzeugen, lege ich Ihnen hier einen Brief bei, den ich so eben von Ihrem Freunde erhalten habe. Dieser

wird Sie über seinen Zustand ausführlicher unterrichten, als es mir jetzt meine Zeit erlaubt.

Friedrich Leutner an den Doctor Wohlgemuth.

Sie werden erstaunen, und plötzlich einsehen, wie weit es mit Ihrer Cur gekommen ist, wenn Sie den Brief lesen, welchen ich Ihnen beilege, und den ich mit dem Ihrigen an einem Tage erhielt. Sie sehen daraus, daß mein Freund gegen Jeden eine andere Sprache führt, und ein berühmter Arzt, welchem ich die beiden Briefe zeigte, die er an mich und an Sie in einem Tage geschrieben hat, sagte, daß er zwar von einem solchen Wesen, wie Sie bemerkt haben, regiert wäre, daß Sie aber nichts weniger, als seine Krankheit gehoben hätten, sondern im Gegentheil es ihm schiene, als ob Sie selbst unter dem Einfluß eines solchen Dinges litten, das nur von Wilibalds verschieden sei, und so wäre es gekommen, daß Sie, statt ihn zu heilen, ihm noch den Ihrigen mitgetheilt hätten. Verzeihen Sie, das ist nicht meine, sondern eines andern Arztes Meinung. Er sieht ferner, daß Wilibald die

Bäder und Brunnen brauchen sollte, die jetzt anfangen, so berühmt zu werden. Diesen Rath habe ich meinem Freunde geschrieben, ohne jedoch anzuzeigen, welche Gründe mich dazu bestimmt haben.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich schreibe Dir wenig, ich sage Dir nur, daß ich Deinem Rathe folgen will. Ja ich will reisen, morgen will ich es schon, denn ach! in wenigen Tagen wird ihre Verbindung vollzogen. Du sagst, ich soll die Brunnen brauchen und eine Zeit lang in dem Lande leben, das man Gottesfrieden nennt. . ich will Dir folgen in Allem, was Du von mir forderst. Ach! wird sich Friede, Gottes Friede jemals wieder in meinen Busen senken? Dies Land scheint mir ein Land der Ruhe, sein Name zieht mich hin. Lebe wohl, ich bin morgen schon auf der Reise.

II.

Die Reise durch das Gottfriedland.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich schreibe Dir auf der Reise; ich muß das Gefühl, das mich zermalmt, noch einem menschlichen Busen mittheilen, wenn ich nicht darunter erliegen soll. Ich habe den Ort ihres Aufenthalts, ich habe sie, meine geliebte Amalie, verlassen. Ach, Du kannst es nicht fühlen, welcher Schmerz bei diesem Gedanken wüthend mich anfällt. Vergebens blicke ich auf zu dem milden, blauen Himmel, vergebens wehen warme Lüfte um mich her; die leichten Wolken, die über der azurnen Fläche schweben, sie scheinen mir Boten von ihr, die mich zurückwinken, die mir Vorwürfe machen, daß ich den Ort verlasse, wo ihre Füße den Boden berühren. Das Rauschen des Waldes flüstert

mit zu: Thor, du kannst nicht ohne sie leben; warum hast du dich also von der Quelle deines Lebens entfernt? Ja, ich fühle es, ich werde auch verwelken, verschmachten wie eine Blume, die der Thau des Himmels nicht mehr erquickt. O, Ihr Barbaren! Ihr habt mich überlistet, Ihr habt mich um die kurzen wenigen Tage der Seligkeit betrogen, die ich noch in ihrer Nähe hatte verleben können. Doch nein, vergieb, ich thue Dir Unrecht, Du bist nicht schuldig. Du sahest mich in einem gefährlichen Traume, an einem jähen Abgrunde schlafen, Du wolltest mich gern zurückziehen; was kannst Du dafür, daß eben Deine Sorge macht, daß ich strauchle und hinunterstürze.

Die ganze Natur athmet ein frohes Leben, die Heerden hüpfen auf der Weide und die zarten Lämmer drängen sich zu der Mutter, und fordern mit Ungestüm ihre Nahrung, die die liebende Mutter ihnen gern bietet. Ach! warum bin ich denn ausgeschlossen von der Liebe, womit Mutter Natur alle ihre Kinder umfängt. Ich höre die rauhe Stimme des Postillons; er stößt in sein Horn und entreißt mich Dir. Ich muß weiter, o, könnte ich rastlos über brausende Meere fahren, könnte ich, dem wüthenden Sturme entgegen, durch grauenvolle Wälder eilen, mir wäre besser! O! nicht nach dem Lande des Friedens, damit ich nicht

neidisch seine glücklichen Bewohner betrachte: für mich giebt es keinen Frieden, als im Grabe.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich bin angekommen und fühle mich erheitert. Alles athmet hier eine so glückliche Ruhe, die Einwohner blicken zufrieden in jedes Auge, bereitwillig eilt ein Jeder, meine Wunsche zu erfüllen, und wem nicht wie mir, stechende Scorpionen im Busen wohnen, wer nur von den gewöhnlichen Leiden des Lebens geängstigt wird, muß hier den Frieden der Seligen finden. Wie mit Recht führt dies kleine Land seinen Namen. Ich will eilen, den Arzt zu besuchen, o konnten seine Tränke die himmlische Glückseligkeit aller dieser Menschen in mein Herz gießen! Eine schwache Hoffnung regt sich leise in mir, der Mann, bei welchem ich wohne, hat mir versichert, daß beinahe alle Einwohner dieser kleinen Colonie an einer ähnlichen Krankheit gelitten, und daß die menschenfreundliche Behandlung des Arztes allein es dahin gebracht hatte, Glück und ununterbrochene Gesundheit über Alle zu verbreiten. Wie

würdest Du, mein Theurer, Dich erfreuen, mit welchem Entzücken mich an Deine Brust drücken, wenn, ach! genesen von der Krankheit meiner Seele, ich zu Dir eilen könnte! Schon der Gedanke belebt, begeistert mich, mit welcher regen Kraft ich auch dann für das Wohl meiner leidenden Brüder arbeiten könnte, wäre es dem Arzte möglich, von der Natur einen heilenden Saft zu erbitten, der das Ungeheuer einschläferte, das meinen Busen zernagt. Ich fühle tausend herrliche Kräfte in mir, wäre es mir möglich, Amalien zu vergessen und könnte ich meine liebenden Gedanken, die jetzt dies Götterbild umströmen, auf alle Menschen richten. Ich fühle, daß ich ihnen dann ein helfender Gott sein würde, da ich jetzt nur ein weinender Teufel unter den Menschengestalten herumirre; und jede Freude, die in dem armen Garten des Lebens aufblüht, den Andern beneide, weil ich sie nicht für mich abpflücken darf. Ich will mich diesen finsteren Vorstellungen entreißen; ich eile zu dem Arzte, ich will die Briefe, die Du mir für ihn geschickt hast, abgeben, ich will ihm meine Leiden klagen, noch ehe der schwache, entglommene Funke der Hoffnung auf eine mögliche Hülfe, wieder in mir erstirbt. Lebe wohl.

Wilibald. Verzeihen Sie, wenn ich Sie störe.

Doctor. O nein, Sie stören mich gar nicht, mit wem habe ich die Ehre —

Wilibald. Mein Name ist Wiltbald. Diese Briefe hat mir ein Freund für Sie gesandt.

Doctor. Dieser Freund schreibt mir, daß Sie meiner Hülfe bedürfen. Sie sehen ganz wohl aus.

Wilibald. Ach, wie sehr trügt der äußere Schein! Aber, wäre mein Uebel blos körperlich, so würde ich mich Ihnen mit unbedingtem Zutrauen nähern.

Doctor. Sie leiden also nach Ihrer Meinung an der Seele?

Wilibald. Haben Sie jemals geliebt?

Doctor. O ja.

Wilibald. Dank Dir, gutige Vorsicht, so finde ich endlich ein Wesen, das mein Leiden fühlt und versteht! Ohne den Strom meiner Leidenschaft einzuengen, darf ich frei und kühn zu Ihnen reden. O, vergeben Sie, daß mein Herz, das Ihnen in dem ersten Augenblick ganz angehörte, die Fesseln des sogenannten Wohlstandes überspringt. Sein Sie mein Freund, und betrachten Sie als ein solcher den Wahnsinn meiner Leidenschaften, der mein armes Herz zerstört.

Doctor. Sie lieben also unglücklich?

Wilibald. Ach, sie wird mit einem Anderen verheirathet! Voll Kraft und Muth kam ich von der Universität zurück; voll glühendem Eifer der Welt zu nützen; durch meine Lehre und mein Beispiel die Menschen zu bilden und zu bessern. Ach, wie Seifenblasen in der Luft sind alle diese göttlichen Plane zersprungen.

Doctor. Natürlich.

Wilibald. Ja wohl natürlich; denn noch hatte ich die Liebe nicht gekannt, ich wußte nicht, wie allmächtig sie das freiste Wesen in ihre Fesseln schmiedet und hält.

Doctor. Und das lernten Sie nun einsehen?

Wilibald. Ja wohl. Ich sahe Amalien, ich fühlte mich von ihr angezogen, und war Thor genug, mir dies Gefühl nicht zu erklären. Ich hielt es für Freundschaft, für Theilnahme an meinem Freunde, der sich damals um ihre Hand bewarb. Es kamen der Verbindung Schwierigkeiten in den Weg, und ich selbst wendete mit unerhörter Verblendung alle meine Kräfte an, um sie hinwegzuräumen. Es gelang mir, und nun erst wurde ich über mich aufgeklärt. Ich war dem Wahnsinne nahe über mein gelungenes Werk; ein Freund will mich dieser unglücklichen Leidenschaft entreißen und dringt mit allem

seinen Einfluſſe, mit aller seiner Liebe auf mich ein, den Gegenstand meiner Liebe zu verlassen. Er bestimmte mich, hieher zu Ihnen zu reisen und der Ausdruck des Friedens, den ich hier in jedem Auge lese, hat mich zu hoffen bestimmt.

Doctor. Jeder von den hiesigen Einwohnern ist gesund und zufrieden, und Jeder trägt die Arzenei für alle ähnliche Fälle, wie die Übrigen, in seinem Busen.

Wilibald. Ich verstehe Sie; in jedem Busen schlägt ein großes Herz, das die Leiden dieser Erde verachtet, oder sich doch darüber zu trösten vermag.

Doctor. Sie verstehen mich nicht ganz; aber Sie haben mir noch nichts über Ihren körperlichen Zustand gesagt.

Wilibald. Nur allein der Zustand meiner Seele beschäftigt mich darüber habe ich den körperlichen vergessen. Wie nennen Sie das einen körperlichen Zustand, daß die ganze Erde mir nur als ein geöffnetes Grab erscheint, das begierig alle Gestalten, die darauf herumwandeln, verschlingt, daß die Kunst, die einen wohlthätigen Einfluß auf Aller Herzen beweist, nur das meinige mit kaltem Grausen erfüllt. Statt zu bewundern, wie die Göttlichkeit des Menschen sich in so herrlichen Formen offenbart hat, denke ich, daß die Hand,

die diese Bilder schuf, längst vermodert ist, daß das Herz, welches mit Anbetung für die göttliche Kunst erfüllt war, längst in Staub zerfiel, und daß, um die Armseligkeit des menschlichen Lebens zu verspotten, es nur dieses Gedankens bedarf, daß das Werk seiner Hände der Zerstörung der Zeit weit länger Trotz bietet, als der Mensch selbst.

Doctor. Ich brauche Ihnen keine bestimmte Arzenei zu verordnen, da gewissermaßen ein Jeder von den Einwohnern ein Arzt ist, und besonders Ihr Hauswirth, ein geschickter und erfahrener Mann, auf den Sie sich vollkommen verlassen können. Ich rathe Ihnen nur, viel spatieren zu gehen, und oft in seiner Gesellschaft. Er wird gewiß bereitwillig sein, Sie zu begleiten und den rechten Augenblick, wenn die hier üblichen Arzeneien angewendet werden müssen, nie verfehlen.

Wilibald. Ich danke Ihnen herzlich, und preise das gute Geschick, das mich zu einem so vortrefflichen Manne geführt hat, wie Sie den Wirth rühmen.

Doctor. Das werden Sie dann erst recht herzlich thun, wenn Sie den wohlthatigen Einfluß recht deutlich bemerken, den sein Umgang auf Ihre Gesundheit hat.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich segne den Tag, an welchem ich mich entschlossen habe, hieher zu reisen, unter welchen vortrefflichen Menschen lebe ich hier, und der Arzt, ich sage Dir, er ist ein göttlicher Mann. Ist irgend einem Menschen vergönnt, die drückende Bürde von meinem Busen zu nehmen, o! so ist es dieser. Ja, ihm nur, ihm ist es möglich, meine Leiden zu verstehen! er hat auch geliebt, der Gram um die verlorne Geliebte hat auch seine Wange gebleicht; und als mein volles leidendes Herz sich vor ihm ergoß, da wendete er sich ab, und eine Thräne glänzte in seinem Auge, ach, ich hätte sie hinwegküssen mögen diese kostbare Thräne! O! wie wohl thut es dem, der unter hartherzigen Menschen so lange sein Leben verjammert hat, nun einen Freund zu finden, der seinen Kummer versteht, dem er dreist sein volles Herz ausschütten darf! Verzeih, daß ich auch Dich hartherzig nenne; Du sagtest ja selbst, Du habest nie geliebt. O, wie kann die Seele den Schmerz über den Verlust einer andern fühlen, die niemals eine andere zu ihrem Glück bedurfte. Mein neuer Freund, ja er ist mein Freund, ich drückte ihn an meinen Busen, und fühlte sein Herz an dem meinigen. Er hat mir

gerathen, hinaus in die weite Natur zu eilen, und mit vollen Athemzügen den Balsam der erquickenden Luft einzusaugen. Ich gehe, und will das prächtige Schauspiel der untersinkenden Sonne genießen; der Mann, bei dem ich wohne, wird mich begleiten; er hat eine offene, biedere Stirn, eine gutmüthige Freundlichkeit schwebt um seine Lippen, und mein neuer Freund versichert, daß ich mich ihm anvertrauen kann. Bedarf es einer weiteren Empfehlung? Lebe wohl, ich glaube nicht, daß ich jemals nach meiner kaltherzigen Vaterstadt zurückkehre; denn, wenn es hier diesen Menschen nicht gelingt, mich zu heilen, so werde ich mein Leid in ihrer Gesellschaft wenigstens leichter tragen.

Wilibald. Welche reizende Landschaft breitet sich vor meinen Augen aus! e, blicken Sie dorthin, und sehen Sie, wie die Strahlen des Abends das grüne Laub der Bäume vergolden! wie Meereswellen bewegen sich die wallenden Aehren, friedlich flattern die Vögel auf und singen der scheidenden Sonne ihr Abschiedslied. O, sehen Sie, wie Sie munter die kleinen Flügel in dem blauen Aether baden.

Walter. Ich sehe es wohl.

Wilibald. Kann Sie dieser Anblick so fühllos machen, daß Sie nichts weiter darauf erwiedern?

Walter. Was nennen Sie fühllos?

Wilibald. Wenn man ist wie Sie, daß man nichts dabei denkt, wenn die Natur ihren reichen Schmuck vor uns ausbreitet.

Walter. Woher wissen Sie denn, daß ich nichts dabei denke?

Wilibald. Wie können Sie das nur fragen. Bedarf es eines weiteren Zeugnisses, daß Sie die Herrlichkeit, die der Himmel zu allen vor Ihnen ausbreitet, nicht fühlen, als daß Sie mit dieser Kälte in Ton und Mienen mein Entzücken erwiedern.

Walter. Muß denn eben, weil wir die Schönheit fühlen, unser Mund streben, sie zu beschreiben, besonders wenn der Andere mit offenen Augen dabei steht, und es also nur seine Schuld ist, wenn er sie nicht sieht?

Wilibald. Das klingt Alles, als wäre es Wahrheit, aber, verstehen Sie wohl, es klingt nur so; denn wenn das volle Herz überfließt, so ist der Mensch daneben unser Trost. Das Herz würde zerspringen, wenn es sein Gefühl nicht mittheilen dürfte.

Walter. Sie dürfen es ja, ich verbiete es Ihnen nicht.

Willibald. O ja, Sie verbieten es mir! ängstlich drängt sich die verherrlichende Bewunderung der Natur in unsere Brust zurück, wenn nicht ein gleiches Gefühl ihr entgegentritt.

Walter. Also wir würden die Schönheit der Natur weit besser verherrlichen, wenn ich nun, aufgebracht darüber, daß Sie mein Gefühl verkennen, Ihnen eben so heftig erwiderte.

Willibald. Allerdings, aber wie können Sie aufgebracht sein, daß ich Ihnen ein Gefühl nicht zutraue, das Sie nicht besitzen?

Walter. Sie sind in einer üblen Laune, und es ist gut, daß ich nicht Ihr Gefühl theile, sonst möchte sich die Verherrlichung mit einem ganz profaischen Zanke enden.

Willibald. Ich kann nicht anders, ich muß mich mit Unwillen von Ihnen wenden. Giebt es auch hier in diesem Lande, das mich so friedlich empfing, so kalte Seelen, die die Schmerzen und die Seligkeit ihrer Brüder nicht verstehen? O, mit welcher innigen Liebe kam Ihnen

mein warmes Herz entgegen! Ach, warum stoßen Sie mich mit solcher Kälte von sich?

Walter. Ich bemerke, daß Ihre Krankheit jetzt anfangt, sich lebhaft zu äußern; ich bitte, halten Sie sich standhaft! ich weiß es aus Erfahrung, daß dergleichen Raserei willkührlich ist!

Wilibald. Raserei sagten Sie? Welch' ein Wort ist Ihren Lippen entschlupft! Raserei nennen Sie das Höchste, wozu der menschliche Geist sich emporschwingen kann, Raserei das Gefühl, das meinen Busen erweitert, das mich die Sorgen dieser Erde vergessen lehrt. O, Amalie, unter diesen Barbaren wollte ich leben, unter diesen Unmenschen wollte ich Dich vergessen!

Walter. Ich bitte noch einmal, mäßigen Sie sich, sonst muß ich die Cur anfangen, die Ihnen befremdend und widerwärtig sein wird.

Wilibald. Und Ihr, Ihr Thoren! O, ich könnte bitter darüber spotten! Ihr wähnt, daß Ihr Frieden in Eurem Busen tragt, und erfrecht Euch, dies jammerliche Eigenthum, das Ihr durch ein Absterben alles Edlen Euch erworben habt, Gottesfrieden zu nennen? O, kehrt von Eurer Thorheit zurück!

Walter. Kehren Sie zurück von der Ihrigen, sonst zwingen Sie mich, Sie zu überzeugen, daß ihn ein Jeder bei sich führt, und daß seine Wirkung im Anfange hart scheint, aber daß er geschwinder und sicherer ein Herz wie das Ihrige zur Ruhe bringt, als jedes andere Mittel.

Willibald. O, der jämmerlichen Prahlerei! wie verächtlich ist sie in Ihrem Munde!

Walter. Ich sehe der Paroxysmus legt sich nicht anders. Und bei diesen Worten zog der Wirth eine bunte Kartätsche, die er im Busen verborgen trug, hervor, und gab Willibald einige starke Hiebe damit über die Schultern, der, wie aus einem Traume aufgeschreckt, ihn mit weit geöffneten Augen anstarrte. Nach einer kleinen Pause sagte Walter ganz gelassen: ich habe für heute nur eine geringe Dosis nöthig gefunden; Sie werden sehen, wie probat die hiesige Curmethode ist. Der Untergang der Sonne wird Ihnen nun ganz anders erscheinen. Das glaube ich, sagte Willibald mit unterdrückter Wuth. Sein Sie versichert, fuhr Walter fort, wenn diese Methode allgemeiner würde, es würde bald wenig Kranke mehr geben, und man würde in Kurzem keines Arztes mehr bedürfen,

es wäre für die Menschheit weit heilsamer, als Alles, was man gegen die Blattern thut.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Was ist mir begegnet. Die kühnste Erfindung des Menschen, der einen Wahnsinnigen schildern wollte, würde nicht auf diese Art der Raserei verfallen, die so tragisch und so lächerlich wäre. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, und mich noch nicht erholt; fieberhaft zucken alle meine Nerven, ich wage es nicht mein Zimmer zu verlassen; denn immer fürchte ich dem Rasenden zu begegnen, und ein Opfer seiner Wuth zu werden. Ich weiß nicht, wie ich die gewöhnliche Ordnung der Worte finden soll, um Dir die schreckliche Begebenheit zu erzählen. Ich sagte Dir, daß mein Freund, der hiesige Arzt, mir meinen Hauswirth als einen guten und gefälligen Mann rühmte. Ich ersuche ihn gestern, mich auf einem Spaziergange zu begleiten; er war gleich bereitwillig dazu, und keine Spur von Tollheit war an ihm zu bemerken. Wir hatten einen kleinen Hügel erstiegen, die ganze Schöpfung

lag, dem Einschlummern nahe, vor uns, die Bäume wieg-ten sich leise hin und her, kleine Bienen flogen summend ihrer Heimath zu und klingelnde Herden zogen über die Wiese. Entzückt von dem göttlichen Anblick, hatte ich all mein Leid vergessen, und brach in lauter Wonne aus. Widerwärtig fiel mir nun meines Begleiters Gesicht auf, der mit Kälte dies anschaute, und auf meine lauten Entzückungen nur kurze einsylbige Antworten gab. Ich sprach darüber, welche schöne Allegorie es sei, dies Land der Ruhe, Gottesfriedenland zu nennen, und er erwiederte mit einem grinsenden Lachen, worüber ich erstarrte, daß jeder Einwohner ihn bei sich trüge, und nun denke Dir, nein, Du kannst die unerhörte Raserei nicht glauben, er hält meine Empfindung für freiwillige Tollheit, und findet so den allegorischen Sinn, daß jeder Einwohner einen Prügel bei sich trägt, und damit einen ähnlichen Kranken, wie er mich glaubt, heilt. Das nennt er die leidende Menschheit unterstützen, und als ich mich dessen am wenigsten versehe, reißt er das Mordgewehr aus seinem Busen und fällt mich damit an; hätte ich nicht Gegenwart des Geistes genug besessen, ihm das gefährliche Instrument zu entreißen, so wäre Dein unglücklicher Freund ein Opfer seiner seltsamen Raserei geworden. Ich

schreibe Dir in diesem Briefe nichts von den Gefühlen meines Herzens, weil ich diesen Wahnsinn für so selten und merkwürdig halte, daß ich Dir rathe, meinen Brief in einer von Eueren Monatsschriften abdrucken zu lassen, die darauf ausgehen, seltene Schwärmer als ein Beispiel aufzustellen, wohin sich die menschliche Natur verirren kann. Lebe wohl, der Arzt schien sich für den Unglücklichen zu interessiren und von seiner Krankheit noch gar nichts zu wissen, ich eile ihn davon zu unterrichten. Allem Anschein nach scheint mir der Kranke ehedem selbst Arzt gewesen zu sein, und dem alten System getreu zu bleiben, denn er richtete auch in seiner Tollheit Satyren an die Aerzte, die so viel für die Ausrottung der Blattern thun.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Nein, es ist zu arg, wenn ich Dir schreibe, daß hier das ganze Land an einer einzigen Raserei leidet, so wirst Du mir nicht glauben, und doch ist es so. Barbaren! wenn habt Ihr mich verleitet, war ich noch nicht elend genug, daß meine Seele zermalmt wird von dem Gefühle,

daß ich mein beſſeres Selbſt verliere. Muß ich auch meinen Körper noch den niedrigſten Schmerzen unterwerfen? Ich war beim Arzte, aber welcher Troſt iſt mir geworden! Ich erzähle ihm die ſchreckliche Begebenheit mit ſeinem Freunde; lächelnd blickt er mich an und ſagte: ich hoffe Sie bald in einem ſo geſunden und ruhigen Zuſtande zu finden als dieſen. Das empörte mein Gefühl, ich ſagte ihm, daß es unedel wäre, mit den Leiden ſeiner Nebenmenſchen einen Spott zu treiben, und daß es ſeine Pflicht ſei, hinzueilen und ſeinen kranken Freund zu beſuchen. Er verſicherte mich noch einmal, Walter wäre ganz geſund, und ſein Verſtand in der beſten Ordnung; es würde gewiß für mich der rechte Augenblick geweſen ſein, die Kur zu gebrauchen. Ich erſtaunte, auch ihn einen wüthenden Anfall auf mein Leben eine Kur nennen zu hören; ich erklärte ihm nun, daß ich ſchon die Tollheit dieſes Herren Walter, als ein warnendes Beiſpiel der Welt in einer Monatsſchrift aufſtellte, und daß, indem ich mit ihm ſprache, der Brief ſchon unterwegs ſei, der den Auftrag es drucken zu laſſen für Dich enthielte; aber kaum waren dieſe Worte über meine Lippen, als auch er mit fürchterlichen Geberden ein ähnliches Inſtrument aus ſeinem

Busen zog und unbarmherzig auf mich eindrang. Ich hatte die Fassung verloren, denn dieser Auftritt kam mir zu unerwartet, und so widersetzte ich mich ihm gar nicht. Nachdem er sich eine Zeitlang eine Bewegung auf meine Unkosten gemacht hatte, sagte er mit einer höflichen Verbeugung. „Herr Walter hat einen Fehler begangen, er hat nicht auf Ihre starke Constitution gerechnet, daher habe ich heute die Dosis verdoppeln müssen. Jetzt rathe ich Ihnen zu Bette zu gehen, und wenn Sie eine Zeitlang geschlafen haben, werden Sie die wohlthätige Wirkung der Cur ohne Zweifel zu fühlen anfangen." Ich war ganz vor Entsetzen erstarrt, ich konnte ihm kein Wort erwiedern, und verließ schweigend sein Haus. Hier liege ich nun, mit Striemen bedeckt, und verfluche mein Geschick; sobald meine Kräfte es erlauben, will ich diesen Aufenthalt der Mörder verlassen und zurückeilen, meine Amalie zu sehen; ihr mildes Auge wird tröstend auf mich blicken, und wenn ich noch eine Spur der Liebe in ihrem himmlischen Gesichte finde, so will ich über mein Geschick mich trösten, und auch Dir verzeihen, daß Du mich beredet hast, diesen Aufentstalt des Schreckens zu besuchen. Lebe wohl, ich kann nicht mehr, Schmerzen

foltern mich, und eine Schlafrigkeit nimmt meine Sinne gefangen; ich will mich ihr überlassen.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Da ich gar keine Nachricht von Dir erhalte, so glaube ich, daß Du Dich besser befindest, und freue mich herzlich darüber; denn der Arzt, welcher Deine jetzige Reise gerathen hat, versichert, daß in Deinem Zustande das Schreiben unentbehrlich sei, und daß man immer Einen haben müsse, den man seine Gefühle mittheilen kann. Ich kann nun zwar darüber nicht mitsprechen, aber er versichert, daß er diesen Zustand vollkommen kenne, indem er selbst viele Jahre an Deiner Krankheit gelitten habe, und nur durch einen dreimonatlichen Aufenthalt in dem Gottfriedland zur völligen Gesundheit gelangt sei. Er betheuert auch, daß er gern die dasige Manier bei vielen von seinen Patienten einführen möchte, wenn er nur nicht befürchtete, durch die auffallende Neuerung alle Praxis zu verlieren. Da der Mann nun so redet, so sehe ich mich genöthigt, ihm zu glauben, und habe nun die vollkom-

menſte Hoffnung, Dich bald recht geſund wiederzuſehen. Mir iſt indeß nichts Merkwürdiges begegnet, außer daß mir meine Frau einen jungen Sohn geboren hat, den ich Deiner Reiſe zu Ehren Gottfried nennen will. Lebe wohl und ſchreibe mir doch nun bald, denn ich bin recht begierig, einen Brief von Dir zu ſehen, den Du in dem Zuſtande der Beſſerung geſchrieben haſt.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Wie! was iſt das! von welchem Verrath bin ich umgeben? Du haſt keinen Brief von mir erhalten, und ich habe Dir an jedem Tage geſchrieben. Ha, der Verräther! der Böſewicht Walter hatte die Beſorgung übernommen und hat ſie gewiß ſeinem raſenden Collegen mitgetheilt, und die Buben haben ſie unterdrückt, damit kein Zeuge ihrer beiſpielloſen Tollheit ihr Gebiet verlaſſen ſoll. Ha! ich will ſie doch überliſten. Welch ein Glück iſt es, daß ich alle meine Briefe an Dich abgeſchrieben habe und ſie noch einmal beſitze; Du würdeſt ſonſt alles das verlieren, was ich an und für Dich gedacht habe, ich lege

sie Dir hier bei, und will das Packet selbst auf die Post geben, damit sich nicht wieder Buben zwischen uns drängen. Ich will diesen Aufenthalt verlassen, und werfe tausend Pläne in meinem Gehirn herum, wie ich es am besten ausführen soll; denn ist man aufmerksam darauf, meine Briefe zurückzuhalten, so wird man, wenn ich öffentlich zu reisen gedachte, noch weniger Anstand nehmen, mich selbst zurückzuhalten. Ja, dieser Entwurf wird der beste sein. Als ein unbefangener Spaziergänger will ich morgen die Stadt verlassen, ich will mehrere Meilen zu Fuß gehen, und Alles, was ich für nothwendig hielt, mit hierher zu bringen, gern zurücklassen, damit ich mir den Händen dieser Barbaren entrinne. Lebe wohl, Du siehst mich in wenigen Tagen wieder.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Nein, es ist nicht möglich! ich kann nicht zu Dir, nein, jetzt noch nicht; ein Engel wohnt mit mir in diesen Mauern und hält mich allmächtig mit seiner Gegenwart gefesselt. Ich wollte gestern meinen Plan ausführen und

verließ die Stadt; der Morgen wehte mich mit seinem kühlen Athem an, ich ließ alle meine Besitzthümer zurück und wollte, wie ein armer Flüchtling, den kaltherzigen Menschen hier entgehen und in Deine Arme und an Deinen Busen eilen. Hinaus schritt ich auf die frischen Wiesen und mit Wehmuth wurde mein Herz erfüllt, als ich um mich blickte den heitern Himmel, der noch von der Morgenröthe wie von liebenden Armen umfangen war. Auf allen Gräsern glänzten Thautropfen wie Diamanten, und mein Herz erweichte sich, auch auf meinen Wangen glänzten milde Thautropfen, die das Mitleid aus meinen Augen preßte, das Mitleid mit mir selber und mit allen Menschen, die sich thöricht den Himmel, den Gott ihnen schuf, zur Hölle umwandeln. Warum bin ich denn unglücklich? fragte ich mich; weil ich Amalien liebe? O nein, weil ich sie zu besitzen wünsche. Thor! gieb diesen einzigen Wunsch auf, und Himmel und Erde sind bereit, dir tausend neue Freuden zu bieten. Wie weggeschmolzen war die Last von meinem Herzen; ich fühlte, daß die Leidenschaft mich verließ, und athmete wieder frei. Trunken von meinem neuen Glücke, schaue ich auf zum Himmel und wollte ihm danken; da hörte ich Gesang in der Ferne, wie Engelsstimmen schallte es in mein Herz, und mein

thörichtes Gemüth gab sich dem Gesange gefangen. Eine Schaar von Mädchen kam aus dem nahen Wäldchen, leicht gekleidet, die seidenen Locken mit leichten Strohhüten bedeckt, Blumen in den Händen, die sie in Ketten und Kränze gewunden hatten, und der schöne Zug eilte unter fröhlichen Liedern der Stadt zu. Ich näherte mich ihnen, konnte ihnen aber nicht zu nahe kommen, daß ein Gespräch möglich gewesen wäre. Die Schönste und Schlankste bemerkte mich, ich grüßte sie und holdselig beugte sich der schöne Engelskopf zum Gegengruß; die kastanienbraunen Locken bogen sich bei der Beugung von ihrem Nacken zurück und ließen mich seine Weiße, wie Elfenbein, bewundern. Sie erreichten die Stadt früher, als ich, ich verlor sie in den Straßen und meine Ruhe ist dahin. Ach, armes Herz, auf wie wenige Augenblicke ist dir deine Freiheit gegeben, du bist von Neuem der Sklave einer glühenden Leidenschaft, die dich unbarmherzig verzehrt. Lebe wohl, ich will alle Gassen der Stadt durchwandern und finde ich sie nur wieder, so lebt die Hoffnung auch wieder in meinem Busen auf.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Vergebens durchirre ich alle Straßen der Stadt, das Engelsbild zu suchen, das vor mir vorüber schwebte. Oft bilde ich mir ein, ein Traum hat mich getäuscht, und sie lebt nicht anders, als in meiner Phantasie. Ach, mein theurer Freund, unglücklicher als jetzt, bin ich nie gewesen! hier, in diesem Wohnorte der Raserei, wo Jeder sich berechtigt glaubt, die Empfindungen des Andern zu beurtheilen, und sein Urtheil recht fühlbar mitzutheilen. Scheu blicke ich um mich, und furchte, daß Jeder, der mir begegnet, in meiner Seele lesen möchte. Mit Aengstlichkeit muß ich meine glühende Leidenschaft in meinem Busen verschließen; nur Dir kann und darf ich mich anvertrauen, nur gegen Dich meinem Kummer Luft machen, und mein von tausend Schmerzen verwundetes Herz vor Dir enthüllen. Ach, und wie schwach ist dieser Trost! ich darf es ja nicht wagen, meine Briefe an Dich abzusenden, ich muß ja fürchten; daß sie den Verräthern in die Hände gerathen, ach! und wie würden die mein Gefühl betrachten! Ich muß mich hier der Willkühr dieser Barbaren gefangen geben; ich fürchte diesen Walter, bei dem ich wohne, wie einen umherschleichenden Satan,

und doch habe ich nicht den Muth, meine Wohnung zu verändern.

O, ich Unglücklicher! eben hat er mich verlassen; er schlug mir einen Spaziergang in seiner Gesellschaft vor, ich suchte diesen Vorschlag abzulehnen, und sagte: ich sei in einer Stimmung, die gar nicht für Gesellschaft tauge. Er erwiederte mit einem boshaften Lächeln, sie würde sich vielleicht verlieren; seine Miene wurde mir verdächtig, ich fürchtete, daß er seine unselige Kur wieder mit mir anfangen könnte, und entschloß mich schnell ihn zu begleiten. Er kommt, mich abzurufen; lebe wohl, ich kann Dir nichts mehr sagen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich habe sie gesehen, aber ach, in welcher Gesellschaft! — Unzählige Gefühle bestürmen meine Brust, und ich weiß keine Worte zu finden, wie ich sie Dir mittheilen soll. Ich ging mit dem unseligen Menschen, nein, es ist gar kein Mensch, menschlich Leid ist nie in seine Brust gekommen. Wir erreichten denselben Hügel, wo ich den

erſten Aufſchluß über die fürchterliche Art erhielt, wie man hier mit ſeinen leidenden Brüdern umgeht, wie man hier die heilige Erhebung des Menſchen zum ewigen Gott bei dem Anblicke ſeiner herrlichen Schöpfung betrachtet. Die Sonne ſank unter, und ihre letzten ſcheidenden Strahlen berührten meine Wangen. Ein Schauer ergriff mich, als ich den neben mir ſtehenden Walter anſah; er blickte der Sonne ſchweigend nach, und ich bemerkte ſeine Tücke recht gut. Er wollte mich verleiten, mein innerſtes Gefühl laut werden zu laſſen, über mich herzufallen, und mich auf eine grauſame Art zu mißhandeln. Ich aber überliſtete ihn, und ſprach von der Hoffnung der nahen Ernte, wie der Landmann diesmal gewinnen würde u. dgl. Er hörte mir mit ſichtbarem Unwillen zu. Endlich gingen wir nach der Stadt zurück, und denke, o denke Dir, nein, Du kannſt mein Gefül nicht faſſen; wir gehn vor einem anſehnlichen Hauſe vorbei, eine Menge Blumen vor dem Fenſter ziehen meine Augen an, das Fenſter öffnete ſich, und der weißeſte Arm wird ſichtbar, der die von der Hitze des Tages ermatteten Blumen tränkt; ich blicke näher, und ein himmliſches Geſicht ſteht, von Pommeranzenblättern, die unter den Blumen ſtanden, umſchattet, hinter demſelben; ich erkannte ſie nicht gleich, denn ſie war nicht in dem einfachen weißen

Kleide, wie ich an dem glücklichen Morgen sah; alle Zierrathen der Mode strebten ihre Schönheit zu erhöhen. Unwillkührlich blieb ich stehen, und als ich sie erkannte, beugte ich mich, ohne es zu wissen, sie dankte freundlich, und nun denke Dir meine Qual, und bewundere zugleich die Stärke meines Geistes; ich verbarg mein Gefühl, und sprach mit Waltern ganz kaltblütig über die Schönheit der Dame. „Ist Ihre Geliebte eben so schön?" fragte der boshafte Bube. „Nein," sagte ich übereilt. Er lachte und sagte: „nun, es scheint, als ob Sie sich schon um Vieles gebessert hätten, denn Sie haben doch schon die Fähigkeit, die Schönheit einer andern Dame anzuerkennen. Fast konnte ich diesen grausamen Hohn nicht ertragen, mein Herz wollte unter der Last aller, auf mich einstürmenden Gefühle, zerspringen, ich verdoppelte meine Schritte, und erreichte endlich meine Wohnung, wo ich doch nun von dem qualenden Teufel befreit bin. Ich warf mich, wie ich in mein Zimmer trat, auf mein Lager, und ein Strom von Thränen benetzte die Kissen und es wurde mir leichter, und ich schreibe Dir, mein theurer einziger Freund. O, vergieb, wenn ich Dich in einzelnen Momenten verkenne, wenn meine Seele von stürmenden Gefühlen allmächtig empor gehoben wird, dann erscheint mir

Deine beneidenswerthe Ruhe oft als Kälte; verzeih, wenn ich Dich dann mißverstehe. Wer kommt so spät noch, meine Einsamkeit zu stören? Ich höre Fußtritte eines Menschen auf dem Gange; sollte es der boshafte Walter sein? Hilf Himmel! nein, es ist der Doctor. Lebe wohl; er darf diesen Brief nicht sehen, ich muß ihn schnell verbergen.

Doctor. Sie besuchen mich nicht, Herr Wilibald; ich muß also, da Sie mir die Sorge für Ihre Gesundheit anvertraut haben, einmal zu Ihnen zu kommen, und sehen, wie Sie sich befinden.

Wilibald. O sehr wohl, ich habe über gar nichts zu klagen.

Doctor. Hat sich die wunderbare Schwermuth verloren?

Wilibald. Vollkommen.

Doctor. Spüren Sie auch keine unglückliche Liebe mehr?

Wilibald. Durchaus nicht.

Doctor. Auch nicht den Drang des Herzens, denjenigen in heftigen Ausbrüchen und mit feurigen Um-

armungen für Ihren Freund zu erklären, bei welchem Sie sympathetische Gesinnungen vermuthen?

Wilibald. Ich fühle von dem Allen nichts.

Doctor. Finden Sie überhaupt noch viele sympathetische Seelen?

Wilibald. Nein, durchaus keine.

Doctor. Nun, das sind Alles gute Symptome; aber Sie scheinen mir so kurz und einsylbig; haben Sie vielleicht das Vertrauen zu mir verloren?

Wilibald. Sollte das nicht auch ein Zeichen meiner Besserung sein?

Doctor. Nein, mein Lieber, und wenn ich mich davon überzeuge, so muß ich sogar die gute Hoffnung aufgeben, die ich schon für Ihre Genesung gefaßt hatte.

Wilibald. Wie können Sie fordern, daß, bei der barbarischen Art zu verfahren, noch irgend ein Mensch Zutrauen zu Ihnen behalten soll?

Doctor. Warum nicht?

Wilibald. Welche Frage! Warum? — weil, wenn das geängstete Herz strebt seine Schmerzen zu erleichtern, und sie in einen andern Busen zu hauchen, Sie plötzlich mit der verfluchten Maschine erscheinen, und so alle Theilnahme endigen.

Doctor. Glauben Sie, daß es möglich ist, daß Sie ohne Arzenei genesen können?

Wilibald. Das nennen Sie also Arzenei?

Doctor. Allerdings. Jedes Ding wird zur Arzenei, wenn es gehörig angewendet wird; bei den Speisen sind Sie selbst davon überzeugt, warum wollen Sie es bei diesem allein nicht zugeben.

Wilibald. Ich will Ihnen nicht widersprechen.

Doctor. Sie werden wissen, daß es ein allgemein anerkanntes Mittel ist, bei gichtischen Schmerzen Wachstaffet auf die leidenden Glieder zu legen, und Sie können die heilsame Wirkung nicht leugnen.

Wilibald. Das will ich auch gar nicht.

Doctor. Nun, Sie sagen selbst, daß Ihr Herz, und mit ihm Ihr ganzer Körper leidet; wenn nun diese kleine Maschine, gehörig angewendet, dieselbe Wirkung hervorbrächte, und den Unhold, der Ihre Seele ängstigt, völlig auszöge? — und ich versichere Sie dessen.

Wilibald. Aber die Barbarei.

Doctor. Das kommt Ihnen nur so vor, weil Sie krank sind, wie jedem Kranken die Arzenei. Glauben Sie mir, wenige Menschen haben eine so reizbare Haut, daß ihnen Wachstaffet Blasen zöge; aber noch

wenigere sind so empfindlich, daß diese Kur für sie barbarisch wäre.

Wilibald. Wie wollen Sie aber, daß der Kranke zu reden wagen soll, wenn er immer fürchten muß, eine so üble Antwort zu erhalten?

Doctor. Das viele Sprechen ist eigentlich nicht nöthig; denn ich kann Ihnen versichern, daß ich Ihren Zustand vollkommen fasse; und wenn ich zu den Aerzten gehörte, die von einem häufigen Gebrauch ihrer Mittel die beste Wirkung erwarten, so würde ich Ihnen schon wieder eine Dosis dafür verordnen. Da ich aber anders denke, so wollen wir es auf eine andere Zeit versparen, wo es Ihnen noch nöthiger sein wird. Reden Sie also ohne Scheu, ich spreche Sie für heute von jeder Kur frei.

Wilibald. Nun so will ich mich denn bei Ihnen über den Herrn Walter beschweren, weil Sie ihn mir empfohlen haben.

Doctor. Worüber haben Sie sich zu beklagen?

Wilibald. Ich habe ihm Briefe von dem wichtigsten Inhalte anvertraut: er versprach sie gehörig zu besorgen, und als ein Verräther hat er sie unterschlagen, und mir so tausend Verwirrungen in meiner Familie angerichtet.

Doctor. Ihre Familie wird gewiß ganz ruhig sein, daß sie diese Nachrichten nicht erhalten hat.

Wilibald. Sie wissen sie also?

Doctor. Vollkommen, denn auf meine Verordnung wurden sie mir gebracht, und hier gebe ich sie Ihnen zurück. — Sie können Sie nun noch abschicken; es sind nur wenige Tage verloren, und Ihr Freund wird den mörderischen Anfall auf Ihr Leben noch früh genug erfahren. Ich würde mich nicht wundern, wenn ein Fremder, der mit dem Sprachgebrauch und mit der Wirkung der Maschine unbekannt wäre, es eine buntgeflochtene Karbatsche nennte, aber ein Mordgewehr wird es wohl Niemandem scheinen.

Wilibald. Ich gebe zu, daß ich in der Hitze der Einbildung es ein wenig übertrieb.

Doctor. Sagen Sie nicht ein wenig, sagen Sie recht sehr, und nicht in der Hitze der Einbildung, sondern weil Ihr Freund einen recht wunderbaren Begriff von Ihrem Zustande bekommen sollte.

Wilibald. Und wenn ich auch gezwungen wäre, Ihnen das Alles zuzugeben, so haben Sie gar kein Recht zu fragen; denn wodurch sind Sie berechtigt, meine Briefe zu unterschlagen?

Doctor. Das thue ich ja nicht, ich gebe sie Ihnen ja zurück, und Sie können sie ungehindert abschicken, wenn Sie es nun noch für gut finden. Daß ich sie aber gelesen habe, dazu habe ich allerdings ein Recht, denn da es gewöhnlich ist, daß der Kranke sich, wenn er der Kur noch nicht gewohnt, vor seinem Arzte fürchtet und sich vor ihm verbirgt, so giebt es gar kein anderes Mittel, seinen wahren Zustand zu erfahren, als aus den Briefen, die er darüber an seine Freunde schreibt. Die Fürsten erlauben sich dasselbe Mittel, um sich darüber aufzuklären, ob alle Glieder des großen Staatskörpers gesund sind.

Wilibald. Ich will nichts mehr einwenden.

Doctor. Leben Sie wohl, es wird spat; es freut mich, daß ich Sie doch in dem Zustande der Besserung finde. Freilich, es ist wenig, was Sie an Gesundheit gewonnen haben, und nur dem Auge des erfahrenen Arztes sichtbar, jedem Andern würden Sie noch eben so krank erscheinen, aber es wird sich schon geben. Schlafen Sie wohl.

Wilibald an Friedrich Leutner.

O mein Freund! rathe, hilf mir, ich bin in einer unglücklichen Lage, überall von Auflaurern umgeben. Wie darf ich nur einen Verſuch in meiner Liebe wagen? Muß ich nicht bei dem kleinſten Schritte Verrath und die ſchrecklichſte Behandlung befürchten? und mein Herz, mein unglückliches Herz, dürſtet nach einem milden Blick von Ihr. Ueberlaß Deinen unglücklichen Freund nicht der Verzweiflung; rathe mir, wie ich mir helfen kann. Ach, ich Thor! liegen denn nicht meine Briefe, die ich ihr ſenden wollte, hier vor mir, und iſt es denn nicht der nächſte Weg, daß meine grauſamen Feinde meine Leidenſchaft erfahren, wenn ich von Dir Troſt und Hülfe erwarte? Nein, ich muß mein Geheimniß in meinen Buſen verſchließen, ich darf nur, wenn ich einſam bin, meine Thränen fließen laſſen, nur ganz im Geheim meine Gedanken an Dich niederſchreiben, und wenn mir meine Verſtellung gelingt, daß mich die Raſenden hier für ſo raſend halten, als ſie es ſelber ſind, und ich zu Dir zurückkehren kann; dann will ich Dir alle meine Briefe ſelber geben, und Du wirſt Deinen Freund rechtfertigen. Du wirſt es ihm verzeihen, daß er Dich ſo lange ohne Nachricht ließ. Lebe

wohl, ermattet sinken die Augen mir nieder, und die Vorhänge der Wimpern schließen sich zu. Mitternacht ist vorüber; wunderbare Gestalten schweben in leichten Nebel gehüllt vor mir dahin; ich blicke hin und Dein Bild enthüllt sich mir, wie Du liebend Deine Arme nach mir ausbreitest, und Amalie, die schmerzlich auf mich blickt, daß ich sie vergaß. Da regt die alte Empfindung sich wieder in meinem Herzen, und die Engelsgestalt, die ich nicht zu nennen weiß, sieht mich mit hellen freundlichen Augen an; der Kopf beugt sich zum holden Gruß, die seidnen Locken enthüllen den schönsten Nacken, und Amalie schwebt abwärts und weicht diesem Engelsbilde gern. Lebe wohl; die erschöpfte Natur fordert ihren Zoll. Schwebt um mich, freundliche Gestalten, und begleitet mich in das Land der Träume.

Der Doctor an Wilibald.

Ich erhalte so eben einen Brief von Ihrem Freunde Leutner, worin er sehr besorgt um Sie ist. Er bittet mich um Nachrichten über Ihren Zustand, die ich ihm

auch sogleich ertheilen werde. Da er Ihnen ein so werther Freund ist, so zweifle ich nicht, daß auch Sie einige Worte zu seiner Beruhigung sagen werden.

Friedrich Leutner an den Doctor.

Verzeihen Sie mir, wohlgeborner Herr, daß ich Ihnen mit dem Brief beschwerlich falle. Ich bin so besorgt um einen Menschen, der mein Freund ist und Wilibald heißt. Er wurde hier von einer Krankheit befallen, welche die Aerzte verschieden deuteten; er selbst sagte, sein Körper sei gar nicht krank, sondern seine Seele leide unendlich. Da es nun durchaus nicht besser werden wollte, so entschloß er sich, auf mein Zureden, der ich immer an eine körperliche Ursache seines Uebelbefindens glaubte, zu Ihnen zu reisen, um sich kuriren zu lassen. Nun ängstigt mich mein Gewissen, und ich denke, er könnte am Ende doch wohl Recht gehabt haben, und der Schmerz seiner Seele könnte, wie er immer behauptete, wohl sein Leben geendet haben. Dann würde ich es bereuen, daß ich ihn zu der Reise beredete: denn hier, wo er seine Geliebte doch hätte

sehen können, wo er mir sein Leid geklagt hätte, wäre er dann vielleicht einige Jahre älter geworden, und mir zu Liebe hätte er sich vielleicht der Grillen ganz entschlagen, wenn ich ihn täglich darum ersucht hätte; denn er betheuert in jedem Briefe, den er sonst an mich geschrieben, daß er unter allen Menschen mich am meisten liebt. Ich bitte noch einmal, werther Herr Doctor, daß Sie mir Nachrichten von ihm ertheilen, denn ich kann mir sein Stillschweigen nicht erklären. Ich werde zu jeder Zeit bereit sein Ew. Wohlgeboren wieder zu zeigen, wie sehr ich bin

Ihr gehorsamer
Diener.

Der Doctor an Friedrich Leukner.

Sie werden es um so eher verzeihen, daß meine Geschäfte mir nur eine kurze Antwort auf Ihre Fragen erlauben, wenn ich Ihnen einen Brief von Ihrem Freunde, für welchen Sie sich so sehr interessiren, beilege. Sie werden aus seinem eigenhändigen Schreiben sehen, daß er sich in dem Zustande der Besserung befindet, und wenn

es ihm auch einige Anstrengung gekostet hat, und die Art zu denken, die er in diesem Briefe äußert, nicht ganz sein Ernst sein sollte; so sehen Sie doch, daß schon viel gewonnen ist, da er sich nun zu solchem kaltblütigen Betragen zwingen kann. Ich kann Ihnen versprechen, daß Sie Ihren Freund nicht verlieren werden, und daß er, völlig genesen zu Ihnen zurückkehren wird. Bei wenigen von meinen Kranken, kann ich einen glücklichen Erfolg mit solcher Gewißheit versprechen. Ich weiß, daß Ihnen diese Nachrichten angenehm sein werden, und empfehle mich Ihrer Freundschaft.

Wilibald an Friedrich Leutner.

(Anlage des Vorigen.)

Ich danke Dir, mein lieber Freund, daß Du mit solcher Zärtlichkeit für mich besorgt. Ich befinde mich um Vieles besser, als vor meiner Abreise, und ich hoffe, daß die alte Heiterkeit wieder in mein Gemüth zurückkehren wird. Daß Du keine Nachrichten von mir erhalten hast, bitte ich Dich, zu verzeihen, es ist gegen meine

Schuld. Ich habe verschiedene Briefe an Dich geschrieben, die durch einen Zufall liegen geblieben sind, und die ich jetzt nicht rathsam finde, Dir zu schicken, denn sie sind in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts geschrieben, wo ich, zu meinem ehemaligen Zustande, noch sehr erhitzt von der Reise war! also kannst Du Dir leicht denken, daß ich Alles in einem ganz anderen Lichte sah, daß die gewöhnlichsten Dinge mir fürchterlich erschienen; und wenn Du diese Briefe erhalten hättest, so würdest Du Dir eine sehr unrichtige Vorstellung von meinem Leben machen. Du würdest mich vielleicht bedauern, und doch fühle ich, daß ich jetzt auf dem Wege bin, bald wieder zu dem Frohsinne meiner früheren Jugend zurückzukehren. Ich fühle es recht oft, daß es der freie Wille des Menschen ist, wenn er sich dieser armseligen Schwermuth überläßt, und habe auch sehr oft den Vorsatz gehabt, mich ganz loszureißen. Du weißt aber selbst, wie schwer es ist, sich von Schwachheiten zu befreien, die so tief bei uns eingewurzelt sind, daß sie mit unserer Natur ganz eins zu werden scheinen, ich hoffe aber in Kurzem die meinige zu besiegen, und Dich gesund und froh zu umarmen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Mit Thränen möchte ich Dich um Verzeihung bitten, daß ich so heucheln konnte, vor mir und vor Dir. Du wirst nun meinen armseligen Brief lesen, und Dir denken, daß Dein so unglücklicher Freund, den tausend glühende Qualen verzehren, eine Kälte des Herzens gewonnen hat, die er verachtet, und die Du gewiß auch verachten wirst. Ach, wie klein und gering ist der Trost, daß ich Dich über mich aufklären kann, wenn wir uns wiedersehen. Die Nothwendigkeit zwingt mich, gegen Dich unwahr zu sein, und um nur mein Leben zu bewahren, muß ich mich Dir zufrieden zeigen. O, Ihr Hartherzigen! die Ihr mich zu diesem Betruge zwingt, welchen Ersatz könnt Ihr mir geben! Wenn Ihr durch Eure Tyrannei, womit Ihr mich zwingt, einen anderen Charakter zu erheucheln, es dahin bringt, daß ich den einzig theuren, geliebten Freund verliere; ach, wenn sie mich von Deinem Busen rissen, wenn Dein Herz mir nicht mehr traute! Dann würde ich mein Leben trostlos verjammern und es in einem Seufzer, bei dem Gedanken an Dich, aushauchen. O, wie kümmerlich und dürftig ist diese Welt! Ach! und der Engel, der aus höheren Lüften hernieder-

geschwebt ist, der sie mir zum Paradiese umwandeln könnte, er zeigte sich nur flüchtig meinen schmachtenden Augen; die Erscheinung zerflattert, und meine Augen suchen sie vergebens. Täglich, wenn die Sonne mit ihren Strahlen die Fenster vergoldet, wohinter er sich mir zwischen Blumen zeigte, gehe ich vorüber, ich sehe ihn nicht. Am Mittage, wenn die Hitze auf mich brennt, achte ich ihrer brennenden Strahlen nicht, der holden Göttin Anblick würde mich tausendfach belohnen; aber vergebens sehnt sich meine Seele. Das reinste Frühlingswetter vermag es nicht, sie hinaus auf einen Spaziergang zu locken, und ich kehre ungetröstet von einem jeden zurück. Ich wage es nicht, nur nach ihr zu fragen, denn ich fürchte, wenn ich nach der Bewohnerin des Hauses mich erkundigte, daß meine glühenden Wangen mich verrathen würden. Ach! mein Freund! Du Bruder meiner Seele, könntest Du diese Worte sehen, die ich an Dich schreibe (ob ich sie Dir gleich nicht senden kann) nur um mein blutendes, heftig schlagendes Herz zu beruhigen; Du würdest den Unglücklichen bedauern, der gezwungen wird, mit solcher Kälte über sich zu sprechen, der Dir sagen muß, er lächelt, indeß ein Strom von Thränen, den er zurückhalten muß, sein armes Herz erstickt. O, nein, Du

wirſt mich nicht verdammen! ſo grauſam wird ja der Himmel nicht ſein, er wird Dich ja bewahren, daß Dein Herz den Gedanken nicht ergreifen kann, Dein Freund ſei falſch gegen Dich. Du wirſt es errathen, daß ein widriges Schickſal mich verfolgt, und wenn mich der gütige Himmel einmal aus den Klauen dieſer Teufel befreit und mich an Deinen Buſen führt, wirſt Du mir glauben.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich habe ſie geſehen, ich ſchwimme in einem Meere von Seligkeit. Ich ging mit einem jungen Manne unter ihrem Fenſter vorüber, es öffnete ſich, und die holde Grazie trat hervor, um die Blumen zu tränken, die ermattet die Häupter hingen; ſie hoben ſich geſtärkt empor, nicht von den Tropfen Waſſers, womit ſie beſprengt wurden, ſondern von der Himmelsluft, womit ihr Odem ſie anwehte. Mein Begleiter grüßte ſie und ſie dankte mit himmliſcher Freundlichkeit. Ich fragte, ob er die Dame kenne, ich mußte dies kalte Wort brauchen, wie wehe es auch meinem Herzen thut. Engel, Grazie, dies nur iſt

sie, und jedes Wort ist Beleidigung, womit man sie andern Weibern gleich stellt. Der junge Mann, der mit mir ging, erwiederte, daß er sie sehr wohl kenne, und oft und viel in ihrem Hause sei. O, der Barbar! hätte er die Gluth meiner Wangen nicht verstehen sollen, nicht die Thräne, die mein Auge verklärte und ich nur mit Mühe zurückhielt? hätte er meinen Wünschen, die zu scheu waren, sich ihm auszusprechen, nicht bereitwillig mit dem Erbieten, mir ihre Bekanntschaft zu verschaffen, entgegentreten sollen? Aber kalt, wie fühllose Mauern, sind hier alle Bewohner, und in keinem schlägt ein fühlendes Herz. Er sagte mir blos, daß es ein Fräulein Lindheim sei, und gedachte ihrer mit keiner Sylbe mehr. Ich hätte für die Schätze der Welt nicht noch einmal mit ihm von ihr sprechen können. Wer bei dem Anblicke der himmlischen Gestalt nicht in Entzücken fortgerissen wird, nicht begeistert, sie zu erheben, der verdient es nicht, sie zu sehen.

Aber wie, welcher neue schreckliche Gedanke zerreißt mein Gehirn, die Eifersucht schlägt ihr wüthendes Gebiß in meinen Busen. O, nun, nun erst lerne ich die ganze Fülle des menschlichen Elends kennen! Er grüßte so vertraulich, bekannt, und sie erwiederte seinen Gruß eben so,

wie wenn er der beglückte Sterbliche wäre, zu dem sich ihre Liebe neigt, o, es ist, es ist gewiß so, und das Gefühl seines Glückes gab ihm jene stolze Kälte, womit er meine Frage beantwortete! Ach! es macht mich elend, weiter zu leben, ich muß, ich muß Gewißheit haben, und wenn sie mir geworden ist, will ich den Elenden furchterlich züchtigen, der sich erfrecht hat, mir meinen Himmel zu stehlen, nur das kostbarste Blut seines Herzens kann diesen Frevel versöhnen.

O, Thor! und wer gab dir denn das Recht, ihre Liebe zu wollen, darfst du zürnen, wenn Gott freiwillig seinen Himmel einem Andern, als dir, schenkt? Ich muß erfahren, was ich hoffen darf. Diese Ungewißheit ist quälender, als der Tod. O, daß ich kein Mittel finden kann, ihr meine Qual zu gestehen, ein Blick ihres Auges würde mir sagen, ob ich der glücklichste oder der elendeste Mensch bin! Lebe wohl, es reißt mich fort, gewaltig zu ihr hin, ich will, ich muß bei ihrem Fenster vorüber. Es ahnet mir, ich finde sie, mein Schicksal winkt, suche mich nicht zurückzuhalten, ich will ihm folgen.

Walter an den Doctor.

Ich glaube, Sie ſind jetzt ſehr beſchäftigt, wie es gewöhnlich um dieſe Jahreszeit zu ſein pflegt. Sie haben den Herrn Wilibald ganz meiner Sorge überlaſſen, und ich muß Sie bitten, wieder ein aufmerkſames Auge auf ihn zu wenden, er ſcheint mir mehr als jemals zu verwildern und iſt ihm weniger beizukommen, denn er entzieht ſich, ſo viel ihm möglich iſt, meiner Geſellſchaft, und wenn ich mich ihm aufdringe und ihn auf ſeinen Spaziergängen begleite, ſo iſt er einſylbig und ſpricht nur über ganz gleichgültige Dinge. Ich ſehe nun ſehr wohl ein, daß er eine gute Doſis Arzenei bedürfte, aber, da ich das mehr fühle, als ihm demonſtriren kann, ſo will ich ohne Ihren ausdrücklichen Rath hierin gar nicht verfahren. Er trägt mir nicht mehr auf, Briefe für ihn zu beſtellen, darüber würde ich mich auch gar nicht wundern, aber ich habe auch nicht die kleinſte Spur, daß er überhaupt welche ſchreibt, oder wenigſtens ſchickt er ſie nicht ab. Ich verſchiebe alle Anwendung der Curmethode, bis Sie mich beſtimmen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ein Gott hat ein Mittel in meine Seele gehaucht, wie ich mich meiner Geliebten nähern kann. Ich sah, als ich heute vorüberging, ihr Fenster offen, und wie ein Blitzstrahl kam mir der glücklichste Gedanke; ich bin hierher geeilt, und habe einen Brief an sie geschrieben, worin ich ihr mein Leiden nenne, aber meinen Namen habe ich ihr verschwiegen. Ueberhaupt habe ich das Ganze allegorisch eingerichtet, und ich fühle nun, was der Dichter macht. Ich bin mit dieser Arbeit sehr zufrieden, und wenn sie auch den Menschen, der ihr so seine Neigungen erklärt, nicht lieben kann, so muß sie den Verfasser wenigstens achten. Ich eile, mein Glück oder mein Elend zu erfahren, ich kann diese ängstigende Ungewißheit nicht länger erdulden.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Sie hat meinen Brief, jetzt ist es in ihrem Herzen entschieden, ob ich an ihrem Busen mich einst zum Gott träumen, oder in ewigem Jammer, verstoßen von den

Freuden des Lebens, mich verzehren soll. Ich eilte nach ihrem Hause, auf dem Wege schon quälte mich die Angst, daß in der langen Zeit, die ich dazu verwendet hatte, den Brief an sie zu schreiben, das Fenster vielleicht geschlossen sein könnte. Ich erblicke es am Ende der Gasse, und zu meinem Entzücken war es noch offen. Ich verdoppele nun meine Schritte, und denke Dir mein Entsetzen, wie ich es beinah erreicht habe, wird es zugeschlagen. In meiner ersten Betaubung glaubte ich, die holde Göttin habe mich gesehen und mein Anblick sei ihr so verhaßt, daß sie aus Verdruß das Fenster zugeworfen hatte; wie ich aber näher hinzukam, sah ich, daß es vermuthlich durch einen Zugwind, der im Zimmer entstanden sein mußte, geschehen sei, denn eine von den Scheiben war zertrümmert. Dieser Umstand tröstete mich und ich benutzte die Oeffnung, die nun entstanden war, um meinen Brief hineinzustecken; dann entfernte ich mich schnell. Morgen! o, daß dieser Tag erst heraufdämmerte! wie wird es möglich sein, noch so lange in der Ungewißheit zu leben; Morgen muß es sich entscheiden, ob ich hoffen darf. Ich habe ein zartes Zeichen gewählt, das sie mir geben soll, wenn sie mich erhören will, o, gewiß, sie wird es! Diese Engelsmiene, die Glauben und Zutrauen in

mein Herz gelächelt hat, kann nicht lügen, ich darf ihr vertrauen.

Wilibald an das Fräulein Lindhelm.

Ich wage nicht meinen Namen zu nennen bei dem kühnen Unternehmen, das die Verzweiflung mir eingiebt; ich wage es nicht, mich genau zu beschreiben, nur die Geschichte meines Leidens will ich aufzeichnen, und sie zu Ihren Füßen legen, ach! und wenn Ihr schönes Herz nur einen kleinen Augenblick von Mitleid mit dem Unglücklichen erzittert, so hat er all sein Leid vergessen.

In der russischen Hauptstadt war Otto angekommen. Der Glanz, welcher ihn hier umgab, war seinem Auge neu und zog ihn eine Zeitlang an, ach! aber wie bald floh der freundliche Schimmer; die Barbarei der Nation erschreckte sein weiches Herz, und er erwartete nur einen günstigen Augenblick, um aus einem Lande zu fliehen, wo eine jede Stunde ihn eine neue schreckliche Scene fürchten ließ. In Wehmuth versunken über den verkehrten Sinn der Menschen, die ein klägliches Besitzthum höher achten, als alle Schätze, die Gott in dem Herzen der

Menschen niedergelegt hat, um seine Herrlichkeit zu offenbaren, ging er über die Wiesen, deren Gräser, vom linden Hauche des Morgens angerühret, sich in kleinen Wellen bewegten. Thränen flossen aus seinen Augen, als er es dachte, wie die Einwohner der glänzenden Stadt alle seine Seligkeit, die jetzt durch seinen Busen ging, entbehren müßten, und wie Jeder noch eine so klägliche Eitelkeit nährte, zu glauben, daß er, eben weil sein Sinn zu stumpf ist, das himmliche Entzücken zu fühlen, weit klüger und vernünftiger sei, als sein fühlender Bruder. In dieser Wehmuth wurde Otto unterbrochen, Engelsstimmen ließen einen himmlischen Gesang erschallen, und die Töne gingen wie freundliche Geister durch seine Brust, und bewegten sein Blut so, daß es sein Herz mit froher Angst, mit frommer Ahnung beklemmte. Eine Schaar der liebenswürdigsten Mädchen erschien, sie hauchten den Gesang in den frischen Morgen aus, und alle Vögel schwiegen neidvoll und voll Bewunderung. Eine von ihnen ragte mit ihrer Schönheit vor den Uebrigen hervor, sie war die Göttin, die von ihren Nymphen begleitet wurde, ihr Auge traf den Armen, der in Entzücken verloren stand, und ein Strahl himmlischer Freude senkte sich in seine Brust. Die Bewunderung fesselte ihn, er

konnte nicht sogleich folgen; ach, der Unglückliche, durch diesen Verzug hatte er die Himmelsbildung verloren. Er kehrte nach der Stadt zurück; der Vorsatz, diesen Aufenthalt der Barbarei zu verlassen, war aus seiner Seele verschwunden, alle seine Wünsche, all sein Sehnen war nur, die Einzige wiederzufinden, deren Augen ihm, wie freundliche Sterne, auf dunkeln Wegen leuchteten. Er durchirrte alle Straßen der Stadt, begierig blickte er in jedes weibliche Auge, ach, und immer wurden seine heißen Wünsche getäuscht. Er rannte Wagen nach, wenn er einen weiblichen Kopf darin erblickt hatte, und wenn er sie athemlos erreichte, so grinzte ihm ein zahnloses Ungeheuer daraus entgegen. Endlich schlich er voll Verzweiflung eines Abends über die Newabrücke, und lehnte sich in den Strom hinunter, die Wellen, die sich unten bewegten, schienen ihn mit ihrem Murmeln zu rufen, sie schienen tröstend zu ihm zu reden: komm, kühle deinen glühenden Busen in unserer labenden Fluth. In Träumen versenkt stand er noch, als das Fenster eines Palastes sich öffnete, vor dem Pommeranzen und viele Blumen standen. Ein weißer Arm sprengt erquickenden Thau auf die ermatteten Pflanzen, und endlich beugt sich ein himmlisches Gesicht über die zarten Blumen und be-

schamt durch seine glühenden Wangen die rothen Rosen. In ein Paradies glaubt sich Otto versetzt; sie, die er nur traumend und wachend denkt, er hat sie nun endlich nach so vielen Schmerzen gefunden. Im Anstaunen verloren, versunken im Anblick der Göttin, vergißt er näher hinzugehen und ihm ist, als würden ihm die Pforten des Himmels verschlossen, wie sie endlich das Fenster schließt. Sein einziger Weg ist nun vor ihrer Wohnung vorüber, und wenn Muth und Lebenslust ihn verlassen und er sieht sie, wie sie die Blumen tränkt und betrachtet, und wenn nun gar zufällig einer ihrer Blicke auf ihn fällt, so ist er getröstet und gestärkt. Endlich aber kann das Herz die stille Sehnsucht nicht mehr tragen, und er wagt es und schreibt: ich liebe Dich, Du Göttliche, habe Erbarmen mit meiner Qual, und wenn der treuste Liebhaber hoffen darf, so laß in Deinen seidnen Locken morgen eine Rose gluhen.

Er ging mit dieser Schrift vor ihrem Fenster vorüber, es war geöffnet; er war kühn und warf seinen Brief durch die Blumen hinein. Aengstlich, voll Hoffnung und Zweifel, schlich er nach seiner Wohnung, und

harrt nun mit Sehnſucht des kommenden Tages, der über ſein Glück oder Elend entſcheiden ſoll.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich bin verloren, ich bin unglücklich, ſie verſtößt, ſie verwirft mich. Ich hatte meine Wünſche mit einer Zartheit und Delicateſſe ausgeſprochen, die das Herz der Tyrannin hätten rühren müſſen, wenn es nicht ſchon ein Anderer beſaße. Ach, beklage, bejammere Deinen unglücklichen Freund, ſeine Ruhe, ſein Glück iſt dahin! Ich ſchloß den Brief, den ich an ſie geſchrieben hatte, mit der Bitte, wenn meine Liebe Erhörung finden ſollte, dann möchte ſie zum Zeichen eine Roſe in ihr Haar ſtecken. Ich beſchwor die Träge, heraufzueilen, damit ich mich über mein Schickſal aufklären möchte; ach, Unglücklicher! frühe genug haſt Du es erfahren. Ich ging vor ihrer Wohnung vorüber, als kaum der Tag mir auf meinem Wege leuchtete; die Fenſter waren noch geſchloſſen und mit Wehmuth und mit ſtiller Sehnſucht erfüllte mich der

Gedanke, daß ihr zarter Körper, nun noch dem Schlafe hingegeben, auf weichen Kissen läge. Zehnmal ging ich wohl an diesem Tage vorüber, und immer sah ich sie nicht, endlich, als sich schon die Sonne zu neigen begann, erblickte ich sie am Fenster, und denke Dir mein Entsetzen; ich wollte meinen Augen nicht trauen, weiße Federn umschatteten ihre Locken, und an ihrem ganzen Körper, weder an Brust, noch Haaren auch nur die kleinste Rosenknospe. Bald wahnsinnig lief ich nach meiner Wohnung zurück, und warf mich auf mein Lager und benetzte es mit meinen Thranen. Ach, hätte ich Dich nicht, mein Theurer! könnte mein gepreßter Busen sich gegen Dich nicht erleichtern, längst schon wäre ich hineingesprungen in die wilde Fluth, hätte mich untergetaucht in Wahnsinn, und so durch ein unglückliches Vergessen meiner selbst mein unglückliches Leben verloren.

Wilibald an Fräulein Lindhelm.

Wollen Sie, Grausame, den Unglücklichen verzweifeln lassen, der nach einem Blicke, nach einem Tone von

Ihrem Munde ſchmachtet? Soll kein kleines Zeichen einer fernen, fernen Hoffnung ſein Herz tröſten? Ach, Zauberin! Du haſt mich mit unauflöslichen Banden ewig an Dich gekettet, und nun ſoll kein lächelnder Blick meine Gefangenſchaft verſüßen? Ich habe ja keine ſo frevelnden Wünſche, ich will ja erſt durch Jahre voll Prüfung mich des Glückes würdig machen, Ihnen anzugehören; aber nur nicht ganz verzweifeln laſſen Sie den, der nur in Ihren Augen Troſt für ſein vielfaches Leiden finden kann. Ja, Ihnen will ich es klagen, zu Ihnen wagt der ſcheue Mund das Wort des Vertrauens; nicht wie die Barbaren hier, unter denen ich nur um Ihretwillen verweile, werden Sie mein Vertrauen behandeln. Verachtet von der ganzen Welt, betrogen von Freundſchaft und Liebe, flüchtete ich mich hierher. Der Name des Landes, ſeine reizende Lage zog mich an, ich hoffte hier Ruhe für mein Herz, und die unſinnigen Einwohner verſpotten mich auf die ſchimpflichſte Weiſe. Nun entſchloß ich mich, im Geheim von hier zu entfliehen, da erblickte ich Sie, und ich bin nun hier gefeſſelt. Ja, das Schickſal mag über mich beſchließen, was es will, ewig wird mein Auge an dem Ihrigen hangen, und wenn nach unſäglich langer Zeit

kein Lächeln mein Lieben lohnt, so werden die kühlen Wellen unter Ihrem Fenster ihre nassen Arme erbarmend um mich schlagen und so Leben, Leid und Lieben enden.

Walter an den Doctor.

Ich muß Sie noch einmal an den Herrn Wilibald erinnern; es wird mit jedem Tage schlimmer mit ihm, er ruffet mich, und ich kann nichts für ihn thun. Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie ihn so schlimm finden, daß Sie die Hoffnung für seine Genesung aufgeben haben; dann will ich mir die unnützen Aufsätze und ihm die unangenehmen Mittel ersparen. Er ist jetzt wenig zu Hause, und wenn er hier ist, scheint er froh; doch ist auch das kein gutes Zeichen, denn sein froher Muth scheint mir nur daher zu entstehen, weil er jetzt irgend etwas in den Gang gebracht hat, das seiner Krankheit schmeichelt, und sie eben dadurch vermehrt. Ich erwarte Ihre Antwort und bin mit Achtung der Ihrige.

Der Doctor an Herrn Walter.

Ich habe nichts weniger, als den jungen Wilibald aufgegeben; ich bin nur jetzt so sehr mit Geschäften überhauft, daß ich keine besondere Aufmerksamkeit auf ihn habe verwenden können. Sein Sie nur unablässig bemuht, seiner neuen Narrheit auf die Spur zu kommen, denn ich bin mit Ihnen überzeugt, daß ihn Eine ganz beschäftigt, und ich denke, wenn wir sie nur erst genau in Erfahrung gebracht haben, so wollen wir ein wenig eine angreifende Kur brauchen, und das soll ihn auf immer herstellen. Sie sollten mich einmal besuchen, so könnten wir mundlich uns besser daruber besprechen, als schriftlich. Leben Sie wohl.

Friedrich Leutner an Wilibald.

Wie sehr hat mich Dein Brief erfreut. Ja, ich will mich nicht schamen, es Dir zu gestehen, ich habe Freudenthranen daruber vergossen, daß Du nun endlich anfangst, solide und vernünftig zu denken. Ich will Dir auch nun einen Plan mittheilen, der schon lange mein

Lieblingswunsch gewesen ist. Meine Handlung hat sich sehr erweitert, sie kann uns Beide, wenn wir auch eine ansehnliche Familie haben, reichlich und anständig ernähren. Du hast von Deinen Eltern noch ein ziemliches Capital; laß es mit den Wissenschaften, die Du bis jetzt getrieben hast, und die Dir doch nichts einbringen, sein. Gieb Dein Geld in meine Handlung, dadurch kann sie noch ansehnlicher werden, werde Du mein Compagnon, und suche Dir als ein solcher eine Frau. Es kann Dir nicht fehlen; die reichsten und angesehensten Häuser werden Dir ihre Töchter nicht versagen, ja, wenn Du noch zwei Jahre warten wolltest, so könntest Du meine eigene Stieftochter heirathen; sie ist jetzt dreizehn Jahr, und von funfzehn Jahren hat schon manche einen Mann genommen. Ich kann Dich versichern, sie ist ein gutes, folgsames Kind. Du könntest sie nach Deiner Hand gewöhnen, und wir könnten dann die schönste Ruhe im Zirkel unserer häuslichen Freuden genießen. Entschließe Dich dazu, und Du wirst sehen, daß es Dich nicht gereuen wird. Antworte mir bald wieder; ich bin so voll von meinem Plane, daß ich Deine Antwort kaum erwarten kann. Lebe wohl, und empfiehl mich dem Herrn Doctor bestens. Ewig werde ich dem Manne verbunden bleiben, besonders wenn ich noch die Freude

erleben sollte, Dich als meinen Schwiegersohn zu umarmen. Nun, man kann nicht wissen; der Himmel fügt unser Schicksal oft wunderlich.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Mit den Zähnen könnte ich Deinen Brief zerreißen, so erfüllt mich die Wuth, daß Du betrogen bist, Du treue Seele, betrogen durch mich, dem Du so vertraust. O könntest Du nur lesen, was ich Alles für Dich geschrieben habe! könntest Du sehen, welcher Jammer meinen Busen füllt, Du würdest für mich auf keine Ruhe denken. Ach was soll ich in Deinem glücklichen Zirkel! Eure Freude verjagen! Ja sie flieht mich, die holde Tochter des Himmels, ich bin von ihrem Vater verworfen. Könntest Du es fassen, könnte Dein Herz es begreifen, welche Furien das meine zerreißen! Kein entfernter Schimmer der Hoffnung, keine Spur, daß ich nach Jahren Erlösung aus dieser Hölle erwarten darf. Ewig wird meine Liebe getreu nach diesem Himmelsbilde sich wenden. Ihre Augen, diese herrlichen Sterne werden ewig die meinigen nach sich

ziehen. O könnte ich nur athmen, wo sie athmet! könnte ich nur zuweilen mit ihr in einem Zimmer sein; die Sachen berühren, die ihre zarten Hände berührt haben, ich würde zufrieden, ich würde selig sein. Gott, es ist ja so wenig, was ich wünsche; so bescheidene Gebete steigen selten von den Lippen der Menschen auf zu deinem Throne, willst du denn die kleinsten Wünsche nicht erhören?

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ja er hat sie erhört, meine Wünsche, der gütige Vater dort oben. Ach, mein Theurer! ich möchte zu den alten kindlichen Gefühlen zurückkehren, die ich hatte, als ich noch ein Knabe war, wo ich dem himmlischen Beherrscher aller Welten die geheimen Wünsche meines Herzens in einem so einfachen Gebete, wie ein trauliches Abendgespräch vortrug, und erleichtert von allen meinen kleinen Sorgen, mein Haupt in die Kissen senkte, und der Erhörung meiner Bitten gewiß, einschlummerte.

Ich betete in der Verzweiflung meines Herzens zu ihm: er möchte nur vergönnen, daß ich zuweilen in ihrer

Nähe sein dürfte, und heute wird mein Wunsch erhört. Ich begegne demselben Jünglinge wieder, von dem ich Dir schon einmal geschrieben habe, Werthelm ist sein Name. Wir gehen wieder vor der Grausamen vorüber, und als wir sie gegrüßt haben, erzwinge ich eine kalte Miene und sage: das Gesicht dieser Dame ist so interessant, daß ich mir ihre Bekanntschaft schon lange gewünscht habe. Wenn ich das gewußt hätte, erwiederte er, so hätte Ihr Wunsch schon lange befriedigt sein können, und nun erbot er sich, mich noch diesen Abend bei ihr einzuführen. Ich konnte meine Freude kaum verbergen; ich nahm natürlich das Erbieten an, und nun, da ich Dir, Vertrauter meiner Seele, mein Glück geschrieben habe, eile ich, mich zu diesem wichtigsten Besuche meines Lebens bereit zu machen.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Sie ist ein Engel, Leutner, eine Gottheit! ich habe sie gesehen, und nun erst weiß ich, was Weiblichkeit heißt. Diese himmlische Schalkheit, verbunden mit der strengsten Sittlichkeit; nein, Du müßtest sie sehen, wenn Du fühlen

wollteſt, wie ich ſie liebe. Nur das Einzige iſt mir ein unauflösliches Räthſel, wie ſie irgend ein Mann ſehen kann, ohne in Anbetung zu verſinken. Daß ich ſie vergöttere, daß ich immer vor ihr knieen möchte, darüber verwundere ich mich nicht mehr. Werthelm iſt ein liebenswürdiger Menſch, er hat mir verſprochen, mich zuweilen zu beſuchen; er ſcheint mir eine lebhafte Phantaſie zu haben, und Du weißt, daß ich dieſe Menſchen am meiſten liebe. Das göttliche Geſchöpf, meine holde Geliebte, hat mir erlaubt, ſie ſo oft zu beſuchen, als ich wollte, und daß ich dieſe Erlaubniß benutzen werde, kannſt Du Dir wohl denken. Ich ſchwimme in einem Meere von Seligkeiten; ſie ſagte mir, ſie erinnere ſich, daß ich ihr einmal auf der Wieſe begegnet, und auch oft vor ihrem Hauſe vorübergegangen ſei. Ich fühlte, wie meine Wangen glühten; es machte mich wonnetrunken, daß ſie meiner gedacht hatte; ich konnte das Glück nicht faſſen, und wäre gern zu ihren Füßen hingeſunken, um ihr meinen Dank zu ſtammeln. Ich bin ein- für allemal zu ihrer Theegeſellſchaft eingeladen. Lebe wohl, die Stunde eilt heran, und ich könnte Dir zürnen, wenn Du mir nur einen Augenblick entzögeſt, der ihr gehört.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich habe sie verschiedene Tage nacheinander besucht; sie ist noch immer so himmlisch gütig gegen mich, ja, sie wird es in jeder Stunde mehr. Ich wage es, die kühnsten Hoffnungen zu fassen. Ich kann sie nicht so allein sprechen, daß ich ein mündliches Geständniß meiner Liebe wagen könnte; ich will ihr schreiben, ja noch heute; ich will ihr sagen, daß ich der Verfasser der Briefe bin, die sich als unbekannte Fremdlinge in ihr Haus gestohlen haben, und gewiß, gewiß wird mir diesen Abend das holde Zeichen der Liebe blühen, warum ich so kühn schon bat, ehe sie mich noch kannte.

Wilibald an Fräulein Lindhelm.

Meine Blicke, meine Worte, die Verlegenheit worin ich mich befinde, wenn meine Augen den Ihrigen begegnen, müssen es Ihnen längst gesagt haben: daß in meinem Herzen die heftigste Leidenschaft für Sie glüht. Es ist ausgesprochen das kühne Wort, und Leben und Glück, oder Tod und das bitterste Elend stehen nun in Ihrer

Macht, über mich zu verhängen. Sie haben es bemerkt, daß ich oft bei Ihren Fenstern vorübergegangen bin; o wer könnte Sie einmal gesehen haben, ohne mit Zaubergewalt ewig sich zu Ihnen hingezogen zu fühlen! Ja Himmlische! ich will es Ihnen gestehen, es bedurfte nicht noch des Zaubers Ihrer holdseligen Worte; ein einziger Blick der schönen Augen, ein einziges freundliches Beugen des Kopfs, hatte mich schon auf immer, zu Ihrem Sklaven gemacht. Der Verzweiflung nahe, wagte ich einen kühnen Versuch, noch ehe ich so glücklich war, mit Ihnen gesprochen zu haben. Ein Brief, der die Leiden meines Herzens malen sollte, flog kühn in Ihr Fenster, aber ach! es scheint, als wären die Buchstaben kalt geblieben, als hätte die Empfindung, wie meine Seele gewiß sie fühlt, sich nicht in den Worten, die ich an Sie richtete, ausgedrückt, denn ohne Erbarmen blieb Ihr schönes Herz. Ein Federbusch wehte in den Haaren, indeß ich mit schmachtender Sehnsucht nach der Rose blickte, die meine kühne Liebe sich erbat. Ach! dürfte ich hoffen, daß, wenn ich Sie heute sehe, die Blume der Liebe Ihre kastanienbraunen Locken zieren würde, so wird knieend für die Seligkeit dieses Augenblicks Ihnen danken Ihr Sie ewig anbetender ꝛc. ꝛc.

Fräulein Lindhelm an den Doctor.

Ich habe den Herrn Wilibald kennen gelernt; und hielt ihn für einen feinen artigen Mann, ohne daß ich eine Ahnung von seiner Krankheit hatte. Da ich mich nicht auf die Arzneikunst verstehe, so ist das sehr natürlich. Heute erhalte ich ein Billet von ihm, das mich darüber aufklärt, daß noch zwei andere Briefe, die ich vor einiger Zeit durch das Fenster in mein Zimmer geworfen fand, von ihm herrühren, und die ich gar nicht geachtet hatte, weil ich sie einem Menschen zuschrieb, der durchaus von einem Hanswurst regiert wird; und da ich nun weiß, wie glücklich Sie in solchen Kuren sind, so nahm ich mir nicht einmal die Mühe ihn zu bedauern, weil ich von seiner Genesung schon im Voraus überzeugt war. Da dies aber nun einer meiner Bekannten ist, der an diesem Uebel so sehr leidet, und ich von ihm gehört habe, daß Sie sein Arzt sind, so glaube ich, daß es Ihnen interessant sein wird, so bedeutende Zeichen seiner Krankheit zu haben.

Walter an den Doctor.

Wilibald ist in so großer Eil ausgegangen, daß er sein Zimmer und sein Schreibepult offen gelassen hat; wenn Sie nun glauben, daß dieser Zufall Aufschlüsse über seinen Zustand geben könnte, so können wir Alles das durchsehen, was er seit langer Zeit geschrieben hat; denn das habe ich bemerkt, daß er sich beinah jeden Tag damit beschäftigte zu schreiben, und daß Alles noch in seinen Handen ist, weiß ich auch; denn ich habe eine genaue Aufmerksamkeit gehabt, und wurde es gewiß erfahren haben, wenn auch nur das kleinste Blatt abgeschickt wäre.

Wilibald ging voller Erwartung nach der Wohnung seiner Geliebten, er dachte sie sich so schön in der lieblichen Verwirrung, die seine Erklärung bei ihr hervorgebracht haben würde, er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er die Rose, die er zum Zeichen erbeten hatte, nun diesen glücklichen Abend in ihren Haaren erblicken würde; er war so berauscht von dem, was er sich dachte, was er ihr nun Alles sagen und was sie darauf erwiedern würde,

daß er mehrere Leute, die ihm begegneten, nicht bemerkte, und sie so heftig anstieß, daß ein Regen von Schimpfworten über ihn ausgeschüttet wurde. Er achtete aber dieser prosaischen Menschen nicht, die sogar keine Fähigkeit hatten, sein Gefühl in seinen Augen zu lesen, und selbst die handfeste Erwiederung seines Stoßes, die er von einem Bauer erlitt, konnte ihn nicht aus seinen Träumen erwecken, die vor seinen Augen umhergaukelten. Endlich erreichte er das Haus. Am Eingange desselben begegnete ihm Werthelm, und er konnte sich nicht enthalten, ihn mit Feuer an seine Brust zu drücken, denn ihm fiel ein, daß es ja Derselbe sei, dem er eigentlich sein Glück zu danken habe, denn ohne die Bekanntschaft dieses Mannes wäre es leicht möglich gewesen, daß er das Fräulein niemals gesprochen hatte. Werthelm wunderte sich über diese heftige Bewillkommnung, und Beide traten in den Saal, wo man die Gesellschaft versammelt fand. Wilibald's Augen suchten das Fräulein, und erblassend trat er zurück, als er sie ohne den erbetenen Schmuck fand. Also verachtet, getäuscht, sagte er zu sich selbst, und vergaß es, sich gegen die Gesellschaft zu verbeugen. Endlich näherte er sich dem Fräulein, und sah, daß auch sie nicht so unbefangen war, als sonst, eine auffallende Verlegenheit

hemmte ihre Rede, wenn sie an ihn gerichtet war; hieraus schöpfte er neue Hoffnung, und beschloß nun die Entscheidung seines Glückes von einer mündlichen Unterredung abhangen zu lassen, und so brachte er den Abend heiterer hin, als er von sich geglaubt hatte, wenn er sich, ehe er das Haus erreichte, die Möglichkeit gedacht hätte, daß das Fraulein ohne die Rose, die Fahne seines Glücks, erscheinen könnte. Er ging mit Werthelm zusammen, als die Gesellschaft aufbrach und bat ihn, er möchte ihn doch einmal besuchen. Der junge Mann versprach es für den folgenden Morgen, und Wilibald betheuerte, daß es ihn entzückte, daß er seine Wünsche so schnell erfüllen wollte. Als sie sich trennten, rief er noch einmal, Sie kommen doch auch recht früh, damit wir recht lange bei einander bleiben können? Werthelm versprach es, und die neuen Freunde trennten sich. Kaum war Wilibald allein, so gereute ihn seine Bitte, und er dachte darauf, wie er sich dieses Besuches entledigen könnte. Bin ich nicht ein unverzeihlicher Thor? rief er aus; daß ich mir zu meiner Qual diesen Menschen einlade, und nun die Zeit mit ihm verderben muß, die ich anwenden könnte, um mein Glück zu vernehmen, und zum Ueberflusse weiß ich nicht einmal, wo er wohnt, sonst könnte ich unter irgend einem

Vorwande den Beſuch aufſchieben; aber ſo kann ich nun nicht zu ihm ſchicken, und muß, von tauſend qualenden Gefuhlen zermartert, ganz ruhig in meinem Zimmer ſitzen, und es erwarten, wann und ob es ihm gefallig iſt, ſein Wort zu halten. Eine zu bereitwillige, entgegenkommende Artigkeit gegen Jedermann, iſt mein Fehler, und die Anderen, die keine Welt und Sitten haben, fühlen es nicht, daß ich oft nur aus Delikateſſe frage: wann beſuchen Sie mich? um ſie nur für dieſen Augenblick loszuwerden. Sie verſprechen ſich mit einer ſo treuherzigen Dummheit, daß es klingt, als erzeigen ſie mir einen Gefallen, wenn ſie wiederkommen, da ich doch blos auf eine feine Art wollte zu verſtehen geben, daß ſie auch diesmal gehen möchten. Unter ſolchen Betrachtungen hatte Wilibald ſeine Wohnung erreicht, und wunderte ſich, als er Licht auf ſeinem Zimmer erblickte. Eine bange Ahnung erfüllte ſein Herz; er dachte an ſeine Schluſſel, und bemerkte nun erſt, daß er keine habe. Ach, ich Ungluklicher! wollte er ausrufen, und wieder umkehren, und lieber gar nicht in ſein Zimmer hineingehen, aber er hatte ſchon geklingelt, und Walter's Diener kam und öffnete ihm die Thür. Er ſtand noch unentſchloſſen, da redete der Diener ihn an: „wollen Sie nicht eintreten, Herr Wilibald, man erwartet Sie auf

Ihrem Zimmer.“ Wilibald ging nun die Stufen hinauf mit schwerem beklommenen Herzen; zitternd öffnete er seine Thür, und wurde blaß vor Schrecken, als er den Doctor und seinen Hauswirth Walter im Zimmer erblickte. „Sie haben lange auf sich warten lassen, Herr Wilibald,“ redete ihn der Doctor an. „Verzeihen Sie,“ antwortete er, „ich konnte nicht wissen“ — „Sie haben Recht,“ fuhr der Doctor fort, „Sie konnten nicht vermuthen, daß ich Sie gerade heut besuchen würde; aber lassen Sie uns einmal ein ernsthaftes Wort mit einander sprechen. Ich habe geglaubt, daß der Gottfried nach und nach seine Wirkung bei Ihnen äußern würde, bis jetzt aber sind die angewendeten Mittel vergeblich gewesen, und der Hanswurst behauptet bei Ihnen beständig die Oberhand; ja, er macht, daß Sie sich so kindisch betragen, daß Sie gewiß in spä-teren Zeiten sich vor sich selber schämen werden, denn mit der Zeit sticht er in jedem Menschen. Ich finde es aber besser, daß man die geringe Unbequemlichkeit übersteht, die eine recht hurtige Kur verursacht, als daß man sein ganzes Leben unter dem Einfluß eines so lächerlichen Dinges ver-liert. Sie werden nicht läugnen, daß Sie diese Briefe an das Fräulein Lindhelm geschrieben haben, sie hat sie mir als die Zeichen einer ernsthaften Krankheit gesendet.

Eben so wenig können Sie diese an Ihren Freund Leutner abläugnen, die wir in Ihrem Pulte gefunden haben, alles dies beweist, daß eine ernstliche Kur nöthig ist. Da Sie sich aber nicht freiwillig dazu verstehen werden, so können wir Sie nicht weiter fragen, sondern müssen Sie nach unserer Pflicht und unserem Gewissen zu Ihrem Besten zwingen. Damit Sie aber in der Folge, wenn der böse Geist, der Sie bewohnt, gestorben ist, von der Nothwendigkeit unseres Verfahrens überzeugt sein mögen: so lassen wir Ihnen die Briefe hier, damit Sie sie bei besserer Muße lesen mögen." Als der Doctor diese Rede geendigt hatte, wendete er sich zu Walter und sagte: „nun mein Freund, lassen Sie uns zum Werke schreiten." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so zogen Beide das Instrument hervor, das Wilibald so sehr fürchtete, und näherten sich ihm damit. Er versuchte es, sie durch Bitten zu erweichen, es war aber vergeblich, und ihre Streiche fielen so dicht auf seine Schultern, und Einer um den Andern traf so sicher und zuverlässig, daß Wilibald sich in der Verzweiflung nicht anders zu helfen wußte, und laut um Hülfe rief. Das brachte aber die Beiden, welche so an seiner Besserung arbeiteten, gar nicht aus ihrer Fassung, sondern sie fuhren unermüdet in ihrem Geschäfte

fort. Wilibald verdoppelte sein Geschrei, denn er hörte in seiner Angst, daß Walter's Diener mit einem Andern in einem Wortwechsel begriffen war, der sich endlich damit endigte, daß der Diener sagte: „nun, wenn Sie es nicht glauben wollen, so gehen Sie hinauf, und sehen Sie selbst, daß es nichts weiter ist, als daß der Fremde, der oben wohnt, die Kur braucht.“ Wilibald schöpfte Hoffnung, daß man ihn erlösen würde, und fuhr fort zu rufen, als er hörte, daß sich ein Mensch seinem Zimmer näherte; die Thür öffnete sich endlich, und Werthelm trat hinein. Wilibald rief ihm entgegen: „Rettung, mein Freund!“ Als dieser aber den Doctor und Walter so beschäftigt fand, sagte er: „Fassen Sie nur Muth, mein Freund, Sie werden es gewiß bald überstanden haben; und es wird Ihnen in der Folge recht gut thun.“ In der That auch, war der Doctor zu ermüdet, oder glaubte er, daß Wilibald nun eine vollständige Dosis genossen hatte, genug, er ließ seinen Arm sinken, und Walter folgte seinem Beispiele. Wilibald war ganz erschöpft, er betheuerte, er könne die Schmerzen nicht ertragen. Der Doctor gab ihm ganz kaltblutig den Rath, er möchte nun zu Bette gehen, und wenn er die Nacht durch geschlafen hatte, am andern Morgen seine poetischen Briefe betrach-

ten, und wenn er dadurch dann nicht vollständig von jedem Einfluß oder Aufleben eines neuen Hanswurstes bewahrt sei, so stände ihm gar nicht zu helfen. Die Gesellschaft entfernte sich nun, und Werthelm versprach, den Kranken am folgenden Morgen zu besuchen. Wilibald wollte gern noch Mancherlei denken, sich deutlich an die Begebenheiten des verflossenen Tages erinnern, aber die gewaltige Anstrengung, die ihm diese Art zu kuriren verursacht hatte, war für ihn so ermüdend gewesen, daß seine Augen wider seinen Willen zufielen, und alle seine Sinne ihm ihre Dienste versagten. Als er am folgend n Morgen erwachte, fand er seinen Freund Werthelm an seinem Bette sitzen. „Sie haben recht sanft geschlafen," redete ihn Dieser an. „Jawohl," erwiederte Wilibald, indem er sich die Augen rieb, „seit langer Zeit habe ich keine so anhaltende und stärkende Ruhe gehabt." Indem er sich bewegte, fühlte er noch einige Schmerzen an seinen Gliedern; lächelnd sah er Werthelm an und sagte: „ich weiß nicht, ob ich geträumt habe, oder ob mir manche Vorfälle wirklich begegnet sind; ich weiß nicht, lebe ich in einem Lande, wo man unglückliche Liebe, ein unerkanntes Sehnen und alle Leiden der Seele mit Prügeln heilt, oder hat ein Traum ein so wunderliches Spiel mit mir getrieben." — Sie

sind noch nicht recht ermuntert," erwiederte Werthelm, „denn sonst würden Sie sich wohl überzeugt haben, daß Sie nicht träumen." — „Wenn es denn Wahrheit ist," rief Wilibald, und brach in ein lautes Gelächter aus, „soll ich denn über mein Schicksal lachen oder mich betrüben?" — „Bleiben Sie immer in der guten Laune," entgegnete Werthelm, „denn es ist in der That lächerlich, daß der Mensch oft glaubt, in ihm vereinigen sich die wunderlichsten Empfindungen, und daß er durch einige derbe Schläge darüber aufgeklärt wird, was es mit diesen Gefühlen zu bedeuten hat.

Wilibald. Aber man wird ja doch am Ende irre; wird denn hier alle Poesie verfolgt, ist es denn in diesem Lande so durchaus Contrebande, daß man sich kaum eine bildliche Redensart erlauben darf?

Werthelm. Durchaus nicht; im Gegentheil, ich finde, daß man die Poesie hier weit mehr als an irgend einem andern Orte würdigt, und die Art zu heilen, hat sie nicht etwas ungemein Poetisches?

Wilibald. Für einen, der eine solche Kur mit ansieht, ist es wohl möglich, aber der sie erleidet, dem kommt es gar nicht so vor.

Werthelm. Auch das größte Schickſal, das uns mit ſeiner Poeſie ergreift, und unſer Herz zur Bewunderung und Ehrfurcht zwingt, wurde uns ſo geſtimmt finden, wenn es ſich an uns ſelbſt äußerte, und ſo geht es auch mit dem komiſchen. Nur Wenigen iſt es beſchieden, mit Freuden und Leiden gleich lieblich zu ſpielen, wenn ſie uns ſelbſt treffen. Unter der Verdammniß leiden faſt alle Menſchen, daß ſie ihr Leben zu ernſthaft nehmen.

Wilibald. Sie haben Recht; und wenn ich erſt von den Schmerzen befreit ſein werde, die mir dieſe verfluchte komiſche Poeſie verurſacht, und in meiner Gegenwart wird vielleicht einmal ein Anderer kurirt, ſo werde ich ein ungemeines Wohlgefallen daran haben.

Werthelm. Man muß es nur dann nicht ſo gemein betrachten, als einen Menſchen, den man kennt, und der unter dieſer Behandlung leidet, ſondern als eine komiſche Vorſtellung, als eine vorübergehende Erſcheinung.

Wilibald. Zeigen Sie mir doch aber einmal meine ſauberen Briefe, die mir dieſen Genuß verurſacht haben; dort auf dem Tiſche liegen ſie noch.

Werthelm reichte ſie ſeinem Freunde hin, und Beide fingen ſie an zu leſen, und brachen in ein lautes Ge-

lächter aus. „Aber iſt es möglich," rief Wilibald, „daß ich dergleichen dummes Zeug habe ſchreiben können, und an wen, an eine Perſon, die ich gar nicht genau kenne, aus deren Freundſchaft, wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ich mir nicht beſonders viel mache. Nun, ich ſehe es ein, um Jemand von dergleichen Tollheiten zu kuriren, giebt es kein beſſeres Mittel, als das, welches der Herr Doctor gebraucht hat." — „Aber," ſagte Werthelm, „mein Freund, man kommt auch leicht dahin, wenn man die Ironie fühlt, die man in jedem Augenblick auf ſich ſelbſt macht, daß man die Welt und ſich gar zu barbariſch betrachtet, und dann nimmt jeder ſchönere Genuß von uns Abſchied, und wir bleiben bei dem gemeinen Haufen ſtehen.

Wilibald. Sie mögen Recht haben, und darum iſt es mit der Kur doch eine mißliche Sache; denn, wenn man nun auf der anderen Seite wieder überſpringt, ſo dürfte es nöthig thun, daß es immer wieder von vorn anfinge.

Werthelm. Gewiſſermaßen haben das die Menſchen hier gefühlt, und Jeder trägt eine ſolche Maſchine bei ſich, womit er den Andern immer wieder zurecht helfen kann, wenn ihm Einer begegnet, der auf einer Seite zu viel thut.

Wilibald. Wie soll man es denn aber anfangen, um immer auf der rechten Straße zu bleiben?

Werthelm. Sie, zum Beispiel, wenn Sie sich nur nicht zur Liebe zwingen, denn von Ihnen glaube ich selbst, daß Sie sich nicht verlieben können, sie scheinen mir im Herzen zu kalt und systematisch, als daß ein solches Feuer in Ihrer Brust sollte wohnen können. Aber darum thaten Sie nun unrecht, und wurden von der anderen Seite herüber in Ihre Krankheit verfallen, wenn Sie überhaupt nicht an diese Empfindung glauben wollten. Sie können nur dann vollkommen gesund sein, wenn Sie Andern diesen Vorzug vor sich willig einraumen, und von sich glauben, daß Sie zwar einem Mädchen recht gut sein könnten, aber daß die Liebe Sie niemals berühre.

Wilibald. Ich muß mir das noch überlegen, ob Sie so in allen Dingen Recht haben. Von sich sind Sie aber überzeugt, daß Sie zu denen gehören, denen ich den Vorzug vor mir einräumen muß?

Werthelm. Warum soll ich's Ihnen verbergen, daß ich liebe. Meine Liebe aber ist kein solches Possenspiel, darum suche ich sie auch in diesem Lande, wo dergleichen Possen nicht geduldet werden, gar nicht zu ver-

bergen. Ich will Sie mit meiner Geliebten bekannt machen; ich selbst sah sie gestern zum ersten Mal; aber unsere Augen und Lippen sagten sich in wenig Augenblicken, daß nur wir für einander gehören. Wir waren in Kurzem so schnell und innig vereint, kein entfremdendes Sie trennt uns mehr, wir nannten uns Du, nachdem wir uns wenige Augenblicke gesehen hatten. Kommen Sie diesen Abend mit mir, sehen Sie sie, und Sie werden dann fühlen, was ein Weib liebenswürdig macht.

Wilibald. Sie werden mir ein großes Vergnügen dadurch machen, wenn Sie mich eine so vollkommene, liebenswürdige Person kennen lehren.

Werthelm. Nun, so leben Sie wohl bis auf den Abend, ich will Sie dann abholen. Eigentlich wollte ich Sie aber auch bitten, die Cousine meiner Geliebten, die diesen Abend bei ihr sein wird, ein wenig zu unterhalten. Die ist im Grunde auch in mich verliebt, und quält uns mit ihrer Eifersucht.

Wilibald. Es scheint also doch, wenn die wahre Liebe in Ihrem Besitz ist, daß Sie nicht ganz aller der Possen entbehren kann, deren sich die bedienen muß, die selbst nur ein Possenspiel ist. Nun, ich will mein Mög-

lichstes thun, um die eifersüchtigen Augen der Cousine abzulenken.

Werthelm. So leben Sie wohl, bis auf den Abend.

Wilibald an Friedrich Leutner.

Ich schreibe Dir noch mit einigen Schmerzen, aber nicht der Seele, sondern der Schultern. Ich fühle mich recht gründlich hergestellt, und denke mit Eifer auf meine Rückreise. Du wirst Dich freuen, wenn Du mich so gesund und fröhlich wiedersiehst. Die Art zu kuriren, ist hier vortrefflich und unfehlbar; ich will sie Dir aber mündlich auseinandersetzen; ich mag es keinem Briefe anvertrauen, denn Du möchtest ihn vielleicht einem in der besten Meinung zeigen, und ein Kranker, der von sich sehr eingenommen ist, und seinen Körper gar zu weichlich schont, dürfte dann leicht Alles anwenden, um sie in übeln Ruf zu bringen.

Deine Plane sind alle recht gut und freundschaftlich; ich will aber doch meine Antwort verschieben, bis ich Dich wiedersehe. Es eilt ja überhaupt nichts von dem. Wir

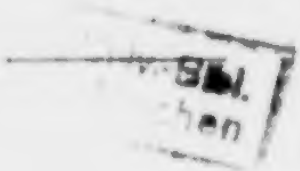
können es ja der Zeit überlassen, was sie davon zur Reife bringen will.

Ich werde bald von hier abreisen; vorher aber soll ich noch die Bekanntschaft eines Frauenzimmers machen, das mir sehr interessant beschrieben ist. Ich kann zwar an die Vortrefflichkeit nicht glauben, im Gegentheil, Alles was man mir von ihr gesagt hat, macht, daß ich eine sehr widrige Vorstellung von ihr bekommen habe, doch will ich nicht voreilig sein, und mich jedes Urtheils enthalten, bis ich sie gesehen habe, und das wird diesen Abend geschehen. Neugierig bin ich doch, ob der Hanswurst wohl noch einmal in mir aufleben wird, jetzt scheint er mir so ziemlich ertödet; auch will ich mir nicht wünschen, daß es anders sein möchte, denn die Kur ist doch ein wenig angreifend. Lebe wohl, und empfiehl mich Deiner Familie. Ich bin neugierig Deinen kleinen Sohn zu sehen, der nach meiner Reise, mir zu Ehren Gottfried genannt ist. O wahrlich, dies Land führt seinen Namen mit Recht! und wenn man sich nur erst durch ein gelindes Fegefeuer, wie man wohl die Kur nennen möchte, von seinen Sünden und Narrheiten hat säubern lassen, so gelangt man zu einem ewigen Frieden.

Wilibald an den Doctor.

Sie haben mich von meiner Krankheit befreit; ich bin völlig bereit gewesen die Meinung anzunehmen, daß Ihre Art zu verfahren die allersicherste, und zweckmäßigste ist, bis mir nun neue Zweifel aufgestoßen sind. Ich habe den Herrn Werthelm kennen gelernt; er selbst hat mir anvertraut, daß er schon einigemal in Ihrer Kur gewesen ist, daß Sie ihn auch von seinem jedesmaligen Uebel befreit haben. Er hat mir auch die poetische Seite gezeigt, von der man diese Art, die Kranken zu behandeln, ansehen müßte, kurz, ich war bereit, ihn als einen Menschen zu betrachten, an welchem sich die Arzneikunst sehr herrlich offenbart hätte. Nun entdeckte er mir gestern, daß er liebe, und zwar so, daß er diese Neigung gar nicht zu verbergen nöthig habe. Er erbietet sich, mich mit dem Gegenstande seiner Liebe bekannt zu machen, und alsdann versichert er, werde ich erst über wahre Weiblichkeit urtheilen können. Es war natürlich, daß ich mir seinen Vorschlag gern gefallen ließ; aber wie erstaunte ich, als ich nun seine angebetete Schöne erblickte. Ich hatte eine jugendliche, reizende Gestalt erwartet, und eine dem Alter nahe Person trat uns entgegen. Die frechste Coketterie

nahm mein Freund für eine zärtliche Liebe zu ſich allein, und ich geſtehe, meine Neigung und mein ganzer Roman mit dem Fräulein, erſchien mir gegen dieſe Thorheit vernünftig und liebenswürdig. Auf dem Wege nach meiner Wohnung entdeckte mir mein Freund, daß er beſchloſſen habe, ſeine Geliebte mit nach ſeiner Vaterſtadt zu nehmen, und daß ihre unendliche Liebe auch gar keine Schwierigkeit fände, ihm zu folgen. Er fand mich kalt und gemein, da ich nicht in laute Lobeserhebungen über ihren Verſtand und ihre Schönheit ausbrach. Ich mußte ſtill ſchweigen, um mir nicht ſeinen gänzlichen Unwillen zuzuziehen. Morgen haben wir nun beſchloſſen, den letzten Abend mit einander hier zuzubringen; und wenn dann die Sonne wieder heraufkommt, wollen wir Alle dieſen Aufenthalt verlaſſen, und Werthelm hat beſchloſſen, daß die ſchöne Geliebte die Reiſe mit uns machen ſoll. Sie ſehen alſo, wenn Sie noch etwas für ihn thun wollen, daß es bald geſchehen müſſe, wenn nicht jede Hülfe zu ſpät ſein ſoll.



Der Doctor an Wilibald

Ich danke Ihnen für die Nachricht, welche Sie mir mitgetheilt haben; es ist unmöglich, daß ich auf alle Menschen beständig eine gleiche Aufmerksamkeit verwenden kann. Ich werde den Herrn Werthelm noch diesen Abend besuchen, und es gewiß dahinbringen, daß, wenn er auch nicht die Reise aufgiebt, doch wenigstens den Plan, die Dame mitzunehmen. Er ist eigentlich ein Mensch, der nirgends anders als hier leben sollte, wo ihm gleich ein solches Uebel im Aufkeimen ertödtet werden kann; denn ihn so zu heilen, daß er für die Zukunft sicher ist, nie wieder damit befallen zu werden, ist nicht möglich. Seine Natur ist zu reizbar dazu; er nimmt jedes Neue, sollte es auch ein neuer Hanswurst sein, gern und willig auf. Darum ist es aber auch wieder weniger gefährlich; denn gewöhnlich tödtet der Folgende bei ihm den Ersten, und so regieren abwechselnd verschiedene sein Gemüth. Freilich hat er sich auch selten eines Zustandes zu erfreuen, wo er frei und unbeherrscht handelte; aber eine solche Natur ist unmöglich zur völligen Gesundheit zu bringen. Der Fehler ist organisch, und alle menschliche Wissenschaft reicht da nicht zu. Ich werde Sie also diesen Abend bei ihm

sehen, und Ihnen selbst wird es dann erst recht deutlich werden, daß es gar keine Barbarei ist, die Menschen also zu behandeln.

Der Abend kam heran, und Wilibald und Werthelm saßen bei einander. Werthelm unterhielt seinen Freund davon, wie sie den kommenden Winter angenehm verleben wollten; wie seine Geliebte dazu gemacht sei, Frohsinn und Heiterkeit auf Alle zu verbreiten, die in ihrer Nähe lebten. Er sprach davon, wie er sie bald zu heirathen gedächte, er wäre überzeugt, daß, wenn seine Eltern und Verwandte sie nur sehen würden, sie sie gern in ihre Familie aufnehmen würden. Wilibald antwortete nicht, er erwartete mit Sehnsucht und Ungeduld den Doctor; endlich öffnete sich die Thür, er trat hinein, und Werthelm ging ihm freundlich entgegen. Er war so unbefangen, und hatte so nicht den geringsten Argwohn, daß jetzt mit ihm wohl könne dieselbe Kur vorgenommen werden, die er vor wenigen Tagen bei seinem Freunde so vernünftig gefunden hatte. Der Doctor setzte sich zu ihnen, und sprach von ihrer bevorstehenden Reise. „Sie, Herr Werthelm," sagte er endlich, „sollten sich entschließen,

noch eine Zeitlang bei uns zu bleiben, denn nirgends bekommen Ihnen gewiß die Luft und die Menschen so gut, wie hier.“ Werthelm bewies ihm, daß es unmöglich sei; er zeigte ihm Briefe von seinem Vater, die den Doctor überzeugten, daß sich die Abreise nicht verschieben ließe. „Nun,“ sagte er endlich, „ich sehe, bleiben können Sie nicht; aber wie ich gehört habe, sind Sie ja schon wieder verliebt, und wollen die Geliebte sogar mitnehmen; ich sehe, mein letztes Mittel hat nicht lange gewirkt.“ Bei diesen Worten nahm er dasselbe Instrument hervor, wovor sich Wilibald so gefürchtet hatte, und er erlebte bei seinem Freunde dieselbe Scene, die dieser vor Kurzem bei ihm gesehen hatte. Nach einer Zeit sah der Doctor Werthelm an, und fragte ihn, mit wem er zu reisen gedachte. „Mit dem Herrn Wilibald,“ entgegnete Werthelm. „Sie haben ja aber Pferde für drei Personen bestellt,“ fragte der Doctor. „Ich werde,“ sagte Werthelm, „einen Bedienten mitnehmen.“ — „Und die Dame,“ fragte der Doctor weiter. „Es war eine Trunkenheit, wovon ich selbst nicht weiß, wie ich hineingerathen bin,“ war die Antwort, „die Sie Alle viel zu ernsthaft nehmen.“ „Nun,“ sagte der Doctor, „so wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise; für Sie,“ sagte

er, indem er sich zu Werthelm wendete, „fürchte ich viel; Sie können gar leicht neue Uebel aufgreifen, denn Sie haben eine sehr zarte Constitution. Ihr Freund, glaube ich, ist durch seinen hiesigen Aufenthalt weit dauerhafter kurirt, denn er ist nicht so reizbar.“ Er umarmte hierauf die beiden Freunde, und ging. Als der Morgen heraufdämmerte, setzten sich die Beiden in den Wagen, und erreichten unter fröhlichen Gesprächen bald ihre Vaterstadt. Hier beschlossen sie die angefangene Freundschaft fortzusetzen, und die Sitten des Lebens, aus dem sie kamen, beizubehalten, so daß Einer den Andern thatig erinnern sollte, wenn er ihn in Gefahr fande, von irgend einem narrischen Geiste beherrscht zu werden. Wilibald ritt am andern Morgen die wenigen Meilen nach dem Wohnorte seines Freundes Leutner, der sich herzlich freute, ihn so gesund und froh zu sehen, und Beide vereinigten sich darin, daß man in dem Gottfriedlande sicherer zur Gesundheit gelange, als auf irgend einem Gesundbrunnen in der Welt.

Die Höhle.

„Ach wie schwer wird es mir, den steilen Berg hinanzuklimmen!“ seufzte Wilhelm. „Fasse Muth, mein Sohn,“ rief sein Vater ihm zu, „oben wird Dich die herrliche Aussicht belohnen.“ — „Schon gut,“ sagte Wilhelm, „aber eine Belohnung ist eher keine, als bis ich sie habe.“ — „Also die Hoffnung, die schönste Trösterin in unsern Leiden, sie gilt Dir nichts?“ — „Nein, wahrlich nichts,“ erwiederte der Sohn. „Und auch,“ rief der Vater, „wenn Du so gewiß die Erfüllung sehen kannst, als es hier bei diesem Berge der Fall ist? denn, indem wir reden, klettern wir ja immer weiter hinauf.“ — „Auch dann nicht; denn wer steht mir dafür, daß, wenn ich nun oben bin, meine Beine nicht so ermüdet sind, daß ich mich den Henker um die ganze Aussicht kümmere.“ — „Du hast mich besiegt, mein Sohn,“ sagte der Vater; „ja ich gebe die Nichtigkeit des menschlichen Hoffens zu.“ Unter diesem Gespräch hatten der alte Konrad und sein Sohn den Berg nun wirklich erstiegen. „Nun sind wir ja oben,“ sagte der Vater. — „Ja,“ erwiederte Wil-

helm, indem er sich niedersetzte. „Du bist müde, mein Sohn?“ — „Ach freilich,“ war die Antwort; „ich auch,“ sagte Konrad, und lagerte sich neben ihn. „So laß uns denn hier die Mittagshitze verschlafen,“ sprach Wilhelm, „und dann wollen wir die Gegend betrachten.“ — „Dein Rath ist gut,“ sagte Konrad, und Beide fingen schon an einzuschlafen, und so die Trefflichkeit des Gedanken zu beweisen. Ihre Reise hatte sie so sehr ermüdet, daß die Mittagshitze verging, und die Schatten sich nach und nach über die Wiesen ausdehnten. Endlich wehte die Kühle des Abends in den grünen Bäumen; die Sonne sank unter, und unsere Wanderer lagen noch immer in den Armen des Schlafes. Die Nacht kam herauf; und ein Gewitter bezog den Himmel; ein heftiger Wind schüttelte die Bäume, da erwachte Wilhelm und bemühte sich, auch seinen Vater zu ermuntern. „Was giebt es, mein Sohn?“ fragte Konrad. „Ich weiß nicht,“ war die Antwort. „Warum erweckst Du mich also?“ — „Vater, mich dünkt, es ist Abend.“ Ein Donnerschlag erschreckte Beide. „Nein, es ist ein Gewitter, mein Sohn,“ sagte Konrad ganz furchtsam. — „Mich dünkt doch, wir haben lange geschlafen,“ sprach Wilhelm, „wenn ich nur einen Ort wüßte, wo wir uns vor dem Ungewitter

verbergen könnten.“ — „Was mich betrifft,“ sagte der Vater, „so fürchte ich eben ein Gewitter nicht, aber man sagt, es wäre der Gesundheit nachtheilig.“ — „Was mich betrifft,“ antwortete der Sohn, „so fürchte ich ein Gewitter, besonders, wenn ich einsam auf einem Berge stehe, und der Regen so rauschend durch die Bäume niederfällt. Hatte ich denn nun aber nicht Recht, als ich sagte, daß unsre schönen Aussichten zu Wasser werden würden?“ — „Wenn ich es auch von dieser Aussicht zugebe,“ erwiederte der Vater, „die wir heute zu genießen hofften, warum sprichst Du von allen künftigen Aussichten?“ — „Nun, wenn uns ein guter Blitz hier trifft, so wird es wohl mit allen unsern Ansichten und Aussichten ein Ende haben.“ Ein heftiger Blitz fuhr zuckend vor ihnen vorüber, und beide Wanderer suchten stillschweigend mit den Händen einen Schutzort: denn die Dienste der Augen waren ihnen bei der Dunkelheit überflüssig. Wilhelm rief endlich seinen Vater, und sagte ihm, daß hier hinter dem Gesträuche sich eine Art von Höhle bildete. Er bat ihn, mit hineinzukriechen, bis das Gewitter vorüber sein würde. Konrad war willig, diesen Vorschlag anzunehmen, und Beide gingen in die Vertiefung hinein. Der Raum dehnte sich aus, und Wilhelm wunderte sich, daß diese Höhle ihm so eng und

klein geschienen hätte. Beide tappten an den feuchten Wänden herum, der Gang schien sich immer tiefer hinein zu verlieren; endlich bemerkten sie in einiger Entfernung ein schwaches Licht. „Sollte denn irgend Jemand diesen Ort bewohnen?“ fragte Wilhelm voll Verwunderung seinen Vater. „Vielleicht ein heiliger Einsiedler,“ sagte Konrad, „der sich hier von der Welt zurückgezogen hat.“ „Nun, zurückgezogen ist der genug,“ sagte der Sohn, „denn wer sollte ihn wohl in diesem Berge suchen? Vielleicht ist es aber auch ein böser Geist, der hier sein Wesen treibt.“ — „O pfui, mein Sohn, wie oft habe ich Dir gesagt, daß ich dergleichen Hirngespinnste nicht glaube.“ „Ich auch nicht, wenn wir am hellen Tage im Freien sind, aber hier in der Nacht beim Gewitter, in einer Höhle, die immer breiter und tiefer wird, je tiefer man hineingeht, da will mir meine Aufklärung nichts helfen.“ Es schien ihnen jetzt, als ob sie dem Lichte ganz nahe gekommen wären; da zerplatzte es in einigen Funken, und in einer kleinen Entfernung von ihnen saß eine Dame in nachdenklicher Stellung, ihr Gesicht war mit einem langen weißen Schleier bedeckt. Beide Wanderer blieben erstaunt stehen, endlich faßte Wilhelm neuen Muth, die Gestalt schien nur wenige Schritte von ihm entfernt,

er erkannte jetzt ganz deutlich, daß eine silberne Lampe neben ihr stand, die einen matten Schein auf sie und auf die Wände der Höhle warf; er wollte ihr näher treten, aber schon beim zweiten Schritte sprangen einige Funken aus der Lampe, und die Dame war weit zurück gewichen. In einer weiten Entfernung sah sie Wilhelm wieder bei der Lampe sitzen. Ein Mann in einer reichen Kleidung stand vor ihm, und fragte Wilhelm, was ihn zu diesem Palaste geführt habe? Bei dem Worte Palast, blickte Wilhelm um sich, und sah bei der schwachen Erleuchtung, daß er sich in einem prächtigen Zimmer befand, welches mit reichen Tapeten verziert war. „Ich suchte hier Schutz," sagte Wilhelm ganz verwirrt, „gegen den Regen und das heftige Gewitter." — „So geht nur weiter," sagte der reichgekleidete Mann, „die Diener werden wohl für Euch sorgen." Wilhelm faßte seines Vaters Hand, und fragte, „was denkt Ihr zu allem diesen?" — „Gar nichts, mein Sohn," erwiederte der Alte, „wir wollen das Ende abwarten." Sie sahen sich nach dem Manne um, der mit Wilhelm geredet hatte, aber er war verschwunden. Der Gang, den sie gekommen waren, war so finster, daß ihnen der Rückweg unmöglich schien; nur vor ihnen leuchtete in der Ferne die silberne Lampe der Dame, welche den Kopf

ein wenig zu erheben, und den Wanderern zu winken schien. Sie gingen einige Schritte und waren nun der Dame wieder ganz nahe. Wilhelm öffnete den Mund, um sie anzureden, da flatterten Funken aus der Lampe auf, die Dame war noch weiter zurückgezogen, als das erste Mal, und eine Schaar von Bedienten strömte den Fremden entgegen, und fragten was sie hier wollten. Wilhelm wiederholte seine vorige Antwort, und sie baten ihn, er möchte nur weiter gehen. „Wollen wir weiter gehen?“ fragte Wilhelm seinen Vater. „Was können wir anders thun,“ sagte Konrad. Sie gingen weiter, und da sie der Dame abermals näher kamen, und viele Funken aus der Lampe sprangen, so war ihnen diese Erscheinung nicht mehr neu, und sie erwarteten ohne Verwunderung, was nun erfolgen würde. Eine Schaar von Mädchen in langen seidenen Gewändern rauschten vor ihnen vorüber und betrachteten sie mit neugierigen Blicken. Endlich kam eine, die auf einem Stabe gelehnt, mit Mühe ging. Sie blieb vor den Fremden stehen und fragte, was sie wollten. Wilhelm hörte die Frage schon zum dritten Male, und war es überdrüßig darauf zu antworten, er wollte stillschweigend vorübergehen: die Alte aber faßte seine Hand und fragte mit zorniger und heiserer

Stimme, noch einmal, was er hier wolle? „Ich suchte Schutz gegen das heftige Gewitter," rief Wilhelm aufgebracht, „aber laßt mich nur wieder hinaus; denn besser ist es doch, vom Regen durchnaßt unter freiem Himmel zu bleiben, als sich hier mit Euren ewigen Fragen zu quälen." — „Nun ich weiß, was Ihr wollt," sagte die Alte besänftigt, „nun will ich selbst für Euch sorgen, und Euch meiner Gebieterin vorstellen, folgt mir nur nach." Sie ging voran und indem Wilhelm und sein Vater ihr folgten, sagte der Sohn: „nun Vater, Ihr sprecht ja kein einziges Wort, laßt doch Eure Meinung von diesen Wunderdingen heraus." — „Laß uns das Ende abwarten, mein Sohn," erwiederte Konrad, „ich unterstehe mich nicht, eine Meinung zu haben, ehe ich nicht weiß, wo hinaus das Alles will."

Sie waren unter solchen Gesprächen durch eine große Reihe von Zimmern gegangen, und immer, wenn sie glaubten, der Dame ganz nahe zu sein, so sahen sie sie wieder in einer weiten Entfernung sitzen, ohne daß sie ihre Stellung verändert hatte. Endlich hatten sie ein Zimmer erreicht, das mit grünen, golddurchwirkten Tapeten geschmückt war; silberne Lampen waren ringsum an den Wänden angebracht, und erleuchteten das Gemach. In der Mitte desselben saß die Dame auf einem grünen, mit

vielem Golde und glänzenden Steinen geschmückten Sessel, sie stand auf, als die Fremden von ihrer alten Führerin vor sie gebracht wurden. Ihr langer weißer Schleier fiel, so wie sie sich bewegte, auf den Boden nieder; ihre goldenen Haare umwallten in unzähligen Locken ihre Schultern; ein reines, reich mit Edelsteinen gesticktes Band strebte zwar, sie auf der Mitte des Kopfes zu halten, aber ein großer Theil hatte sich aus diesen Fesseln befreit, und bedeckte den Busen. Ihre Augen wie zwei glänzende Sterne, hefteten sich auf Konrad und Wilhelm, die Rosenlippen öffneten sich, und mit sanfter Stimme sprach sie: „was wollt Ihr hier?“ Beinahe wäre Wilhelm verdrießlich geworden, diese Frage noch einmal zu hören, aber die Schönheit der Dame war so groß, daß sie seinen Unwillen überwand; er wiederholte also seine gewöhnliche Antwort. „Also der Regen und der Sturm führen Euch in meine Wohnung,“ sagte die Dame seufzend, „und nicht die Liebe?“ — „Nein, Madame,“ erwiederte Wilhelm, „wie sollte mich die Liebe hierher führen?“ „Also verschmäht von der einzig Geliebten hat sich Dein Herz nicht von den Menschen abgewendet, und in dieser Einsamkeit Schutz gegen die Gedanken gesucht, die es in der Welt zur Verzweiflung bringen will-

ten?" — „Wie ich schon gesagt habe," erwiederte Wilhelm, „ich habe hier gegen nichts Schutz gesucht, als gegen den Blitz und das Ungewitter; ich bin vernünftig genug, zu wissen, daß ich in meinem Alter nur die Wissenschaften lieben soll, und ihnen habe ich mich auch mit ganzer Seele ergeben. Damit ich meine Studien, mit rechtem Nutzen treiben möchte, hat sich mein Vater in seinem Alter noch entschlossen, mich auf meinen Reisen, die ich etwa zu machen hatte, zu begleiten, und gegenwärtig sind wir nun auf der ersten, und diese Höhle, so wie die ganze Art von Menschen, die wir hier gesehen haben, sind allein schon eine Reise werth, so wunderbar sind sie." — „Verlangt Euch nicht nach einiger Speise?" fragte die Dame, nachdem sie Wilhelm einige Augenblicke stillschweigend betrachtet hatte. „In der That," erwiederte Dieser, „würde ich Euch sehr verbunden sein, wenn Ihr mir etwas dergleichen weiter zukommen lassen." Die Dame berührte eine von den Lampen, ein großer blendender Funken sprang heraus, und nach einigen Augenblicken stand ein großer, stattlich gekleideter Mann vor ihnen, der Wilhelm und seinen Vater bat, sie möchten ihm folgen, im nächsten Zimmer stände ein Abendessen für sie bereit. Sie gehorchten ihm, und er führte sie

in ein anstoßendes Gemach. Ein niedlich besetzter Tisch reizte ihre Begierde, und sie setzten sich, ohne vorher die Einladung ihres Führers abzuwarten. Als sie eine Zeitlang gegessen hatten, sah Wilhelm nach dem Zimmer zurück, worin sie die Dame gesehen, sie war ihnen jetzt wieder fern, und saß in nachdenkender Stellung, auch verhüllte der Schleier wieder ihr Gesicht.

Wilhelm fragte jetzt den Mann, welcher sie in das Gemach geführt hatte, warum er so an der Thür stehen bliebe; er möchte das Vergnügen der Gesellschaft erhöhen, und sich an den Tisch setzen, und mit ihnen essen. „Ich bin," sagte der Mann mit ernsthafter Gebehrde, „zu Eurem Hüter bestimmt, so daß Euch Keiner einen Schaden zufügen darf, und ich werde mein Amt nicht versäumen; wollt Ihr mir jedoch etwas von den Speisen herreichen, so werde ich es mit allem Dank annehmen. Wilhelm stand sogleich auf, um seinen Wunsch zu erfüllen, und alle Drei aßen nun mit fröhlichem Muthe. Endlich rief Wilhelm seinem Hüter zu: „Freund, wir haben uns nun an Speise und Trank erquickt, aber unsere Augen fallen zu, unsere matten Glieder bedürfen der Ruhe." „Seht Euch nur um," sagte der Hüter, „dies Zimmer enthält Alles, was Ihr zur Bequemlichkeit be-

durft." Sie sahen um sich und in zwei Nischen standen zwei Ruhebetten von rothem Atlas mit prachtigen goldenen Franzen. Wilhelm warf sich auf eins derselben nieder, und sein Vater folgte seinem Beispiel; sie blickten noch einmal nach der Dame hin, und eine Dunkelheit senkte sich wie ein Vorhang vor ihr nieder, so daß sie nicht mehr gesehen werden konnte. „Was dünkt Euch zu dieser Höhle?" fragte Wilhelm seinen Vater. „Laß uns das Ende abwarten, mein Sohn," war die Antwort. „Ihr nehmt leicht Gewohnheiten an," sagte Wilhelm verdrießlich, „denn so wie die Einwohner hier immer dasselbe fragten, so habt Ihr auf alle Fragen dieselbe Antwort; mich dunkt, wir sind am Ende." — „Wie so?" fragte Konrad. „Nun," rief der Sohn, „der Tag ist gewiß zu Ende, daran werdet Ihr doch nicht zweifeln, auch haben wir zu Abend gegessen und liegen hier und wollen einschlafen, was wollt Ihr nun noch weiter erwarten?" — „Werde nicht ungeduldig, mein Sohn, ich erwarte, ob die ganze Begebenheit nicht ein Traum ist, der mich täuschet." — „Wie sollte es denn kommen, daß wir Beide zugleich dasselbe traumen?" — „Das ist es eben," sprach Konrad, „ob Du mir nicht auch nur im Traume, als in die Begebenheit verflochten, erscheinst." — „Das

muß ich ja aber doch fühlen, und besonders wenn ich mich, wie jetzt, darüber ärgere, daß Ihr dergleichen Gedanken habt," erwiederte der Sohn. „Wie kann ich das Alles wissen, es kann mir ja im Traume erscheinen, daß Du alle diese Reden gegen mich äußerst, darum laß es uns abwarten." — „Aber wir liegen ja hier auf unsern Betten, und sind im Begriff einzuschlafen, und nun bald wirklich zu träumen; wie wollt Ihr denn das erklären?" — „Sehr oft träumte ich, ich lag' und schliefe, und erwachte aus diesem Schlafe, und träumte in dem andern weiter, und erwachte wieder, und so mußte ich oft aus einem sechsfachen Schlafe und Traume aufwachen, ehe ich zu dem rechten Erwachen kam; wie viel leichter ist es nun, daß einem traumen kann, man wollte sich eben erst dem Schlafe überlassen." — „Wenn Ihr aber glaubt, daß alle diese Vorfälle, und auch unser ganzes Gespräch nur ein Traum sind, warum fahret Ihr es denn mit mir, und schweigt nicht lieber still." — „Das geschieht deswegen, mein Sohn, weil ich es doch nicht gewiß weiß, ob wir nicht wachen; denn das ist eben die Eigenschaft der Traume, daß man darüber nie gewiß werden kann; ware dies möglich, so wurde sich kein Mensch die Mühe geben, eine alberne Begebenheit auszuträumen, sondern nur lieber gleich die

Augen öffnen, so wäre die ganze Geschichte vorüber." — „Das ist aber eben das Wunderliche dabei, daß wir fest glauben, unsere Augen sind offen." — „Nun, das weiß ich auch gewiß, daß es die meinigen in diesem Augenblicke auch sind, aber nun will ich sie schließen; gute Nacht, Vater." — „Gute Nacht, mein Sohn." Und nun schlossen Beide die Augen und schliefen sanft, bis der helle Tag sie beschien. Konrad wachte zuerst auf und blickte um sich; er lag auf einem Haufen dürrer Blätter in einer engen Höhle; in einer kleinen Entfernung von ihm lag sein Sohn und schlief noch sanft. Konrad faßte seinen Arm und suchte ihn durch Rütteln zu ermuntern. „Wache auf mein Sohn," rief er, „ich will Dir einen wunderbaren Traum erzählen." — „Kommt Ihr mir schon wieder mit Euren Träumen," sagte Wilhelm noch halb schlafend. Der Vater schüttelte ihn stärker, und als Wilhelm die Augen öffnete, blickte er mit allen Zeichen des Erstaunens um sich. „Nun," rief er, „auch ich habe einen Traum gehabt, wie es sich gewiß noch kein Mensch rühmen kann." Beide fingen nun zugleich an, sich ihre Träume zu erzählen, aber wie erstaunten sie, als sich aus allen Umständen ergab, daß sie unmöglich geträumt haben konnten. Beide saßen, nachdem sie die Erzählung ihrer

Begebenheiten geendigt, und die genaueste Uebereinstimmung fanden, in tiefen Gedanken. „Hatte ich denn nun nicht Recht," redete Konrad endlich seinen Sohn an, „wenn ich Dir sagte, wir wollen das Ende abwarten?" — „Nun, so wollen wir nur aus der verdammten Höhle herausgehen," sagte Wilhelm, „damit wir endlich ein Ende gewinnen." Beide standen auf und wollten den Vorschlag ausführen. Sie näherten sich dem Ausgange und traten erstaunt zurück. Ein großer Hund mit feurigen Augen lag am Ausgang der Höhle und zeigte, so wie sie sich daraus entfernen wollten, drohend seine Zähne. „Was sollen wir nun anfangen?" fragte Konrad. „Ja, nun müssen wir das Ende abwarten," erwiederte Wilhelm, „denn ich habe gar keine Lust, den Kampf mit diesem Ungeheuer zu wagen," und mit diesen Worten setzte er sich ruhig nieder. „Wie kannst Du ihn ein Ungeheuer nennen," sagte Konrad, „Du siehst ja, daß es ein Hund ist." — „Ich weiß nicht, was ich davon glauben soll, aber mir ist sehr wahrscheinlich, daß es derselbe Mann ist, der sich gestern zum Hüter an die Thür unseres Zimmers stellte, und ich werde mit Niemand einen Kampf anfangen, dem ich nur zutraue, daß es ihm möglich ist, seine Gestalt zu verwandeln." — „Ich kann

Dir nicht Unrecht geben, mein Sohn," sagte Konrad, „und indem ich diesen Hund genau betrachte, so scheint es mir, als ob eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Manne, der sich unsern Hüter nannte, gar nicht zu verkennen ist." Er setzte sich nun neben seinen Sohn und Beide betrachteten stillschweigend den Hund, der sie wieder betrachtete. So mochten sie wohl eine Stunde gesessen haben, als Wilhelm endlich sagte: „Wie soll es aber werden? Wenn dieser Hund ewig so liegen bleibt, so können wir niemals aus unserm Gefängnisse entrinnen, und müssen so aus Mangel an Speise und Trank verschmachten." — „Gedenkst Du in dieser Bedrängniß an dergleichen?" fragte Konrad. „Ich wollte gern nicht daran denken," sagte Wilhelm, „aber mein physischer Mensch erinnert mich wider meinen Willen daran." — „Wir wollen den Hund hinwegzulocken suchen," sagte der Vater, und Beide gaben sich nun alle Mühe, mit freundlichen Worten, worauf sonst Hunde achten, auch diesen, der ihnen so beschwerlich wurde, zu gewinnen. Aber alle Mühe war vergeblich, er blieb taub bei allen ihren Liebkosungen. „Sollte man denken," sagte Wilhelm, „daß ein Hund so fühllos gegen Schmeicheleien sein könnte? Wir können es nicht einmal dahin bringen, daß er mit

dem Schwanze wedelt." — „Es ist ein vergebliches Bestreben," versetzte Konrad, „und wenn wir etwas hätten, womit wir unsern Hunger und Durst stillen könnten, so wollte ich mich gelassen in mein Schicksal ergeben." — „Unter diesen Bedingungen sollte mir die Gelassenheit auch nicht schwer werden," sagte Wilhelm. Beide hoben ihre Augen seufzend auf, als ob sie Hülfe von oben erflehen wollten, und mit Erstaunen bemerkten sie, wie die Decke der Höhle sich theilte, und ein großer Zweig, an welchem die schönsten Früchte hingen, sich durch die Oeffnung zu ihnen niedersenkte. Eine kleine Zeit hatte das Erstaunen ihre Glieder gefesselt, aber bald waren sie mit der größten Hastigkeit bemüht, die Früchte herunterzubrechen, und als endlich alle abgebrochen waren, blickte Wilhelm gespannt zwischen alle Blätter, denn die Schönheit der Früchte reizte ihn so sehr, daß er auch nicht einer gern entbehren wollte. Sie hatten die Früchte verzehrt und saßen nun wieder und vertieften sich in Gedanken, wie sie ihr Schicksal ändern möchten; aber leider wollte kein Rath beifallen, der ihnen in dieser Noth Hülfe verschafft hätte. Der Tag wurde ihnen so lang, und doch fürchteten sie die Nacht, denn ihr Hüter blieb unbeweglich am Eingang der Höhle liegen, und es war nicht zu vermuthen, daß er mit ein

brechender Nacht sein Geschäft aufgeben würde, und in der Dunkelheit konnten sie sich seine Gesellschaft nicht anders, als furchtbar denken.

Solche Betrachtungen betrübten ihre Seelen; da hörten sie nahe bei der Höhle das Gebell der Hunde und eine fröhliche Jagdmusik. Ein Strahl von Hoffnung ging ihnen auf; sie glaubten, der ihnen so furchtbare Hund würde vielleicht seinen Posten verlassen, und sich zu denen verfügen, die sich so munter ganz in seiner Nähe hören ließen. Aber auch diese Hoffnung betrog sie, denn ihr Wächter blieb so ruhig, als ob er gar nichts von dem Lärmen in seiner Nähe vernommen hätte. Sie schlossen nun, daß er taub sein müsse, und fingen an so laut um Hülfe zu rufen, als es ihnen möglich war, in der Hoffnung, daß die Jäger vielleicht sie hören würden. In der That war dies auch der Fall und ihnen wenigstens ein Wunsch gelungen. Sie hörten, wie die Jäger sich der Höhle näherten, und verdoppelten ihr Geschrei. Der Hund sah sie verächtlich an, und sie fürchteten nun, er würde Niemand zu ihrer Hülfe hineinlassen; diese Besorgniß war aber ungegründet. Ein schöner junger Mann, in einem leichten Jagdkleide, mit vielem Gelde verziert, trat in die Höhle. Er blieb in der Oeffnung mit Erstaunen stehen und be-

trachtete die Beiden, die auf dem Boden saßen, endlich fragte er: ob sie denn Diejenigen wären, deren Stimmen so ängstlich um Hülfe gerufen hätten? Wilhelm stand auf, verbeugte sich und sagte: „Ja, edler Herr, die Noth, worin wir uns befinden, zwingt uns, also kläglich zu thun.“ — „Und welche Noth ist es denn,“ fragte der Fremde, „die Euch bedrängt? Denn wahrlich, man sieht sie Euch nicht an, und Euer Anblick kann nur Verwunderung und Lachen erregen; zwei Männer, die auf dem Boden sitzen, und aus allen Kräften nach Hülfe rufen, da sie weder gefesselt, noch beschadigt, oder krank sind!“ — „Wir sind beschadigt genug,“ sagte Wilhelm, „denn es wird uns der Schaden zugefügt, daß wir unsere Studien nicht fortsetzen können, und dies dadurch, weil wir leider an diese Höhle gefesselt sind, und diese Einsperrung wird uns in Kurzem am Gemüthe und am Leibe krank machen; so haben wir alle die drei Uebel, welche Ihr vorher genannt habt, und sind wohl berechtigt, um Hülfe zu rufen.“ — „Ihr Narren,“ sagte der Fremde, „Ihr dürft ja nur diese Höhle verlassen und alle Eure Klagen sind gehoben; nichts hindert Euch, Euch in Freiheit zu setzen.“ — „Glaubt Ihr denn,“ sagte Konrad, „wenn uns nichts hinderte, daß wir nur einen Augen-

blick zögern würden, uns das unschätzbare Gut der Freiheit zu verschaffen?" — „Nun, und was hindert Euch denn daran?" sagte der Fremde. „Bemerkt nur diesen Hund, der den Eingang bewacht," sagte Wilhelm; „glaubt Ihr, daß er Euch eben so ungehindert wird hinausgehen lassen, als er Euch einließ?" „Und Ihr seid zwei Männer," rief der Fremde spottend, „und fürchtet einen einzigen Hund?" — „Gebt uns nur mit einem guten Beispiel voran," versetzte Wilhelm; „geht ohne Furcht hinaus, so wollen wir Euch folgen." — „Dieser Dienst, den Ihr von mir fordert, ist sehr gering," sagte der Fremde lachend, „und ich kann ihn mit Leichtigkeit erfüllen." Er wandte sich um und wollte, ohne mehr Worte oder Zeit zu verlieren, den Beiden zeigen, wie leicht sich ihrem Uebel abhelfen ließe; als er aber am Ausgange der Höhle war, stand der Hund von seinem Lager auf, sah ihn mit funkelnden Augen an und zeigte drohend seine Zähne. Fernando, so hieß der Fremde, ließ sich dadurch keine Furcht machen, er versuchte, den Hund von dem Ausgange zurückzuscheuchen, und da endlich kein anderes Mittel helfen wollte, wurde er zornig, zog seinen Degen und wollte so den Kampf mit dem Hunde beginnen. Der Hund bewegte dreimal seinen Kopf, von der rechten zur linken Seite,

und Fernando's Arme sanken ermattet nieder, der Degen entfiel ihm und er betrachtete mit Erstaunen den Hund, und Konrad und Wilhelm. „Nun, edler Herr," sagte Konrad, „Ihr werdet gegen diesen Hund auch keine Schlacht gewinnen." — „Nein," sagte Fernando, und setzte sich nieder; die beiden Andern folgten seinem Beispiele und Wilhelm sagte: „Nun sitzen wir hier alle Drei, wie wir vorher nur Beide allein hier saßen, wollen wir nun unser Geschrei um Hülfe wieder anfangen?" — „Laß es sein, mein Sohn," sagte Konrad, „denn was würde es uns anders helfen, als daß wir die Zahl der Gefangenen vermehrten, denn wie es scheint, so darf Jeder in diese Höhle hinein, aber man läßt ihn nicht wieder von dannen." — „Was wollen wir denn aber anfangen?" fragte Wilhelm. „Laß uns die Nacht erwarten," erwiederte Konrad. „Ihr habt noch immer Lust zu warten," sagte Wilhelm verdrießlich. „Wie seid Ihr denn aber in diese Höhle hineingekommen?" fragte Fernando. „Die Geschichte ist sehr kurz," antwortete Wilhelm. „Ich bin meines Vaters einziger Sohn, er verwendete sein kleines Vermögen darauf, um mich zu erziehen und in den Wissenschaften unterrichten zu lassen. Es ist ihm auch Alles gut gelungen, und nun meinte er, daß ich, bis auf das

Reisen, ganz vollendet wäre, um mein Glück in der Welt zu machen. Auch dies beschlossen wir nun noch an mich zu wenden, und mein Vater, trotz seiner Jahre, wollte die Reise mit mir machen, damit sie von desto größerem Nutzen für mich sein sollte." — „Und nun seid Ihr bis hierher gekommen?" sagte Fernande lachend. „Freilich," erwiederte Konrad. „Wir hatten mit vieler Mühe einen Berg erstiegen und wollten von seiner Höhe die schöne Aussicht genießen; da wir aber von dem Klettern zu ermüdet waren, so schliefen wir ein, und mir ist seit der Zeit noch immer, als wäre ich träumend, so wunderbare Dinge sind uns begegnet." Und nun erzählte Konrad und Wilhelm dem Fremden Alles, der ihnen aufmerksam zuhörte und die kleine enge Höhle genau beobachtete. In einer Abtheilung derselben bemerkte er, in einer abgemessenen Entfernung von einander, verschiedene kleine Steine, die einen matten, kaum merkbaren Glanz verbreiteten. Er brach einen aus der Wand, der Hund fing sich an unruhig zu bewegen, und Fernande setzte sich nieder, den Stein in den Händen, den er als unnützes Spielzeug betrachtete, wozu ihn nur die Langeweile brachte, sich damit zu beschäftigen. Die Drei saßen noch bei einander, als die Nacht einbrach und die Dunkelheit ihre Verlegenheit

noch vermehrte. „Wie wird es uns nur in dieser Nacht ergehen?“ sagte Wilhelm mit furchtsamer Stimme, und er und sein Vater schlossen sich so eng als möglich an Fernando an. „Wir müssen erwarten,“ sagte Fernando, „ob es der Macht, die uns hier wider unsern Willen hält, nicht gefallen wird, uns wieder frei zu geben.“ Unter diesem Gespräche war die Sonne völlig untergegangen. Einen Augenblick bedeckte eine dicke Finsterniß die Höhle; dann schien es, als ob an der Wölbung verschiedene kleine Sterne anfingen, die einen matten Schein verbreiteten. Gestalten schwankten in der Höhle, ohne daß das Auge deutlich ihre Umrisse bemerken konnte. Endlich verbreitete sich Alles fester, der Schein wurde heller und alle Drei befanden sich in dem grauen Gemache, an dessen Wänden wieder die silbernen Lampen prangten. Fernando bemerkte mit Erstaunen, daß er selbst eine solche Lampe in den Händen trug, und Wilhelm und sein Vater glaubten, daß die Dame, die von ihren Dienerinnen umgeben, in der Mitte des Gemachs saß, nur deswegen nicht zurückweiche, weil Fernando selbst eine solche Zauberlampe trug, wie diejenige war, welche neben ihr stand. Die Dame erhob sich und der Schleier fiel von ihren Schultern nieder; sie betrachtete Fernando, der in Erstaunen

verloren war ihr stand. „Wie kommt Ihr hieher," fragte sie endlich, und mußte die Frage einige Mal wiederholen, eh Fernando sich sammeln und eine Antwort finden konnte. „Schöne Dame," sagte er endlich, „das Mitleid führte mich in eine Höhle, aus der ich Stimmen vernahm, die um Hülfe riefen und nun finde ich mich hier und weiß nicht wie." — „Also nicht die Liebe führte Dich hieher?" fragte die Dame seufzend. „Nein," rief Fernando, „denn mein Herz war bis auf diesen Augenblick mit ihren Gefühlen unbekannt, aber jetzt wird mich ihre Allmacht hier ewig fesseln." „Sprich nicht das verwegene Wort aus," sagte die Dame, „ja, die Liebe wird Dich und mich und viele Andere hier unbarmherzig fesseln; aber nie wird ein Herz belebt, das nicht mit diesem Gefühle diesen Aufenthalt betritt." Als sie diese Rede geendigt hatte, hob sich der Schleier vom Boden auf und legte sich über ihr Gesicht und floß in reichen Falten bis zu ihren Füßen nieder. „Warum entzieht Ihr mir den Anblick Eurer holdseligen Augen?" fragte Fernando. „Diese Blumen blühen nicht für Dich," sagte eine alte Dame, die mit vielen andern jungen Mädchen neben der schönen Unbekannten stand. „Wer seid Ihr?" fragte nach einem langen Stillschweigen die Dame. „Mein Name ist Fernando,"

war die Antwort. „Ich bin der zweite Sohn eines Fürsten, und jetzt, wie ich fürchte, sein einziger.“ — „So habt Ihr Euern Bruder verloren?“ fragte die Dame. „Ich weiß nicht, welch ein Unglück ihm begegnet,“ sagte Fernande, „er wisse ob an den Hof des Königs Arwander, der, seiner schönen Tochter zur Ehre, ein Turnier gab, wo jeder Ritter bemüht war, sich in aller seiner Tapferkeit zu zeigen. Auch mein Bruder war unter denen, die den Dank aus den Händen der schönen Rosalva zu erringen hofften; aber ehe noch das Turnier geendigt war, die Prinzessin mit ihrer Hofmeisterin und vielen andern von ihren Jungfrauen verschwunden. Die Ritter des Turniers beschlossen, das Land zu durchsuchen, und sie mit Gewalt ihrem Räuber zu entreißen, ob man gleich vermuthete, daß es ein mächtiger Zauberer sein müsse, der sie, ohne daß es Einer bemerkte, aus der Mitte der Frauen vor den Augen ihres Vaters entführt hatte. Mein unglücklicher Bruder verband sich durch ein Gelübde, nie wieder an den Hof meines Vaters zurückzukehren, wenn er nicht vorher die schöne Rosalva dem Ihrigen zugeführt hatte. Die andern Ritter sind wiedergekehrt, ohne auch nur eine Spur von der Prinzessin gefunden zu haben; nur mein Bruder fehlt. Seinem Gelübde treu, und meine Augen werden ihn, den

ich so sehr liebe, niemals wiedersehen. Ich zog aus, um Ihn zu suchen; viele Tage hatte ich in der tiefsten Traurigkeit verlebt, mein einziges Geschäft war, nach ihm jeden Vorübergehenden zu fragen und dem fernsten Scheine der Hoffnung zu folgen. Heute, als ich durch den frischen Wald zog, kam in mir das Gefühl der Jugend zurück; ich beschloß, da ich mich wieder frei fühlte, von den Banden des Kummers, mir neuen Bergen zu jagen, und nun bin ich hier ewig ein Gefangener." Fernando hatte seine Erzählung geschlossen und konnte sich der Thränen beim Andenken an seinen Bruder nicht erwehren. Die Dame wendete sich ab und seufzte; es hatte noch einige Zeit ein Stillschweigen geherrscht, und es schien nun, als ob die Dame sprechen wollte, da sahen sie in der Ferne einen Jüngling auf sich zukommen. Er war von Dämmerung umgeben, und sie konnten nur bemerken, daß er mit unbedecktem Haupte und verworrenen Haaren, die Augen auf den Boden geheftet, ging. Die Dame setzte sich und berührte eine neben ihr stehende Lampe, und in demselben Augenblicke faßte ein Mann, den Wilhelm und sein Vater sogleich für denjenigen erkannten, der sie zuerst in der Höhle begrüßt hatte, die Hand des Jünglings, und schien ihn anzureden. Dieser sah voll Verwunderung seine Augen

auf antwortete nichts, riß sich mit Gewalt los und ging weiter. Mit unwilligen Geberden folgte der Mann ihm nach. Die Dame berührte wieder die Lampe und alle Diener zogen ihm entgegen, er antwortete auch denen nicht, und die ganze Schaar begleitete ihn. Die Dame sandte ihm auch ihre weibliche Dienerschaft entgegen, aber auch auf ihre Fragen erfolgte keine Antwort. Sie verhüllte sich nun sorgfältig in den Schleier, der Jüngling stand vor ihr, und sie redete ihn selbst an: „Was wollt Ihr hier und warum gebt Ihr auf alle Fragen keine Antwort?“ Wie vom Blitze getroffen stand der Jüngling, betrachtete die verhüllte Gestalt und sagte dann mit Thränen: „Ach, die Gewalt dieser Stimme zwingt mich, und löst mein Herz in seinen tiefsten Banden! Mit Zaubergewalt werde ich genöthigen, meinen Schmerz in Worte zu bringen, und meine Klagen und meine Thränen zu Deinen Füßen auszuströmen. Was ich hier will? ach! verborgen wollte ich mich vor der Welt, vor dem Lichte, und so ein Leben verschmachten, das kein Leben mehr genannt zu werden verdient. Meine Sonne ist untergegangen, der Stern, dem ich folgte, ist mir erloschen. Ich liebte die schöne Rosalva, ich hoffte, sie zu verdienen, zu besitzen, sie wurde vor unser Aller Augen uns entzogen. Niemand hat eine

Spur von ihr gefunden. Ich ging bewaffnet aus, und hoffte sie wiederzufinden, auch der Hölle hätte ich sie abgekämpft, aber keine Nachricht ist mir von ihr geworden. Da habe ich nun mein Schwert und meine Rüstung weggeworfen, denn was sollen sie mir nun noch nützen, da ich sie nicht mehr damit gewinnen kann. Nun bin ich durch die Wälder gezogen, endlich fand ich diese Höhle; die Dunkelheit darin zog mich an, ich ging hinein und finde mich nun hier, ich weiß nicht wie. Ich wollte mit keinem menschlichen Wesen mehr reden, weil mir Keiner Nachricht von ihr zu geben wußte, nur der Zauberklang Deiner Stimme hat meinen Vorsatz vernichtet, und ich habe mein Leid vor Dir ausgesprochen." Er hatte geendet und hob nun seine Augen auf, die, so lange er geredet hatte, an den Boden gefesselt waren. Da senkte sich der Schleier von der Dame nieder und Rosalva lächelte ihn mit himmlischer Schönheit an. Entzücken ergriff den knieenden Jüngling, er sprang auf, schloß die geliebte Rosalva in seine Arme und Beide weinten aus Schmerz und Lust, ihre Thränen flossen in einander. Fernando trat hinzu und faßte die Hände des Jünglings. „Bruder!" rief er, und Beide drückten sich innig an die Brust. Konrad und Wilhelm standen und sahen allen diesen Wunder-

dingen zu. Sie waren die Ersten, die es bemerkten, daß ein helles Licht sie umgab, die Sonne funkelte golden auf Gras und Blumen, ein Morgenwind umwehte sie mit lieblicher Frische, und sie standen nun auf dem Berge und genossen die herrliche Aussicht, um derentwillen sie sich so bemüht hatten. Auch die übrigen Glücklichen bemerkten die Veränderung, die um sie vorgegangen war. „Gottlob!“ sagte Rosalva, „die Zeit des Leidens ist vorüber, ich kann zurückkehren an den Hof meines Vaters.“ Alle Anwesenden baten sie, ihnen das wunderbare Geheimniß zu erklären, wie Alle in die Höhle gekommen wären, und wohin diese nun selbst gekommen sei. „Mein Unglück wollte,“ sagte Rosalva, „daß ein mächtiger Zauberer eine heftige Liebe zu mir hegte; er bemerkte, daß in dem Turnier meine Augen mit Wohlgefallen auf Dir ruhten, und angetrieben von seiner Eifersucht, brauchte er seine Macht und entführte mich und meine Mädchen aus dem Kreise der übrigen Frauen, vor dem Angesicht meines Vaters und aller Ritter des Hofes. Auf diesem Berge setzte er uns nieder und entdeckte mir seine Liebe. Ich hörte ihn mit Abscheu an, und alle seine Bemühungen, mir zu gefallen, dienten nur dazu, meinen Widerwillen zu vermehren. Nachdem er vierzig Tage vergeblich

„angewendet hatte, mein Herz zur Liebe zu rühren, kam „er endlich zu mir mit Gebehrden eines Verzweifelnden „und sagte: Ich kann Dich, grausame Rosalva, nicht „gewinnen, aber nie soll Dich Einer besitzen, der Dich „weniger liebt, als ich. Verzweiflung muß dessen Herz erst „zerrissen haben, nie das meinige jetzt zerrissen ist, in „dessen Besitz ich Dich sehen kann. Als er diese Worte „gesprochen hatte, sah ich, daß eine enge Höhle sich um „uns her gewölbt hatte. Hier, fuhr er fort, schließe ich „Dich mit Deinen Mädchen ein, meine Diener bleiben „bei Euch zurück, damit meine Befehle genau beobachtet „werden. Dunkelheit verbirgt Euch, sobald die Sonne „aufgeht vor den Augen aller Sterblichen, und nur in „der Nacht, wenn die silbernen Lampen ihren Schein „verbreiten, werdet Ihr und auch der Palast, der Dir „zur Wohnung dient, den Menschen sichtbar sein. Hinein „zu dem Eingange zu Dir ist jedem Manne zu gehen „erlaubt; aber wen nicht verzweifelnde Liebe führt, der „büße mit unauflöslicher Gefangenschaft so lange den Frev„el, Dir zu nahen, bis der Dich findet, der Dich ver„dient. Mich, undankbare Schöne, wirst Du nie mehr „sehen; ich eile hinab in die Tiefen des Meeres, dort in „meinem wässerigen Reiche sollen die kühlen Wogen die

„brennende Leidenschaft in meiner Brust erlöschen. Als er „diese Worte gesagt hatte, war er meinen Augen ent„schwunden, und ich habe ihn nicht mehr gesehen.“ — „Und heute,“ sagte Fernando, „ist uns Allen der Tag des Glücks erschienen, wo mein theurer Bruder seine betrauerte Geliebte und ich meinen geliebten Bruder fand. Laßt uns nun, schöne Rosalva, zurück an den Hof unsers Vaters eilen, damit die glücklichen Eltern sich wieder an dem Anblicke ihrer Kinder erfreuen. Und auch Ihr,“ sagte er zu Konrad, „die Ihr mich durch Euer Geschrei nach diesem wundervollen Orte zoget, sollt mit uns glücklich sein. Begleitet uns, wir wollen für Euch sorgen.“ Konrad sagte zu seinem Sohne: „Siehst Du, mein Lieber, daß das Alter nicht ohne Erfahrung ist? Ich sagte, das Reisen vollende den Menschen und erschaffe sein Glück, hat es nun nicht das Deinige gemacht?“ Wilhelm gab seinem Vater Recht und Alle begaben sich auf die Reise nach Rosalva's Heimath.

Traum und Wirklichkeit.

Leonard hatte von seiner frühen Jugend einen großen Hang zum Reisen gehabt. Er hatte sich endlich zu Schiffe begeben, um eine Reise nach Amerika zu machen.

Der Himmel war heiter und blau, die Winde bliesen lustig in die Segel, die Flaggen und Wimpel wehten, das Schiffsvolk war fröhlich; der Capitain betheuerte, er habe nie so eine glückliche Fahrt gehabt.

„Ich begreife nur gar nicht," sagte Leonard, „wie ich mich so schnell entschlossen habe, die Reise zu machen, schon zehn Jahre habe ich darüber nachgedacht und habe es immer nicht gethan, und jetzt bin ich so plötzlich auf Ihrem Schiffe."

„Wie kommt es, daß Sie gerade nach Amerika wollen?"

„Das klang mir immer so seltsam, so wunderbar; in dem Worte Amerika, liegt für mich eine so anziehende Kraft, ich habe immer zu reisen gewünscht; aber nirgend anders hin."

„Jeder Mensch hat seine Neigungen."

Leonard ſtand auf dem Verdeck und ſah in das weite Meer hinaus; er ſah ein Schiff mit der größten Schnelligkeit daher ſegeln. Es ſchien ihm ſehr ſeltſam gebaut; es kam ſehr bald näher, der Capitain und alles Schiffsvolk ſchien es gar nicht zu bemerken.

Leonard ſah auf dem Verdeck einen großen Mohren ſtehn; er war ganz in rothe Seide gekleidet, welches gegen ſeine dunkelſchwarze Haut ſonderbar abſtach.

Das ganze Schiff war mit Mohren beſetzt, und erſt als es ganz nahe gekommen war, bemerkte es der Capitain des Schiffes, worauf ſich Leonard befand.

Plötzlich hörte er ein fürchterliches Schießen, er war ganz mit Dampf bedeckt, er ſtand plötzlich mitten unter einem Haufen Soldaten, er war gar nicht furchtſam, er ſah Viele rings um ſich her fallen, es war Blut und Tod auf allen Seiten; er konnte nicht begreifen, woher es käme, daß ihn keine Kugel träfe, er ſtand mit der größten Gleichgültigkeit da, und ſah dem fürchterlichen Spiele zu.

Die Soldaten kamen ihm bald nicht mehr wie Menſchen vor, und es beluſtigte ihn, wenn eine Kugel einen traf, und neben ihm hinwarf.

Plötzlich ſah er, daß ein Mohr von dem andern Schiffe eine große Stange herüber warf, woran ein Haken

befestigt war, der sich augenblicklich in Leonard's Kleider verwickelte, und in demselben Augenblick befand er sich auf dem feindlichen Schiffe.

Er lag auf dem Boden fast ohne Besinnung; die Mohren tanzten auf eine wunderbare Weise um ihn herum.

„Es ist gut, daß wir ihn haben," sagte der Rothgekleidete, „diesen habe ich mir lange gewünscht."

„Wie doch die Reisebeschreiber lügen," dachte Leonard, „die Mohren sollen eine ganz andre Sprache haben. Sie sprechen ja Deutsch wie wir. — Was mag er aber mit mir wollen?" dachte er weiter, „warum hat er sich gewünscht, mich zu haben?"

Er fing jetzt an sich ungemein zu fürchten. Er bog seinen Kopf herum, um die Mohren nicht mehr zu sehn. Die Sprünge, die sie machten, schienen ihm nicht mehr Tanz, sondern convulsivische Bewegungen; die Mohren bückten sich und sahen ihm mit wunderlichen Lachen in's Gesicht, Einer nach dem Andern sprang hin, um ihn zu betrachten; sie schienen sich an seiner Angst sehr zu belustigen.

So sehr er sich vor den Mohren zu verbergen suchte, und bei der äußersten Mühe, die er sich gab, ihre Ge-

sichter nicht zu sehn, fiel es ihm doch gar nicht ein, daß er die Augen zumachen könnte. Der Rothgekleidete winkte endlich mit einem langen elfenbeinernen Stabe, den er in der Hand hielt, und die Mohren traten zurück und ließen Leonard auf dem Boden liegen.

Er wußte nicht mehr, wo er war, es schien ihm endlich, als hörte er Bäume über sich rauschen, er schlug die Augen auf und sah, daß er sich in einem dicken Walde befand. Die Bäume hatten eine ganz andere Gestalt, wie diejenigen, die er bis jetzt gesehn hatte; an einem Baume hatten die Blätter die dunkelste und hellste Farbe, alle waren so groß, daß sein Auge auch nicht den Wipfel eines einzigen erreichen konnte. Alle Mohren, die ihn umgaben, waren sehr klein und weiß gekleidet, ihr Führer aber war der große Rothgekleidete. Er schien Leonard jetzt noch größer als auf dem Schiffe; er schien ihm sogar immer größer zu werden.

Er folgte ihm und richtete seine Augen beständig auf den Kopf des Mohren; er glaubte bei jedem Schritt, er würde sich mit dem Turban, den er trug, in die Zweige der Bäume verwickeln; der Mohr wendete den Kopf aber immer so geschickt, daß es zu Leonard's Verdruß niemals geschah; er wußte nicht, warum er es wünschte.

Endlich sah Leonard einen weißen Schein zwischen den Baumen. Es war ein Zelt. Der Führer des Zuges trat hinein; Leonard und alle Uebrigen folgten.

Das Zelt war sehr groß und fast ganz finster; es war Gras auf dem Boden gewachsen, das ein Zugwind in Wellen bewegte.

„Ich bin müde," rief der rothgekleidete Mohr und warf sich nieder, das Gras schlug über ihm zusammen, und Leonard konnte ihn nicht mehr sehn.

Eine Hand von außen zog einen Vorhang von der andern Seite weg, und winkte Leonard hinauszukommen; er that es und trat in den Hof eines großen Palastes.

In der Mitte des Hofes war ein Teich, worin sehr klares Wasser war, rings herum saßen auf kostbaren Stühlen eine große Anzahl Manner, die ihm Türken schienen, in der Mitte saß ein besonders kostbar Gekleideter. Leonard hielt ihn für den großen Mohren, und doch war er nicht schwarz, und viel älter.

„Ich habe Dich lange unter meine Sklaven zu haben gewünscht," redete er Leonard an, „ich danke Gott, daß er meinen Wunsch erhört hat. Man gebe ihm sogleich ein Sklavenkleid, eine Kette und eine Zither, ich will mich an seinem Gesang erfreu'n."

„Ach Herr," rief Leonard, indem er sich zu seinen Füßen warf, „ich verstehe kein Instrument zu spielen, und am wenigsten die Zither."

„Nichtswürdiger Sklave," schrie der Alte, „Du unterstehst Dich, mir zu widersprechen;" er schlug mit einem Stabe in den Teich, und der rothgekleidete Mohr stieg heraus.

„Was befiehlst Du, Herr?" fragte er ehrerbietig.

„Laß diesem Sklaven dreihundert Streiche geben," rief der Greis erzürnt, „er verweigert es mir, die Zither zu spielen."

„Dein Wille, Herr, geschehe." Er ergriff Leonard beim Arm, und war im Begriff ihn hinwegzuführen, als ein Mädchen schön wie ein Engel hinter dem Stuhl des Alten hervortrat. Leonard hatte sie bis jetzt nicht gesehn. Sie sank zu den Füßen des Alten, und indem sie kniete, flossen ihre langen schwarzen Locken in den Teich.

„Verzieh, mein Vater, verzieh," rief sie. Der Alte hob sie auf. „Dir zu Liebe, meine Tochter," sagte er, „soll sein Uebermuth nur mit hundert Streichen bestraft werden, jetzt bitte nichts mehr."

Indem er mit ihr sprach, strich er das Wasser aus ihren Haaren.

Zwei Mohren ergriffen nun Leonard, und fingen an, ihn zu geißeln; er fühlte einen heftigen Schmerz, beim dritten Hiebe wollte er sich gewaltsam von ihnen losreißen; er bekam einen heftigen Schlag und erwachte.

Die Mohren, der Alte, die ganze Versammlung, alles war verschwunden. Er sah sich um, und fand sich am Fuße eines sehr schönen Baumes, dessen lange Zweige bis auf ihn herunterhingen, und die, wenn der Wind sie bewegte, mit ihren breiten weichen Blättern sein Gesicht streichelten.

„Bin ich hier eingeschlafen, und hat mir das Alles geträumt?" fragte er sich selber. „Wo bin ich aber? Mein Kopf ist von dem wunderlichen Zeuge so verwirrt, ich kann mich schlechterdings nicht besinnen, wie ich hierher komme."

Er richtete sich auf, um zu sehn, wo er sich befande. Er sah, daß er auf einem Berge war, dessen äußerste Spitze der Baum ausmachte, worunter er geschlafen hatte. Am Fuße des Berges sah er eine Wiese, worauf sehr hohe dunkelrothe und gelbe Blumen standen; ein dichter Kranz von ganz schwarzen Tannen schloß sie ein, hinter den Tannen waren wieder hohe Berge. Die Luft über ihm war sehr heiter, aber nicht blau, das schönste Rosen-

roth, so weit sein Auge reichte. Auf der Wiese lagen zwischen Blumen und Gras schneeweiße Schafe, die nicht Wolle, sondern Seide zu haben schienen. Das Ganze machte einen äußerst romantischen Anblick.

Leonard hatte eine Zeitlang seinen Kopf angestrengt, es herauszubringen, wo er sich befände; es war aber ganz vergeblich.

„Wenn ich nun abergläubisch wäre," sagte er zu sich selber, „so würde mir der seltsame Traum sehr wichtig vorkommen, es war Alles so wunderbar und so deutlich, ich habe nie auf eine ähnliche Art geträumt."

Er stand jetzt auf der Wiese mitten unter den Schafen, die sich nicht von der Stelle bewegten. Sie sahn ihn alle an, und schienen ihn zu bewundern. Er betrachtete eins genauer, und fing es zu streicheln an. Plötzlich standen alle Schafe schreiend um ihn herum und begehrten eben so geliebkoſ't zu werden. So wie er eins berührte, ward es von einem andern zurückgestoßen, das sich zu ihm drängte.

Am Ende wurde es ihm ängstlich, er wußte nicht wie er die Schafe loswerden sollte, sie kamen ihm gar nicht mehr so sanftmüthig und schön vor, wie Anfangs.

Er hörte in der Ferne die Töne einer Leier, er wurde

aufmerksam, die Musik kam näher; endlich trat hinter den Bäumen ein Mann hervor, der dies Instrument spielte, sich nach allen Gegenden hinwandte, und ein Almosen begehrte. Leonard wunderte sich über die Tollheit dieses Menschen, der in einer ganz einsamen Gegend bettelte. Indem er mit den Augen den Alten verfolgte, sah er, daß sich die Thür einer Hütte öffnete, die ganz nahe bei ihm stand, und die er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte.

Fünf bis sechs kleine Kinder, die alle fast ganz nackt waren, umringten den Alten, gaben ihm Geld und Obst, und führten ihn zur Hütte.

Leonard folgte ihnen, er trat an das niedrige Fenster und sah von draußen in die kleine Stube hinein. Eine reichgekleidete Dame saß in einem Lehnstuhl und lehrte ein Mädchen, die vor ihr kniete, die Zither spielen.

„Wenn mein Liebling herbeikommt," sagte die Dame, „so grüße ihn; mein Vater sei sehr erzürnt auf ihn, er solle lernen von Dir die Zither spielen, um ihn wieder zu versöhnen."

Leonard stand wie verstummt, die Dame war dieselbe, die bei dem Turken für ihn bat. „So habe ich denn nicht geträumt?" rief er aus, „so ist es wirklich?

Wie komm' ich aber hierher? Wer rettete mich aus den Händen der Sklaven? Ich muß das genauer wissen."

„Gieb ihm diese Locke," sagte die Dame, indem sie von ihrem Haupte eine lange Haarlocke abschnitt, „und sage ihm, er solle mir folgen." Leonard öffnete die Thür der Hütte, er wollte auf die Dame zueilen, indem öffnete die Dame eine andre Thür gegenüber. Leonard sah, daß schäumende Wellen hoch emporschlugen, so wie die Thür geöffnet wurde; das Wasser schien viel höher als die Hütte, er fürchtete, es würde eindringen, und das schöne Mädchen verschlingen; er stand und sah dem wunderlichen Schauspiele zu.

Die Dame stand an den Wasserfluthen und zauderte. Plötzlich schäumten die Wellen noch höher; der rothgekleidete Mohr erhob sich aus dem Wasser, und reichte der Dame die Hand. Sie stieg sogleich in die Fluth, und wurde mit dem Mohren von den Wellen fortgetragen, die Thür verschloß sich wieder, und Leonard stand verwundert da.

Er sah sich um und fand, daß er ganz allein in der Hütte sei; er sah nach dem Fenster; und eins von den weißen Schafen stand eben so wie er vorhin, und sah in die kleine Hütte hinein. Er fing an sich zu fürchten, er

wollte die Hütte verlassen, er konnte aber durchaus die Thür nicht wieder finden, durch die er gekommen war; es war jetzt nur die Thüre da, wodurch er die Dame hatte weggehn sehn. Er scheute sich vor dem Wasser, und fürchtete sich auch, in der Hütte allein zu bleiben. Das Fenster war ganz offen, und das Schaf, das förmlich ein Gesicht wie ein Mensch hatte, steckte den Kopf weit in das kleine Zimmer hinein.

In der größten Angst ergriff jetzt Leonard die Thür, und riß sie weit auf; aber nicht tobende Fluthen, sondern ein Geruch von vielen lieblichen Kräutern kam ihm entgegen. Er trat hinaus, und stand auf einem Platz, der ganz mit kleinen Hügeln und Bäumen geschmückt war; die Sonne schien lieblich warm darauf.

Er irrte zwischen den kleinen hellgrünen Hügeln umher; endlich kam er zu einigen, worauf schwarze Kreuze standen; er sah nun mit einem großen Schreck, daß er sich auf einem Kirchhofe befände, daß alle die kleinen Hügel Gräber wären.

„Und dieser unermeßlich große Platz," rief er, „schließt nichts als Todte ein!" Er ging immer weiter, und die Gräber wurden immer dichter, die Blumen darauf immer seltner. Als er noch weiter kam, wurden die Gräber

ganz dürr, und endlich glänzten breite weiße Marmorsteine darauf. Die Steine waren jetzt so eng an einander, daß er sich durchdrängen mußte. Auf einem dieser Steine saß ein alter Mann in morgenländischer Kleidung. Leonard näherte sich ihm, und er erkannte zu seinem Erstaunen den Vater der schönen Dame.

Der Alte erblickte ihn und rief: „O, gut mein Sohn, daß du kommst.“

Leonard sah, daß er weinte, er wurde gerührt und fragte wehmüthig nach der Ursache seines Kummers.

„Der übermüthige Mohr,“ sprach der Alte weinend, „hat es mir abgeschlagen, mit mir auf die Jagd zu gehn, nun habe ich schon meine äußerste Kraft angewendet, irgend ein Thier zu erlegen, aber immer, wenn ich schießen wollte, versagt mir das Gewehr, und dann sind mir alle Thiere zu schnell, hinter den Steinen können sie sich gut verbergen, und ich kann ihnen nicht nachkommen.“

Leonard sah in demselben Augenblicke eine große Anzahl Hirsche und Hasen und allerlei wilde Thiere.

Er nahm die Flinte vom Alten und schoß einige. Der Alte wußte sich vor Freude nicht zu lassen. „Meine Tochter,“ rief er, „fährt sich hier auf dem Flusse spazieren, wenn sie nun zurückkommt, so kann ich ihr doch diese

Thiere bringen, und Du kannst sagen, ich habe sie geschossen." Leonard versprach es, und der Alte überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Beide machten nun noch einen Spaziergang zwischen den Gräbern. „Dies ist mein Lustgarten," sagte der Alte, „und meiner Tochter zur Liebe bin ich sehr oft hier, es ist ihr Lieblingsaufenthalt."

Sie kamen an einen Fluß, das Wasser darin war so klar, daß man bis auf den Boden hinuntersehn konnte. Er schien künstlich gemacht zu sein; und Leonard sah deutlich, daß der Boden mit dunkelrothen Steinen und Gold ausgelegt war. Das Wasser floß nun wie Krystall über Rubinen fort und schlug oft hohe Wellen.

Ein kleiner grüner Kahn mit goldenen Blumen geziert, schwamm jetzt auf dem Flusse. Die Tochter des Alten saß in dem Kahn, ihr weißes weites Gewand floß von jeder Seite des Nachens in das Wasser, ihre langen schwarzen Locken spielten in dem Wind, ein Kranz von Rosen hielt sie auf dem Kopfe nur halb zusammen. Sie hatte eine Zither in der Hand und spielte und sang mit den lieblichsten Tönen.

Sie sah ihren Vater und Leonard und lächelte; sie schaukelte sich muthwillig in dem Kahne; der Alte wurde

ängstlich, sie nahm den Kranz von ihrem Haupte, und ihr schwarzes Haar floß nun ganz herunter; sie zog eine Rose nach der andern aus dem Kranz, und warf sie scherzend in die Fluth. Der Kahn schwankte immer mehr, ein Wind erhob sich und der Fluß schäumte, der Kahn wurde verschlungen, der Alte schrie auf, und nach einigen Augenblicken sah man die Dame mit weit auseinanderfließenden Kleidern und Haaren hoch oben auf der Fluth. Sie streckte ihre Hände aus nach Leonard, er stürzte sich in den Fluß, kalte nasse Wellen schlugen über ihm zusammen; er erschrak und erwachte.

Er fand sich in einem kleinen engen Zimmer auf einem Sopha, die Vorhänge vor dem Fenster waren heruntergelassen, er lag mit dem Kopf in einer Ecke des Sopha's.

„Ist Ihnen jetzt besser?" fragte eine sanfte weibliche Stimme.

Leonard konnte sich nicht finden, die Stimme schien ihm so bekannt, er war aus der wunderbarsten Welt plötzlich fortgerissen, die alltaglichsten Dinge umgaben ihn, die ältliche Dame, die neben ihm saß, schien ihm seine Tante zu sein. „Träume ich oder wache ich jetzt?" fragte er sie.

„Ich kann mir wohl denken, daß es Sie angegriffen hat," sagte sie, indem sie aufstand. „Sie sind aber jetzt außer Gefahr, und ich kann zur Gesellschaft zurückgehn."

Ein lauter Schall von Trompeten und fröhlichen Instrumenten traf Leonard's Ohr.

„Was ist das für ein Larmen?" fragte er.

„Ich wünschte, Sie könnten erst an der allgemeinen Freude Antheil nehmen," erwiederte die Dame, „das ganze Fest ist eigentlich Ihretwegen angestellt."

„Meinetwegen?" rief Leonard verwundert.

„Wissen Sie nicht, daß die Dame, die Sie aus dem Wasser retteten, die Tochter des türkischen Kaisers ist."

„Bin ich todt oder habe ich geträumt, oder thue ich es jetzt," schrie Leonard indem er aufsprang.

Die Musik wurde immer lauter und fröhlicher, die Thüre des kleinen Zimmers öffnete sich, und Leonard sah in den Garten seiner Tante; alle Bäume blühten, zwischen den frischen grünen Blättern flimmerten goldene. Er stand am Ende einer Allee von Birken, deren ganzer Stamm Silber zu sein schien, ein freier Platz lag vor ihm, welcher zu den verschiedenen Alleen führte.

Von der einen Seite erscholl von Neuem eine lebhafte Musik, die zuweilen einige Augenblicke schwieg, damit man die Töne einer einzelnen Leier hören könnte, die dann eine weibliche Stimme von der andern Seite begleitete.

Von der Seite, wo man die Musik gehört hatte, sah er endlich einen Zug tanzender Mohren, an deren Spitze wieder der Rothgekleidete sich befand; er ging, seinen elfenbeinernen Stab in der Hand mit Gravität daher.

Von der andern Seite kamen durch die Bäume die Kinder, die er in der Hütte sah; sie wurden von dem Mann mit der Leier und dem Mädchen mit der Zither begleitet, die Kinder führten die Schafe an Bändern mit sich.

Die ganze Gesellschaft fing nun an wunderliche Lieder zu singen, wovon Leonhard kein Wort verstand.

Plötzlich erhob sich ein starkes Rauschen, wie von Wasserströmen; ein starker Wind, von dem Leonard doch nichts fühlte, riß die Bäume, die ihm gegenüber standen, aus, und schleuderte sie hoch in die Luft, sie flatterten wie Vögel empor, und verloren sich bald aus Leonard's Augen, ohne daß er sie niederfallen sah.

Wo die Bäume ausgerissen waren, sah er den silbernen Strom blinken, woraus er die Dame errettet haben sollte.

Er sah den Greis in prächtiger Kleidung am Ufer stehn, er reichte seiner Tochter die Hand, die aus dem Wasser wie aus einem Wagen stieg.

Die Musik erscholl von Neuem, die Tänze wurden lebhafter; der Alte führte seine Tochter bis in die Mitte des Platzes, wo eine Rasenbank stand. Sie sank darauf hin und Wassertropfen flossen wie Perlen von ihrem Kleide auf das Gras.

„Nimm sie, sie ist Dein," sagte der Alte zu Leonard, der sich näherte; er sank auf ein Knie vor der Dame nieder; sie reichte ihm die Hand, drückte sie an sein Gesicht und neigte so seinen Kopf in ihren Schooß; er war sehr entkräftet, er fühlte sich dem Schlafe nahe. Fast schon schlummernd hörte er die Töne von Hörnern, Trommeln und Trompeten, dann wieder die einzelne Leier. —

Als ihn plötzlich ein heftiges Schütteln erschreckte, schlug er die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder, weil ihn ein starker Sonnenstrahl blendete. Durch ein

wiederholtes Schütteln wurde er endlich genöthigt, die Augen wieder zu öffnen. Er sah einen Menschen vor sich, der ihn noch immer beim Arm hielt, er schien ihm bekannt, auch das Zimmer worin er sich sah.

„Wer sagt mir, ob ich wache oder träume," fragte er.

„Jetzt glaube ich wohl, daß Sie wachen," sagte die kleine Person, die ihn beim Arm hielt. „Aber Mühe hat es mich wahrlich gekostet."

Leonard sah den Schreibtisch, der ihm gegenüber stand, an, und es schien ihm, als ob er ihn vor vielen Jahren besessen hatte, er heftete die Augen starr darauf.

„Herr Leonard haben gestern befohlen, daß Sie heut recht früh frisirt sein wollten," sagte der kleine Mann, „und nun kann ich gar nicht die Ehre haben, Sie zu ermuntern."

„Gestern?" fragte Leonard, „ist denn das wahr oder träume ich denn das nun auch wieder?"

„Er muß gestern Abend stark getrunken haben," sagte der Friseur zu sich.

„Nun, dem mag sein wie ihm will," rief Leonard, „es mag ein Traum oder die Wahrheit sein, irgend etwas

muß ich doch anfangen, und so will ich mich denn frisiren lassen." Er stand auf, ließ sich frisiren, kleidete sich an, frühstückte, konnte sich aber immer nicht herausfinden, ob er träume oder wache. In dieser Ungewißheit entschloß er sich, seine Geliebte zu besuchen. „Aber," dachte er, „wenn mir das nun wie alles Andre geträumt hat, wenn es nun gar keine Leonore giebt? Wohlan! ich will es darauf wagen." Er kam auf die Straße hinunter, er kannte alle Häuser, viele von seinen Bekannten, die ihm begegneten, grüßten ihn freundlich, das ganze Leben kam ihm wieder so profanisch entgegen; er überzeugte sich nun, daß er wirklich wache, und war herzlich froh darüber.

Er erreichte schon das Haus seiner Geliebten, er stieg die Treppe hinauf, ohne an seinen Traum zu denken. Als er ihr Zimmer öffnete, sah er sie an einem kleinen Tisch vor einem Spiegel; sie wollte sich eben frisiren, ihr schwarzes Haar war noch ungepudert und floß bis an die Hüfte herab; ein Kranz von Rosen lag vor ihr auf dem Tische. Sie wendete den Kopf nach Leonard, und dieser sah, daß sie seiner Dame im Traume sprechend gliche; er trat einen Schritt zurück und blieb so verwundert stehn.

„Was iſt Ihnen, lieber Leonard?“ fragte ſie zärtlich.

Leonard glaubte die Stimme der Türkin zu hören, er war jetzt überzeugt, er träumte wieder.

Leonore ſtand auf und faßte Leonard's Hand. „Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt.“

„Es iſt ſonderbar,“ erwiederte er, „daß ich mit Ihnen ſpreche, ich weiß, ich träume nur, und doch habe ich nicht Kraft genug, mich herauszureißen.“

„Aber wie ſeltſam ſprechen Sie, lieber Freund, ich bitte Sie, ſind Sie krank?“

„Nein, nein; aber ich fühle, es kann mich toll machen.“ Er wollte ſich auf dem Sopha ſetzen und ſah, daß ein weites weißes Kleid darüber hingebreitet war. „Nein, es iſt nicht auszuhalten,“ rief er, „auch das Kleid.“

„Nun, was wollen Sie denn,“ fragte Leonore, „ich habe Ihnen zu gefallen das Kleid anziehen wollen, weil Sie ſagen, Sie ſehen mich gern ſo gekleidet, und darum wollte ich auch die Roſen tragen.“

„Ach, vergeben Sie, ich leide ſehr viel von Träumen.“

Man hörte den starken Tritt eines Mannes vor Leonorens Zimmer, Leonard fuhr auf, er erwartete jetzt mit Gewißheit den Mohren.

Ein Bedienter trat hinein und sagte Leonoren, „der Herr Vater ließe fragen, ob man bald zu Tische gehn könnte, und ob Herr Leonard diesen Mittag hier speisen würde.“

Leonard fing jetzt wieder an zu glauben, daß er nicht träume; er nahm Leonorens Anerbieten an und blieb zu Tische.

Er wurde noch einmal über sein seltsames Betragen befragt. Er gestand, daß ein Traum ihn so in Verwirrung gebracht hätte. Er wurde nun gebeten, ihn zu erzählen. Als er geendigt hatte, sagte Leonore, „in der That, es ist wunderbar; aber Sie ließen sich doch zu sehr hinreißen, daß Sie immer bei mir noch glaubten, Sie träumten. Wenn alles Seltsame uns so verwirren sollte, was könnten wir am Ende anfangen; denn, ist denn unser Leben etwas anders als ein solcher wunderbarer Traum?“

„O! das ist ganz etwas andres,“ erwiederte Leonard, „in diesem närrischen Wesen sind wir so zu Hause, wir

wachen auch nicht eher auf als bis wir ſterben, und wer weiß denn, wie uns nach dieſem Aufwachen ſein wird!“

Am Ende könnte ein witziger Leſer einwerfen, wachen wir vielleicht am eigentlichſten, wenn wir das Tollſte träumen! — — Vielleicht. —

Doch vielleicht iſt es auch nur ein Traum von mir, daß ich Leſer habe.

Freund und Geliebte.

Der Bräutigam Louisens war verreist, er wurde von Geschäften aufgehalten; eine Ewigkeit war es, die ihn den zärtlichen Umarmungen seiner Braut entriß. Seit einiger Zeit hatte man sogar keine Briefe von ihm bekommen, und Louise wollte verzweifeln.

Der Baron Dalberg, ein Freund des jungen Lichtner, suchte Louisen zu trösten; wer hatte auch ein so großes Recht dazu, als er!

Er war Lichtner's vertrautester Freund, durch ihn hatte er Louisen kennen lernen; er achtete sie sehr hoch, und besonders ihrer großen Liebe und Treue wegen, die sie gegen seinen Freund bewies.

Ueberdies war er selbst in der Liebe unglücklich gewesen. Caroline, die er so sehr geliebt hatte, verließ ihn. Sie wohnte seit sechs Wochen bei ihrer Tante, ohne ihm ein einziges Mal zu schreiben; was ließ sich also anders erwarten, als daß sie in den Armen eines Andern seiner Liebe spottete!

Dieser unglückliche Baron also war der tägliche Gesellschafter Louisens. Beide beklagten und trösteten sich abwechselnd.

„Ach!“ seufzte Louise, „nie, nie werde ich ihn wiedersehen.“

„Beruhigen Sie sich,“ antwortete der Baron, „gewiß kömmt er sehr bald zurück in die Arme seines Freundes und seiner Geliebten.“

„Und wenn er nun zurückkommt und liebt mich nicht mehr! ach! besser wäre mir, ich sahe ihn nie wieder. Sagen Sie, Baron, ist es nicht schrecklicher, nicht mehr geliebt, als durch den Tod getrennt zu sein? Wer hindert mich, ihm zu folgen, wenn ich weiß, er nahm die Liebe zu mir mit ins Grab?“

„Ach, ja wohl,“ seufzte der Baron, „wäre Caroline gestorben, so hätte schon längst ein Dolchstoß auf ihrem Grabe meiner Qual ein Ende gemacht.“

„Unglücklicher Freund!“ rief Louise. „Unglücklicher noch, als ich!“

„Wie sehr ist mein Freund zu beneiden,“ fuhr der Baron fort, „noch nie ist ein Mann so geliebt worden, als er.“

Louise versicherte, daß die Sprache keine Worte finden könnte, um das auszudrücken, was sie für Lichtner empfände. Der Baron bat, wenn es möglich wäre, daß neben dieser Empfindung noch ein Gefühl in ihrem Busen Raum hätte, so möchte sie nun ihn über den Verlust seiner Liebe durch ihre Freundschaft trösten. Louise betheuerte, daß er, nächst ihrem Geliebten, ihrem Herzen am theuersten wäre.

So verging ein Tag nach dem andern und Lichtner schrieb immer nicht. Louise glaubte, er sei gestorben. Der Baron suchte sie zu überzeugen, daß blos Geschäfte ihn abhalten könnten; er glaubte aber im Stillen selbst, daß seinem Freunde ein großes Unglück begegnet sein müßte.

Sein Herz gewöhnte sich nach und nach an diese Vorstellung, so wie an Carolinens Untreue; ja er würde sich über den Verlust ihrer Liebe gar nicht mehr beklagt haben, wenn er nicht dadurch Gelegenheit gehabt hätte, Louisen sein zärtliches Herz zu zeigen.

Louise sprach dann eben so zärtlich über ihr Unglück, und so sorgte das Schicksal, das sie unaufhörlich anklagten, dafür, daß es ihnen nie an Unterhaltung gebrach.

Wie man aber in der Welt das Interesse an allen Dingen verliert, wenn man beständig davon spricht; so

fing auch am Ende die zärtliche Liebe, die sie zu abwesenden Personen hatten, an, ihnen Langeweile zu machen.

Sie fingen nun an, sich von ihrer Freundschaft, die sie für einander empfanden, zu unterhalten, und die Langeweile verschwand wieder auf einige Zeit. Bei diesen Gesprächen war es aber nicht zu vermeiden, daß die Namen Lichtner und Caroline noch zuweilen genannt wurden; es war Beiden lästig und Beide kamen stillschweigend dahin überein, diese Namen nicht mehr zu nennen und sich nur allein von sich zu unterhalten; denn dadurch waren sie am sichersten gegen alle Langeweile geschützt.

Lichtner hatte indeß seine Geschäfte in Ordnung gebracht. Im Anfange hatte er seiner Geliebten fleißig geschrieben; später aber erforderte der Proceß, den er seiner Erbschaft wegen bekam, so sehr seine Aufmerksamkeit, daß er sie auf einige Zeit vergaß. Es war nämlich eine kleine Verwickelung: Lichtner hatte das hinterlassene Vermögen eines alten Onkels mit einem reichen Kaufmann zu theilen; es wurden ihm von diesem viele Schwierigkeiten gemacht, die sich alle sehr leicht heben ließen, wenn er die einzige Tochter dieses alten Mannes heirathete; er hatte, wie gesagt, durch die vielen Geschäfte, die er dort fand, Louisen vergessen; und er nahm also gar keinen Anstand, sich mit der

Tochter zu verleben. Der Vater war sehr erfreut darüber, daß man sich nun, wie er sich ausdrückte, so in der Güte vertragen konnte. Die Tochter war aber nicht der Meinung. Ein junger Offizier liebte ihre Person und ihr Vermögen; sie ließ sich von ihm entführen. Der Vater, um seine Familie nicht zu beschimpfen, mußte die Heirath zugeben und selbst alles Mögliche anwenden, um Lichtnern zufrieden zu stellen. Man vertrug sich nun auch in der Güte auf eine für Lichtner sehr vortheilhafte Art.

Plötzlich dachte er nun an Louisen; alle Liebe, die Zerstreuung und Geschäfte verdrängt hatten, kehrte in seinen Busen zurück, er machte in der größten Eile Anstalten zur Abreise, um recht bald in ihren Armen zu sein. „Welche weite Reise," rief er, „habe ich zu machen, ehe ich sie wiedersehe, was wird sie sagen, daß ich ihr nicht schrieb?"

Er kam sich selbst jetzt sehr schlecht vor; es schien ihm unmöglich, daß noch irgend etwas im Stande sei, Louisen aus seinem Herzen zu verdrängen. Er eilte hinaus in die freie Natur, um seinem Herzen Luft zu machen.

Er ging in einem Wald, der nahe bei der Stadt war, spazieren; alle seine Gedanken waren nach Louisen;

er dachte so lebhaft an sie, daß er den Weg nicht beobachtete und auch nicht eher darauf aufmerksam wurde, bis ihm dichtverwachsene Gesträuche am Weitergehen hinderten.

Ein Winseln, wie eines Sterbenden, erschreckte ihn; er sah sich um, und hinter den Gesträuchen lag ein verwundeter Mann. Lichtner näherte sich ihm und erkannte den Kaufmann, mit dessen Tochter er verlobt war; er ging zu ihm, um ihn aufzurichten, und das strömende Blut befleckte seine Kleider; ein Messer lag neben dem Verwundeten. Lichtner war erstaunt; er hielt den Sterbenden in seinen Armen; einige Reisende näherten sich, sie hörten das Geräusch und kamen hinzu; es waren Bürger aus der Stadt; sie erkannten den verwundeten Kaufmann und hielten Lichtner für den Thäter. Sein Weigern war vergeblich; sie bemächtigten sich seiner und führten ihn und den Kaufmann auf einem Wagen mit sich zur Stadt.

Das Volk lief zusammen, als man in der Stadt ankam, Viele erkannten Lichtner und wußten, daß er mit der Tochter des Kaufmanns verlobt war, die ganze Stadt war in Kurzem überzeugt, daß kein Anderer, als er, der Mörder sei.

Als man den Richtern die genauern Umstände bekannt machte, waren sie eben der Meinung, besonders da Lichtner eingestand, daß das Messer ihm zugehöre, und daß er es noch bei sich getragen habe, als er aus der Stadt gegangen sei; auch daß er befohlen hatte, daß Alles bei seiner Zurückkunft zur Abreise bereit sein sollte, machte ihn verdächtig.

Des Kaufmanns Wunden waren sehr gefährlich und der Arzt untersagte alles Sprechen, also war eine Aufklärung ganz unmöglich; es wurde beschlossen, daß Lichtner so lange sorgfältig verwahrt werden sollte, bis er seinen Mord eingestehen, oder seine Unschuld hinlänglich darthun würde.

Lichtner wollte es von sich ablehnen, daß er den Kaufmann wohl deswegen habe ermorden wollen, weil ihm nun die Hoffnung, das ganze Vermögen zu besitzen, durch die Heirath der Tochter vereitelt wäre. Er betheuerte also, daß er nur den Vorschlag des Vaters angenommen, um einen Proceß, womit er ihm gedroht habe, auszuweichen. Er habe sogar seinem Herzen Gewalt anthun müssen, um eine Braut zu vergessen; er sei aber jetzt zu seiner Pflicht, zu der Liebe zu ihr, zurückgekehrt,

und die Anstalten, die man zu seiner Abreise gemacht hätte, konnten als ein Beweis seiner Worte dienen.

„Desto schlimmer!“ antwortete der Richter, „ein Mensch, der sein Wort bricht, das er einer Braut gegeben hat, blos, weil er die Hoffnung hat, ein ansehnliches Vermögen zu bekommen, ist zu Allem fähig, desto verdächtiger sind Sie.“

Lichtner stellte im Gefängnisse erbauliche Betrachtungen an. „Es ist gewiß,“ rief er, „jedes Unrecht bestraft sich selber; ich habe es an Louisen verdient, wenn ich hier unschuldig den Kopf verliere.

Der Kaufmann war immer noch gefährlich krank; es zeigte sich auch nicht der geringste Umstand, der zu Lichtner's Rechtfertigung etwas hätte beitragen können; sogar einige Worte, die der Kaufmann gegen die Verordnung des Arztes sprach, bestätigten den Verdacht, den man auf ihn hatte, der Kranke sagte nämlich mit einem tiefen Seufzer, daß er von einem jungen Menschen verwundet sei, den er sehr wohl kenne; das weitere Reden wurde ihm sogleich untersagt.

Lichtner brachte einige Wochen in dieser peinlichen Lage zu; endlich erbat er sich vom Richter die Erlaubniß,

seiner Braut schreiben zu dürfen; er meldete nun Louisen sein ganzes Unglück, er verschwieg ihr auch nicht seine Schuld, seine Verlobung, die er zu seinem Verderben geschlossen hatte, und die durch die Hand des Himmels war zerrissen worden; er berichtete ihr alle Umstände, die ihn verdachtig machten, aber er schrieb ihr: „Ich habe die Hoffnung, daß der Kaufmann bald wieder genesen wird, dann kann meine Unschuld nicht verborgen bleiben, und ich eile zu Deinen Füßen, um meine Vergebung aus Deinem Munde zu hören."

Louise hatte sich indeß über Lichtner's Abwesenheit so gut als möglich in der Gesellschaft seines Freundes getröstet; ja sie hatte ihn sogar fast vergessen. Der Baron hatte die Bekanntschaft eines jungen, sehr interessanten Menschen gemacht und ihn sehr lieb gewonnen. Der junge Wallen, so hieß sein neuer Freund, war sehr schwermüthig. Der Baron suchte ihn aufzuheitern und führte ihn bei Louisen ein. Beide gaben sich nun alle Mühe, den Grund seiner Schwermuth zu erforschen; aber er war so verschlossen, daß jede Bemühung vergeblich war. Sie hielten ihn nun für hypochondrisch, und aller Witz, der in ihrer Gewalt war, wurde in seiner Gegenwart aufgeboten, um ihm ein Lächeln abzugewinnen; er nahm

aber selten Theil an diesen fröhlichen Gesprächen, oder wenn er es that, so sah man ihm den Zwang an, den es ihm kostete.

Louise erhielt den Brief ihres Bräutigams gerade in seiner und des Barons Gegenwart; sie erschrak, als sie die Hand erkannte.

„Was ist Ihnen?" fragte der Baron.

„Ein Brief von Lichtner," war die Antwort. Der Baron wurde verlegen. Louise las den Brief, wurde blaß, zitterte und ließ ihn endlich fallen.

In der Verwirrung nahm der Baron den Brief und las ihn laut. Wallen fing heftig an zu zittern. „Beruhigen Sie sich," sagte er mit großer Anstrengung zu Louisen, „Ihr Geliebter ist gewiß unschuldig." Louise schwieg, der Baron ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Nach einem langen Stillschweigen sagte endlich Wallen sehr gefaßt: „Leben Sie wohl, ich bin gewiß, daß Sie Ihren Geliebten recht bald wieder umarmen." Er küßte Louisens Hand mit Heftigkeit und entfernte sich schnell.

„Unglücklicher Freund!" rief der Baron, als sie allein waren, „wozu hat Dich Deine Habsucht verleidet?"

„Alſo glauben Sie, daß er ſchuldig iſt?“ fragte Louiſe, von Neuem erſchrocken.

„Zweifeln Sie noch daran?“ erwiederte der Baron, „ſpricht nicht Alles gegen ihn; geſteht er nicht ſelbſt, daß es ſein Meſſer ſei, das man neben dem Verwundeten gefunden hat? War er nicht mit der Tochter verlobt? O, meine unglückliche Freundin, ſo Ihre Treue, Ihre Zärtlichkeit zu belohnen.“ Er ſchloß die weinende Louiſe in ſeine Arme.

„Mein ganzes Glück, alle meine Hoffnungen ſind dahin!“ ſagte Louiſe ſchluchzend.

„Tröſten Sie ſich,“ erwiederte der Baron, „verliere ich nicht beinahe ſo viel, als Sie, riß ſich nicht der theuerſte Freund meiner Seele von meinem blutenden Herzen los. Laſſen Sie uns ſeinen Verluſt gemeinſchaftlich beweinen.“

„Und was wird die ganze Stadt dazu ſagen,“ ſagte Louiſe weinend, „wenn man es erfährt, daß mein Bräutigam enthauptet wird?“

„Und wer zwingt Sie denn, ihn für Ihren Bräutigam zu erkennen, hat er Sie nicht vergeſſen? War er

nicht verliebt? Wer kann fordern, daß Sie mit einem Mörder Gemeinschaft haben sollen?"

Louise fand die Meinung des Barons sehr vernünftig; sie schrieb, sobald er sie verlassen hatte, an Lichtner. Sie erklärte, daß sie selbst eben so geneigt, wie seine Richter sei, ihn für den Mörder zu halten. Und wenn er selbst unschuldig wäre, so wäre es nicht möglich, daß sie seine Gattin sein könnte. Denn sie könnte ihn nicht mehr so, wie vorher lieben, weil sie nie an die Möglichkeit gedacht hätte, daß er Jemand umbringen könnte. Und überdies würde er nicht von ihr fordern, daß sie ein Versprechen erfüllen sollte, das er schon vorher durch seine Untreue aufgehoben hätte.

Lichtner erhielt diesen Brief. Er wurde ganz trostlos darüber; „nun kann es mir ja gleichgültig sein, ob ich sterbe oder nicht, für mich giebt es keine Freude mehr. O, Louise, von Dir habe ich das nicht erwartet. Darnberg, mein theuerster Freund! wüßtest Du meinen Kummer, aus Deinen Augen würden Thränen über Deinen unglücklichen Lichtner fließen."

Nach einigen Tagen wurde Lichtner vor seine Richter geführt; es wurde ihm ein Brief gezeigt, der ihn

von der Schuld frei sprach. — Ein Mensch, Namens Stamford, bekannte sich als Mörder! er erklärte: er sei ein Mündel des Kaufmanns; dieser habe ihn auf eine bübische Art um den größten Theil seines Vermögens gebracht. Der Verlust habe ihm zugleich seine Geliebte geraubt, deren Vater eben so geizig und hartherzig sei, als sein Vormund. An eben dem unglücklichen Morgen habe er einen Brief von ihr bekommen, worin sie ihm die schreckliche Nachricht geschrieben; er sei hinaus in den Wald geeilt, auf einem Fußsteig habe er das Messer gefunden, in Gedanken es aufgehoben. Der Kaufmann kommt ihm freundlich entgegen; er hält seine Freundlichkeit für Hohn über sein Unglück und stößt ihm in einem Augenblick der Wuth und Verzweiflung das Messer in die Brust. „Ich entfloh sogleich," schloß der Brief; „auf meiner Reise höre ich, daß ein Unglücklicher, Namens Lichtner, statt meiner in Verdacht ist, und dies bewegt mich, meine Schuld zu bekennen."

Lichtner konnte es sich nicht läugnen, daß trotz Louisens Untreue ihm dieser Brief sehr willkommen war. Der Kaufmann wurde nun auch bald wieder so weit hergestellt, daß er über diese Sache sprechen konnte; er gab seinen Mündel für den Mörder an und Lichtner wurde

freigesprochen. Er verließ die Stadt sogleich und beschloß, zu seinem Freund Darnberg zurückzueilen.

Er hatte H. kaum einige Tage verlassen, als ihn ein heftiges Fieber überfiel; er mußte daher in L. bleiben.

Einige Briefe, die er aus H. an seinen Freund geschrieben hatte, waren nicht beantwortet worden; es war ihm gewiß, daß sie durch einen unglücklichen Zufall verloren wären. Jetzt, da er aus dem Gefängniß befreit war, schrieb er von Neuem und theilte ihm seine Freude und die Hoffnung mit, sich nun bald in seinen Armen über Louisens Verlust zu trösten; er wollte seinen Freund nicht ängstigen und verschwieg ihm seine Krankheit; er meldete ihm nur, daß er einige Zeit in L. zu bleiben gedächte und bat sich dorthin seine Antwort aus.

Darnberg erschrak, als er diesen Brief erhielt; seine Verlobung mit Louisen war den vorigen Tag gefeiert worden. Er konnte es sich nicht laugnen, daß er gegen seinen Freund treulos gehandelt habe; die Entschuldigung, daß Lichtner ein Mörder sei, war verloren. Er zweifelte sogar nicht, daß der junge Wallen und Stamford eine Person wären, denn dieser hatte sich sogleich, nachdem er von Lichtner's Gefangenschaft gehört, entfernt, ohne von dem Baron

oder Louisen Abschied zu nehmen. Endlich beschloß er, seiner Geliebten nichts von dem erhaltenen Briefe zu sagen und die Hochzeit so viel als möglich zu beschleunigen. Lichtnern schrieb er, daß er sich unaussprechlich freue, ihn wieder zu sehen, und bat ihn, Louisen so viel als möglich zu vergessen.

Dieser Rath war wirklich ganz überflüssig. Lichtner hatte die verwittwete Madame Bauer und ihre Tochter indeß kennen gelernt. Henriette war ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Ihre Ernsthaftigkeit, die fast nie durch ein Lächeln unterbrochen wurde, gab ihr ein eignes Interesse, ihre Augen waren groß und feurig, aber die Blässe ihres Gesichts ließ vermuthen, daß sie einen Gram in ihrem Herzen verschloß. Bei ihrem offenen, freimüthigen Wesen, war es Lichtner ein Leichtes, ihre nähere Bekanntschaft zu machen; er fand sie mit jedem Tage liebenswürdiger, und sie schien ein großes Zutrauen zu ihm zu haben. Beide gewöhnten sich immer mehr aneinander; sie sahen sich fast täglich und Lichtner gestand es sich am Ende, daß er sie liebe.

Er fühlte, daß seine Neigung zu ihr weit ernsthafter, als seine ehemalige Liebe zu Louisen war. Er beschloß

sehr oft, sich Henrietten zu entdecken; aber die Furcht, daß er eine abschlägige Antwort bekommen möchte, hielt ihn immer wieder zurück. Es war der Mutter Geburtstag. Lichtner und einige Verwandte waren geboten; die Gesellschaft war sehr fröhlich; selbst Henriette schien heiterer, als gewöhnlich. An diesem Abend beschloß Lichtner, sich den folgenden Tag zu erklären, seine Geliebte war ja gegen ihn so freundlich, wie gegen Niemand anders; er war der einzige junge Mann, der in diesem Hause Zutritt hatte, und wenn er Henrietten in Gesellschaft sah, konnte er bemerken, daß sie jeden Andern auffallend kälter, als den bekannten. Man ging auseinander, er drückte ihre Hand beim Abschied, und er fühlte den Druck erwiedert.

Voll von den fröhlichsten Hoffnungen, eilte er am andern Morgen, sie zu besuchen; er hörte im Hause, die Tochter sei allein, Madame wäre ausgegangen, um eine Kranke zu besuchen; sein Herz schlug gewaltig bei dieser Nachricht; er trat in Henriettens Zimmer, und die freudige Angst, die er beim Eintritt empfunden hatte, verlor sich sogleich. Sie saß blasser als gewöhnlich mit verweinten Augen auf einem Sopha.

Sie ſtand auf, als ſie Lichtner erblickte, und zwang ſich zur Munterkeit.

„Sie befinden ſich nicht wohl," fragte Lichtner, indem er ihre Hand küßte; „mich dünkt, Sie ſehen krank aus."

„Es kann ſein," ſagte Henriette verwirrt; „ich habe heftiges Kopfweh." Lichtner bemerkte, daß ſie ihm während dem Sprechen ihre Augen verbergen wollte.

Das Geſpräch war ſehr einſylbig und abgebrochen. Lichtner's Bruſt war beklommen, er entſchloß ſich hundertmal, zu gehn, und konnte ſich nicht überwinden; er hatte ſich ſo feſt vorgenommen, ſich heute zu erklären und hoffte immer noch, das Geſpräch ſollte ſich günſtiger wenden.

„Sie ſcheinen mir heute ſo unruhig," ſagte Henriette, „ich muß fürchten, meine üble Laune hat Sie angeſteckt," ſetzte ſie mit einem gezwungenen Lächeln hinzu.

„Ich muß geſtehen," ſagte Lichtner, „Sie ſcheinen mir heute ſo krank, daß ich meine Beſorgniß nicht unterdrücken kann."

„Es hat gewiß nichts zu bedeuten," antwortete Henriette, und das Geſpräch war wieder geendigt.

Nachdem man noch eine halbe Stunde so hingebracht hatte, glaubte Lichtner endlich einen glücklichen Augenblick gefunden zu haben; er war eben im Begriff, ihr seine Liebe zu gestehen, als die Mutter hereintrat.

Henriette hatte seine Absicht errathen, um ihm die Beschämung einer abschlägigen Antwort zu ersparen, erzählte sie ihm, sobald die Mutter sie wieder verlassen hatte, ihre Geschichte. Sie war die Unglückliche, um derentwillen Stamford den Kaufmann ermorden wollte. Ihre Freundschaft für Lichtner gründete sich mit darauf, daß er zum Theil, wie sie sich einbildete, um ihretwillen so viel hatte leiden müssen; sie bat ihn am Ende, ihren Geliebten nicht zu hassen und sie zu bedauern.

Lichtner war betrübt, er wußte sich nicht zu fassen; in der Verwirrung, worin er sich befand, gestand er Henrietten, daß er sie liebe, daß er sich mit Hoffnungen geschmeichelt habe.

Sie bedauerte ihn aufrichtig; er beschloß endlich, nach seiner Vaterstadt zurückzureisen. Henriette sagte ihm, daß sie gewisse Nachricht habe, daß sich ihr Geliebter dort aufgehalten. Lichtner versprach, ihn aufzusuchen und ihm zu sagen, daß ihr Vater gestorben und der Kaufmann geheilt sei. Er nahm

Abschied von Henrietten; sie umarmten sich herzlich. Die Anstalten zu seiner Reise waren sehr bald gemacht; er empfahl sich der Mutter; man versprach zu schreiben und Lichtner befand sich nun wieder auf der Landstraße.

Er schrieb seinem Freunde sein neues Unglück; „ich werde Dich nun," schloß er, „weit eher sehen, als ich vor einigen Tagen vermuthete. Ich habe Louisen vergessen; aber eine andere Leidenschaft, die mich noch weit unglücklicher macht, hat mein Herz eingenommen. Er gab dem Baron noch zuletzt den Auftrag, sich nach dem jungen Stamford zu erkundigen.

Darnberg konnte nun Louisen, die schon seine Gattin war, Lichtner's Ankunft nicht länger verbergen; Beide waren sehr verlegen, was sie ihm zu ihrer Entschuldigung sagen wollten, besonders deßwegen, daß sie ihm ihre Verbindung so geheim gehalten hatten. Sie machten aus, daß sie ihm auch jetzt noch nichts davon schreiben wollten; „denn," sagte Louise, „wenn man sich nach einer langen Abwesenheit zum ersten Mal wieder sieht, was kann da wohl Einer dem Andern gethan haben, das er nicht in dieser Freude vergessen sollte?"

Lichtner näherte sich seiner Vaterstadt mit schwerem Herzen; er kam nach M., wo er sich einige Zeit aufzu-

halten dachte, um einige Verwandte, die in dieser Stadt wohnten, zu besuchen. In einem von diesen Häusern lernte er den jungen Wallen kennen, dieser entfärbte sich ein wenig, als er Lichtner von dessen Tante, Madame Rehberg, vorgestellt wurde; Beide kamen aber einander bald näher, sie sahen sich bei Madame Rehberg sehr oft, wo Lichtner als der Vetter und Wallen als Freund nun fast täglich waren.

Lichtner gewann in einiger Zeit Wallen so lieb, daß es ihm unmöglich schien, sich von ihm zu trennen. „Sagen Sie mir doch, lieber Freund," redete er ihn eines Abends an, „ich habe Sie fast nie fröhlich gesehn, wie kann man in so jungen Jahren so finster und ernsthaft sein."

„Das kann ich Sie so gut fragen, als Sie mich," antwortete Wallen, „warum sind Sie denn immer so schwermüthig?"

Lichtner erzählte ihm die Geschichte seiner Gefangenschaft und Louisens Untreue; seine Liebe zu Henrietten, die der wahre Grund seines Mißmuths war, verschwieg er, weil er glaubte, daß er doch etwas dabei wagen könnte, wenn er ihr Zutrauen gegen einen Menschen mißbrauchte, den er doch nur erst einige Wochen kannte. Er bemerkte nicht, daß Wallen bei seiner Erzählung unruhig wurde;

es fiel ihm nicht auf, als er ihn nun noch einmal um die Urſache ſeiner Schwermuth fragte, daß er antwortete: „ach verſchonen Sie mich; wenn ich Ihnen meine Geſchichte erzählen ſollte, ſo würde ich meinen Kummer erneuern und Sie würden mich vielleicht haſſen.“

Nach einigen Tagen bat Lichtner ſeinen Freund, da er nun endlich reiſen müßte, ihn nach ſeiner Vaterſtadt zu begleiten. Wallen erblaßte, er ſuchte verſchiedene Gründe, dieſen Vorſchlag abzulehnen. Lichtner wendete dagegen ein, er habe ihm ſelbſt oft geſagt, daß ihm jeder Aufenthalt gleich ſei, er hätte ſo viel für dieſe Reiſe zu ſagen, daß ſich Wallen endlich entſchließen mußte, ſeine Einwilligung zu geben; ja er mußte ſogar verſprechen, daß er in Lichtner's Hauſe wohnen wollte.

Sie nahmen alſo von allen ihren Freunden in M — Abſchied; Madame Rehberg gab Lichtnern einige Briefe. „Wenn Sie durch P. reiſen,“ ſagte ſie, „ſo werden Sie ſich gewiß einige Tage aufhalten; darf ich Sie dann wohl bitten, dieſe Briefe abzugeben?“ Lichtner nahm ſie höflich an; er erſtaunte aber ein wenig, ſie waren an Caroline St. und ihre Tante. „So lerne ich bei der Gelegenheit noch meines Freundes Darnberg ehemalige Geliebte kennen,“

sagte er zu Wallen, „wir haben ein gleiches Schicksal in der Liebe," setzte er scherzend hinzu, „sie hat ihn auch vergessen."

Die beiden Freunde reisten ab und kamen nach einigen Tagen in P— an. Lichtner ging schon am folgenden Morgen, um seine Briefe abzugeben. Die außerordentliche Aehnlichkeit, die Caroline mit Henrietten hatte, verwirrte ihn etwas. Die Tante war ein altes, sehr häßliches Weib, die Zeit aber, die zwischen ihrem zwanzigsten und funfzigsten Jahre lag, war ihr so schnell vergangen, daß sie sie gar nicht bemerkt hatte, und sich daher immer noch für sehr jung hielt. Lichtner und sein Freund wurden zum Mittagessen eingeladen, er nahm es im Namen seines Freundes an.

Lichtner konnte sich nicht einbilden, daß Caroline dem Baron untreu sein könnte, ihr sanftes Wesen und die unbegrenzte Ehrlichkeit in ihrem Gesicht, und vor allem die Aehnlichkeit mit Henrietten machten es in seinen Augen unmöglich.

Wallen und er fanden sich zur bestimmten Zeit ein. Caroline war in dem Saale, wo man sie einführte, allein;

Lichtner war selbst zu sehr mit ihr beschäftigt, als daß er hätte bemerken können, daß sein Freund äußerst verwirrt die Augen auf den Boden heftete.

„Verzeihn Sie, meine Herrn," sagte Caroline, „meine Tante wird sogleich die Ehre haben." Beide verbeugten sich.

„Sie sind Herr Lichtner," fragte sie schnell, indem sie sich schüchtern zu ihm wandte.

„Zu Ihrem Befehl."

„Verzeihn Sie, ich kannte einmal einen Baron Darnberg, er hat mir oft Ihren Namen als den seines vertrautesten Freundes genannt, ich weiß nicht, ob Sie derselbe sind."

„Ich bin es, Mademoiselle. Mein Freund nannte mir auch oft Ihren Namen, und sprach als von einer Person, die ihm auf der Welt das Theuerste sei."

„Ich glaube nicht, daß er das noch thun wird," sagte Caroline mit Lächeln und unterdrückten Thränen.

„Sie thun meinem Freunde Unrecht, ich bin überzeugt, daß —"

Die Tante trat herein und entschuldigte ihr Ausbleiben. Man setzte sich zu Tische. Wallen saß neben Carolinen, Lichtner mit der Tante ihnen gegenüber. Er bemerkte, daß seines Freundes Augen immer auf seine Nachbarin geheftet waren, und daß er eine Unruhe und Verwirrung mit Gewalt unterdrücken wollte.

Alle Mühe, die er sich gab, Carolinen noch einige Augenblicke allein zu sprechen, war vergeblich. Sie wurden auf den andern Abend in den Garten der Tante gebeten. Lichtner nahm es sogleich an. Wallen machte einige Einwendungen, die sein Freund alle sehr leicht hob, er mußte versprechen, auch zu kommen.

„Haben Sie sich denn in einigen Stunden in Carolinen so sehr verliebt, daß Sie sich fürchten, sie wieder zu sehn?"

„Ach Freund," sagte Wallen, „wenn Sie wüßten, wie viel Qual ich diesen Mittag ausgestanden habe, Sie würden nicht mit mir scherzen; ich weiß nicht, woher es kam, daß sich mir so viele Erinnerungen aufdrängten?"

Am folgenden Abend hatte Lichtner Gelegenheit, Carolinen allein zu sprechen; er erzählte ihr, wie sehr sie

der Baron noch liebe, und wie untröstlich er über ihre vermeinte Untreue sei. Caroline sagte ihm, daß die Tante selbst in den Baron verliebt gewesen wäre, und aus Eifersucht habe sie sie aus der Pension, worin sie seit dem Tode ihrer Eltern gelebt hätte, weggenommen, und sie gezwungen bei ihr zu wohnen. Lichtner hatte aus freundschaftlicher Hitze, in der er von des Barons Liebe sprach, unendlich übertrieben, ohne daß er es gewahr wurde.

Caroline fühlte sich nun doppelt unglücklich, sie begehrte Rath von ihrem neuen Freund. Er wagte es, ihr vorzuschlagen, sie möchte in seiner Gesellschaft in Mannskleidern nach seiner Vaterstadt reisen, in des Barons Arme eilen, und ihn für seine Zärtlichkeit belohnen. Caroline wurde Anfangs über diesen Vorschlag bestürzt, aber Lichtner sprach mit solcher Wärme für seinen Freund, er machte es ihr so deutlich, daß sie ihm für seine langen Leiden dies Opfer schuldig sei, daß sie endlich einwilligte. Lichtner schlug ihr vor, daß er sie schon am andern Abend in seiner Wohnung verbergen und erst den folgenden Tag abreisen wollte, damit der Verdacht der Entführung nicht sogleich auf ihn fiele.

Dieser Vorschlag wurde ausgeführt. Caroline entkam aus ihrer Tante Hause; Lichtner versorgte sie mit Mannskleidern, nahm von der Tante Abschied, die es ihm verschwieg, daß sie ihre Nichte vermißte, weil sie glaubte, die Schande fiele mit auf sie. Sie reisten ab, und kamen glücklich in Lichtner's Wohnung an.

Wallen war auf der Reise immer schwermüthiger geworden; er sprach jetzt gar nicht, und man bemerkte oft Thränen in seinen Augen. Lichtner hatte dem Baron nicht geschrieben, daß er Carolinen's Bekanntschaft gemacht hätte, noch weniger, daß er sie mitbrächte; er wollte ihn freudig überraschen. Er wünschte herzlich, die Reise möchte erst geendigt sein; Caroline war sehr ängstlich; sie machte sich selber Vorwürfe über den Schritt, den sie gethan hatte.

„Was wird selbst der Baron von mir denken," sagte sie zu Lichtner, „daß ich mit einem mir ganz fremden Mann meiner Tante entlaufe, und doch habe ich es aus Liebe zu ihm gethan! was wird nun erst die ganze Welt sagen?" Er suchte sie zu trösten, und fuhlte, daß er seinem Freunde ein Opfer brächte, wenn er sie ihm zuführen und dies Bild von Henrietten verlieren würde.

Endlich kam man spät in der Nacht an. Lichtner wies Carolinen bequeme Zimmer an. Am andern Morgen, sagte er ihr, daß sie seinen Freund auf die angenehmste Art überraschen wollten. Sie zog wieder weibliche Kleider an, fuhr mit Lichtner hin. Wallen hat, man möchte ihn zu Hause lassen.

Der Baron und Luise erwarteten mit großer Angst den hintergangenen Freund. Darnberg hatte diesen Morgen ein Geschäft; er verließ seine Gattin mit dem Versprechen, in einer Stunde wiederzukommen. Die Zeit war beinah vorüber, als sie einen Wagen halten hörte; sie trat zum Fenster und glaubte, es sei der Baron; vor Schrecken sank sie aber auf einen Stuhl, als sie Lichtner und eine Dame aussteigen sah. Als sie sich ein wenig erholt hatte, kam ihr der Gedanke ein, er könnte wohl verheirathet sein, und dem Baron seine Frau vorstellen wollen; um desto eher müßte er ja dann ihre Heirath billigen.

Lichtner und Caroline traten in das Zimmer; er trat erblaßt zurück, als er Louisen erblickte. „Lieber Lichtner," sagte sie, indem sie ihm mit verbindlichen Worten

entgegnete, „ich und der Baron, wir haben sehr Ihre Verzeihung nöthig.“

„Wie so?“ fragte er verwirrt.

„Ich hoffe, daß diese liebenswürdige Dame Ihre Gattin ist, das ist mir ein Beweis, daß Sie mich vergessen haben, um desto leichter werden Sie verzeihn.“

„Was?“ rief Lichtner vor Angst zitternd; eine Ahnung von dem was vorgefallen sein konnte, kam in sein Herz.

„Ich bin Darnberg's Gattin,“ sagte Louise schnell, mit niedergeschlagenen Augen; Caroline sank ohnmächtig nieder. Lichtner war beschäftigt ihr beizustehn; Louise stand erstarrt, als der Baron hereintrat. „Nichtswürdiger!“ schrie ihm Lichtner entgegen; der Baron stand erblaßt, und sah wechselsweise seinen Freund, seine Gattin und Carolinen an. Diese schlug die Augen auf und ihr erster Blick traf den Baron. Mit einem Schrei verbarg sie ihr Gesicht in Lichtner's Busen, der sie noch immer in seinen Armen hielt, und begehrte leise, er möchte sie fortschaffen; er nahm ihren Arm und führte sie zum Wagen, sie sprach kein Wort. Als sie vor seiner Wohnung

ankamen, führte er sie auf ihr Zimmer, sie bat, sie allein zu lassen.

Er verließ sie mit einem Herzen voll Mitleid; er wünschte seinen Freund Wallen zu sprechen, um ihm das Unglück der armen Caroline und die Treulosigkeit seines Freundes zu erzählen. Als er auf sein Zimmer kam, sah er ihn am Tisch sitzen, sein Kopf ruhte in seiner Hand, und große Thränen flossen über sein bleiches Gesicht; ein noch versiegelter Brief lag vor ihm. „Mein Freund, was ist Ihnen?" fragte Lichtner, von Neuem bestürzt. „Hier ist ein Brief an Sie," sagte Wallen schwermüthig, „ich kenne die Hand wohl, er ist von Henriette Bauer."

„Und warum sagen Sie denn das so in Bewegung?"

„Ach," rief Wallen, „sie ist meine Geliebte; ich bin Stamford, durch dessen Schuld Sie gefangen waren, und Ihre Braut verlieren mußten, dessen Freundschaft Sie suchten, und der um alles Unrecht, das Sie um seinetwillen litten, bestraft wird. Sagen Sie mir mit wenigen Worten," fuhr er hitzig fort, „nicht wahr, Sie wollen Henrietten heirathen, und sie hat Ihnen Ihr Wort gegeben?"

Lichtner suchte seinen Freund zu beruhigen; er erzählte ihm seine Bekanntschaft und entdeckte ihm auch seine Liebe zu Henrietten; aber auch die ganze Art, wie sie seine Erklärung aufgenommen; er verschwieg ihm auch nicht, daß er den Auftrag habe, ihn aufzusuchen und ihn mit seinem Glück bekannt zu machen.

Wallen war vor Freude außer sich; man beschloß, daß er noch denselben Tag an seine Geliebte schreiben, und seinen und ihren Kummer endigen sollte. In dieser Freude hatte Lichtner auf einige Augenblicke die unglückliche Caroline vergessen, er wollte eben seinen Freund mit ihrer Geschichte bekannt machen, als ihm ein Bedienter meldete, daß sie ihn zu sprechen verlangte. Er eilte sogleich zu ihr.

Als er in ihr Zimmer kam, fiel ihm die Aehnlichkeit mit Henrietten gleichsam ganz von Neuem auf. Sie saß eben so wie Jene an dem Morgen, als er das Geständniß seiner Liebe wagen wollte, blaß, mit verweinten Augen im Sopha. Sie verlangte, er sollte sogleich ihrer Tante den ganzen Vorfall schreiben und sie sogleich zurückschaffen. Er wollte sie gern von seiner Unschuld überzeugen, und

wollte ihr alle Briefe des Barons vorlegen. Sie versicherte, daß sie ihm glaube, und bat um die Erfüllung ihrer Bitte.

Lichtner wagte es, ihr den Zorn ihrer Tante vorzustellen; sie fing von Neuem an zu weinen. Endlich bat er, sie möchte es einige Tage überlegen, ob sie sich entschließen könnte, seine Hand anzunehmen. Caroline wurde verwirrt, und schon am folgenden Tage erhielt Lichtner ihre Einwilligung.

Stamford hatte indessen an Henrietten geschrieben, er wagte es nicht, selbst nach L — zu reisen; denn, obgleich der Kaufmann wieder hergestellt war, so fürchtete er dennoch seine Rache.

Henriette war sehr erfreut, als sie diesen Brief ihres Geliebten erhielt; sie entschloß sich, mit ihrer Mutter nach Lichtner's Wohnort zu ziehen. Sie benachrichtigten Stamford von diesem Entschluß, und bestimmten die Zeit ihrer Abreise.

Lichtner feierte seine Hochzeit mit Carolinen, und erhielt von ihrer Tante, der Entführung wegen, Vergebung. Beide Freunde reisten nun der Madame Bauer und ihrer Tochter entgegen. Stamford und Henriette wa-

ten entzückt, sich wieder zu sehen. Henriette scherzte mit Lichtner, daß sie ihn schon als Ehemann fande. Sie und ihre Mutter mietheten ein Haus neben Lichtner's Wohnung; ihre Hochzeit wurde sehr bald vollzogen. Beide Familien lebten nun in der unzertrennlichsten Freundschaft; auf Henriettens Anrathen versöhnten sie sich auch wieder mit dem Baron und Louisen.

Das Portrait.

Bei dem Regimente des Fürsten * zu * stand ein junger Edelmann als Officier in Diensten, welcher alle Fehler, aber auch alle gute Eigenschaften junger Leute im hohen Grade in sich vereinigte. Er war ausdauernd, ausgelassen, eigensinnig, flatterhaft, großmüthig, muthig, muthwillig, verliebt, wild, und vereinigte alle diese Eigenschaften in einem so schönen Körper, daß beinahe kein Mädchen ihn ungestraft anblicken durfte, und keines ihn verachtete, als das er verschmäht hatte. So sehr er indeß bei allen Damen als Flattergeist bekannt war, ein Titel, der immer auf eine liebenswürdige Mannsperson hinweist, so war er beinah noch mehr berüchtigt, wegen seiner heterodoxen Meinung vom weiblichen Geschlechte und von der Ehe. Er hatte diese — Principien kann man es wohl bei ihm nennen, unvorsichtigerweise einem sehr guten Freund offenbart, dieser liebte die Dame, mit welcher sein Freund eben im Begriff stand zu brechen; was war natürlicher, als daß, um diesen Bruch zu befördern, und um die

Liebe der Dame auf sich zu ziehen, der gute Freund seines Freundes Grundsätze ihrer ganzen Dimension nach vortrug, und daß sie in allen weiblichen Cirkeln bekannt wurden. Das Beste für Meisenstein (so hieß der Lieutenant) war, daß die Damen nur affectirten, als wenn sie ihn dieser Grundsätze wegen haßten, im Herzen es aber gar nicht für möglich hielten, daß irgend ein Mensch sie hegen könne; die artigsten gaben zwar am Ende sich selbst zu, daß ein Mensch, dem alle Eroberungen so leicht geworden, diese schiefe Ansicht haben könne, aber hielten sich wieder für allmächtig genug, durch ihre Reize ihn zurückzuführen. Freilich gab es da sehr bittere Erfahrungen für Diejenigen, welche dies unternahmen, sie wollten fesseln und wurden selbst gefesselt, und wenn der Schmetterling davon flatterte, so nahm er das weibliche Herzchen mit sich.

„Aber Herr Lieutenant," sagte sein Hauptmann „wollen Sie sich denn nicht einmal fixiren? Sie sind ein schmucker Mann, haben etwas vom Daumen zu schieben, sehen Sie sich um unter den Töchtern des Landes" (der Hauptmann hatte zwei sehr häßliche Fräulein), „wählen Sie sich eine schmucke Dirne, ziehen Sie auf Ihr Landgut und leben Sie sich selbst."

„Also heirathen?" sagte der Lieutenant; „wenn Sie

wüßten, wie mich dies Wort schaudern macht! Mir fallen eine Reihe Vorstellungen, eine Menge Ideen ein, welche, recht gelinde ausgedrückt, nicht zu den angenehmsten gehören. Sehen Sie einmal unsere Weiberchen und Mädchen an, was sind sie? Putznärrinnen. — — Sie werden sagen, Sie meinten den bessern, den cultivirtern Theil der Lectüre hat; aber bei Gott, ich will nicht ehrlich sein, wenn Sie nicht von der cultivirtesten Dame in zwei Stunden erfahren, was sie gelesen; glücklich sind Sie, wenn Sie nicht hören müssen, wie sie es gelesen, nicht hinterschlucken, wie sie es verstanden."

„Wie einseitig!" sagte der Hauptmann.

„Wie man es nimmt," antwortete Reizenstein, „was ich Ihnen jetzt gesagt, ist ein ziemlich treues Bild des Verstandes der meisten Damen, sie haben alle ein sehr gutes Gedächtniß, sie heben die Ideen auf, welche man ihnen anvertraut, packen und schnüren sie sorgfältig zusammen, geben sie bei Gelegenheit zurück, freilich sind die feinsten Ecken beschädigt, aber was thut das? Der Herr, dem sie vorschwatzen, wird wohl gelehrt genug sein, das nicht zu beachten, oder eingeschränkt genug, es nicht zu bemerken.

„Und dann ist ja doch das Herz die Hauptsache."

„Ja, das Herz, wo bleibt dies in der Welt, was soll es auch da? Lieber Freund! ich hatte große Lust, ein neues Moralprincip aufzustellen, oder vielmehr ein altes zu erneuern.“

„Nun,“ sagte der Hauptmann lachend.

„Unsere Weltleute handeln sammt und sonders, vom Einen bis zum Letzten, aus Egoismus, nur äußert sich dieser auf ganz verschiedene Art; bei Männern wird er Ehrgeiz, oder bei der gröbern Sorte Habsucht; bei den Weibern der feinern Classe ist es Eitelkeit auf Verstand mit der ueberigen Portion auf Schönheit und Putz, bei der gröbern nur auf Schönheit und Putz und einer Art Unanständigkeit.

„Und sollte es gar keine Ausnahme geben? Sie zucken die Achseln. Das ist hart. Aber mein systematischer Herr, wenn die Weiber so sind, wie Sie sagen, warum jagen Sie ihnen denn nach? Warum suchen Sie Jede mit einer Art Aengstlichkeit zu erobern?“

„Mein Gott,“ erwiederte Reizenstein, „aus jener hohen Toleranz, welche sich auf Alles erstrecken muß, was Mensch heißt. Sie haben eben gesehen, daß ich mit den Männern nicht zufrieden bin, soll ich denn diese darum hassen, weil sie meinem Ideale nicht entsprechen? Derselbe

Fall iſt mit den Weibern. Und dann — was Sie noch gar nicht bedacht haben, womit ſoll ich die müßige Zeit ausfüllen, welche ich täglich habe? Mit Studiren? Das wird man leicht ſatt. Mit Trinken? Das iſt mir von der Natur zuwider. Mit Spiel? Es langweilt mich. Die Weiber dagegen bieten ein unaufhörliches Studium und ein amüſantes Spiel zugleich dar. Wenn ich mich einer Dame nähere; ſo beſchäftigt es mich ein Paar Wochen lang, ihren ganzen Verſtand, und das, was man gewöhnlich das Herz nennt, zu anatomiren, alle die kleinen Nüancen, die feinern Abweichungen zu ſtudiren, an denen die Weiber ſo reich ſind. Dann ſuche ich ſie zu erobern, benutze ihre Schwächen, beluſtige mich an ihren Vertheidigungsanſtalten, und wenn ich endlich an der Dame nichts mehr zu ſtudiren finde, dann gebe ich ſie auf."

„Und glauben Sie denn wirklich, daß keine Dame fähig ſei, Sie in die Bande der Ehe zu ſchlagen?"

„Wer kann für ſich ſtehen, lieber Freund! jeder Menſch hat die Fähigkeit, ſich zu verirren, nur iſt nicht jeder Menſch ſo aufrichtig, ſeinen Irrthum zu geſtehen. Ich für mein Theil würde, wenn ich mich bis zum Eheſtande hin verirrte (es iſt Gott ſei Dank ein weiter Weg,

und man kann sich in der Zwischenzeit oft besinnen, noch vor dem Altar meinem guten Freunde ins Ohr raunen, daß ich jetzt eine große Thorheit beging."

Es wurde über diesen Punkt noch viel von beiden Seiten gesprochen, der Hauptmann hätte so gar gern seine beiden Töchter dem Lieutenant recommandirt, aber Jener ließ ihn gar nicht dazu kommen. Man trennte sich, wie gewöhnlich bei Streitigkeiten dieser Art, Keiner überzeugt, und Einer auf den Andern in einem gewissen Grade erbittert.

Den Lieutenant kannte sich nach diesem Gespräche nicht Jemand als einen faden Gecken denken, welcher jedem Mädchen nachjagt, und in dessen Munde die Menschen- und Weiberkenntniß Redensart war, allein man würde sich darin sehr irren. Der Lieutenant war in Rücksicht seines Kopfes und Herzens ein sehr achtungswürdiger Mann, nur eiferte er zu jenen Menschen, welche ihre bessere Natur aus einer Art von Trägheit nicht aufkommen lassen, deshalb ihre schiefen Ansichten und bessern Empfindungen jedermann vor Augen legen, und nun je nachdem der ist, mit dem sie zusammentreffen, bald für edle, bald für phantastische, bald wieder für närrische Menschen gehalten werden.

Als der Lieutenant eines Abends nach Hause kam, fand er ein kleines Packet mit einer Adreſſe an ihn, er öffnete es, und fand einen Brief eines ſeiner Freunde, eines Malers, mit einem Miniaturgemälde. „Ein Mädchen," ſchrieb ihm ſein Freund, „ſehr wohl gekleidet, ſei ihm auf der Promenade begegnet. Das Geſicht habe ſo viel Anziehendes gehabt, daß er die Schöne am ganzen Nachmittage verfolgt habe, um dieſe Züge ihr abzuſtehlen. Es ſei ihm ſo ziemlich geglückt, allein freilich habe er die Lebhaftigkeit, die Seele, welche im Originale gelegen haben, nicht in das Gemälde übertragen können, ſondern alles Unintereſſante, welches er erblicke, ſei vom Künſtler, alles Schöne gehöre der Natur. Er ſende ihm jedoch dieſe unvollkommene Copie, weil er ſeine Vorliebe für Gemälde kenne."

Man wird oft bemerkt haben, daß es Claſſen von Schönheiten unter dem weiblichen Geſchlechte giebt, und daß ſelten ein Menſch für alle dieſe Arten Empfindung habe. Gemeiniglich rührt ein großes und noch mehr ein ſchwärmeriſches Geſicht den fein empfindenden Menſchen weit mehr, als jene lebhaften Brünetten, denen die Schalkheit und der Witz aus den Augen ſpricht, und die mit einer Art von Sturm auf das männliche Herz eindringen.

Das Gesicht, dessen Abbildung unser Held jetzt in der Hand hielt, war eins von den wenigen, wo Hoheit und Schwärmerei innig verschmolzen waren. Besonders rührte den Lieutenant ein wehmuthig schwärmerischer Zug unter dem Auge, welcher der ganzen Physiognomie, die sonst sehr an das Heroische grenzte, das Interesse einer Unglücklichen gab.

Da die Stadt, in welcher der Maler sich aufhielt, nur wenige Meilen von der Garnison des Lieutenants lag, so sprengte unser Held, theils aus Neugier, theils aus Sucht ein Abenteuer anzuknupfen, theils aber aus wahrem Interesse, welches er an dem schönen Gesichte nahm, gleich am folgenden Tage herüber, und erkundigte sich bei seinem Freunde nach dieser Dame. Er erfuhr aber nichts, als sehr wenige und übelzusammenhängende Nachrichten. Wo die Dame wohne, wußte der Maler zwar, aber nicht wie sie heiße, nicht, womit sie sich beschäftige. Leute, welche in der Nähe wohnten, sagten, sie habe Niemand, als einen kleinen Knaben bei sich, werde von der Tochter ihrer Wirthin aufgewartet, lebe sehr spärlich und ärmlich, und gehe fast nie aus.

Dies versteckte und geheimnißvolle Wesen reizte den Lieutenant noch mehr, er ging, ihren Namen zu erfahren,

zu der Obrigkeit des Orts, einige Goldstücke, welche er den Unterbedienten der Polizei zukommen ließ, verursachten, daß man ihm schon morgen die gewünschte Aufklärung über diesen Punkt versprach, er quartierte sich in einem Wirthshause unfern der schönen Unbekannten ein.

Der Burgemeister des kleinen Städtchens hatte die Schwachheit, die Polizei der größern nachahmen zu wollen. Reitzenstein hatte ihn nach den Listen der frühern und jetzigen Bewohner gefragt, erstere waren natürlich vorhanden, aber die letztern waren bei einigen tausend Einwohnern nicht nöthig, also wie der Burgemeister sagte, verlegt. Er beschloß indeß sogleich morgen zu ihrer Anfertigung die nöthigen Anstalten zu treffen, wenn er erst über den befragten Punkt die gehörige Auskunft gegeben hatte.

Die Verwunderung, welche der Lieutenant geäußert hatte, daß der Burgemeister eine Person, welche in der Stadt wohne, nicht kenne; die Data, welche er von diesem Frauenzimmer erfuhr, die Erinnerung an Paris, wo, wie er einmal gelesen hatte, man auf Leute der Art sehr aufmerksam sei, alles Dies machte, daß er am Ende die Dame für verdächtig hielt, und er beschloß, dem Lieutenant

ein Beispiel einer exacten Polizei zu geben, daß er in Verwunderung gerathen sollte.

Als es also Abend geworden war, nahm der Burgemeister zwei seiner Gewaltigen zu sich, und begab sich nach der Wohnung der Dame. Er klopfte und wurde eingelassen. Er zog sogleich Feder und Papier aus der Tasche und fing ein förmliches Verhör an, in welchem die Dame, welche sich als eine Witwe, Namens Müller, angab, den Punkt, wovon sie lebe, ganz und gar nicht befriedigend beantworten konnte. Zwar zeigte sie einige Kostbarkeiten, einiges Geld vor, allein, als es zum Hauptpunkt kam, woher sie dies Geld erhielte, verstummte sie und weinte. Dies bestärkte den Burgemeister in seinem Verdacht, er that immer verfänglichere Fragen und die Dame weinte.

Bis jetzt hatte der Burgemeister die Dame noch nicht genau angesehen, der Eifer für sein Amt hatte seine Augen nicht zum Betrachten so vieler Reize kommen lassen. Jetzt aber erhob er sich, um sie zu ermahnen, die Wahrheit zu gestehen; und als er ihr so gegenüber stand, als er ihr so gerade in die blauen Augen sah, so regte sich ein ihm bis jetzt unbekanntes Gefühl, die Liebe nämlich, und er beschloß nicht etwa, die Dame dieser peinlichen Untersuchung

zu entlaſſen, ſondern ſie zu arretiren, ihr aber in ſeiner Wohnung eine gute Stube und Pflege zu geben.

Als er der Madame Müller dieſen Entſchluß eröffnete, bat ſie mit einer Standhaftigkeit, welche den Burgemeiſter frappirte, um die Erlaubniß, ihr Kind mitnehmen zu dürfen; er geſtand es nach einigen Weigerungen zu; und nun machte ſich, da es ſchon Nacht geworden war, die ganze Geſellſchaft auf den Weg nach der Wohnung des Burgemeiſters.

Reißenſtein war durch die mondhelle Nacht zu einem kleinen Spaziergange gereizt worden, und es war ſehr natürlich, daß er zu demſelben die Straße wählte, in welcher die Dame wohnte, die ihn intereſſirte. Gegen eilf Uhr ſah er den Burgemeiſter, zwei Häſcher und eine Dame mit einem Kinde aus dem Hauſe treten. Das Kind weinte, und eine weibliche Stimme von einer ſeltnen Anmuth ſuchte es zu beruhigen. Er ſah endlich das Geſicht der Dame, es war ſein reizendes Portrait; er trat auf den Burgemeiſter zu, welcher ihm entgegenrief:

„Sehen Sie hier, mein Herr, das heißt Polizei, wenn man verdächtige Leute bei Nacht und Nebel arretirt, um ihre Ehre zu ſchonen, im Fall ſie doch unſchuldig wären.“

„Ist sie etwa," fragte Reitzenstein leise. „Ei, der Henker weiß, was sie ist," sagte der Burgemeister laut, „eben deßwegen arretire ich sie, es könnte doch etwas dahinter stecken."

Die Dame trat herzu. „Mein Herr," sagte sie, „ungeachtet ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, so liegt mir doch daran, daß meine Unschuld an diesem Vorfall allen Leuten, auch Ihnen bekannt werde. Ich weiß zwar nicht, wie Sie mit diesem für mich so unglücklichen Verfall zusammenhangen, aber ich flehe Ihr Mitleid an, mir auf welche Art es auch sei, Gerechtigkeit zu verschaffen."

„Aber, mein Herr Burgemeister, warum haben Sie diese Dame arretirt?"

Dem Burgemeister fiel hier sehr zur Unzeit ein, daß er Obrigkeit des Orts sei, er antwortete sehr trotzig, und drohte auch den Herrn Lieutenant arretiren zu lassen. Dies brachte den Lieutenant auf, und da der Burgemeister unvorsichtiger Weise wirklich Ordre gab, ihn zu greifen; so entstand auf der Straße eine kleine Schlacht, in welcher der Lieutenant die zitternde Dame aus den Händen ihrer Verfolger befreite, und sie eben im Triumph in ihre Wohnung einführen wollte, als der Burgemeister mit

einer ansehnlichen Schaar zurückkam, und sowohl den Lieutenant, als die Dame, mitzugehen nöthigte.

Des Burgemeisters Ansehen war beleidigt, das war mehr, als er vergeben konnte. Reitzenstein sah die unangenehmen Händel voraus, in welche ihn seine Hitze verwickelt hatte, und bot für seine und der Dame Befreiung vergeblich Geld über Geld. Der Burgemeister zeigte am folgenden Morgen durch einen Boten den Vorfall bei der Garnison des Lieutenants an. Dieser erhielt sogleich den Befehl nach seiner Garnison zurückzukehren, und Jener, den Lieutenant loszulassen. Die Madame Müller blieb im Verhafte.

Die ganze Geschichte machte in der Garnison nicht wenig Aufsehen. Die Damen triumphirten, ärgerten sich aber innerlich, daß der Lieutenant nicht um ihretwillen in Arrest sei. Dieser saß vier Wochen, und hatte Zeit genug, Plane zu machen, und Entwürfe zu ersinnen, wie er nach seiner Entlassung der Dame nachspüren wollte. „Nachspüren," sage ich, denn er hatte ein Billet von ihr erhalten, welches sie an ihn in ihrem Gefängnisse, aus dem sie mit ihrem Kinde zu entwischen Gelegenheit gefunden, zurückgelassen hatte.

Nicht nur das Interesse, welches jeder Ungluckliche einem edlen Herzen einflößt, auch nicht die Sucht allein, eine schöne Dame zu erobern, oder ein Abenteuer zu finden, sondern eine reine Liebe, eingeflößt von der hohen Schönheit der Dame, hatte in seiner Seele Platz genommen, und diese wurde durch die Vorstellung vermehrt, daß er am ganzen Unglück der Dame, genau genommen, Schuld sei, indem er den Burgemeister zuerst auf sie aufmerksam gemacht, und er beschloß dies auf die bestmöglichste Art wieder gut zu machen.

Aber es schien, als wenn der Himmel selbst ihn verhindern wollte, so schnell seine Gewissensschuld abzubüßen. Kaum war er seines Arrestes entledigt, als er in eine heftige Krankheit verfiel, aus welcher er sich kaum und nur langsam erholte. Müde des Militairdienstes, und der Cabalen, welche sein Hauptmann gegen ihn spielte, forderte er seinen Abschied, erhielt ihn, und hatte nun nichts Wichtigeres, als sich an den Burgemeister zu wenden, ob dieser ihm nicht etwa Auskunft geben könne, wohin die Dame geflohen sei.

Der Burgemeister konnte ihm nur wenig sagen, er hatte sie als eine Dame vom Stande, welches ihre Art

zu reden und ſich zu betragen genugſam bewies, in ein Zimmer ſeines Hauſes einquartirt, und vor ihrer Thüre einen von den Gehülfen der Gerechtigkeit geſtellt, aber dabei nicht bedacht, daß das Zimmer zwei Thüren habe; durch dieſe zweite unbeſetzte Thür war ſie in ein anderes an den Garten ſtoßendes Zimmer, und durch dies in den Garten und von da auf's Feld entkommen. Einige Leute wollten ſie auf dem Wege nach der Stadt, wo Reitzenſtein in Garniſon ſtand, geſehen haben, und auf Nachfrage des Burgemeiſters an dem Thore, durch welches ſie hätte einpaſſiren müſſen, hatte ſich gefunden, daß eine Dame mit einem Kinde von ähnlicher Kleidung am frühen Morgen einpaſſirt ſei, aber mit dieſer Nachricht endigten ſich auch alle Spuren.

Nachdem Reitzenſtein dem Burgemeiſter lange Vorwürfe über ſeine Nachläſſigkeit gemacht hatte, welcher dieſe einzig und allein damit entſchuldigte, daß er zu erhitzt über den Schimpf geweſen ſei, welcher ſeiner Autorität durch das Betragen des Lieutenants widerfahren ſei, und der Officier den Ehrenmann endlich durch Wein und Geld beſänftigt hatte, ſchwang er ſich auf ſein Pferd und ſprengte nach der Stadt zurück, um ſeine Schöne dort aufzuſuchen.

Auf dem Wege nach Hause begegnete ihm einer seiner ehemaligen Cameraden, und erzählte ihm Wunderdinge von einer Dame mit einem Kinde, welcher er so eben begegnet sei; dabei beschrieb er sie so genau, daß Reitzenstein keinen Augenblick zweifeln konnte, sein Freund spreche von Madame Muller. Beide durchstrichen nun die ganze Gegend, in welcher der Officier die Dame gesehen hatte, vergeblich; erst gegen Mittag kehrte Reitzenstein unbefriedigt und müde nach Hause.

Als er am folgenden Tage die Promenade besuchte, fiel ihm eine Gesellschaft in die Augen, die durch ihren Anzug und ihr Erstaunen bei jedem Gegenstande sich sogleich als Fremde ankündigten. Reitzenstein wollte eben vorübergehen, als er unter der Gesellschaft eine Dame bemerkte, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner Unbekannten hatte; er ging ihr nach und sah von weitem, wie sein ehemaliger Hauptmann sich an die Gesellschaft anschloß, und mit ihr nach einem der vornehmsten Gasthöfe der Stadt ging. Er folgte und nahm an der table d'hôte Platz, fragte den Wirth, wer die Fremden wären, welche bei ihm logirten, und erhielt zur Antwort, es sei der Herr von Stromfels, der ein Gut zwölf Mei-

len von der Stadt besitze, und eines Processes wegen sich hier aufhalte.

Die Aehnlichkeit, welche Reitzenstein an der Fräulein Stromfels mit seiner Geliebten bemerkt hatte, machte ihn nach einer Bekanntschaft mit der Familie begierig, und er wußte nicht anders dazu zu gelangen, als daß er seinen ehemaligen Hauptmann bat, ihn der Familie als seinen Freund vorzustellen.

Es geschah. Die Familie bestand aus dem Herrn von Stromfels, seiner Frau und Tochter, und zwei alten Tanten. Er ward als ein junger, wohlgebildeter, reicher und heirathsfähiger Cavalier mit Auszeichnung aufgenommen, und er fing an, Fräulein Caroline, welche ein ganz artiges Mädchen war, zum Zeitvertreibe Galanterien vorzusagen, welche dies gute Kind in aller Unschuld für Ernst hielt, und ihrem Vater von der Eroberung, welche sie gemacht zu haben sich einbildete, so viel täglich erzählte, daß dieser, als er endlich seinen Proceß gewonnen hatte, und nach seinem Gute zurückreiste, dringend bat, Reitzenstein möchte ihn, wo nicht begleiten, wenigstens gewiß versprechen, ihn zu besuchen.

Die Begleitung schlug Reitzenstein nun zwar ab, aber zu kommen versprach er, besonders da er die ganze Ge-

wend durchstreifen wollte, um seiner Dame auf die Spur zu kommen, von der er, aller angewandten Bemühungen ungeachtet, in der Hauptstadt nichts hatte entdecken können. Acht Tage nach der Abreise der Stromfelsischen Familie beschloß er ihr zu folgen. Als er am Abend vor der Abreise durch die Straßen ging, sahe er an dem Fenster eines niedrigen Hauses Madame Müller sitzen; er eilte hinauf, trat, ohne anzuklopfen in's Zimmer. Sie schrie auf, als sie ihn erblickte, und machte Anstalt ihm zu entfliehen. Er ergriff ihre Hand, und erzählte nun die ganze Art und Weise, wie er sie dem Aeußern nach habe kennen lernen, wie er begierig gewesen, sie zu sehen und mehr von ihr zu erfahren, wie er sich an dem Burgemeister gewandt, und so die unschuldige Ursache ihrer Verhaftung geworden, und wie er sie aufgesucht habe, um Alles wieder gut zu machen, was er ihr Leides zugefugt.

Madame' Müller antwortete auf dies Alles mit der Bescheidenheit und Artigkeit, mit der eine gebildete Frau zu antworten pflegt. „Sie vergebe," sprach sie, „von ganzem Herzen alles das, was er ihr zu Leide gethan, weil es wider Willen geschehen sei, gutmachen ließen sich geschehene Dinge nicht, Mangel wisse sie durch Sticken und andere Handarbeiten abzuwenden. Wenn ich aber

einmal," schloß sie endlich, und Thränen drangen aus ihren Augen, „wenn ich aber einmal durch Krankheit gehindert sein sollte, für dieses Kind zu sorgen, und dann Sie, als Menschenfreund, während meiner Krankheit oder nach meinem Tode die Stelle seines unglücklichen Vaters vertreten wollten: dann will ich Ihnen in der Ewigkeit meinen heißesten Dank sagen, und da ich Ihnen nicht lohnen kann, will ich für Sie beten."

Reitzenstein versprach es gerührt, und bat, weil sein Herz zu voll war, sich wegbegeben, und zugleich um die Erlaubniß, morgen wiederkommen zu dürfen. Madame Müller gestand ihm dies zu, und er schrieb an die Stromfelsische Familie, er werde in den ersten vierzehn Tagen wohl schwerlich daran denken können, sie zu sehen.

Woran er aber deste häufiger dachte, war Madame Müller. Die Schönheit im Unglück hat überhaupt etwas sehr Anziehendes für edle Herzen, schwerlich wird sich ein unbefangener und fein fühlender Mensch entschließen können, eine weinende Schönheit für schuldig zu halten. Reitzenstein besonders hatte bei dem Umgang in vornehmen Häusern zwar sehr oft empfindsame schwärmende Mädchen, aber noch nie eine Unglückliche gesehen, deste über-

rascheuder war ihm dieser Anblick. Hierzu kam, daß die Krankheit, von welcher er sich noch seit Kurzem erholt hatte, einen großen Theil seines ehemaligen Systems über die Entbehrlichkeit einer Gattin eingerissen hatte. „Pflege und Wartung," sagte er vor dieser bittern Erfahrung, „kann der Reiche sich durch Geld verschaffen, Mitleiden, wenn er ja so schwach ist, dergleichen zu bedurfen, werden seine Freunde ihm geben, und was kann eine Gattin mehr?" Aber in seiner Krankheit fühlte er den großen Unterschied zwischen dem Mitleid eines Freundes und dem einer liebenden Gattin; jenes war rauh und zurückstoßend, dieses sanft und erquickend, die Pflege und Wartung geschah des bloßen Geldes wegen. Das sah Reitenstein zu augenscheinlich, eine Gattin, fühlte er, würde ihn aus Liebe pflegen und warten. Kurz Alles, was er in gesunden Tagen für Kleinigkeiten angesehen hatte, ward sehr wichtig, da er krank war, und er hatte wenigstens darin nachgelassen, daß er eine Ehegattin nicht mehr für eine Last, sondern für eine im Nothfalle zu entbehrende Sache hielt. Sein gesunder Verstand führte ihn bald dahin, daß er die Vortheile und Nachtheile des Ehestandes gegen einander abwog, und fand, daß in einer glücklichen Ehe die erstern bei weitem die letztern überwögen. Um nun ein

glücklicher Ehemann zu werden, sah er sich unter seinen Bekanntschaften überall um, allein er fand kein einziges Fräulein, auf welches die Schilderung, welche er einst seinem Hauptmann von dem Verstande der Damen, und ihrem Herzen überhaupt entworfen hatte, nicht gepaßt hätte, und beschloß daher die Zeit geduldig zu erwarten, in welcher ihm eins von denen Mädchen aufstoßen würde, welche, wie er sehr richtig glaubte, selten genug wären. Jetzt trat ihm auf einmal Madame Müller in den Weg mit aller der Liebenswürdigkeit, welche ein männliches Herz erobern, und mit aller der Gutmüthigkeit, welche es festzuhalten im Stande ist. Seine Wahl fiel daher auf sie; allein bald schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, sie sei nicht adlich, und eine Heirath mit ihr beschimpfe ihn zwar nicht, werfe aber doch immer einen kleinen Flecken auf ihn, und schließe ihn von manchem Vergnügen und mancher Gesellschaft aus.

Man muß zur Ehre seines Hauses gestehen, daß er nicht viel Zeit brauchte, um sich selbst diese durch die früheste Erziehung eingesogenen Vorurtheile zu widerlegen, und daß in wenig Wochen der Entschluß reifte, seine Hand Madame Müller anzutragen, welche er bei der Krankheit ihres Kindes als eine zärtliche Mutter und gute Hausfrau

hatte kennen lernen. Er ging deßwegen eines Morgens zu ihr, sagte ihr die Sache ganz kurz, und bat sie um eine entscheidende Antwort. Sie wich aus, sie gab sich alle ersinnliche Mühe, ihm seinen Entschluß auszureden, aber vergeblich, er blieb standhaft bei demselben, und ob sie gleich weinte, wobei sie ihm jedoch immer versicherte, daß sie gegen ihn selbst nicht das mindeste habe; so drang er dennoch so lange in sie, bis sie ihm auf den folgenden Tag eine völlig entscheidende Antwort versprach.

Mit dem Bewußtsein seines guten Willens ging Reinstein nach Hause, mit der festen Hoffnung eine günstige Antwort zu erhalten, begab er sich am folgenden Tage nach der Wohnung der Madame Müller, aber wie sehr erschrak er, als der Wirth ihm sagte, Madame Müller habe gestern in der größten Eile ihre Sachen gepackt, fortschaffen lassen, habe das laufende halbe Jahr die Miethe bezahlt, und diesen Zettel an Reinstein zurückgelassen.

„Vergessen Sie eine Unwürdige, die es nicht verdient, „das Weib eines edlen Mannes zu sein; aber wenn der „Zufall Ihnen meine Geschichte zu Ohren bringen sollte, „edler Mann, so verachten Sie nicht. Das Andenken an „Sie steht in meinem Gedächtnisse und Herzen.“

Dies neue Hinderniß, welches sich seinem Glücke entgegenstellte, vermehrte seine seit einigen Jahren nicht sehr fröhliche Laune in dem Grade, daß sie ihm selbst unerträglich wurde. Er wünschte sich eine Gesellschaft, in welcher Anstand und Schicklichkeit ihn zwangen, seine Launen zu bekämpfen und so zu unterdrücken. Ihm fiel die beinah vergessene Einladung bei den Herrn von Stromfels ein, er meldete sich bei der Familie an, und reiste einige Tage nach dem unangenehmen Vorfalle hin, mit dem Entschlusse, ein paar Wochen dort zu verweilen.

Er wurde von Allen sehr freundschaftlich, von Fräulein Caroline aber sehr kalt bewillkommt, diese Letztere hatte sich vorgenommen, wegen ihrer verschmähten Liebe (denn was war der so lange aufgeschobene Besuch anders, als eine Verschmähung derselben) sich an ihm zu rächen. Reitzenstein fiel die Aehnlichkeit des Fräuleins mit seiner Geliebten von Neuem auf, seine Zuneigung ging halb und halb von dieser auf jene über. Das gute Kind war bald versöhnt, und Reitzenstein fand eben, daß das Fräulein zwar nicht so viel Verstand, noch so feine Empfindung habe, als Madame Müller, aber doch nicht wenig von beiden, als ein Vorfall alle Projecte der Familie mit Reitzenstein und des Letztern mit dem Fräulein vereitelte:

Es war ein schöner Morgen, Reitzenstein war früh auf, besuchte den Garten, er kam in eine Ecke desselben, und trat dort in ein noch nie von ihm bemerktes Garten-Cabinet. Er sah an der Wand mehrere Familien-Bildnisse hängen, und unter andern ein mit einem Vorhange bedecktes. Er zog diesen zurück und erstaunte nicht wenig, als er das Portrait der Müller hinter demselben erblickte. „Wie kommt," fragte er sich selbst, „dieses Gemälde hierher?" Er beschloß vorsichtig zu verfahren, weil er wohl vermuthen konnte, daß hier ein Geheimniß zum Grunde liege, dessen Erforschung ihm durch Unvorsichtigkeit leicht erschwert, wo nicht unmöglich gemacht werden könnte. Mit diesen Gedanken begab er sich nach dem Schlosse zurück. Unterwegs begegnete ihm der alte Herr von Stromfels, welchem er eine kleine Promenade vorschlug; er eilte nach jenem Winkel des Gartens, in welchem er das Cabinet mit dem Bilde gefunden hatte, ungeachtet der alte Herr ihn bat, jenen melancholischen Theil des Gartens nicht zu betreten.

„Warum melancholisch?" fragte Reitzenstein.

„Dort, theuerster Freund!" erwiederte Jener, „ist der Ort, wo ich mich meinen Gefühlen ganz überlasse, wo ich um die mir Abgestorbenen weine."

Sie waren an das Cabinet gekommen; Reitzenstein sah die Gegend umher an. Dichte Cypressen und dunkle Taxus standen um das Cabinet gepflanzt. Sie traten ein.

„Sehen Sie," sagte Stromfels, „dies war mein Vater, dies meine Mutter, dies mein älterer Bruder, hier hängt das Bild meiner jüngeren Schwester." —

„Und das verhüllte Gemälde?"

„Lassen Sie das, lieber Reitzenstein, meine alten Wunden dürften neu werden, wenn ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen sollte."

„Ist die Person, welche dies Gemälde darstellt, auch verstorben?"

„Nein," sagte der Alte mit einem Seufzer, „oder ja, was man hatte und verlor, schändlich verlor, ist auch todt." Er ging zum Gemälde, zog den Vorhang weg, und sah mit Thränen nach dem Gemälde, zu dem er die Hände ausstreckte. „O Louise," rief er schmerzhaft, „als Du mir noch gehörtest, als Du mit der Engelmiene der Unschuld um mich spieltest, da, da fühlte ich es nicht so, was es hieß, Dich verlieren, aber jetzt!"

„Wenn es Ihren Schmerz nicht zu sehr erneuert," sagte Reitzenstein, „so bitte ich um die Erzählung, vielleicht, lieber Alter, vielleicht kann ich Oel in Ihre Wunden gießen."

„Nein, Reitzenstein, das können Sie nicht, Sie können ihre entweihte Ehre Louisen nicht wieder geben, Louise ist todt, denn ihre Unschuld ist dahin. — Doch, hören Sie mich, nur verzeihen Sie, wenn ich eine Menge kleiner Nebenumstände übergehe, welche, ob sie gleich nicht unmittelbar zur Geschichte gehören, sie doch weit interessanter machen würden. Aber die Rückerinnerung an diese verwundet mein Herz zu tief, also nur die Hauptsachen. — Das Gemälde da stellt meine älteste Tochter vor; ob ich sie geliebt, und wie ich sie geliebt, weiß nur der, der mein Herz ganz kennt; ich gab ihr eine Bildung auf Kosten meines Vermögens, und ich will es gestehen, auf Kosten meiner jüngern Kinder. So ward sie sechszehn Jahr alt, die Krone der Nachbarschaft, geliebt von Jedem, der sie sah. Ich hatte in meinem Hause einen jungen Menschen in Diensten; sein Vater hatte mir einst einen wichtigen Dienst geleistet, und da er gestorben war, hielt ich es für billig, daß meine Dankbarkeit gegen den Vater auf seinen dürftigen Sohn forterben müsse. Ich nahm ihn zu

mir. Er sah meine Louise von Jugend auf, wuchs mit ihr heran, ward mit ihr unterrichtet, ach! und liebte sie, ungeachtet seine Geburt so unendlich tief unter der meiner Louise war. Der Mensch hieß Müller, sein Vater war Unterofficier unter meiner Schwadron. Ich hatte von dieser Liebe nichts bemerkt, bis plötzlich meine Louise in ihrem achtzehnten Jahre, als ich unvorsichtig genug war, ihr eine ansehnliche Partie aufdringen zu wollen, mit diesem Müller heimlich entwich und sich vermählte. Der Schritt war geschehen. Ich schwor bei meiner Ehre, sie nie eher wieder zu sehen, bis sie diesen Flecken ihrer Ehre durch eine anständige Partie ausgewaschen hätte. Ich gab ihr meinen Fluch, als ich hörte, daß sie ihrem Gatten ein Kind, mir einen Enkel geboren. Ach! mein Fluch traf nur zu schrecklich; nach einigen Jahren starb ihr Mann, das Vaterherz konnte ich nicht verleugnen; da ich hörte, daß sie im äußersten Mangel lebte, so schickte ich ihr von Zeit zu Zeit kleine Summen, mit diesen und ihrer Hände Arbeit hat sie sich bis jetzt ernährt. — Aber nun kommt das Schrecklichste; sie wurde eine liederliche Dirne, sie hielt sich einige Meilen von der Stadt auf, in welcher Sie einst in Garnison standen. Ich hielt geheime Kundschafter, welche mich von ihrer

Lebensart unterrichten mußten. Denken Sie sich meinen Schmerz, als ich hörte, daß sie mit einem Officier Umgang gehabt; denken Sie sich meinen Kummer, als ich vernahm, daß sie dieses Menschen wegen arretirt, aus dem Arrest entsprungen, und ihm nach der Hauptstadt gefolgt sei, daß sie jetzt in die weite Welt gegangen, und nicht an die Thränen ihres armen alten Vaters denkt." — Stromfels verhüllte das Gemälde, und Reitzenstein trat still mit ihm aus dem Gartenhause.

„Und sind Sie denn so gewiß," fragte er, „daß Ihre Kundschafter Ihnen nichts Unwahres geschrieben haben?"

„Es sind ehrliche Leute."

„Vielleicht selbst falsch berichtet."

„Ach nein, nein," sagte der Greis, „und nun Reitzenstein, geben Sie mir meine Ruhe wieder, wenn Sie können!"

„Vielleicht," sagte Reitzenstein. „Sie wollten ihr den Fehltritt, welchen Sie begangen, unter der Bedingung vergeben, daß sie ihn bereute, und ihn durch eine Heirath, welche ihrem Stande gemäß wäre, wieder gut machte?"

„Das will ich," sagte Stromfels, „das habe ich geschworen."

„Und wenn sie nun unschuldig wäre, wenn der Officier, mit dem Sie sie eines verbotenen Umgangs beschuldigen, zwar nicht mit den reinsten Absichten ihre Bekanntschaft gemacht, dennoch ein rechtschaffner Mann wäre, wenn er ihr seine Hand angetragen hätte, gerührt durch ihre Häuslichkeit, Verstand und Herz, und sie im Gefühle des Fluchs ihm als eine seiner Unwürdige diese Heirath ausgeschlagen hätte?"

„Dann," sagte Stromfels, „dann würde ich Beider Hände in einander legen, und sprechen: Kommt an meine Brust, meine Kinder! und zwar Du, Louise! an mein Vaterherz."

„Nun wohl, Stromfels, ich bin dieser Officier, ich kann Sie durch einen schriftlichen Beweis von dem Edelmuth Ihrer Tochter überzeugen. Lesen Sie."

Er gab ihm den Zettel, welchen ihm Louise kurz vor ihrer Flucht aus der Hauptstadt geschrieben hatte. „Nehmen Sie mich," fuhr er gerührt fort, „nun als Ihr Kind auf, ich eile, Louisen zu suchen."

Er suchte nicht vergebens, die öffentlichen Blätter, welche, obwohl auf eine die Ehre Louisens nicht beleidi-

gende Weise gebraucht wurden, die unermüdeten Nachforschungen Reitzenstein's, lieferten nach Ablauf eines halben Jahres das schöne unglückliche Mädchen in die Arme ihres Geliebten. Der Vater verwandelte seinen Fluch in einen Segen, welcher tausendfaltiges Glück dem neuen Ehepaar trug.

Ein Abenteuer zu Paris.

Der Baron Löwenstein lebte schon sechs Monate in Paris, ohne ein einziges Abenteuer gehabt zu haben. Seine angenehme Figur hatte etwas Bäuerisches, und war daher wenig geschickt, auf die eleganten Damen der feinen Welt Eindruck zu machen. Seine Tage in Paris verflossen unter einer Menge öffentlicher Vergnügungen, welche zu genießen sein ansehnliches Vermögen ihm erlaubte. Er war der Sohn eines reichen Mannes, und nach der Hauptstadt von Europa geschickt, um hier die Politur zu bekommen, welche man, wie die Franzosen behaupten, nur bei ihnen erhält.

„Fritz," sagte der Vater, als er abreiste, „hüte Dich vor Händeln, und vor den Französinnen. Ich bin in meiner Jugend auch in Paris gewesen, und kenne das Terrain, schlüpfrig und glatt. Sieht Dich ein Mädchen an, sie will Dich betrügen; kommt sie Dir entgegen, fliehe sie, sie ist eine Schlange."

Fritz hörte dies an, reiste ab und wartete mit Sehnsucht auf ein Abenteuer. Ein Mädchen, dachte er, mich betrügen! Wofür hatte ich denn die Menschen studirt! Nur der fällt in ihre Stricke, der sie nicht kennt; Derjenige, der sie kennt, zieht Vortheil aus den Fallen, welche ihm gelegt werden.

Indeß wollte sich kein Abenteuer finden. Fritz war ein echter Deutscher, steif, sparsam und sehr bieder. Wenn sich also auf der Promenade eine Alte mit einem: „Monsieur! ma maîtresse vous a vû passer, elle sera seul dans une heure," an ihn drängte, so antwortete er ganz kalt: „Madame! il ne faut dans une heure faire visite à ma belle," und verließ das gutmüthige Weib.

Des Morgens besuchte er gewöhnlich ein Caffeehaus unweit der neuen Brücke. Er hatte schon mehre Morgen bemerkt, daß in einem gegenüberliegenden Hause hinter einem vergitterten Fenster, so oft er vorbeiging, eine Dame stand, welche ihm schwermüthig nachsah, wenn er in das Caffeehaus getreten, langsam das Fenster schloß. Da er dies einen ganzen Monat hindurch bemerkt hatte, so wuchs seine Hoffnung in ihm, ein Abenteuer zu finden, nur war er über die Art seines Benehmens sehr unei-

Er glaubte nicht besser thun zu können, als wenn er einem seiner Freunde, dem Marquis du Falois, welcher mit ihm in einem Hotel wohnte, den ganzen Vorfall, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, entdecke, und sich seinen Rath erbitte. Er that es, und der Marquis rieth ihm fürs Erste, recht oft täglich vor dem Fenster vorbeizugehen. Man wird ja sehen, was zu thun ist, wenn sich das Ganze erst näher entwickelt. Fritz folgte dem Rathe seines Freundes mehrere Tage hindurch. Er fand nichts, was ihn hätte auf die Spur bringen können, was die Dame von ihm verlange. Er grüßte sie, allein sie dankte nicht. Verdrießlich über seine vergebliche Mühe, ging er eines Tages dicht unter ihrem Fenster weg, als plötzlich ein Papier zu seinen Füßen fiel. Er hob es auf und steckte es, ohne es zu lesen, in die Tasche, eilte in das Caffeehaus, erbrach es hier, fand es mit einigen Goldstücken beschwert, damit der Wind es beim Hinunterwerfen nicht fortwehen könne, und las mit Erstaunen folgende Worte:

Mein Herr!

Ihr Aeußeres sagt mir, daß Sie zu einer Nation gehören, deren Biederkeit in der ganzen Welt berühmt ist. Sind Sie ein Beschützer der Unglücklichen, o! so

beschwöre ich Sie, retten Sie mich aus den Händen eines Bösewichts, aus den Händen meines Gemahls. Er hat mich um meines ansehnlichen Vermögens willen geheirathet, und unter dem Vorwande des Wahnsinns hat er mich einsperren lassen, um meiner los zu werden. Suchen Sie keine Hülfe bei der Obrigkeit, er hat von ihr die Erlaubniß, mich so zu behandeln, auf die falschen Berichte eines niederträchtigen Arztes erschlichen. Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist, retten Sie mich."

Antoinette Morval.

Fritz blickte traurig nach dem Hause, welches die Unglückliche einschloß. Es war schwarz, finster, alle Fenster vergittert, im dritten Stock lebte die Unglückliche.

„Wem gehört das Haus?" fragte Fritz den Aufwärter.

„Dem Kaufmann George."

„Und wer wohnt in demselben?"

„Im untersten Stockwerke der Wirth selbst, das zweite steht gegenwärtig leer, und im dritten wohnt ein Herr Morval, welcher von seinen Renten lebt."

„Ist der Mann verheirathet?"

„Das kann ich nicht sagen; er hat eine Dame bei sich, sehen Sie, dort steht Sie hinter dem Gitter, das kann leicht seine Frau sein.“

Fritz, welcher hier Gelegenheit hatte, eine edle That zu verrichten, brannte vor Begierde, die Unglückliche zu retten. Sein nächster Gang war nach dem Kaufmann George, dem er das zweite Stockwerk abmiethete, sein zweiter zum Marquis du Jalois, welchem er den Brief Antoinette's zeigte und seine weitern Schritte erzählte.

„Sie sind ein edler junger Mann,“ sagte der Marquis, „wahrlich, sich einer Unglücklichen so dringend und thatig anzunehmen, verräth eine sehr ungewöhnliche Großmuth. Allein, junger Mann, ich bin hier in Paris wohnhaft, ich weiß, welche Schwierigkeiten ein Unternehmen der Art hat, und wie vielen Aufwand es fordert. Haben Sie auch hinreichend Geld? Sagen Sie mir recht aufrichtig, haben Sie auch hinreichend Geld?“

Fritz zog seine Börse hervor und sagte: „Erlauben Sie, daß ich sogleich meine Capitale übersehe. Hier sind acht, neun, hundert, tausend Thaler in Louisd'or.

„Gut,“ sagte der Marquis, „die können wir brauchen.“

„Hier ist ein Wechsel auf zwölfhundert Thaler in Gelde.“

„Sehr gut,“ sagte der Marquis, „zwölfhundert Thaler und sehr gut.“

„Auch habe ich hier noch einen brillantenen Ring, welchen ich im Nothfalle zu Gelde machen kann.“

„Ist nicht zu verachten, ist gut, ist sehr gut. Sie sind ein Philosoph, mein Herr, ein wahrer Philosoph, der nicht nur gute Zwecke hat, sondern auch zur Erreichung derselben kräftige Mittel anwendet. Zeigen Sie doch den Ring. Wahrlich unter Brüdern tausend Louisd'or werth. Da hätten wir also siebentausend zweihundert Thaler, an die achtehalbtausend Thaler zusammen, ist gut, sehr gut. — Aber nun, theuerster Freund! eine einzige Frage. Ich habe in der Welt gelebt, die Bosheit der Menschen acht weit. Sind Sie auch von der Wahrheit dessen, was Ihnen Madame geschrieben, überzeugt? Sagen Sie mir aufrichtig, sind Sie davon überzeugt?“

„Ja,“ erwiederte Fritz.

„Das ist gut, mein Theurer, sehr gut. Aber woher?“

„Ich sehe nicht ein,“ sagte Fritz, „welche Ursache Madame haben sollte, mich an sich zu locken; ich werde

sie der Tyrannei ihres Mannes entreißen und über die Grenze bringen."

„Das ist brav gedacht, mein Theurer, sehr brav; aber denken Sie denn das ganze Unternehmen ohne alle andere menschliche Hulfe auszuführen? brauchen Sie keinen Vertrauten, sagen Sie? Ich stehe Ihnen mit meinen geringen Kräften gern zu Diensten."

Fritz willigte endlich ein, daß der Marquis um alle seine Schritte in dieser Sache wissen solle; er zog noch denselben Tag in das Quartier, welches unter der schönen Unglücklichen lag, ein.

Am andern Tage machte er beim Wirthe des Hauses sowohl, als bei Herrn Morval, seine Visite. Er fand einen sehr strengen und finstern Mann an ihm. Der Baron erzählte von seinen großen Gütern in Deutschland.

„Was hilft Geld und Gut," sagte Morval heftig, „wo die Ruhe der Seelen fehlt?"

„Man kann sie sich durch gute edle Handlungen erwerben."

„Oft auch nicht," sagte Morval noch finsterer, „wir hängen hier in der Welt von einer Menge Umständen ab, die angenehm oder unangenehm auf uns wirken. So habe ich das Unglück mit meiner Frau, sie

hat einen ſtillen Wahnſinn. Was hilft mir nun mein Reichthum. Kommen Sie, Freund, Sie ſollen mein Unglück ſehen.“ Er führte ihn in das Zimmer, in welchem Antoinette ſich befand. Sie lag auf einem Sopha und ſchlug ihr Auge matt gegen ihren Gatten auf. Sie wollte ſprechen, ihr Gemahl ſah ſie wüthend an, und ſie ließ ihren Kopf auf die Schulter ſinken und ſchwieg.

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte ihn Norval, „iſt meine Antoinette nicht ein reizendes Geſchöpf? Wäre ſie nicht das erſte Weib in Paris, wenn ſie das Unglück nicht hätte?“

Fritz empfahl ſich bald, er hatte nun die Dame in der Nähe geſehen, und das Leiden, welches ſo ſichtlich auf ihrem Geſichte ausgedrückt war, hatte eine ſolche Wirkung auf Fritzens Herz gemacht, daß er ſich nicht wenig in die Dame verliebte.

Gegen Abend kam der Marquis. „Lieber Freund!“ rief ihm Fritz entgegen, „Ihr Verdacht gegen die Dame iſt ungegründet, ganz und gar ungegründet, Alles, was ſie mir geſchrieben hat, iſt wahr. Ich habe ſie ſelbſt geſehen.“

„Und gehört und entdeckt, daß ſie redliche Abſichten hat?“

„Das nicht, das würde mich noch nicht überzeugen, aber meine Menschenkenntniß hat mir Blicke in Merval's Herz thun lassen."

„Ach so — Sie sind also ein Menschenkenner?"

„Als ich zu Merval in's Zimmer trat, schien er mir ein wenig zusammenzufahren, doch will ich das nicht verbürgen, aber sehr auffallend war es doch, daß er bei einem ganz gleichgültigen Gespräche die Bemerkung machte, daß alle Güter ohne Seelenruhe nichts halfen; denn sehen Sie, mein Bester, diese Bemerkung gab ihm sein aufgeregtes Gewissen ein."

„Richtig bemerkt," sagte der Marquis, „sehr richtig."

„Meine Antwort, daß die Ruhe unserer Seelen in unserer Gewalt stehe, machte ihn noch finsterer; merken Sie wohl, noch finsterer; er seufzte nicht, wie man wohl thut, wenn man eine traurige Wahrheit widerlegen muß, sondern er wurde finsterer, sein aufgeregtes Gewissen sträubte sich gegen meine Wahrheit. Der allerstärkste Beweis aber, daß Merval ein böses Gewissen habe, war der, daß er mich unaufgefordert zu seiner für wahnsinnig ausgegebenen Frau führte, gleichsam, als wenn ich es ihm schlechterdings nicht aufs Wort glauben würde. Freund, da habe ich denn den Engel in der Nähe gesehen, es ist eine

unbeschreibliche Schönheit. Der Mann muß seiner Frau wohl verboten haben, ein Wort zu sprechen, trotzdem öffnete sie ihre Lippen zu einigen Worten, allein wie ich von der Seite bemerkte, sah sie der Mann so wüthend an, daß sie aus Furcht vor nachherigen üblen Begegnungen still schwieg.

„Ja," sagte der Marquis, „jetzt glaube ich es auch, der Mann ist ein Tyrann und das Weib unschuldig. Aber haben Sie noch keinen Plan, sie zu retten, erdacht?"

„Doch," sagte Fritz, „ich bemerkte, daß die ganze Haushaltung des Herrn Merval aus einem sehr hübschen Mädchen und einer alten Haushälterin besteht. Die Erstere ist wahrscheinlich des Herrn Maitresse und über sie werden vielleicht die Reize meines Bedienten, der ein sehr hübscher Kerl ist, siegen, wenigstens kommt es auf den Versuch an. Mißlingt er, so soll Geld bei Beiden das gewöhnliche Wunder thun. Sind wir erst so weit, dann schreiben Sie an Merval und bescheiden ihn, unter dem Vorwande eines Geldgeschäftes, auf irgend ein Caffehaus. Während er aus dem Hause ist, hebe ich die Dame in den Wagen und wir rollen über die Grenze."

„Gut ausgedacht, sehr gut ausgedacht," sagte der Marquis, „thun Sie das, und thun Sie es so bald

als möglich, ehe Ihr Geld durch einen langen Aufschub sich versplittert."

Man fing noch denselben Abend an, an der Ausführung des Projects zu arbeiten. Johann erhielt Geld und mußte unter dem Vorwande, sich mit den Leuten, mit welchen er in einem Hause wohnte, bekannt zu machen, die hübsche Louise, so hieß das Mädchen, besuchen. Er wurde mit vieler Auszeichnung aufgenommen. Er erzählte, so gut es im gebrochenen Französisch ging, viel von Deutschland, wie wohlfeil es dort sei, daß die Leute dort im Ganzen weit fetter und langsamer wären, als in Frankreich, und was der Unterhaltungen mehr waren. Die Kammerjungfer hörte sehr aufmerksam zu und fragte ihn, indem sie zärtlich seine Hand drückte, ob auch alle Bedienten so schön in Deutschland wären, als er. Er erwiederte: „Noch weit schöner!"

„Ach," fuhr sie fort, „ein Mann wie Du, wäre für mich schön genug."

Johann setzte nun seine beste Galanterie in Bewegung, er hatte von seinem Herrn Geld zu Geschenken für Louisen erhalten, und überreichte ihr einige Kleinigkeiten, welche sie auch annahm und mit einigen zärtlichen Küssen belohnte.

Als Johann von allem Diesem seinem Herrn Bericht abstattete, so rief dieser in vollem Eifer aus: „Man sieht doch, daß die Boshaften sich unter einander nie getreu sind. Wäre es möglich, daß bei einem ehrlichen Mädchen in dem Zeitraume einiger Stunden ein Bedienter durch Geschenke so viel ausrichten könnte!“ Fritz warnte darauf Johann vor den Schlingen, welche ihm nun das Mädchen legen würde, gab ihm noch einige Regeln, welche seine Menschenkenntniß ihm an die Hand gab, und befahl ihm, nun auch die Alte zu gewinnen.

Am folgenden Abend war Morval zu Hause. — Johann wandte sich also an die Alte, um das Mädchen zu sprechen, einige Louisd'or machten sie sehr bald nachgiebig. Johann sprach Louisen, von beiden Seiten gelobte man sich ewige Liebe und Treue und man schied.

So lebte Fritz mehrere Wochen hintereinander; endlich wagte er es und ließ durch seinen Bedienten beiden Mädchen den Vorschlag thun, ihm eine Unterredung mit ihrer Frau zu verschaffen. Lange weigerten sich Beide, Geld und Drohungen drangen endlich durch. Louise benachrichtigte Antoinetten, daß Fritz sie sprechen wolle, und er ging eines Abends, als man überzeugt war, daß Morval nicht zu Hause kommen werde, auf Antoinettens Zimmer.

Es wäre unnütz, die zärtliche Unterredung, welche Fritz mit Antoinetten hatte, weitläuftig zu erzählen. Ihre Schönheit, ihr Unglück, rührten ihn bis zu Thränen; er versprach, auch wenn es mit Aufopferung seines ganzen zeitlichen Wohls sein sollte, sie zu retten, entdeckte ihr weitläuftig seinen Plan, welchen sie sogleich billigte; und beschloß endlich damit, daß sie ihn vor Louisen warnte.

Fritz ließ am andern Tage Louisen und die Alte zu sich kommen, sagte, da sie an dem Verbrechen Morval's Antheil genommen, so erforderte eigentlich die Gerechtigkeit, sie der Obrigkeit zu übergeben. Da es ihm aber mehr um Rettung der Unglücklichen, als um Bestrafung des Bösewichts zu thun sei, so wolle er Jeder von ihnen, wenn sie dazu beitrügen, daß er die unglückliche Antoinette entführen könne, hundert Thaler schenken. Nach vielen Debatten von beiden Seiten kam man endlich überein, und Fritz, welcher in Antoinetten schon seine künftige Gattin erblickte, war außer sich vor Freuden, und vergaß nicht, alle seine Schritte dem Marquis zu erzählen.

Dieser machte in der Stille alle Anstalten zur Abreise. Fritz hatte sich noch eine Unterredung mit Antoinetten ausgemacht, in welcher er beschloß, ihr ganz ge-

dazu zu entdecken, daß seit der letzten Unterredung ein ganz anderes Interesse, als das allgemeine der Menschheit, ihn an sie fesselte. Er hatte alle Ursache, mit dem Erfolge seines Geständnisses zufrieden zu sein. Der Tag ihrer Flucht ward auf übermorgen angesetzt; der Marquis hatte das verabredete Billet geschrieben, und Morval in ein von seiner Wohnung weit entlegenes Haus beschieden. Alles war zu ihrem Glücke bereit, als Antoinette durch Louisen unserm Fritz sagen ließ, sie fühle sich unpäßlich und sei nicht im Stande, eine so weite Reise zu ertragen. Man denke sich Fritzens Verlegenheit; alle Anstalten mußten abgeändert werden, und noch volle acht Tage dauerte es, ehe unser Held zum Ziele seiner Wünsche kam.

Indeß machte ein beträchtlicher Diebstahl bei einem Goldschmiede in Paris sehr vieles Aufsehen. Das beträchtliche Silber, was gestohlen worden, und die Frechheit, mit welcher der Diebstahl verübt war, hatte die Aufmerksamkeit der Polizei im hohen Grade rege gemacht. Man war daher auf alle Abreisenden sehr aufmerksam, und in den Grenzprovinzen, nach welchen sich die Diebe wahrscheinlich mit ihrer Beute würden gemacht haben, waren die strengsten Befehle zur Anhaltung aller Verdächtigen gegeben.

Der Tag, an welchem unser Held seine Schöne aus ihrem Kerker erlösen sollte, war endlich da. Der Marquis hatte Alles eingeleitet, Morval verfügte sich gegen Abend an den bestimmten Ort.

Fritz schlich sich, sobald er von dem Ausgehen Morval's durch Louisen gewisse Nachricht erhalten hatte, auf Antoinettens Zimmer. Sie packte eine Menge Schmuck, Kleider und Siberzeug zusammen. In einem Nu war dies durch Johann auf den Wagen gepackt, und eine halbe Stunde, nachdem Morval das Haus verlassen hatte, festen sich Fritz, Antoinette und Johann in eine Chaise und hatten in kurzer Zeit Paris weit hinter sich.

Nachdem die Liebenden etwa eine Stunde abgefahren waren, kam Morval nach Hause; er wüthete gegen Louisen und die Alte, bat den Wirth, Postpferde für ihn zu bestellen, und als diese kamen, setzte er den Entflohenen in möglichster Eile nach.

Fritz ließ sich indessen von seinem Unglücke nichts träumen. Er fuhr die ganze Nacht hindurch und näherte sich der Grenze, als in einer kleinen Stadt dem Posthalter die Eile auffiel, mit welcher Fritz die Postpferde bestellte.

Das Gerücht des zu Paris verübten Diebſtahls und die Verfügungen der Obrigkeit waren auch hieher gedrungen. Der Poſtmeiſter ſchöpfte Verdacht; er verzögerte die Abreiſe unſers Helden ſo lange als möglich; und da dieſer Geld über Geld bot, ſo ſchien dem Poſtmeiſter am Ende die Sache doch wohl werth, der Obrigkeit angezeigt zu werden. Er ging alſo zum Richter. Dieſer erſchien bald im Poſthauſe, examinirte unſern Fritz und befahl ihm endlich, ſeine Koffer aufzuſchließen. Aber was man darin fand, diente wahrlich nicht, ihn von dem Verdachte zu reinigen, welchen man auf ihn geworfen hatte. Ringe, einzelne Armbänder, ſilberne Tabatieren, Leuchter, Alles lag in dem Koffer von Madame in bunter Unordnung durch einander. Man bat alſo unſern Helden mit aller Höflichkeit, eine kurze Zeit hier zu verweilen, bis man ſich von ſeinem Stande und von ſeinen Geſchäften zu Paris würde näher unterrichtet haben.

Fritz dachte feſtgenommen zu werden und wunderte ſich ſehr über die Kaltblütigkeit, mit welcher Madame den ganzen ſo unangenehmen Vorfall anſah. Allein er hatte kaum eine halbe Stunde in der peinlichſten Ungewißheit über ſein künftiges Schickſal zugebracht, als die Thür auf-

flog und Morval mit einer Piſtole und einigen Gerichtsperſonen hineindrang. Auf dies Signal fiel Madame in Ohnmacht, und Fritz ſtand vor Schreck außer ſich da, und wußte nicht, was er anfangen ſollte. Morval wüthete, ſprach von Galeeren und Ketten, bis es nach einer halben Stunde zu Unterhandlungen kam, welche der wüthende Ehemann ſelbſt vorſchlug. Fritz mußte nämlich dem Ehemanne tauſend Thaler, und jeder der anweſenden Gerichtsperſonen hundert geben; der Ring, welchen Fritz der Madame zum Geſchenk gemacht hatte, war natürlich mit eingeſchloſſen, und ſo waren die Parteien von beiden Seiten beſanftigt, und eben wollte Alles abreiſen, als unvermuthet noch mehr Geſellſchaft eintraf.

Dieſe Geſellſchaft war nämlich Niemand anders, als die Marechauſſée, welche Willens war, dem Herrn Morval und Conſorten eine ziemlich unangenehme Viſite zu machen. Die Polizei hatte nämlich längſt einen Verdacht auf Herrn Morval geworfen, daß er bisweilen das Eigenthum Anderer für das ſeine anſehe und man hatte daher, als ſich verſchiedene Umſtände vereinigten, und den Verdacht des neulichen Diebſtahls auf ihn warfen, ohne weitere Umſtande eine Hausſuchung bei ihm angeſtellt. Louiſe

und die Alte waren, nachdem man in Morval's Hause verschiedene der entwendeten Sachen gefunden, sogleich gerichtlich verwahrt worden, und die väterliche Polizei suchte nunmehr auch den, wie man Anfangs glaubte, entflohenen Morval zu erhaschen. Louise und die Alte wurden verhört und mußten die Tour angeben, welche er genommen; man setzte ihm sogleich nach und kam eben zur rechten Zeit an, um eine neue Spitzbüberei zu verhindern.

Fritz erstarrte beinah, als sich ihm der ganze Zusammenhang der Geschichte nach und nach aufschloß; er mußte nach Paris zurück, um gegen Morval zu zeugen. Unter andern Bekanntschaften, welche er im Gerichtssaale erneuerte, gehörte, außer Louisen und der Alten, auch der saubere Herr Marquis, welcher die Hand bei der Einleitung der ganzen Geschichte mit im Spiele gehabt, und welcher nun seinem verdienten Schicksale entgegenging.

Die Geschichte war nun geendigt und Fritz erhielt Muße, über das Ganze nachzudenken. Man glaubt vielleicht, er werde klüger geworden sein, er werde weniger Zutrauen in seinen Verstand und in seine Menschenkenntniß gesetzt haben — ach nein, er machte nur bei sich aus,

daß es in der Sprache sowohl, als in den Gebehrden der Menschen Zweideutigkeiten gäbe, und das Schicksal allein Schuld an seinem Unglück sei, indem die erste Unterredung mit Morval immer im Grunde aus lauter Zweideutigkeiten bestanden habe. Indeß machte Fritz dennoch, daß er aus Frankreich kam, wo ihm Damen und Herren so übel mitgespielt hatten.

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei in Altenburg.